Die

sprachphilosophischen Werke

Wilhelm's von Humboldt.

HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT

VON

DR. H. STEINTHAL

PROFESSOR FÜR ALLGEM. SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN,
CORRESP. MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU UPSALA.

ERSTE HÄLFTE (BOGEN 1—16.)

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1883.

Der zweite Theil (Schluss) befindet sich bereits unter der Presse und erscheint noch in diesem Jahre.

Die

sprachphilosophischen Werke

Wilhelm's von Humboldt.

HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT

VON

DR. H. STEINTHAL

PROFESSOR FÜR ALLGEM. SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN,
CORRESP. MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU UPSALA.

ERSTE HÄLFTE (BOGEN 1—16.)

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1883.

Der zweite Theil (Schluss) befindet sich bereits unter der Presse und erscheint noch in diesem Jahre.

Prospect.

Wilhelm's von Humboldt
sprachphilosophische Werke,

in berichtigtem Text und mit fortlaufendem Commentar

herausgegeben

von

Dr. H. Steinthal,

Prof. für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin,
corresp. Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala.

ca. 40 Bogen. Preis ca. 16 Mark.

Allen, welche an dem richtigen, genauen und vollen Verständnis der ästhetischen und der sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt wie der in denselben niedergelegten metaphysischen Ansicht ein Interesse haben, muss die jetzt in der kleineren Hälfte vorliegende Arbeit eines Mannes, der länger als ein Menschen-Alter hindurch den Schriften Humboldts das sorgfältigste Studium gewidmet hat, willkommen sein.

Sie umfasst ausser dem abschließenden großen Werke *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues u. s. w.* auch die drei akademischen Abhandlungen: *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, *Ueber das Entstehen der grammatischen Formen* und *Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.*

Das Verständnis der in diesen Schriften vorgetragenen Gedanken erforderte aber ein sorgfältiges Eingehen auf alle übrigen Arbeiten Humboldts, namentlich auf seinen *Versuch über Goethes Herrmann und Dorothea.* Da diese für alle Grundfragen der Aesthetik so wichtige Schrift bisher genau so unverständlich war, wie das große sprachphilosophische Werk und die geschichtsphilosophische Abhandlung: so ist der Commentar für beide letztere Arbeiten schon an sich zugleich aufhellend für erstere, wird es aber auch ganz eigentlich durch die Citate aus derselben, welche erklärt werden mussten, indem sie erklären sollten. — Es braucht kaum gesagt zu werden, dass auch

die andren hier nicht aufgenommenen Abhandlungen, und nicht minder die Briefe Humboldts vielfach angezogen sind.

Besonders glücklich war es für den Herausgeber und Erklärer, dass die auf die große Schrift Bezug habenden Manuscripte Humboldts, welche aus der Zeit von 1822 bis auf wenige Tage vor seinem Tode stammen, man darf sagen: vollständig, erhalten sind. Dadurch gestaltete sich die Aufgabe, die in Bezug auf jenes Werk vorlag, zu einer echt philologischen, und zwar unter so günstigen Bedingungen, wie sie vielleicht nirgends wieder vorliegen. Es gewann sowohl die Feststellung des Textes wie der Commentar, und das hier Gebotene kann für alle philologische Kritik und Interpretation lehrreich werden. Denn nicht nur der Prototypos liegt vor, sondern auch vieles was für dessen Niederschrift benutzt ist. So konnten nicht nur Druck- und Schreibfehler der Copisten, sondern Schreib- oder Dictat-Fehler des Verfassers corrigirt werden; ja für wichtige Fälle bieten die Manuscripte einen Blick selbst in die ganze Gedanken-Bewegung des Verfassers. So ist durch bloße Mitteilung aus dem handschriftlichen Material ein objectiver Commentar dargeboten.

Das Nähere über die Manuscripte und die Einrichtung der neuen Ausgabe ist aus der soeben ausgegebenen ersten Hälfte derselben zu ersehen. Nur dies sei noch hinzugefügt: So oft der vorliegende Text von der Quart-Ausgabe abweicht, ist dies in den Anmerkungen angegeben. Abweichungen dagegen von den Gesammelten Werken, welche ohne jede Autorität sind, werden nicht beachtet.

Den Gewinn, den die neue Ausgabe der Wissenschaft bringt, glauben wir, noch abgesehen von der Sprachwissenschaft, dahin bestimmen zu können. dass es von jetzt ab möglich sein wird, Humboldts Bedeutung für die Aesthetik vollständig zu würdigen, und dass auch der metaphysische Gehalt seiner Schrift offen zu Tage tritt.

Berlin, im Mai 1883.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gossmann.

L. Reiter, Herzogl. Hofbuchdruckerei, Dessau

Die

sprachphilosophischen Werke

Wilhelm's von Humboldt.

HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT

VON

DR. **H. STEINTHAL**

PROFESSOR FÜR ALLGEM. SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN,
CORRESP. MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU UPSALA.

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1884.

Vorwort des Herausgebers.

Als ich neulich (ich werde gleich sagen, weshalb), in meine Erstlingsschrift *De pronomine relativo* blickte, ward ich von folgender im Proömium gemachten Aeußerung betroffen: *Semper beatum me fuisse, quum quae ille [sc. Humboldt] cogitaverit commentarer; meque, quum toto animo ac studio omni verba illius divina cogitarem, solatium semper praesentium, in posterum vires suxisse.* Ich ward, sage ich, hiervon betroffen, weil ich, ohne an diese Worte im mindesten zu denken, in meinem Programm zur vorliegenden Ausgabe Humboldts (Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. XIII. S. 204) niedergeschrieben habe: *Ich gehe mit gröfster Freude an die Ausführung dieser Aufgabe, und schätze mich glücklich, dass mich das Schicksal dazu berufen hat.* Und so fühle ich hier, nachdem ich diese Arbeit vollendet habe, zum drittenmal den Drang, zu erklären, dass die Zeit, die ich dem vorliegenden Buche gewidmet habe, zu den glücklichsten Tagen meines Lebens zählt.

Weshalb griff ich aber nach jener Schrift glücklicher Jugend? Weil ich den Ausdruck genau vor mir haben wollte, den ich dem Sinne nach niemals vergessen habe: *idque unum metuisse [me], ut satis ea [verba illius] intelligerem.* Ich hatte fortwährend, stärker oder schwächer je nach der Stimmung, das Gefühl, dass ich nicht sagen könne: ich verstehe H. ganz und wirklich. Das hatte ich auch in jener Zeit nicht vergessen, wo die Kritik in meinen litterarischen Aeußerungen über H. vorherschte, die ja auch schon in den Tagen vollster Hingebung an ihn nicht fehlte. Ich darf vielmehr wahrheitsgemäß bekennen: zu allen Zeiten war meine Achtung vor diesem Denker größer als meine Kritik, und größer als meine Achtung war meine Liebe zu ihm.

Die Jugend pflegt zuversichtlich zu reden, und mir hat es gewiss so wenig wie irgend einem Jüngling an Zuversicht gefehlt; aber auch in meiner ersten deutschen Schrift: *Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts und die Hegelsche Philosophie*, die noch in demselben Jahre wie die lateinische und ganz in demselben Geiste gearbeitet ist, wiederholte ich (S. 31): *Aus jedem Satze [Humboldts] weht uns ein unaussprechliches Etwas an, was uns ahnen*

lässt, es liege in den Worten nicht alles wirklich ausgedrückt, was sie bedeuten sollen; und wir fühlen uns immer von neuem getrieben, dieses über den wörtlichen Ausdruck Ueberschwankendeuns klar zu machen. Wir fürchten immer, H.'s Worte noch nicht vollkommen verstanden zu haben.

Jetzt weiß ich, dass ich ihn damals nicht völlig verstanden habe; und der Ausspruch: *Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle* hat sich diesmal so gut bewährt, als nur je die Wirklichkeit unsre Wünsche erfüllt. Wenn ich sah, wie Goethe's Papierschnitzel gesammelt und zum Verständnis seiner Werke benutzt werden, dachte ich oft: wenn wir nur H.s Notizen hätten! Denn dass sein Hauptwerk ohne Brouillon und Späne angefertigt sein sollte, schien mir kaum denkbar. Dieser Wunsch hat sich durch die Zugänglichkeit der nachgelassenen H.'schen MSS., die nach Buschmanns Tode von der Kgl. Bibliothek in Berlin erworben wurden, erfüllt und gerechtfertigt. Freilich, die Wirklichkeit entspricht nie völlig unsern Ahnungen und Vermutungen, und ist darum oft noch nicht schlechter. Der Leser wird wohl an den folgenden Darlegungen merken, dass mir, um H.s geheimste Denkfäden aufzufinden, nicht so sehr die MSS. als seine längst gedruckten Werke gedient haben. Aber zur Verwertung dieser frühern Arbeiten H.s für das Verständnis seiner letzten zusammenfassenden Schrift gaben mir erst die MSS. den Anstoß sowohl wie die Anleitung, zumal auch jene gerade so schwer verständlich sind wie diese ist und hinwiederum durch diese ihre Aufhellung finden. Dieselben Schwierigkeiten ziehen sich durch alle Werke H.s; die Schrift über Goethes Herrmann und Dorothea und die Abhandlung über die Geschichtschreibung ist bisher noch weniger verstanden oder mindestens eben so sehr unverstanden geblieben wie das Werk über die Verschiedenheit des Sprachbaues. Das wird mir jeder zugestehen, der diese Arbeiten jemals mit Nachdenken gelesen hat.

Und noch in einer andern Hinsicht ist die Wirklichkeit anders als meine frühere Annahme war, nämlich in Bezug auf den Grund der Schwierigkeit des Verständnisses der H.schen Schriften. Nicht ein unbestimmtes *Ueberschwankendes,* das von der sprachlichen Darstellung nicht völlig wäre aufgenommen worden, macht ihre Unklarheit aus; es ist nicht, dass in den Worten nicht alles wirklich ausgedrückt wäre, was sie bedeuten sollen, und dass die Ahnung hinzutun müsste, was aus dem Gesagten nicht zu entnehmen wäre. *Rege, lebendige Selbsttätigkeit des Lesers* wird freilich von H. verlangt, aber nicht mehr oder wenigstens nicht anders als von jedem tiefen Denker; und dass seine Schriften *weniger nur aufgefasst als nachgeschaffen sein wollen* (das.) gilt von ihnen nur in dem Maße und aus dem Grunde, wie von jedem wahrhaft philologischen Verständnis. H.s Worte enthalten und sagen genau soviel und genau das, was sie sollen, und leisten was Worte leisten können. Das alles ist es also nicht. Wenn ich mich nicht völlig teusche, so beweist meine jetzige Erklärung H.s, dass er ohne Ahnen oder Erraten philologisch genau bis aufs Wort interpretirt werden kann und muss; dass in seinen schwierigen Ausdrücken eine Terminologie und eine Synonymik liegt, die im allgemeinen und für den besondern Fall genau festzustellen ist; dass jedes Wort wirklich nur von seiner Bedeu-

tung erfüllt ist; und dass dessen Sinn durch die bekannten, überall anzuwendenden, hier nur, ebenfalls wie überall, individuell zu modificirenden Methoden der philologischen Interpretation ermittelt werden muss und werden kann. Hier kommt nichts vor was nicht in Böckhs Theorie der Interpretation besprochen würde. Nur darum ist H. schwieriger zu. verstehen, als sonst Schriftsteller unserer Muttersprache und auch als viele der alten Sprachen, weil hier die Mittel zum Verständnis mühseliger und gehäufter zusammengesucht werden müssen.

Diese Mittel für jeden Satz und für jeden §. zusammenzustellen: darauf war mein Bemühen im Commentar und in den Einleitungen gerichtet. Wenn mir dies gelungen ist, so ist H. von jetzt ab, ich sage nicht: leicht zu verstehen, aber jedem der sich die Mühe gibt, das Dargebotene zu benutzen, verständlich. Die Möglichkeit, ihn wirklich und völlig zu verstehen, ist jetzt jedem dargeboten.

Ich habe, soweit nicht die Interpretation das Gegenteil forderte, mich der Kritik H.s enthalten. Den Vorteil der liebevollen Hingabe, der reinen Versenkung in seine Gedanken glaube ich auch bei dieser Arbeit gelegentlich (wie bei §. 12) verspürt zu haben; das Verständnis war mir nur dadurch ermöglicht, dass ich mich selbst zu vergessen strebte.

Wenn ich mich in all' dem nicht teusche, so erscheint jetzt auch Wilhelm v. Humboldt in ganz andrem Lichte als früher. Man wird jetzt nicht mehr meinen dürfen, H.s Werk sei bloß eine Sammlung aphoristischer Aussprüche über sprachphilosophische Punkte, schöner Sentenzen, die man als um so gedankenreicher preist, als sie nicht zu bestimmtem Denken zwingen, sondern nur die besten Gedanken jedes Lesers anregen, und bei denen sich eben alles Schöne und Wahre denken lässt, ohne dass es darauf ankäme genau zu wissen, was H. dabei gedacht hat und dabei von jedem Leser gedacht wissen wollte. Man wird jetzt H. nicht mehr für einen Kopf halten dürfen, in welchem tiefe Gedanken nur gähren, und der wie vom pythischen Dreifuß herab spricht. So konnte er bisher erscheinen, und seine Darstellungsweise (vgl. das Kap. über H.s Styl) hat solchen Schein gestattet, bewirkt, verschuldet. Nun aber glaube ich, das volle Gegenteil erwiesen zu haben. Es muss gerechtes Staunen erregen, wie in diesem Manne alle Gedanken, auf welchem Gebiete auch diese sich bewegen, und in wie weit aus einander liegenden Zeiten sie auch ausgesprochen sein mögen, einen fest geschlossenen Zusammenhang zeigen. Da ist nichts vereinzelt, da sind nicht gelegentlich entstandene geistreiche Auffassungen von dieser und jener Tatsache, diesem und jenem Problem, die vielleicht zusammenstimmen und vielleicht auch nicht, da wird nicht auf gut Glück und aufs Gerathewohl über dies und jenes ein Urteil abgegeben, da wird nicht bald dieses und bald jenes Wort ergriffen, wie es der Zufall bot oder es einen schönen Klang gab und mit andren schön zusammenklang und den Satz abrundete — nichts von all' dem; sondern, sage ich, das gerade Gegenteil: die gediegenste Einheit eines Gedanken-Systems; jeder Satz aus dem Mittelpunkte einer ernsten, intellectuell großen, sittlich tiefen Weltanschauung stammend; jedes Wort abgewogen; jedes Urteil mit den Tatsachen umsichtig verglichen und abgegrenzt, wenn

1*

nicht geradezu aus denselben besonnen entwickelt. Und das alles wird in einer Sprache geboten, die eben so fern von Zufälligkeit, wie launenhafter Wahl ist, sondern wie ihr Inhalt den Stempel gesetzmäßiger Einheit zeigt, überall auf den Ursprung des Ausgedrückten aus des Mannes Innerstem hinweist.

So ist der neue, der wahre Humboldt, dessen Gestalt freilich nur durch alle die Rücksichten zu gewinnen war, welche seine Darstellungsweise erforderte, aber auch ermöglichte. Irre ich nicht, so findet hier der subjectivste Schriftsteller die objectivste Interpretation, nämlich aus sich selbst.

Bei solcher völlig veränderten Sachlage habe ich es für ganz ungeeignet gehalten auf frühere Auffassungen H.s im ganzen wie in einzelnen Stellen kritisch oder polemisch einzugehen. Ich betrachte alles früher über H.s Schöpfungen Gesagte einstweilen als nicht mehr vorhanden, als in das Reich der Vergessenheit versenkt. Wer nun etwas hieraus hervorholen will, namentlich etwas meiner Auffassung widersprechendes, übernimmt damit die Pflicht, es auf der neu gewonnenen Stufe der Erklärung zu beweisen. Und wie jeder, zumal jeder Philologe, willig zugestehen muss, dass er geirrt haben könne: so tue auch ich dies; und wer mir einen Irrtum nachweist, oder eine Stelle, die ich als mir unverständlich bezeichnet habe, aufklärt: dem werde ich dankbar sein.

Die Schriftsteller begleiten wohl ausnahmslos ihre Arbeiten mit Hoffnungen auf Erfolg und mit Wünschen für einen solchen und pflegen dies auch auszusprechen. Auch ich kann nicht umhin dies zu tun.

Es ist ein berühmter Satz, dass Staaten nur durch dieselben Kräfte wachsen und gedeihen können, durch welche sie entstanden sind. So muss es jeden Deutschen, der da weiß, dass das deutsche Volk nur durch seine Philosophie und Dichtung seine Stellung unter den Culturvölkern errungen hat, dass selbst diejenigen, die sich gegen das Licht, das von diesem Brennpunkte des deutschen Geistes ausging, ummauerten, dennoch nur von ihm erleuchtet und genährt wurden, — es muss ihn betrüben zu sehen, wie man sich heute in Deutschland in weiten Kreisen gegen jene idealen Bestrebungen abschließt; es muss wohl namentlich der Hinblick darauf, wie auch der Teil der Jugend, den man die idealisirte Jugend nennen zu dürfen berechtigt sein sollte, sich meist gegen die traditionellen Ideale der Humanität so fremd, so kalt, so feindlich zeigt, die trübsten Befürchtungen für die nächste Zukunft erregen. Jedoch Worte, die ich wie die vorliegenden, so ausdrücklich mit dem Hinweis auf Erfüllung gehegter Erwartungen beginnen konnte, dürfen wohl nicht so hoffnungslos schließen. Ich muss wol die Ueberzeugung festhalten, die Arbeit, die ich hiermit veröffentliche, werde nicht wenig dazu beitragen, das zu erfüllen, was Alexander v. Humboldt in der Vorrede zum Werke seines Bruders von demselben erwartete. Er sagte: *Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich teuschen, so mufs das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es mufs die Ueberzeugung darbieten, dass eine gewisse Gröfse in*

der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Gröſse des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Dieses Buch ist den lebenden und auch den kommenden Anhängern des Humboldtschen Glaubens an die Ideale der Humanität gewidmet; und ich will der Hoffnung leben, dass, so klein die Gemeinde der erstern ist, um so größer die der andern sein werde, dass ihrer die Zukunft sein werde bald und ganz und mit den reichsten, reifsten und reinsten Früchten! Das gebe ein gütiges Geschick unserem deutschen Volke, allen Cultur-Völkern, dem Menschengeschlecht!

Nizza, den 2. Februar 1882.

Steinthal.

Notiz

über die Manuscripte und die Ausgaben und über die Benutzung derselben für die vorliegende Ausgabe.

Die vorliegende Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt enthält erstlich drei akademische Abhandlungen: *Ueber das vergleichende Sprachstudium (*abgek. *Ueber d. Sprst.), Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluſs auf die Ideenentwicklung (*abgek. *Ueber d. gr. F.), Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers (*abgek. *Ueber d. Gesch.).* Die Mss. hierzu sind nicht mehr vorhanden. Abgedruckt sind sie in den Abhandlungen der Akademie und in den *Gesammelten Werken (*abgekürzt *WW.),* die ersten beiden in Bd. III., die letztgenannte in Bd. I.

Ueber die sämmtlichen Arbeiten H.s vergleiche man die beiden Lebensbeschreibungen von Schlesier 1843 und von Haym 1856, und das chronologische Register am Schlusse von *Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt* von Bratranek. Schlesier und Haym sind beide voll von Liebe und Begeisterung für H. und wissen den Leser hinzureißen; aber allerdings geht Haym tiefer auf den Ideengehalt der H.schen Werke ein. — Die Schrift *Ueber Goethe's Herrmann und Dorothea* findet sich in Bd. IV. der Werke; die Abhandlung *Ueber den Dualis* und die beiden Abhh. *Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache* und *Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau* (über welche beide meine Schrift *Die Entwicklung der Schrift* S. 31—33 und *W. v. Humboldt's Briefe an Welcker,* herausg. von Haym, S. 116 zu vergleichen) finden sich in Bd. VI. Die Abh. *Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen* ist leider in den WW. nicht wieder abgedruckt und ist nur in den Abhh. der Akademie von 1829 zu finden. Die Abh. *Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluſs auf die organische Natur* findet sich in Bd. IV., die *Ueber die männliche und weibliche Form* in Bd. I. — Diese Arbeiten H.s werden in dem vorliegenden Buche oft und ausführlich citirt. Auf die andren Arbeiten wird nur selten und kürzer verwiesen.

Die Schrift H.s, die den Hauptinhalt dieses Buches bildet, ist bekannt unter dem Namen *Einleitung in die Kawi-Sprache,* weil sie als Einleitung dem Werke *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java* (in 3 Bdn.) vorgesetzt ist. In dem Bd. I. des letztern, der 1836 erschienen ist (merkwürdiger

Weise fehlt dieses Werk in Bratraneks Uebersicht), ist sie mit römischen Zahlzeichen paginirt und beginnt dort mit S. XVII. In dem Separat-Abzuge, der hier zu Grunde gelegt ist, ist sie mit arabischen Zahlzeichen paginirt von 1 ab. Um also eine nach letzterm citirte Stelle dort zu finden, muss man 16 zur angegebenen Seiten-Zahl hinzuzählen. In den WW. ist diese Schrift in Bd. VI.

Ich citire nicht bloß die Seiten, sondern auch die Zeilen. Jede Zeile dieser Ausgabe entspricht der betreffenden Zeile der ersten Ausgabe. Die Seiten-Zahl nach dem Separat-Abzuge ist am Rande bemerkt.

Die akademischen Abhh. citire ich nach der Seitenzahl des Abdrucks in den Abhh. der Akademie, die hier ebenfalls am Rande bemerkt ist. Die Zeilen aber entsprechen einander nicht, und ich zähle sie nach der vorliegenden Ausgabe. Seite und Zeile des Abdrucks in den WW. bleiben ganz unbeachtet, weil diese meines Wissens in sprachwissenschaftlichen Arbeiten nie benutzt sind.

Die Mss. betreffend lasse ich hier in einiger Erweiterung folgen, was ich über dieselben in meinem *Programm zu einer neuen Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt* in der Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. Bd. XIII. S. 201—204 gesagt habe.

I. *Darstellung der Amerikanischen Sprachen.* Nur die *Einleitung* dazu ist ausgeführt, aber nicht vollendet. 141 S. f°. Ganz von H.s Hand. Sie trägt die Ueberschrift: *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* und ist nach vorbereitenden Bemerkungen § 1—18. f°. 1—14 in folgender Weise disponirt:

a) Natur der Sprache überhaupt § 19—55. f°. 15—49.

b) Verfahren der Sprache bei Bildung der Rede.

α) *Lautsystem* § 56—71. f°. 49—62.

β) *Wortvorrath* § 72—126. f°. 62—127.

γ) *Redeverbindung* § 127—149. f°. 127—141, unvollendet.

Dieses Ms. ist das älteste und wichtigste. Ich bezeichne es durch H^1.

II. *Vergleichende Betrachtung der Amerikanischen Sprachen. Einleitung.* 121 S. f°. Nur wenige Seiten gehen uns an. Es bespricht die amerikanischen Altertümer; und wenn sich das erstgenannte Ms. der Einleitung in die Kawi-Sprache an die Seite stellt, so entspricht dieses zweite Ms. vielmehr dem ersten Buche des Werkes über das Kawi, worin die Altertümer Java's besprochen werden. Auf diese Einleitung sollte eine *Vergleichende Darstellung des Baues der uns genauer bekannten Sprachen Amerikas* folgen. Aber mit der Ueberschrift *Buchstaben* auf f°. 121 bricht das Ms. ab. Es stammt nur teilweise von H.s Hand. Buschmann hat dieses Ms. erst, nachdem er das Werk über die Kawi-Sprache schon herausgegeben hatte, also längst nach H.s Tode aus dessen Papieren zusammengestellt, offenbar in der Absicht, es weiter zu führen und zu veröffentlichen. Dies ist dann unterblieben. Ich bezeichne dieses Ms. mit H^2.

III. *Ueber die Verschiedenheiten* (sic!) *des menschlichen Sprachbaues* in drei Abschnitten. Dieses Ms., das ich als H^3 bezeichne, sollte eine besondre ganz ausführliche Schrift über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues werden. H. wollte zu *dem Gebäude der allgemeinen Sprachwissenschaft*

wenigstens die Grundzüge geben, wenn er auch sehr klar darüber war, dass der volle Ausbau noch unmöglich ist.

Der *erste Abschnitt* hat die Ueberschrift: *Von der allgemeinen Sprachkunde und dem besondern Zwecke der gegenwärtigen Schrift.* § 1—33. f⁰. 1—55.

Der *zweite Abschnitt. Von der Natur der Sprache und ihrer Beziehung auf den Menschen im allgemeinen* § 34—66, ist eine Ueberarbeitung des betreffenden Teils im erstgenannten Ms. H[1].

Auch der *dritte Abschnitt* von dem zuerst nur wenige Blätter vorhanden waren, liegt jetzt, in Folge eines nachträglichen Fundes, vollständig vor. Er trägt die Ueberschrift: *Von der Sprache in Beziehung auf die Vertheilung des Menschengeschlechts in Nationen.* Hier § 67—79 bespricht H. die Ursachen der Trennung des Menschengeschlechts in Völker, die Abstammung der Menschen von einem Volke oder gar einem Paare. Dann werden die Begriffe Volk, Nation und Staat erörtert; es wird der Völkervereine durch Religion gedacht, und endlich wird der Begriff der Race für das Menschengeschlecht verworfen. Dann spaltet sich dieser Abschnitt in zwei Kapitel: *Erstes Kapitel. Von der Sprache in Beziehung auf die Verschiedenheit der in der Nation vorhandenen Individuen* § 80—100. f⁰. 95—139. *Zweites Kapitel. Von der Vertheilung der Sprache* [sic!] *unter mehrere Nationen* § 101—155. f⁰. 140—225. Das erstere handelt von den Verschiedenheiten innerhalb einer und derselben Sprache, welche durch die Geschlechter (Sprache der Frauen), die Stände und Classen der Bürgerschaft, endlich die Wissenschaft, Litteratur, Bildung hervorgebracht werden. Das andre Kapitel mit etwas wunderlichem Titel betrachtet die menschliche Sprache in ihrer Erscheinung als Vielheit von National-Sprachen, prüft also die Verwantschaftsverhältnisse und behandelt die Gründe der Veränderung und Umbildung der Sprachen. Dieses Ms. ist vor 1829 gearbeitet; denn ein bedeutender Teil der akad. Abh. *über das Pronomen* ist demselben entnommen; es fällt also in die Jahre 1827—29.

IV. *Vom grammatischen Bau der Sprachen* (H[4]) ist die Fortsetzung von Ms. I. u. III. Es beginnt mit einer allgemeinen Erörterung der grammatischen Form f⁰. 1—70 und knüpft dabei sogar wörtlich an den letzten Teil von Ms. I. an. Dann aber folgt eine ausführliche Betrachtung der Form des Sanskrit, f⁰. 70—189, zwischen welchen noch 111 S. f⁰. eingeschoben sind. In gleicher Weise, wenn auch wol nicht gerade in gleicher Ausführlichkeit, sollten noch einige Sprachen behandelt werden, so dass alle Sprachen der Erde vertreten wären.

Hierzu kommen endlich noch zwei Mss. der Einleitung in die Kawi-Sprache; das eine ist die Abschrift des andren, aber nur ein Teil derselben. Diese Abschrift, von Buschmanns Hand, war bis incl. § 11 von H. durchgelesen und diente nach H.s Tode zum Drucke. Ich bezeichne dieselbe mit B. Das andere Ms. ist von der Hand eines Schreibers; teilweise hat derselbe ältere Vorlagen copirt, teilweise ist ihm von H. dictirt worden, was aus Fehlern hervorgeht, die von H. corrigirt sind, und die sich nur als Hörfehler begreifen lassen. Dieses Ms. bezeichne ich mit A.

Büschmann bemerkt darüber in einer demselben beigelegten Notiz: *Dieses ist bis zur letzten Zeile von Wilh. v. Humboldt's Hand corrigirt und mit Zusätzen versehen; und indem er mit dieser Arbeit bis in die letzten Tage seines Lebens [1835] beschäftigt war, so enthält dieses Brouillon das Letzte, was er geschrieben hat, und zwar sind dies besonders die Correcturen in den Einschiebungen.*

Den Druck hat Buschmann besorgt; ich bezeichne ihn mit D.

Es lässt sich nachweisen, dass Stücke aus H[1] durch alle folgenden Mss. gewandert und endlich in A aufgenommen sind. Alle genannten Mss. I—IV, können als Entwürfe und Materialien zur Einleitung in die Kawi-Sprache angesehen werden. Es ist gewiss, dass an dem Studium der amerikanischen Sprachen H.s Ideen über das Wesen und die Verschiedenheit der Sprache sich weiter und klarer entwickelten, und dass er zunächst die Absicht hatte, diese Ideen seiner Bearbeitung der Sprachen Amerikas als Leitfaden vorauszuschicken. Er merkte dann wohl, dass diese streng disponirten *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* sich nicht als Einleitung in eine Special-Untersuchung fügen. Die Ideen waren ihm zu weit gewachsen. Er fasste also wahrscheinlich den Entschluss, sie in einer besondren Schrift *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* ganz ausführlich und so weit wie möglich die Sache erschöpfend darzulegen. Zur Vollendung dieses Unternehmens aber, das fühlte er bald, fehlte ihm die Lebensdauer, und so kehrte er zu der ursprünglichen Absicht zurück und bog mit Fleiß in den Ton einer Einleitung ein. Dazu gehörte, dass er äußerlich das formelle Gerüst einer Disposition fallen ließ.

Demnach scheint mir jetzt die Zeit gekommen, wo eine neue Ausgabe jener Einleitung (d. h. der Schrift *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die Entwicklung des Menschengeschlechts* in derjenigen Vollkommenheit, welche überhaupt möglich sein wird, versucht werden kann.

So viel über die Mss. aus meinem Programm.

Es versteht sich, dass ich vorzugsweise auf A zurückgegangen bin. Ich habe, mit wenigen gleichgültigen Ausnahmen, alle Abweichungen meiner Ausgabe von D angegeben. Dieselben stammen sämmtlich, auch wo dies nicht besonders bezeichnet ist, aus A. Zuweilen habe ich D vorgezogen, wo ich sicher glaubte, dass H. selbst es getan haben würde. Der wirklichen, sinnentstellenden Fehler in D sind immerhin genug.

Die häufigen Sperrungen in D habe ich unbeachtet gelassen, weil sie nicht von H. herrühren, lästig und zuweilen ganz gegen den Sinn sind. Nur wo in A das Wort unterstrichen ist, habe ich es sperren lassen.

Ueber das Verfahren bei meinen interpretirenden Zutaten habe ich wenig zu sagen. Die Anmerkungen enthalten fast nur die grammatische Erklärung. Der Zusammenhang der Gedanken im ganzen und großen konnte nur in den Einleitungen dargelegt werden. Zu sachlichen Erklärungen schien mir keine Veranlassung.

Ich lasse hier abermals eine Stelle aus dem eben citirten Programm folgen (S. 206 f.): „Die obige Aufzählung der Mss., zeigt klar, dass die *Einleitung*

nicht speciell für die Kawi-Sprache und den malayisch-polynesischen Stamm gedacht und gearbeitet, noch weniger bloß auf Anregung von außen entstanden ist, sondern dass sie in den letzten fünfzehn Lebensjahren H.s nicht aufgehört hat, der Mittelpunkt seines Denkens und Arbeitens zu sein. So steckt in ihr wohl die Einheit des Mannes; aber sie trägt nicht die Einheit des Gusses, durch welchen sie ihre Gestalt gewonnen hat. Sie ist mehrfach überarbeitet, zerrissen und zusammengestückt. Diese ihre Entstehungsweise erklärt vieles Rätselhafte. Mancher Satz steht in der Einleitung ohne Verknüpfung da; oder er enthält eine stilistische Incorrectheit. Hierüber geben uns die Mss. Aufschluss, aus denen sich ergibt, in welchem Zusammenhange der Gedanke ursprünglich gedacht war, aus dem er nun herausgehoben ist, ohne sich auch in der sprachlichen Form dem neuen Zusammenhange anzupassen.

Manches ist in einem Ms. schön ausgeführt, was wir jetzt nur verkürzt lesen. Aber nicht bloß die Verkürzung, sondern auch die veränderte Stellung ließ ein volles Verständnis nicht zu. Jetzt gewinnen wir einen volleren Einblick in die geistige Werkstätte H.s. Einige Incorrectheiten erklären sich daraus, dass H. nicht selten beabsichtigte Aenderungen im Ms. des Schreibers nur angedeutet, die Ausführung ihm überlassen hat. Dabei aber wurden zuweilen nicht sämmtliche Rücksichten beobachtet. Es wurde etwa das Verbum geändert, aber nicht wie notwendig gewesen wäre, auch der Casus oder die Präposition.

Ich werde versuchen, aus den Mss. alles mitzuteilen, wodurch das innige Verständnis H.s gefördert werden kann. Kürzere Parallel-Stellen, und kurze Angaben über den ursprünglichen Zusammenhang und die ursprüngliche Form der Sätze werde ich als Anmerkungen unter den Text bringen. Längere Auszüge aus den Mss. werde ich in den Einleitungen zu den betreffenden §§ bringen.

Die Mss. befähigen uns bis auf einen gewissen Grad, der Arbeit H.s zuzuschauen, die Chronologie der Teile zu entwerfen. So begreifen wir auch die Schwierigkeit, welche manche Stelle, z. B. § 1 dem Verständnis bietet. H. hat ihn zuletzt geschrieben. Er trug seine ganze Sprach- und Geschichts-Ansicht in seinem Geiste und wollte sie an dem Eingang seines Werkes in Kürze ausgedrückt hinstellen. Es ist Cyklopen-Arbeit.“

Schon in dem Vorwort habe ich bemerkt, dass mehr als ich anfänglich glaubte, auch die ältern nicht sprachwissenschaftlichen Arbeiten H.s zur Erklärung des Haupt-Werks herangezogen werden mussten. Sie geben über den Sinn vieler Stellen und der wichtigsten Ausdrücke, wie über die Entwicklung der Ideen in H.s Geist wichtige Aufschlüsse.

So tragen die hier gebotenen Einleitungen einen wesentlich andren, bedeutsamern Charakter, als die dem Programm beigefügte Einleitung zu einer unvollendeten Abhandlung H.s. Diese Einleitungen sind überhaupt nicht gleichartig, nicht nach einem feststehenden Schema, sondern je nach dem sachlichen Bedürfnis gemacht, wie mir dieses erschien.

Allgemeine Einleitung
in Humboldts sprachphilosophische Arbeiten.

Die allgemeine Einleitung in Humboldts sprachphilosophische Arbeiten ist kurz. Denn was eine solche zu leisten hätte, um dadurch zu denselben hinzuleiten, dass nämlich gezeigt würde, was H. als gegeben vorfand, und wie er das Vorhandene verarbeitete, lässt sich darum nicht ausführen, weil er nichts vorfand. Die Sprachphilosophie beginnt mit ihm, ist in ihm erstanden. Damit soll nicht geläugnet werden, dass die sogenannten philosophischen Grammatiken viele vortreffliche Erläuterungen und Ergebnisse von daurendem Werte enthalten; aber auf diesem Gebiete bewegen sich H.s Arbeiten nicht, und hier liegen seine Verdienste nicht. Die Kenntnis fern liegender Sprachen aber hatte bis auf ihn kaum mehr als das Interesse ethnologischer Curiositäten. Eben so ist auch die historisch-vergleichende Grammatik des Indogermanischen und die classische Philologie vor und namentlich neben ihm, wie wichtig auch für seine Bildung überhaupt, doch für die Schöpfung seiner Ideen über Sprache von keinem irgend welchen Belang gewesen. Seine Ansichten vom Wesen der Sprache und der Form der Sprachen sind lediglich aus ihm erzeugt, in dieser Beziehung gilt in vollem Maße, was er von der genialen Individualität sagt. Er hat nicht an Vorhandenes angeknüpft und lässt sich aus Vorhergehendem nicht ableiten. Er ist nur aus sich zu erklären.*)

Wenn ich aber sage: aus sich, aus seiner Individualität, so muss ich freilich hinzufügen, dass solche Individualität nur zu seiner Zeit möglich war. Nicht unmittelbar, d. h. nicht durch ihren Inhalt, wirkte die classische Philologie und die obenein erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens aufstrebende vergleichende Grammatik auf H.s Schöpfung, aber durch ihren befruchtenden Geist. Soll aber hierauf eingegangen werden, dann dürfte freilich der Einfluss des kantischen Geistes noch weniger übersehen werden; sowohl Kants kritische Philosophie als die Modification derselben durch Schiller und Fichte. Und so dürften die Ideen über Kunst und Dichtung hier am wenigsten übergangen werden. Nicht ein Kapitel der Geschichte der Sprachwissenschaft wäre also eine Einleitung in H.; sondern sie müsste ein

*) Man vergleiche meine *Gedächtnisrede auf W. v. Humboldt* 1867.

Kapitel der Cultur-Geschichte Deutschlands werden, und, da diese Periode Deutschlands seine goldene war, so müsste es ein Kapitel der Cultur-Geschichte überhaupt werden: eine schöne Aufgabe, die ich aber nicht übernehme. Worauf es mir dabei vorzugsweise anzukommen scheint, habe ich schon vor Jahren ausgesprochen: die Klarheit der Idee der Humanität und die Anspannung des Gefühls der Humanität. Sie ist die Mutter der H.schen Sprachphilosophie, und diese ist eine ihrer schönsten Töchter.

Derselbe Geist, der Schiller und Goethe beseelte, der Grimm und Bopp, Böckh und Lachmann leitete, erzeugte auch H.: dies ist meine Einleitung.

Verlangt man aber eine Analyse, einen vorläufigen Hinweis auf den Kern, dem alles entsprossen ist: so kann ich auch so nur kurz sein. — H.s geniale Tat liegt in der Anknüpfung der Sprache an die höchste und letzte Kraft, auf welche unser Denken alles zurückführt; und es ist wahrhaft merkwürdig zu sehen, wie hier ein Object nur dadurch wissenschaftlich bedeutsam und erforschbar wird, dass man es in den Kreis der unlösbaren Probleme erhebt. Ich glaube behaupten zu dürfen:

H.s Ansicht ist Kantisirter Spinozismus.

Näher betrachtet liegen hierin drei Hauptpunkte:

Der erste ist die Identität der Sprache mit dem menschlichen Geiste; und H. stellt sie mitten in jenes Problem, wie der einfache Geist sich in mannichfacher Tätigkeit offenbart, die eine Kraft sich in verschiedenen Richtungen zeigt, und wie überhaupt geistiges erscheint.

Hieran knüpfte sich nun für H. sogleich weiter das Problem der Erkenntnis: wie erfasst das Denken das Sein? Vermittelst der Sprache, antwortet H., wiederum nur ein Rätsel durch ein Rätsel erklärend.

Der andre Punkt ist empirisch: Humboldt erkannte, dass jede Sprache eine ganz individuelle Form habe; schließlich habe jedes Individuum seine Sprache. Diese empirische Entdeckung war der Stachel, der zur speculativen Erfindung trieb. Ist die Sprache so individuell, so sehr Sache des Einzelnen: wie ist Verständnis möglich? Ist Verständnis möglich, so ergab sich daraus für H. ohne weiteres, dass die Sprache nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit, schließlich der Menscheit gehöre. Die Frage aber ist nun: wie muss die Individualität gedacht werden, ohne dass sie aus der Gesammtheit herausfalle? Nicht das Sprechen, das Verstehen ist das wirklich Rätselhafte.

So war der dritte Punkt gegeben: die Sprache ist einerseits das Band der Individuen, welches sie aneinander und an die unendliche Urkraft bindet; und sie ist andrerseits das individualisirende Princip, welches die Urkraft in die Wirklichkeit der Erscheinungen und in die geschichtliche Entwicklung versenkt.

Da nun die Individualisirung zunächst und hauptsächlich in den Nationen vorliegt, so ist hiermit die Wichtigkeit der Verteilung der Menschen nach Völkern und somit die Wichtigkeit der Sprache für die Geschichte ausgesprochen.

Was aber hier in drei Punkte zerschlagen ist, war für H. mit einem Schlage eine einzige Gedanken-Tat im Zusammenwirken aller seiner Kräfte. Dieses Zusammen von Speculation, Kunstsinn und Scharfblick war eben Wilhelm von Humboldt.

Verlangt man aber endlich noch, dass ich zeige, wie sich diese Urtat H.s in ihm entwickelt, ausgebreitet hat, wie sie die speculativen Principien und ästhetischen Fähigkeiten, wie die empirisch grammatischen und geschichtlichen Kenntnisse ergriffen und sich dadurch in immer weitern Kreisen bewahrheitet hat: so kann ich den Leser nur einladen, mit mir an die Lesung H.s zu gehen. Er lasse sich in medias res führen. Wir haben ihn eben in seiner Entwicklung vor uns.

Die geistige Grund-Tat H.s war ein Keim, der nur allmählich und unter starken Mühen sich entwickelte. Wie seine Metaphysik längst feststand, so hatten auch seine anthropologischen Studien, seine Völker-Vergleichung schon im vorigen Jahrhundert begonnen. Und so wird auch wol seine sprachwissenschaftliche Idee gleichzeitig sowohl metaphysisch als historisch genährt und befruchtet worden sein, wie seine *Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben* beweist, in der sich H. zum ersten male über seine Sprachbetrachtung wirklich äußert, da er früher doch nur Andeutungen gab. Diese *Ankündigung* ist in *Fr. Schlegel's Deutschem Museum* II. S. 485—502. 1812 erschienen. Sie enthält den wirklichen Keim unseres großen Werkes. Eine gewisse stark ausgesprochene Mystik könnte allerdings durch den Ort, für den sie berechnet war, hervorgelockt sein. Doch wissen wir nicht nur, dass eine solche in der Tat H.s Gemüt durch das ganze Leben erfüllte, und dass scheinbar kalte, klare Stellen von derselben, die hinzugedacht werden muss, Wärme und Tiefe erhalten, sondern es bleibt außerdem zu beachten, dass hier auch im Gegenteil die empirische Seite sehr stark betont wird.

Ich teile hier das Wesentlichste aus dieser ersten öffentlichen Aeußerung H.s über seine Sprachstudien mit. Er beginnt:

Bei dem Entschluſs, einen einzelnen abgesonderten Volksstamm, wie der Vaskische ist, mit aller Ausführlichkeit und Genauigkeit zu beschreiben, welche die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, habe ich vorzüglich die Forderungen vor Augen gehabt, welche, meiner Ueberzeugung nach, an eine gewisse und höchst nothwendige Bearbeitung der Weltgeschichte (da dieselbe unläugbar mehrere, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, erlaubt und fordert), gemacht werden müssen. 485 5

Das Menschengeschlecht ist in Nationen, Stämme und Racen getheilt; wie selbstständig und frei das Individuum überall da ist, wo es sich seines Willens und seiner sittlichen Unabhängigkeit bewuſst wird, so gehört doch das ganze Geschlecht auch auf eine ähnliche Weise, als die Geschlechter der Pflanzen und Thiere, der Natur an. Sowohl auf seine ursprünglichen Anlagen, als auf die Entwickelung derselben wirkt die Race, von welcher der Mensch abstammt, der Boden, auf dem er entsteht, die Luft, die er einathmet, die Gegend, die ihn umgiebt, der Himmel, zu dem er emporblickt. Ein Stamm ist vor dem andern beglückt, und das Höchste und Schönste, was die ältere und neuere Geschichte von nationeller Entwickelung darbietet, ist nicht sowohl Frucht der Anstrengung, des Fleiſses, der Bildung, als Erzeugniſs einer von Natur glücklichen Spannung, Stimmung und Mischung der Kräfte des Geistes und Gemüths. 10 15 486

20 *In welchem Zeitpunkt man nun die neben einander bestehenden Nationen in ihrem ununterbrochen forteilenden Laufe betrachten mag, wandern, trennen, vereinigen, mischen sie sich, sterben aus, körperlich durch wirklichen Untergang, oder geistig durch Ausartung, machen neuen Platz, oder treten selbst, in veränderter Gestalt, wieder auf. Allein jeder von irgend einer Seite her errungene*
25 *Vorzug wirkt weiter fort, und ist gleichsam eine Eroberung in dem Gebiete desjenigen, was sich in der Menschheit durch die That darstellen läfst, und so entstehen immer andre und andre, mehr oder minder vollkommene, aber einander gegenseitig unterstützende und durch einander gewinnende Formen der Menschheit.*

30 *Diesen Gesichtspunkt, von welchem aus das Menschengeschlecht gleichsam in seiner, ursprünglich hauptsächlich durch die physische Natur (Gebirge, Meere, Flüsse) veranlafsten Trennung betrachtet wird, zu ergreifen, ist nicht weniger Pflicht der Weltgeschichte, als die einzelnen grofsen Begebenheiten und moralischen Umwälzungen zu verfolgen, die auf Vereinigung der kleineren Massen*
35 *gerichtet sind, und das moralische Dasein der ganzen Menschheit Einem immer*
487 *höher gesteckten Ziele zuzuführen streben. Wie aber diefs gewissermafsen zwiefache Bemühen fruchtbar in einander greifen mufs, ist hier nicht der Ort, auseinander zu setzen. Hier ist nur von dem einen Geschäfte der Weltgeschichte die Rede, der mannigfaltigen Verwandtschaft der Nationen und*
40 *Racen, ihrem vielfachen Einwirken auf einander, ihrer Veredlung und Ausartung, und somit der Thätigkeit der Natur selbst, die aus nie ruhender Werkstatt neue und neue Gestalten hervor führt, nachzuspüren; unmittelbar den Menschen und die Gröfse der sich in ihm ausprägenden Idee ins Auge zu fassen; das Menschengeschlecht wie eine ungeheure Pflanze zu betrachten, die*
45 *sich in wechselnden Richtungen, parasitisch wuchernd, über den Erdboden hin erstreckt, wo Boden und Himmel ihr lächeln, freudig empor spriefst, sonst niedrig hinkriecht, ihre Wurzeln zwar der Erde vertraut, aber vom Thau und der Sonne einer andren höhern Welt erfrischt und erwärmt wird; und auf diese Weise dasselbe unmittelbar an die Natur, und diese an die Ideen zu knüpfen, in deren*
50 *Herrschaft das organische Leben beider besteht, — wodurch nothwendig in jeder Brust der Gedanke rege, und fruchtbar bis zur That erhalten wird: von welchen Vätern entsprossen, welche Kinder und Enkel der Jetztlebende hinterlassen mufs.*

In diesem Geschäfte aber mufs der Weltgeschichte auf mannigfaltige Weise, und vor allem durch genaue, ausführliche und treue Beschreibungen
55 *einzelner Stämme vorgearbeitet werden, an welchen es bis jetzt noch fast ganz*
488 *fehlt. Denn da der Unterschied der Nationen sich am bestimmtesten und reinsten in ihren Sprachen ausdruckt, so mufs in einer solchen Beschreibung das Studium der Sprache mit dem der Sitten und der Geschichte zusammen stofsen. . . . . Es fehlt noch an festen Grundsätzen, die Verwandtschaftsgrade der*
60 *Sprachen zu bestimmen; man ist noch zu wenig einig über die Zeichen, welche*

30—38] Vgl. Einl. zu §. 5.

50 *beider*] des Menschengeschlechts und der Natur. — *wodurch*] weil hier alles von den materiellen Verhältnissen abgeleitet erscheint, welche in der Abstammung zusammenfließen.

59 ff.] Die Verwantschaft der Sprachen ist in H[3] ausführlich behandelt (s. oben S. 9).

die Abstammung verschiedener Völker von einander beurkunden; man begnügt sich noch viel zu häufig mit der fragmentarischen Vergleichung einzelner Sitten, und ein paar Dutzend auf gut Glück aus einer Sprache herausgerissener Wörter; es stehen noch in diesem gränzenlos weiten Gebiete zu wenige Thatsachen als sichere Anhaltungs- und Vergleichungspunkte fest; man hat selbst noch zu 65 *schwankende Begriffe über die Art, wie die Sprache einer Nation zugleich Mafsstab und Mittel ihrer Bildung ist, um nicht die Vereinigung des Sprach-, Geschichts- und Völkerstudiums zur Kenntnifs und Würdigung des Menschengeschlechts — als eines grofsen, in Racen, Stämme und Nationen getheilten, Naturgesetzen und unabänderlich gegebenen Bedingungen unterworfenen, aber* 70 *auch zugleich sich selbst durch Freiheit bestimmenden Ganzen — für ein neues, wohl von fern gesehenes, allenfalls flüchtig durchstreiftes, aber erst jetzt wahr-* 489 *haft zu bearbeitendes Feld anerkennen zu müssen.*

Hierauf wird S. 494 eine Betrachtung des Ländchens und seiner Bewohner, ihrer Lebensweise, Sitten, Verfassung und ihres Charakters in Form einer Reisebeschreibung versprochen.

Dann kommt H. auf die Sprache, und hier heißt es (S. 495):

Man kann es als einen festen Grundsatz annehmen, dafs alles in einer 496 *Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein* 75 *ein organischer Bau ist. Nur wo die Sprachbildung bei einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel Statt. Dieser Fall tritt nun zwar wohl bei allen, uns jetzt bekannten Sprachen ein — da wir von den Ursprachen und* 80 *Urstämmen durch Klüfte getrennt sind, über die keine Ueberlieferung mehr hinüber hilft — und selbst in den tiefsten Wäldern Amerikas dürfte man schwerlich ein Beispiel eines, durch reine vor Erlernung einer andern Sprache geschehene Absonderung entstandenen, und durchaus unvermischt gebliebenen Stammes antreffen. Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in sich auf-* 85 *nimmt, oder sich mit einer andern vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, so viel als möglich, in die, dem andern eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, so dafs durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen; nicht leicht* 90 *aber ganz unorganische Masse zurück bleibt.*

Auch die wirklich vorhandene Analogie läfst sich indefs nicht immer mit Glück bis in ihre feinsten Zweige verfolgen. Die Zeit verwischt ihre Spuren; Mittelglieder der Reihen gehen, da die Elemente der Sprache auch in ihrem wechselnden Entstehen und Untergehen lebendigen Individuen gleichen, verloren; 95 497 *ja der Mensch selbst, welcher die Sprache mit bilden geholfen hat, und noch hilft, ist sich nicht immer der Analogie, welcher er instinctmäfsig folgt, bewufst,*

65—67.] Ueber Sprache und Bildung handelt unser Werk, namentlich in den ersten sechs Paragraphen, dann § 9. 20.

71. *auch — bestimmenden]* obwohl diese Rücksicht für die hier angedeutete Arbeit nicht obwaltet.

und das in ihren einzelnen Gliedern zertrennte Bewufstsein der Nation läfst sich nicht in Einen Brennpunct lebendig vereinigen. Zu dem eigentlichen Wesen der
100 *Sprache kommt man überdiefs durch keine, auch noch so vollständige Zergliederung. Es gleicht einem Hauche, der das Ganze umgiebt, aber, zu fein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert, wie der Nebel des Gebirgs nur aus der Ferne Gestalt hat, so wie man aber in ihn hineintritt, formlos umherstiebt. Man nähert sich diesem ihrem Wesen aber, je mehr verschiedene Sprachen*
5 *man genauer betrachtet, dadurch in das allgemeine Geschäft der Sprachbildung der gesammten Menschheit eindringend; je mehr man jede einzelne — und dazu sind die Zergliederungen unentbehrliche Vorarbeiten — als den individuell bestimmten Ausdruck einer gewissen nationellen Charakterform zu erkennen bemüht ist. Wenn man diesen Weg richtig verfolgt, gelangt man indefs freylich*
10 *selbst über die Gränzen des blofsen Sprachstudiums hinaus. Denn die Sprache ist überall Vermittlerinn, erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem andern Individuum: zugleich und durch denselben Act macht sie die Vereinigung möglich, und entsteht aus derselben; nie liegt ihr ganzes Wesen in einem Einzelnen, sondern mufs immer zugleich aus*
15 *dem andern errathen, oder erahndet werden; sie läfst sich aber auch nicht aus*
498 *beiden erklären, sondern ist (wie überall dasjenige, bei dem wahre Vermittlung Statt findet) etwas Eignes, Unbegreifliches, aber nur durch die Idee der Vereinigung des, für uns und unsre Vorstellungsart, durchaus Geschiedenen Gegebenes, und nur innerhalb dieser Idee Befangenes. Ihre Betrachtung, die*
20 *jedoch, um nicht chimärisch zu werden, von der ganz trocknen, sogar mechanischen Zergliederung des Körperlichen und Construirbaren in ihr anfangen mufs, führt also bis in die letzten Tiefen der Menschheit. Man mufs sich nur durchaus von der Idee losmachen, dafs sie sich so von demjenigen, was sie bezeichnet, absondern lasse, wie z. B. der Name eines Menschen von seiner*
25 *Person, und dafs sie, gleich einem verabredeten Chiffre, ein Erzeugnifs der Reflexion und der Uebereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menschen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen sei. Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder staunenswerthes, wenn gleich täglich unter*
30 *uns wiederholtes, und mit Gleichgültigkeit übersehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, und ist (um jetzt nicht der überirdischen Verwandtschaft des Menschen zu gedenken) die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, dass der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, dass Ich und Du nicht blofs sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem*
35 *Puncte der Trennung zurück gehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und dafs es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen,*
499 *hülfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zum uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde.*

---

99. *eigentlichen Wesen]* es ist das gemeint, was § 8 *Form* heißt.
101 f.] Vgl. das. 43, 14 — 44, 25.
110—139.] Das in diesen Zeilen Zusammengedrängte ist in §. 9. 5 u. 6 weiter entwickelt.

Mit den ersten Worten spricht hier H. den weltgeschichtlichen Standpunkt seiner Betrachtung aus. Doch ist er noch fern von dem was er später, in der Akad. Abh. darüber lehren wird. Es gebe mehrere Bearbeitungen der Geschichte; einer derselben will er vorarbeiten. Welche diese ist, wird dann wol klar genug ausgedrückt. Der Mensch ist eine Wesens-Art der Natur, wie die Pflanze und das Tier, allerdings diejenige Art, zu deren Wesen auch und vorzugsweise der Geist gehört; aber der Geist wird hier auch nur als eine Form natürlicher Vegetation gefasst. Die Freiheit bleibt dabei völlig außer Acht; denn sie tritt nur im Individuum hervor, und bei dieser Geschichtschreibung werden bloß die Massen, Rassen, Stämme und Nationen in Betracht gezogen, wie in der Botanik und Zoologie die Arten, Familien, Classen. Dieselbe berichtet so wenig wie letztere von Taten als solchen, sondern nur von Erlebnissen der Menschheit.

Hier wird also das Menschengeschlecht von Seiten seiner Trennung (Z. 32) betrachtet, während eine andre Form der Geschichte die Vereinigung (Z. 34) hervorhebt, worauf sich das moralische Leben richtet, das einem idealen Ziele zustrebt. Beide Formen müssen in einander greifen; hier jedoch soll nur von der erstern die Rede sein. Für diesen Gesichtspunkt aber ist die Sprache von besonderer Wichtigkeit. Hierbei jedoch vergesse man nicht, dass auch hier die Idee (Z. 43) erkannt werden muss, unter deren Herschaft das Menschengeschlecht steht (50). Denn hier wird allerdings der Mensch an die Natur geknüpft; aber auch sie steht unter derselben Idee (49 f.).

Was diese Darlegung von der in der Akad. Abh. unterscheidet ist dies, dass hier eben verschiedene Formen der Geschichte neben einander bestehen, welche dort in der einen wahren Form der Geschichtschreibung aufgehoben sind. Es ist aber so klar, wie sehr die ältere Auffassung zur jüngern drängte, da auch jene in den Ideen mündet, dass nur aus der Neuheit ihres Gedankens zu begreifen ist, wie dieser etwas abgerissen und zu selbständig hingestellt werden konnte. Vgl. auch *Ueber d. Sprst.* §. 9.

In demselben Jahre 1812, in einem Briefe an Goethe *(Goethe's Briefwechsel mit den Brüdern von Humboldt* S. 244*)* machte H. folgende Aeußerung: 140
Man mufs aber schlechterdings die Sprachen als einen Theil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oekonomie der intellectuellen Natur ansehen, um dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen, und daher gehören die Hauptmomente aller Untersuchungen über Nationalcharakter und über die Vertheilung des Menschengeschlechts in Stämme und Nationen 45
wesentlich mit in diese Untersuchungen, die aber freilich mit vieler Feinheit

141. *Oekonomie der intellectuellen Natur]* d. i. was er in der großen Schrift (1, 10) Offenbarwerdung oder Erzeugung der menschlichen Geisteskraft nennt. Vgl. auch *Ueber d. Sprst.* 243, 25—28. Der Ausdruck *intellectuelle Natur* für Geist erklärt sich aus H.s Ansicht von der Einheit von Natur und Geist. S. die Einl. zur Abh. *Ueber d. Gesch.* zu Ende. Auch in seiner *Vorerinnerung* zum *Briefwechsel mit Schiller* (1876 S. 16) spricht H. von *der grofsen Oekonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht.*

geführt werden müssen, wenn man nicht Einer Ursache fälschlich zuschreiben will, was eigentlich mehrern angehört.

Schon dieser Brief scheint der Sprachwissenschaft eine andre Stellung zur Geschichte zu geben, als die Ankündigung. Von den oben S. 14 aufgestellten drei Punkten ist in letzterer nur der zweite und die damit zusammenhängende erste Seite des dritten Punktes deutlich ausgedrückt. Dagegen können wir Z. 111 in der *unendlichen und endlichen* Natur den Gegensatz von Sein oder Natur oder Welt und Denken oder Subject nur erraten. Hat H. bei den gebrauchten Worten an Makro- und Mikrokosmos gedacht? Jener Gegensatz ist auch Z. 122—127, obwohl recht unklar und nur negativ, angedeutet. Der tiefere Sinn des weltgeschichtlichen Zusammenhangs der Sprache, der in der andren Seite des dritten Punktes liegt, konnte in der Ankündigung, nach der daselbst ausgesprochenen rein empirischen Auffassung, noch gar nicht zur Geltung kommen.

Zur Bezeichnung des allgemein methodologischen Standpunkts aber, den H. in allen seinen Arbeiten einnimmt, citire ich folgende Stelle aus H[3].

fo. 45: Das Sprachverfahren kann auch nicht blofs historisch geschildert werden. Der Mensch erscheint in einer doppelten idealischen,
150 *d. h. nicht durch die Wirklichkeit zu gebenden Gestalt, einmal ohne Individualität in seiner allgemeinen, nur durch den Gedanken zu erreichenden Beschaffenheit, in den nothwendigen Bedingungen seines Wesens* [d. h. doch wol, wie der Psychologe und Anthropologe den Menschen als eine allgemeine Form des Daseins, also als eine Idee zeichnen], *dann in der Gesammtheit*
55 *aller Individualität, als Menschengeschlecht, in der Totalität aller gleichzeitig vergangener, gegenwärtiger und künftiger Zustände. In der Mitte dieser beiden Erscheinungen steht der wirkliche Mensch an gegebenem Ort und in gegebener Zeit, und jedes auf ihn gerichtete, aber in sich auf wissenschaftliche Allgemeinheit Anspruch machende Studium mufs von der ersteren ausgehen und nach*
60 *der andren hinblicken. Doppelt nothwendig ist das eine und das andre bei der mit seinem Dasein gegebenen, und ganz ausdrücklich alle Theile des Erdbodens und alle Zeiten seines Bestehens zu allseitiger Totalität zu verknüpfen bestimmten Sprache. Nur die philosophische Erörterung der allgemeinen menschlichen Natur sichert den Pfad der Untersuchung, und nur die immer gespannte*
65 *Frage, wie die historisch erkannte Mannigfaltigkeit in dem Bilde des Ganzen Lücken ergänzt, Schroffheiten abschleift, einseitig Starkes in Harmonie bringt, einzeln Allgemeinem Zustrebendes vervollständigt, läfst die Individualität als das ansehen, was sie in ihrer innersten Natur ist, und in der Erscheinung werden sollte, eine in immer mehr rein umschreibender, aber immer minder*
70 *ausschliefsend beschränkender Begränzung einem alles umfassenden Ideal asymptotenartig zulaufende Bahn. Nur unter der Beherrschung bestimmter Gesetze, und mit dem Blick auf leitende allgemeine Endideen läfst sich die reiche und lebendige Mannigfaltigkeit des historischen Stoffes in jeder Art, ohne Gefahr, dass er sich selbst einseitig beschränke, mit der Strenge wissenschaft-*
75 *licher Behandlung so vereinigen, dass der realen Vielfachheit kein Eintrag geschieht.*

Aufs häufigste wiederholt H., dass sich der Forscher Zartheit für die geschichtlichen Tatsachen aneignen müsse und keine übersehen dürfe. Wenn er sich nun an seine große Aufgabe wagt, so ist er sich recht wol seiner unvollständigen Sprachkenntnis bewusst, meint aber (das. f°. 47):

Das Ziehen von Resultaten kann aber darum doch in keiner Wissenschaft, und am wenigsten in der allgemeinen Sprachkunde bis zum niemals erscheinenden Augenblick des vollendeten Studiums verschoben werden. Man mufs stufenweise das Gesammelte in einzelne Bilder zusammenfassen, und die Vervollständigung der Einseitigkeit, die Verbesserung einzelner Irrthümer der Zeit und glücklicheren Bearbeitern überlassen. .... Gerade um vermittelst des sich immer in der Wissenschaft erweiterndern Stoffs die Ansicht zu verallgemeinern und zu berichtigen, mufs früher aus dem noch Mangelhaften eine gefafst sein. 180
So spricht er in echter Bescheidenheit sein Ziel dahin aus (f°. 48): *Das grofse Gebäude allgemeiner Sprachwissenschaft. das gewifs einst, wenn gleich spät, zu Stande kommt, vorzubereiten.*)* 85

Hiermit dürften die Punkte, welche in eine allgemeine Einleitung gehören, erschöpft und, insoweit es hier notwendig und möglich ist, genügend erörtert sein. Denn so klar auch diese, die abstract philosophische und concret empirische Forschung mit einander verbindende, Methode von H.s frühestem Auftreten an ihm im allgemeinen klar vor dem Geiste schwebte, so musste sie sich doch in Bezug auf Bestimmtheit der einzelnen Momente erst im Laufe jahrelanger Arbeit entwickeln. Besonders war es die Idee, in deren Erfassung H. manche innere Wandlung erfuhr, wie wir in der Einl. zur Abh. *Ueber d. Gesch.*, und zu den §§ 1 u. 2—3 sehen werden.

---

*) Vgl. auch die Einleitung zur Abh. Ueber den Dualis VI. 562 f. 569 f.

Der Styl Humboldts.

Humboldt war ganz dazu angelegt, zu genießen, im höchsten Sinne dieses Wortes. Er konnte also auch arbeiten, schaffen — insofern ihm dies Genuss war. Denn nicht nur das Schöne, wo und in welcher Form er es fand, sondern auch die Wirklichkeit, überall wo und wie sie sich ihm darbot, suchte er zu genießen, d. h. *in seine Empfindung* [sein Gefühl] *zu verwandeln*. Das war freilich nicht möglich ohne tief eindringendes Verständnis, und so lässt sich auch sagen, dass er zum Verstehen geschaffen war, d. h. er war geborener Philologe im hervorragendsten Sinne.

Ohne ein gewisses Productions-Vermögen versteht man nicht. Er hätte weder die Poesie noch die Wirklichkeit verstanden, wenn er nicht selbst einen Grad poetischer Schöpfungskraft und praktischer Befähigung in sich gehabt hätte. Dies beweisen nach jener Richtung seine Uebersetzungen griechischer Dichter und seine Sonette; nach der andren Richtung hin beweist das seine Tätigkeit als Beamter und Staatsmann. In letzterer Beziehung zeigte er, wie sehr ein von der Idee der Menschheit erfüllter, mit dem allgemeinsten Blick für die Erkennung der Wirklichkeit ausgestatteter Staatsmann vor Irrtümern geschützt ist, denen die zum Handlen sogar viel tüchtigeren, aber in der allgemeinen Theorie, in der Höhe und Weite der Betrachtung ihm nachstehenden Staatsmänner, wie einige seiner Zeitgenossen, gar zu leicht verfallen.

Konnte also auch H. produciren, so war dies doch nicht sein Beruf; und so wenig wie Praktiker, war er Schriftsteller, nicht bloß nicht Dichter, sondern auch nicht Prosaiker. Er schreibt (V, 39 f.): *Wieder gesehn habe ich aber bei dieser Gelegenheit, daſs die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einselnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat.* Statt nun, dass ihn diese Erkenntnis hätte anfeuern sollen, die Schwierigkeit zu überwinden, wie es den echten Schriftsteller, dessen Beruf doch eben auch ein praktischer ist, hätte tun müssen; statt einzusehen, dass es nach der Natur des menschlichen Geistes nicht anders sein kann, und sich zu entschließen, die belehrende Tätigkeit danach einzurichten, sagt er: *Der Himmel soll mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an,*

1

4

5

sie nun auch einem Andren auszuknäueln, und so lange mich nicht äufsere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Er studirt die Griechen und, schreibt er (das.): *ich muss hinzusezen, dass auch der Schatten von Lust, ein*
10 *thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.* Danach ist es mir freilich kein Zweifel, dass der Minister und Agitator Stein mehr Grieche war als H.; aber dieser hat die Griechen besser verstanden, und nur sie verstehen und genießen, nicht ein Grieche sein, wollte er.

In andrem Zusammenhange, aber auf dasselbe hinauslaufend ist folgende Aeußerung (das. 47). Er weiß, wie viel zur Aufhellung des theoretischen und praktischen Lebens der Griechen noch zu tun ist und zählt einige
12 Desiderata auf, die er ausführen könnte; aber er fügt hinzu: *Doch liegt mir überhaupt wenig an eignen Arbeiten, das meiste nur am Studieren, und darin würde mich eine so schwierige und weitläuftige Arbeit sehr hindern.* In einem
15 Briefe an Körner von 1795 (S. 46) sagt er: *Das Lernen und Wissen hat für mich zu viel Reiz und zu grofse Wichtigkeit.*

Aeufsere Umstände (Z. 7) haben ihn freilich nicht gezwungen; aber zur Praxis ist er übergegangen, in der Zeit als ein Mann mit Kraft und Begabung es dem Vaterlande schuldig war, ihm seine Fähigkeit zu widmen. Zum Schriftsteller zwar mag ihn auch äußere Veranlassung, wie Rücksicht auf die Freunde, namentlich die Mitgliedschaft der Akademie gemacht haben. Unser Werk aber, das Werk seines Lebens (denn das ist es!) ist doch aus einem ganz andren, gar nicht so äußerlichen, einem ganz innern Triebe, entstanden, wenn auch freilich eben so wenig aus einem schriftstellerischen. Er schreibt an Goethe (*G.'s Briefwechsel mit den Gebr. v. H.* S. 297. den 6. Jan. 1832):

17 *Indefs ist es mir auch, als wäre ich mehr, als je bisher der Fall war, auf den Punct gekommen, auf den sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der*
20 *Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, das was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt zugleich mit mir davonzutragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man aufser sich dargestellt in andre über-*
25 *gehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht.* [Hier die
28 zu 24, 11 citirte Stelle, dann:] ... *Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit und ich fühle mich glücklich, dafs diese sich jetzt in mir*
30 *in festern Richtungen bewegt.*

H. kannte die Art seiner Befähigung sehr wohl. Er schreibt an Wolf 1796 (V, 175, 31): *Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener*

---

9. *sezen]* sic! nicht *tz*.
22. *zugleich]* geht auf *davonzutragen* und *zurückzulassen*, also = sowohl — als.

Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen. Diese Eigentümlichkeit der Begabung H.s stempelte ihn für dasjenige Gebiet, welches wir das der Einleitungen nennen, nämlich dasjenige, wo eine einzelne Disciplin mit andren, und sie alle mit den höchsten Prinzipien zusammentreffen. Insofern hat sich H. sogar schon verkannt, wenn er meint, er sei wegen seiner Fähigkeit die Einheit in einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen zu entdecken dazu berufen, *eine Charakteristik unserer Zeit* auszuarbeiten oder *eine vergleichende Anthropologie* (das. 176). Er lässt es in der Tat *dahingestellt sein,* ob er auch nur die erstere *ausführen werde* (das. 169); nur die *Einleitung* dazu beschäftigt ihn wirklich, in der er viele zu jener Charakteristik *gehörige Grundideen vortragen* wollte. — So ist denn auch sein Hauptwerk eine *Einleitung,* nicht in die Kawi-Sprache, sondern in das vergleichende Sprachstudium: hier wollte er den Punkt aufhellen, wo Sprachwissenschaft und Geschichte der Menschheit sich berühren, indem sie in die Metaphysik einmünden.

Nicht aus dem Wesen solcher Einleitungen, welche recht wol einen in sich geschlossenen Kreis von Objecten enthalten können, und also einer vollendet objectiven Darstellung fähig wären, sondern aus dem persönlichen Charakter H.s folgt die Mangelhaftigkeit seiner Darstellung, seines Styls. Er selbst leitete diese daraus ab, dass ihm Methode gefehlt habe (V, 175, 1); und er scheint darunter das zu verstehen, was wir sorgfältige Schulung nennen, wenn er nicht doch vielleicht sich noch etwas andres darunter gedacht hat, da er hinzufügt, dass dieses *Gebrechen radikal* (das. Z. 3) in ihm sei, und dass er ebenso notwendig an sich selbst, als an seinem Gegenstande arbeiten müsse (das. Z. 8). Und er hat viel an seinem Styl gearbeitet. Denn er sah wohl ein, dass man sich nicht bei *der Wahrheit der Materie der Gedanken* beruhigen dürfe, sondern auch *nach vollkommner Deutlichkeit und Bestimmtheit ihrer Form zu streben habe* (an Körner S. 36).

Ich kann aber nicht sagen, dass es ihm gelungen sei, die Fehler seines Styls zu überwinden; sie saßen zu tief und folgten aus seinem intellectuellen Charakter. Darum kehren sie in seinem letzten großen Werke genau so wieder, wie in seinen Aufsätzen in Schillers Horen. Nämlich H.s Styl war und blieb durchaus subjectiv.

Was ich darunter verstehe, will ich an einem Satz von ihm selbst entwickeln. Er sagt 228, 8, *in der geistvollen Prosa zeichne sich die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande.* In H.s Prosa findet dies zwar in höchstem Maße statt, und insofern ist seine Darstellung durchaus charaktervoll; aber nicht das objective Ringen, wie es in der Natur des allgemeinen Geistes und des Objects liegt, nicht die Entstehung des Gedankens, wie er sich im Menschen überhaupt aus dem Zusammenwirken des Objects mit dem Subject erhebt, sondern wie dieses Ringen psychologisch sich in H.s individueller Subjectivität vollzog, zeichnet sich in seiner Darstellung, die eben darum ganz subjectiv bleibt, und nur durch vollstes Eingehen in seine Subjectivität verstanden werden kann. Seine *Gedanken gestalten sich darum* nicht *wie eine freie unmittelbare Eingebung,*

sie werden nicht, abgelöst von den Zurüstungen und Mitteln des Bewusstseins, frei und als *selbständige* Wesen hingestellt. Sie tragen nicht ihre eigene objective, darum auch allgemein gültige und notwendige Gestalt an sich, sondern nur eine psychologisch-subjective, zufällige Form.

Wenn der Schriftsteller *bildend* und *stimmend* verfahren soll (vgl. Einl. zu § 20): so verfährt H. selten bildend, sondern meist nur stimmend; er ist kein Homer, sondern ein Ariost — leider ohne des Letztern Leichtigkeit. Daher begegnet es ihm, dass er wol in jedem Leser die besten Gedanken und höchsten Gefühle weckt, die dieser in sich trägt, aber nicht H.s Gedanken. H. schreibt meist ganz unplastisch; und durch solche Weise empfängt wol jeder von ihm Impulse, aber es wird ihm nicht die bestimmte Kraft des beabsichtigten Gedankens mitgeteilt.

Dies zeigt schon der Plan des großen Werkes (vgl. unsere Darlegung desselben), der so wenig durchsichtig ist, weil sich die Glieder des Grundgedankens nicht auch in den Formen der Darstellung klar absondern. Ueberhaupt scheinen in H.s Darstellung die Gelenke verrenkt und mit Fleisch und Fett überzogen. Die Darstellungsweise H.s erinnert mehrfach an die platonische Form — nur mit dem Unterschiede, dass, was bei Plato als Kunst dramatischer Nachahmung, und insofern sehr objectiv erscheint, sich bei H. als einseitige Wirklichkeit kund gibt. Vielleicht ist gerade darum aus H. für Plato um so mehr zu lernen.

Wenn H.s Darstellung nicht objectiv und plastisch in dem Sinne ist, dass er die Formen der Sache, die immanente Gliederung des Begriffs, nicht im Ausdruck widergibt,*) so ist er noch weniger ein didaktisches Talent. Er versteht es nicht, sich in die Seele des Lesers zu versetzen, zu berechnen, was bei diesem vorausgesetzt werden dürfe, und was er hinzutun müsse, um ihn vorzubereiten, wie ein Gedanke überhaupt fasslich hingestellt werden könne.

Er kann den Gedanken noch nicht objectiv darstellen: denn er ringt noch mit demselben, er will sich selbst darüber aufklären und ist noch nicht Herr darüber, er hat den Gegenstand noch nicht bemeistert.

Nicht der Umstand trägt die Schuld an den Mängeln seines Styls, dass er, wie er selbst sagt, seine wertvollsten Gedanken, seine Grund-Ideen, *einem glücklichen Zufall, einem gewissen Takt verdankt* (an Körner 1794. S. 35): denn das gilt wol von allen Meistern des Gedankens. Aber die concipirte Idee, sei sie eines Denkers oder eines Dichters und Künstlers will nun nach der Conception erst streng bearbeitet werden. H. dagegen vermag es nicht, den objectiv in seinen Gedanken liegenden Zusammenhang auch für sein eigenes Bewusstsein und das Verständnis eines Andren subjectiv zu erfassen und darzustellen, die Objectivität seiner Ideen in subjectiver Durchsichtigkeit hinzustellen.

---

*) H. selbst sagt von seinem Styl in einem Briefe an Körner von 1794 (*Ansichten über Aesthetik u. Literatur von W. v. H. Seine Briefe an Körner.* Herausgegeben von F. Jonas. S. 34): *Vertheilung des Einzelnen nach einem zweckmäfsigen Plan und daraus entspringende Haltung des Ganzen ist das, wonach ich fürs erste vor allem streben muss.* — Er hat es nie erreicht.

Schon deswegen kann H. seine Form der Darstellung nicht wählen. Er kann dieselbe nicht der Gelegenheit anpassen, noch einer Laune folgen oder sich einer besondren Absicht hingeben. Er kann dies aber auch aus einem andren Grunde nicht. H. denkt klar und deutlich; aber seine Gedanken finden schwer die Einkleidung in Worte. Die Sprache ist ihm nicht ein Gewand, das er frei um seine Gedanken schlägt, damit diese hindurchscheinen; sondern sie gehört zu ihrem Fleisch und ihrer Haut. Er denkt wirklich in Worten, die Sprache ist ihm ein Organ des Denkens: darum kann er den Gedanken nicht losschälen von der Sprachform, in der er ihn gefasst hat. Weil sein Gedanke im Wort entsteht, geboren wird, so kann er über dieses nicht schalten und walten; es sitzt am Inhalt selbst.

Hiermit soll also nicht gesagt sein, dass H. langsam geschrieben und an der Fassung seiner Gedanken vielfach geändert hätte; seine Mss. wie seine Dictate beweisen fast das gerade Gegenteil. Wenig Schriftsteller werden während ihrer Darstellungen am Ausdruck so wenig streichen und verändern, als H. getan hat. Das Wort floss ihm, wie berichtet wird, auch mündlich, wie schriftlich unmittelbar zusammen mit dem Gedanken, und wir müssen uns diesen Strom recht lebhaft denken; aber dieser Doppelstrom floss in éinem Bett und seine doppelartigen Wasser ließen sich nicht spalten. Das Wort floss mit dem Gedanken aus ihm und für ihn, aber nicht für den Leser.

Dies hat eine merkwürdige, aber ganz notwendige Folge. Nicht sowohl, dass er ein consequenter Denker ist (was er in der Tat ist) muss für H. als charakteristisch gelten; sondern die Einheit seines Bewusstseins in denselben Worten muss hervorgehoben werden. Er, der sich auf so mannichfachen Gebieten des Erkennens bewegt, bringt überall dieselben Principien mit und macht dieselben überall geltend. Der Metaphysiker und der Aesthetiker und der Sprachforscher in H. sind derselbe Denker; seine Welt-, seine Kunst-, seine Sprach-Anschauung werden von denselben Grundgedanken beherscht und hängen aufs engste zusammen. Aber auch zeitlich ist er immer derselbe: der junge H. und der Staatsmann, der Freund des Jena-Weimarer Kreises und der Einsiedler von Tegel erkennen dasselbe Ziel des Strebens mit denselben Mitteln. Und dieselben Gedanken hängen bei ihm an denselben Worten und sprachlichen Wendungen überall und zu allen Zeiten.

Dies ist für die Interpretation höchst günstig. Aus welcher Zeit auch eine Aeußerung stammt, sie hängt mit allen des Mannes zusammen, und die früheste kann zur Erklärung der spätesten dienen; und jede hat ihr Stichwort oder Leitwort, woran die Gleichheit zu erkennen ist. Ich weiß nicht, ob eine so feste gediegene Einheit in der litterarischen Welt ihres gleichen wieder findet.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Betrachtung des intellectuellen Wesens H.s auf seine Darstellungsweise näher ein.

Da er eben nach Erkenntnis nur strebt, nur sucht, so ist er frei von Systematik; aber darum hat er auch kaum jemals eine Disposition, und noch weniger kann er sich an sie binden und sie streng verfolgen. Die Invention herscht so vor, dass er zur Disposition nicht leicht gelangt. Hierüber haben wir auch schon (S. 26 Anm.) sein Selbstbekenntnis gehört. Daher sind nun

aber auch weiter nicht nur die Teile höchst ungleichmäßig ausgeführt; sondern die einzelnen Gedanken erhalten auch nicht die gerade für die Gelegenheit passende Behandlung. Sie erscheinen nicht als Glieder einer Kette, als Fäden eines Gewebes, sondern behalten immer ihre Selbständigkeit. Jeder Gedanke ist an dem Orte, wo er im Zusammenhang gefordert wird, selbständiger Gegenstand der Betrachtung, nicht Organ eines Ganzen, sondern selbst Ganzes. So oft er wiederholt wird, genügt es nicht, auf ihn hinzuweisen; sondern er wird immer, als wäre er etwas neues, neu dargestellt. Es fehlt H. ganz und gar die Kunst der Gruppirung und der Schattirung. Alles steht im Vordergrund, alles erscheint neben einander, wie die Figuren auf den antiken Reliefs. So tritt der Zusammenhang nicht hervor. Hieran sieht man deutlich, welches Gewicht jeder Gedanke bei ihm hat, und wie wenig H. ihn beherscht. Jeder Gedanke, der in sein Bewusstsein tritt, beherscht auch dasselbe und nimmt es ein, verweilt aber hier nicht nach seiner absoluten Wertigkeit an sich, oder mit Rücksicht auf seine Stellung zum Ganzen und auf das augenblickliche Bedürfnis, sondern so kurz oder so lang, als bis er von einem andren Gedanken verdrängt wird, der zuweilen bloß durch irgendwelche Association, also zufällig, angeregt ist. Daher fehlt es seinen Darstellungen an Stätigkeit und Zusammenhang, an fortwährend vermittelnden Uebergängen. Ein und derselbe Gedanke wird an mehreren Stellen, aber an keiner erschöpfend behandelt, und oft genug ohne Förderung wiederholt.*)

Mit all dem hängt ein gewisser Mangel an Terminologie (im üblichen Sinne dieses Wortes) zusammen. Die Gedanken tragen ihr Leitwort an sich durch ihre Entstehung; aber sie werden nicht frei durch einen gewissen Terminus verdichtet und gestempelt, der sie ein für allemal benennt und ruft. Solche Termini werden nur durch ein System geschaffen, und sie stellen es heraus. Solch ein System fehlt bei H., und er will es nicht.

Ein System ist die ordnungsmäßige Ausbreitung der aus den Principien durch logische Operationen abgeleiteten Begriffe. Es liegt aber in H.s Forschungsweise, sich nicht einseitig solchen Deductionen hinzugeben, sondern fortwährend den Blick auf die Tatsachen gerichtet zu halten. Die empirischen Tatsachen und die logischen Folgerungen werden unausgesetzt mit einander verglichen und an einander gemessen. So wird nicht sowohl der Gedankengang unterbrochen, als sich vielmehr ein Ringen des Begriffs mit der

*) Auch hierüber äußert sich H. selbst an der oben angeführten Stelle: *Schon im Gespräch ist es mir eigen, zu schnelle Uebergänge zu machen, und nicht lange genug bei Einem Gedanken zu verweilen. . . . Entwickelte ich jedes Einzelne genauer, so daſs eins wie von selbst aus dem andren entspränge, so wäre der Leser mitten in der Sache und würde nicht durch die Schwierigkeit, die er empfindet, an den Schriftsteller erinnert. Nun aber steht das Einzelne sehr häufig bloſs in dem Zusammenhang, den es gerade in meinem Kopf hat: dieser ist immer mehr oder minder subjectiv.* Das heißt, der Zusammenhang erscheint als ein bloß subjectiver, weil er in H.s Darstellung nur nach psychologischem Associationsgesetz erfolgt ist, obwohl er objectiv vorhanden ist, auch von H. objectiv gedacht wird, nur dass in der durch seine Darstellung gegebenen Verbindung, weil sie bloß psychologisch veranlasst ist, die objective Verbindung nicht hervortreten kann und dem Leser nicht vorgelegt wird.

Tatsache einstellt, bei welchem eben so oft diese jenen modificirt und begrenzt, als jener diese umgestaltet und in das rechte Licht bringt. Dieses Ringen ist ein Drama in H.s Subjectivität, aber erzeugt kein objectives System und verschmäht es. Der Terminus würde bei H. ein unehrliches Mittel zum Kampfe bedeuten, eine Voraussetzung. Er könnte als Ausdruck eines Erfolges in jenem Ringen dienen, und das tut er auch, und so entsteht ein solches Leit- oder Stichwort. Geht man aber an ein neues Problem, so ist dieses, weil anderweitig errungen, hier nicht in den Kampf zu führen. Das also ist der Unterschied zwischen diesen beiden: der Terminus entsteht durch die logische Forderung des objectiven Systems; das Stichwort ist ein psychologisches Ereignis: dort ist Freiheit, hier Gebundenheit.

Aus H.s nie vollendetem Suchen ergibt sich endlich, dass er sein Object immer wieder von einer andren Seite aus ansieht. So gewinnt er ihm wohl immer neue Erkenntnisse ab, die aber notwendig immer verwant sind, und doch nie eine geschlossene Einheit bilden. Wie oft sie auch denselben Punkt treffen, so bleiben sie dennoch von einander getrennt, und man weiß nicht, ob und in wiefern man an ihnen dasselbe oder verschiedenes hat. Das Ganze wird dabei zersplittert. Man sieht ein Ganzes in Bildern, die von verschiedenen Seiten aufgenommen sind; und nun bleibt es dem Leser überlassen, diese Bilder zur Auffassung des Ganzen zu vereinen.

Diese Zersplitterung kann gelegentlich bis zum Gegensatz ausarten. H. ist höchst umsichtig, erwägt höchst sorgfältig. Derselbe Punkt in verschiedener Beleuchtung kann dann sehr verschieden erscheinen, und solche Differenz soll dann ausgeglichen werden, was zu neuen Gesichtspunkten führt.

Jeder Gesichtspunkt erzeugt sein Leitwort, und wir können ja darin die Termini H.s erkennen. Nur dass H. durch solche Worte doch nicht derartig gebunden sein kann, um sie unausgesetzt festzuhalten. Jeder Terminus ist allgemein und abstract; H.s Bewusstsein aber ist immer nur auf einen bestimmten Gedanken bezogen, für den der Terminus gar leicht zu umfassend, zu unbestimmt ist. H. denkt jeden Gedanken individuell, und so verlangt er dafür einen individuellen Ausdruck, dem der Terminus nicht genügt. So wählt er ein andres Wort, das diesem Bedürfnis wenigstens besser entgegen kommt, da es eine Modification enthält, an der ihm gerade hier viel liegt. Man hat also oft Veranlassung zu suchen, warum H. an einer bestimmten Stelle ein andres Wort setzt als an einer andren, obwohl im allgemeinen beide dasselbe bedeuten. Es sind eben nur Synonyma, und H. hat eine feine Synonymik. — Dies ist nun auch der Grund, warum sich H. öfter wiederholt. Der Gedanke erhält doch eine kleine Schattirung, die er noch nicht gehabt hat, und wär's eben nur durch die Stellung an diesem Platz.

Dies gilt alles selbst von denjenigen Arbeiten H.s, die in einem Gusse vollendet sind. Gehäufter aber muss es in unsrer Schrift hervortreten, die durch vielfaches Überarbeiten, Zusammenstücken, Einfügen und Umstellen entstanden ist. Wie H. sein eigner Interpolator im eigentlichsten Sinne werden konnte, liegt 63, 16. 17. klar vor. Gewissermaßen Interpolation liegt auch in 99, 25 ff. und auf S. 37 vor, und an noch vielen andren Orten. Da nämlich an jeder Stelle der Ausdruck genau der Stimmung H.s entspricht,

d. h. genau dem Punkte, bis zu dem die Entscheidung im Kampfe gelangt ist: so konnte es sich leicht ereignen, dass wenn H. später wieder an diese Stelle kam, er in andrer Stimmung hinzutrat, und so den Ausdruck änderte, oder dass er wenigstens einen Satz hinzufügte, welche einer verschiedenen Stimmung Ausdruck gab. Oft wurden spätere Stellen nach vorn gerückt, frühere hinter gestellt. So erscheinen Ergebnisse vorausgegriffen und Bedenken zu spät erhoben. Dieser Umstand stört sogar die subjective Einheit des Werkes.

Diese Mängel des H.schen Styls, verstärkt durch die sogleich darzustellenden Eigentümlichkeiten seines sprachlichen Ausdrucks, bewirken die Unklarheit der Schriften H.s, welche dieselben seinen Zeitgenossen wie den nachfolgenden Geschlechtern unverständlich machen mussten. Kann es hierüber ein gültigeres Zeugnis geben als das eines Kant? Kant sagt von dem Aufsatze *Ueber den Geschlechtsunterschied: Diese Abhandlung kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu sein scheint, doch nicht enträthseln.* Und wenn man hier die Schuld auf Kants Alter und die Kürze des Aufsatzes schieben wollte, so würde ich noch hervorheben, dass auch Körner von H.s Versuch über Goethes Hermann und Dorothea, also einer so systematisch ausgeführten Schrift wie keine andre H.s, bemerkt, man *ahne in seinen Sätzen Gehalt.* Dies beweist, was ich schon oben sagte: H. wirkt stimmend, aber nicht bildend.

Und wenn alles dies den vorliegenden Commentar zu H. rechtfertigt, so wird es auch seine etwaigen Schwächen entschuldigen. Die Nachwelt ist in Bezug auf das Verständnis eines Denkers immer besser gestellt, als die Zeitgenossen. Ich halte heute für möglich, was Kant und Körner unmöglich war.

Wir kommen zu den rein grammatischen Verhältnissen seiner Rede. Er baut die Perioden recht schlecht, ohne Rhythmus und Symmetrie. Ja, seine längern Sätze sind kaum Perioden; die Glieder sind nicht in einander geflochten: es sind Einschachtelungen, oft recht mühsame. Die Participien finden häufigst Anwendung, aber nicht in ihrer wahren verbalen Kraft, sondern als regierende Adjectiva, zum Ersatz für Relativ-Sätze. Ein Satz, welcher beginnt (Anf. des §. 23): *Die von der durch die* kann nur abschrecken. Dass in solch einem Participial-Satz sich ein Substantivum befindet, dem ein Adjectiv-Satz beigegeben ist, dass also ein Satz in eine participiale Verbindung hineingezwängt wird, ist nicht selten (116, 1—4. 237, 25—29), wobei leicht der Artikel durch 2—3 Zeilen von seinem Substantivum getrennt werden kann. Oder in eine participiale Verbindung wird eine andre participiale Verbindung geschoben, wie 157, 12—13. H. liebt aber solche Participien so sehr, dass er zuweilen, wie die Mss. zeigen, die Relativ-Sätze in Participia umgestaltet.

Seine Perioden beweisen nicht etwa Unaufmerksamkeit, sondern im Gegenteil die höchste Aufmerksamkeit, aber nur darauf, ob sie der Form seines Gedankens passen. Er zieht die Sprache so straff wie möglich über den Gedanken. So ist nicht zu leugnen, dass das attributiv gesetzte Particip in strengerer Einheit zum Substantivum steht, als ein Relativ-Satz. Man darf auch, meine ich, nicht glauben, dass ein so proportional gebauter Satz

wie 16, 1—4 von H. erkünstelt ist; er ist der unbeabsichtigte Erfolg, nicht seines Gedankens an sich, aber der Weise, wie er ihn sich vorstellte, — in straffer Kürze. Ebenso 50, 20. 21, wo wie auch 52, 4—6 eine sehr natürliche Inversion der Glieder der Proportion eintritt. Zuweilen ist auch die Proportion ganz zerrissen, wie 60, 4—15: 15—28, weil jedes der Glieder eine gewisse Entwicklung forderte. Da zeigt sich sogleich H.s Schwäche der Formung. Wenigstens gestört ist sie 236, 21—25. Wer diese nicht selten wiederkehrende Proportion nicht beachtet, wird H. nicht verstehen; ja, Stellen wie die in der Einl. zu §. 5. Z. 24—28 werden ohne diese Aufmerksamkeit falsch verstanden werden; denn dort (27) geht *schaffend* nicht auf *Idee.*

Die Straffheit der Form gibt sich weiter in der Liebe H.s zu Zusammenziehungen (63, 7. 8. u. ö. auch in den Mss.) kund, zum Gebrauch demonstrativer Pronomina *(diesen, ihn),* welche auf ein erst folgendes Substantivum hinweisen, zu Ergänzungen aus dem Vorangegangenen. Beachtet man dies nicht, so können sehr leicht Misverständnisse entstehen. Buschmann hat hier öfter durch Interpolationen nachgeholfen; ich habe geglaubt, den ursprünglichen H.schen Styl herstellen zu müssen. Es ist doch auch nicht allzuhart, z. B. 359, 25 *Dialekt* zu ergänzen aus 23. Wer hieran Anstoß nimmt und dergleichen für einen Schreibfehler hält, durch Zufall erklärt, würde 192, 28 hinter *äufseren* nicht aus 27 *Bau* ergänzen wollen, sondern *äufseren* auf *Charakter* beziehen, womit der Sinn entstellt wäre. So bleibt häufigst hinter Adjectiven das Substantivum zu ergänzen, selbst wo dies erst folgt, wie 74, 21 hinter *wahren* das erst folgende *Welt.* 95, 7 ergibt sich *Kraft* aus 6, gerade so wie 299, 23 *Laut* hinter *articulirte* aus Z. 19 herabzuholen ist, und Abh. über d. Sprst. 242, 5 *Mundarten* hinter *vermischenden* aus Z. 2 ergänzt werden muss. Die seltsame Zusammenziehung 121, 2 oder 241, 1 kann nicht durch bloßes, durch ein Versehen entstandenes Ausfallen eines Wortes erklärt werden. Dies sind nur besonders auffallende Erscheinungen einer Eigentümlichkeit des H.schen Styls. Man beachte ferner 4, 3, wo sich *ihm* auf *Menschen* bezieht, das aber nur in *menschlichen* (2) steckt. 158, 13 bezieht sich *ihr* auf *Sylbe*, welches Wort sechs Zeilen vorausgeht, und drei Zeilen zuvor durch das Poss. *ihre* vertreten war. Bei keinem andren deutschen Schriftsteller wird man so oft wie bei H. auf *dieses* (gen. masc.) *jener* (gen. sg. fem. u. pl. c.) u. ä. ohne beigefügtes Subst. stoßen. — Wer an dergleichen Anstoß nimmt, könnte nicht die Schönheit eines Ausdrucks wie: *das zerstreut Gesammelte* (Ueber d. Gesch. c. I. Ende) vollkommen genießen.

Merkwürdig ist nun freilich, dass H., neben einer solchen Straffheit des Ausdrucks, doch auch Pleonasmen zeigt. Doch dürfte man berechtigt sein, dieselben dadurch wegzudeuten, dass man ihnen einen besondren Sinn oder Zweck oder Veranlassung unterlegt. Wenn 298, $\frac{8}{9}$ von *immer gegenseitiger Wechselwirkung* die Rede ist, so sollte dies vielleicht bedeuten: immer tätiger Wechselwirkung. Indessen gerade hier wäre der Vorwurf des Pleonasmus vielleicht begründet. Denn auch 37, 8. 3, 7 findet sich *einander gegenseitig*, und doch ist gerade letztere Stelle in andrer Hinsicht wieder ein Beispiel kurzer Rede. Die Wörter *Wechselwirkung* und *einander* hatten für H. ihren Sinn zu sehr geschwächt, dagegen der Begriff war zu lebendig, als dass

nicht der Pleonasmus erklärlich wäre. — Aehnlich mag es sich verhalten in einer Stelle aus frühern Jahren, von uns im Anfang der Einleitung zu §. 2. 3 citirt, wo es heißt: *ungeachtet,... indess... dennoch.* Der Gegensatz forderte den stärksten Ausdruck. *Einzeln zerstreut.* — Andre Fälle sind vielleicht mehr Prägnanz des Ausdrucks, wie 104, 13 *neue Geistesumformung,* eine Umformung, wodurch ein neuer, kräftigerer Geist entsteht; oder 288, 21 *neue Umbildung,* die Umbildung, wodurch neue Sprachen entstanden; oder es wird hier wie 290, 17 *Behandlung des umgebildeten Stoffes* (wenn es nicht als umbildende Behandlung des Stoffes zu nehmen ist) wirklich an zwei Umbildungen gedacht, an die erste, wodurch das Latein zersetzt ward, und die zweite, wodurch nach einem besondern Princip (das. 19) aus dem zersetzten Stoffe eine neue Form gebildet ward.

Aehnlich prägnant, und fern von Pleonasmus, ist 15, 27. *am würdigsten emporhebend.* Indessen scheinen solche Fälle, verbunden mit andren, von denen ich jetzt sprechen will, allerdings eine Neigung H.s zu vollem Klange zu verraten. So sagt er lieber *Wurzeln schlagen* als *wurzeln,* schreibt gelegentlich *mehr sorgfältig* 372, 23 für sorgfältiger; und aus demselben Grunde setzt er namentlich gern einen Genitiv statt des Adjectivs: 29, 30. *Einheit des Bildes* für einfaches Bild; 39, 14. *Totalität seines Umfangs* für seinen ganzen Umfang; 233, 26 f. *Charakter höhern Ernstes* für ernstern Charakter.

Durch Correcturen in den Mss. beweist er, dass er die nahe Aufeinanderfolge desselben Wortes vermeiden wollte.

Sonstige stylistische Fehler wüsste ich nicht anzugeben. Nur einmal ist mir ein schlecht durchgeführtes Bild aufgestoßen 236, 14—16. Der Schwung kann wohl emportragen, aber nicht auf eine Erweiterung und Verknüpfung gerichtet sein. Hier liegt aber vielmehr eine falsche Verbindung vor: es sollte heißen: der Schwung des .... gerichteten Geistes.

Eigentümlichkeit im Gebrauche von Wörtern habe ich nur bei der Conjunction *da* bemerkt, welche häufig adversative Bedeutung hat = während; und das Particip. Perf. Pass. für das Particip. Präs. eines neutralen Verbum: gelegt = liegend.

Von rein grammatischen Dingen scheint mir nur H.s Behandlung der eingeordneten Adjectiva zu erwähnen. Als Regel wird man annehmen dürfen, dass er sie schwach flectire: *zweier wichtigen Sprachstämme* 40, 3., ähnlich 256, 30. 284, 2. Aber nicht nur das eingeordnete, auch das einem andren Adj. beigeordnete Adj. flectirt er schwach: *von etwas über den Ausdruck Ueberschiefsende-m, ihm selbst Mangelnde-n* 210, 21., wo Buschmann das in A stehende *n* in *m* verwandelt hatte. Ebenso heißt es *von diesem allen* und *allem diesen* 228, 13. 310, 10. Doch findet sich im Gegenteil, aber ganz erklärlich: *zu Einzelnem glücklich ausgedrücktem* 194, $\frac{4}{5}$ für: Einzelnem, das glücklich ausgedrückt war, vom Nominativ: einzelnes glücklich ausgedrücktes; *fremder gestalteter Werke* 237, $\frac{20}{21}$, wo auf *gestalteter* der Nachdruck ruht; *alle andre Völker* 325, 30; *keine eigne Pronomina* 347, 13; *einiger ... genommener Wörter* 372, 24. 25.

Endlich H.s Orthographie. Er ist hier nicht consequent, weder in seinen frühern oder spätern Drucken, noch in seinen Mss. Er schreibt 82, 4.

eigenhändig *Gebehrde;* aber sonst findet sich *Geberde; nemlich* und *nämlich.* Er schreibt *allmählich;* aber in Drucken wie Mss. lässt er auch *allmählig* stehen. Er schreibt *trift, sezt, gieng,* den Infin. *seyn,* auch *Bewufstseyn, bey; Ursach* und *Ursache,* ersteres auch vor Consonanten, und hat 8, 9. das *e* hinzugesetzt, obwohl es vor einem Vocal steht; *Nahmen, ächt, selbstständig, Reflection, Flection; mannigfaltig,* aber in den Drucken auch *mannichfaltig.*

Zusammengesetzte Substantiva werden von H. ohne Trennung (also ohne Verbindungszeichen) geschrieben. Doch findet sich *Indo-Germanisch.* Zusammengesetzte Verba schreibt er oft getrennt: *da seyn, Statt haben.*

Zu erwähnen ist hier auch das stumme *e.* Regel scheint bei H., dass von zwei oder drei Schluss-Sylben mit *e* die erstere, dem Hauptton nähere, das tonlose *e* verliert, namentlich vor *l* und *n* der Endung; aber auch vor *r,* und wiederum besonders wenn den Stamm eine Media oder scharfes *s* und *ch* und *m* schließt: *vorhandnen, verschiednen, erfahrnen, andren, unsren, unsrigen, besondren, bescheidneres, unvollkommnere,* (wo drei e hinter einander folgen, wohl ausnahmslos) *eigne, ich sondre, angemefsne, ununterbrochne, sichren, vollkommne.* Doch alles dies kaum ohne Ausnahme, und zwar findet sich dicht neben der einen Schreibweise auch die andre. Vor dem Suff. *lung* fehlt das e meist: nicht nur *Entwicklung, Verwandlung, Handlung, Veredlung,* sondern auch *handlen.* Vor *rung* bleibt es: *Gliederung;* doch findet sich *innren, innern* und *inneren; die äufsren, äufsern, äufseren; seltner; sichre, heitre, genausten.* Ferner schreibt H. oft *gröfseste,* nur nicht immer, und hat 132, 5. *gröfste* corrigirt; häufig *diefs* für *dieses,* auch vor einem Substantivum. H. scheint in Bezug auf dieses *e* principiell, wenn auch nicht immer tatsächlich, genau seiner Aussprache gefolgt zu sein. So scheint z. B. folgendes nicht Zufall, sondern wol begründet: *in sehr verschiedenem Mafse und in sehr verschiedner Art.* Hier scheint mir das Schluss-*m* und -*r* eine andre Aussprache in Bezug auf die Folge von *d-n* zu bewirken; *dnem* wäre härter als *dner.*

Hieran knüpft sich das *e* der Genitive und Dative an. Auch hier finde ich keine festgehaltene Regel. Nur soviel steht fest, dass H. dieses *e* nicht liebte. Denn in seinen letzten Tagen, wo seine Hand dermaßen zitterte, dass er keinen geraden Strich mehr machen konnte, sondern der kürzeste verticale Strich ihm zur gezackten Linie ward, hat er im Ms. das *e* mancher Genitive und Dative gestrichen, auch das *e* von *Ursache.* Dies scheint beweisend. So hat er gewollt, dass geschrieben werde: *Volks, Schmucks, Scheins, Sprachsinns, Worts,* von welchen Wörtern einige sogar mehrmals mit durchstrichenem *e* vorkommen; aber er schreibt eigenhändig: *Zusammenhanges* (doch öfter noch, und in Drucken ohne *e*), und obwohl er oft *eigne* schreibt und das *e* 213, 31. streicht, schiebt er es 207, 28. selbst ein; ebenso *dem Gesange.* Jene Wörter mit bloßem *s* im Gen. haben nicht alle kurzen Vocal; er schreibt auch *Gefühls, Verkehrs, Welttheils.* Für den Dativ hat er das *e* häufig. Da ich in allen diesen Punkten keine Consequenz fand, wie es auch keine einzige deutsche Schrift geben mag, in der in dieser Hinsicht Consequenz herschte, habe ich auch keine in H.s Werk hineintragen wollen. Durchweg habe ich nur das *s* von *Verbums* gestrichen, weil es H. 142, 14. gestrichen,

und erst Buschmann es consequent hineingetragen hat. Ebenso bei *Nomen* und *Pronomen* und einigen andren Fremdwörtern.

Schließlich ist hier auch zu bemerken, dass H. meist den Gen. *des Gedanken* bildet; selten hat er ein *s* hinten angefügt. Ich habe hier durchweg *Gedankens* gesetzt, wie er selbst z. B. über d. Sprst. 255, 17 hat drucken lassen.

So habe ich nur noch zu erklären, dass hier im ganzen H.s Orthographie unverändert vorliegt. Dagegen herscht in meinen Worten des Commentars und der Einleitungen die von mir auch sonst angewante, gemäßigt phonetische Rechtschreibung.

Zur Orthographie gehört auch die Interpunction. H. eigentümlich ist es, die Kommata in französischer Methode zu setzen. Darum erscheinen sie teils gehäuft, teils fehlen sie auch, nach der bei uns üblichen Weise beurteilt. Jede einigermaßen nachdrückliche adverbial objective Bestimmung wird in Kommata eingeschlossen. Aus seiner Neigung ferner für Participien in attributiver Stellung folgt, dass solche längere und Objecte regierende Attribute von dem voranstehenden Artikel des Substantivs, zu dem sie wie dieser gehören, durch ein Komma getrennt werden müssen; aber mit dem Substantivum selbst bleiben sie verbunden, und kein Komma trennt sie von ihm, nach der Formel: *das, zu dem Substantivum gehörige Attribut* u. s. w. Dagegen steht vor den einfachen Infinitiven kein Komma, wo wir es regelmäßig setzen. Andrerseits setzt H. vor jedes, auch nur zwei Wörter verbindende *und, oder* gewöhnlich ein Komma.

Die indirecte Frage versieht H. mit einem Fragezeichen.

Ich habe H.s Interpunction in der Regel unverändert gelassen. Nur zuweilen habe ich Kommata in Semicola oder in Zeichen der Parenthese verwandelt oder ein Zeichen hinzugefügt, wo mir die Deutlichkeit dadurch zu gewinnen schien.

Drei akademische Abhandlungen.

I. Ueber das vergleichende Sprachstudium.

II. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluſs auf die Ideenentwicklung.

III. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Ueber das vergleichende Sprachstudium
in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgelesen den 29. Junius 1820.

Einleitung des Herausgebers.

In dieser ersten seiner akademischen Abhandlungen, die genau genommen sämmtlich sprachwissenschaftlichen Fragen gewidmet sind, bestimmt Humboldt den Begriff der Sprachwissenschaft*), bezeichnet ihre Aufgaben, stellt ihre Ziele fest und legt ihre Bedeutung für die Geschichte dar.

Immerhin ist folgende Aeußerung H.s in einem Briefe an Goethe (a. a. O. S. 265), fast ein Jahr nach Lesung der Abhandlung geschrieben, sowohl an sich nicht ohne Bedeutung, wie auch als Selbstbekenntnis wichtig: *Wenn ich* 1 *mich hauptsächlich mit Sprachen beschäftige, so ist der Punkt, auf den ich eigentlich ausgehe, der innere Zusammenhang mit dem Gedanken, die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit dieses und aller geistigen Bildung von der Sprache, welche ihren Organismus nur zum kleinsten Theil von denen, die sie jetzt reden,* 5 *empfangen, und ihre eigenen Schicksale, wie jedes andre historisch gestaltete Wesen, erfahren hat. Denn es ist nicht abzuleugnen, dafs sowol die grammatischen Formeln (von welchen der freie und vielgewandte Gebrauch so mächtig abhängt), als die Geschlechter der Wörter (welche den an sich vagen Begriff, auf eine bestimmte Weise geprägt, der Empfindung übergeben), von Anbeginn* 10 *alles Sprechens an eine Reihe für sich bilden, die es sogar uns bis auf einen gewissen Punkt hin zu erkennen gegeben ist. Gerade diefs Problem ist aber auch das schwierigste, und so begegnet es denn auch mir, dafs ich bis jetzt fast nur darum herumgehe und oft, blofs um nicht müfsig zu sein, bei Arbeiten stehen bleibe, die höchstens vorbereitend genannt werden können.* 15

So finden wir denn auch in unsrer Abhandlung, obwohl sie im ganzen H.s Ansicht schon vollständig und klar ausspricht, dieselbe doch im einzelnen noch nicht in dem Maße durchgebildet, das die große Schrift zeigt. Dies giebt sich sogleich im Eingang kund. Während zwar in dem ersten Satze

---

*) Ueber das Wort *Sprachstudium* in der Ueberschrift vgl. die große Schrift 39, 12.

8. *Formeln]* für *Formen* kommt sonst nie bei H. vor.

9. *Geschlechter]* Gattungen. An das Genus ist nicht zu denken.

8—10.] Die Zeichen ( ) sind von mir hinzugefügt.

die Aufgabe schon ähnlich wie in §. 1 der Schrift angegeben wird, zeigt sich in den sogleich folgenden Sätzen noch eine gewisse Unklarheit. Der Totaleindruck jeder Sprache soll nicht von großen und entschiedenen Eigentümlichkeiten abhängen, weil es solche, wie H. damals annahm, gar nicht gebe. So kann er freilich nur auf der Beschaffenheit der Elemente beruhen. Dann müssen aber diese eine Verschiedenheit zeigen; und woher sollte dieselbe kommen? Er behauptet ja andrerseits sogleich weiter im Gegenteil, dass die grammatischen Formen, wenn sie auch in vielfach verschiedner Gestalt erscheinen, doch immer gleich seien. H. meint also dies. Die Sprachen zeigen niemals gewisse auffallende Absonderlichkeiten in einzelnen Punkten der Grammatik und Wortbildung, wie sich etwa Vögel und Säugetiere unterscheiden; sondern das Eigentümliche einer jeden Sprache bekunde sich bloß durch den immer wiederkehrenden Eindruck kleinster Verschiedenheiten der Elemente, die wesentlich überall dieselben seien. Nur die Summirung der gehäuften kleinsten Größen bewirke den auffallenden Totaleindruck. — Der hier vorliegende Mangel wird durch §. 8 der Schrift klar. Dort wird angenommen, dass der Totaleindruck jeder Sprache gerade von einer großen und entschiedenen Eigentümlichkeit abhänge, dass dieser allerdings in der Form des Ganzen liege, und es freilich schwer sei, die Form des Ganzen an den Einzelheiten nachzuweisen, dass sie aber dennoch auch an diesen hafte und aus ihnen klar gemacht werden müsse (43, 14 — 44, 25).

Nun werden in §. 2 zwei Perioden des Sprachlebens unterschieden: die der ursprünglichen Gestaltung des Baues und die der feinern innern Ausbildung.

Wir kennen weder aus der Geschichte noch durch gegenwärtige Beobachtung eine Sprache in ihrer ersten Periode (§. 3), in der ihres eigentlichen Werdens.

§. 4. 5. Das ist auch nicht zu verwundern: denn in gewissem Sinne muss die Sprache auf éinmal entstehen (wie jedes organische Wesen mit dem springenden Punkte wesentlich da ist).

Da nämlich jedes Lautgebilde zu allen übrigen, und auch jedes Gedanken-Element zu allen übrigen in Beziehung steht: so muss mit der ersten Durchdringung beider Gebiete die ganze Sprache implicite gesetzt sein. Vergl. besonders weiter diese Abh. 248, 3—7.

§. 6. Die innere Ausbildung der Sprache beginnt nicht sogleich mit der Vollendung des äußern Baues; sondern dieser ist zunächst noch längere Zeit stärkern Umgestaltungen ausgesetzt und erfährt teils bloß in sich, teils durch Vermischung mit andren Mundarten mannichfache Abänderungen.

§. 7. Wenn man also auch mehrere ursprüngliche, getrennt von einander in der Menschheit entstandene Mundarten annimmt, so bleibt doch eine Mischung jeder derselben mit den andren und der Ursprung neuer aus solchen Mischungen bei der unruhigen Lebensweise jener ältesten kleinen Völkerschaften, ihren Wanderungen, Kämpfen und Mischungen, mehr als wahrscheinlich. So könnte sich ein Zusammenhang aller Sprachen der Erde auch ohne gemeinsamen Ursprung zeigen.

§. 8. Diese nächsten Schicksale nach dem Werden der Sprachen lassen sich von letzterem nicht sondern. Sie bilden also mit ihm zusammen die

erste Periode. Nur die weitere innere Ausbildung kann man für sich betrachten als zweite Periode.

§. 9. So entstehen zwei Teile der Sprachwissenschaft, deren gesammtes Thema H. jetzt noch einmal besonders gut darlegt.

§. 10. Die beiden Perioden sind freilich der Zeit nach nicht völlig geschieden und greifen in einander über. Doch kann davon für die Untersuchung der beiden Aufgaben, Betrachtung des Organismus und Betrachtung der Ausbildung, abgesehen werden. — Der Organismus stammt von der ganzen Nation her; die Ausbildung, die Cultur, von hervorragenden Individuen. Ersterer gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, letztere zur Geschichte; dort gelangt man zur Ausmessung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen, hier zur Erkenntnis der menschlichen Zwecke durch Sprache; daher dort Vergleichung vieler Sprachen, hier Eindringen in die einzelne.

A. Methode der Untersuchung des Organismus der Sprachen.

§. 11. Zuvörderst ist jede Sprache in ihrem innern Zusammenhange zu studiren. Dann aber müssen die einzelnen Kategorien der Sprache, z. B. das Verbum, durch alle Sprachen verfolgt werden. So erkennt man durch letztere Betrachtung den Umfang der Verschiedenheit der Sprachen, durch erstere die Consequenz innerhalb jeder einzelnen.

B. Die Untersuchung der Sprache in ihrer Ausbildung.

§§. 12. 13. Der Gebrauch der Sprache zeigt, was sie werden konnte, je nach ihrer Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Solche Untersuchungen lassen sich also nur bei denjenigen Sprachen ausführen, welche durch eine Litteratur entwickelt sind. Es gibt aber Sprachen, die solcher Cultur gar nicht fähig sind. Denn obwohl die Sprachen ein Erzeugnis des intellectuellen Instincts der Völker sind, so ist doch eben der Instinct des Menschen nicht so gebunden, wie der der Tiere, sondern lässt der Individualität der sie redenden Völker Raum; und so kann eine Sprache zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen.

§. 14. Es scheint sogar als müssten alle Sprachen erst mannichfache, zunächst zerstörende Prozesse durchmachen durch die Völkermischungen, bevor sie den Grad der Formbildung erreichen, der zur Cultur notwendig ist. Zuerst lassen die Sprachen die Form unbezeichnet, dann bezeichnen sie dieselbe mangelhaft, erst auf der dritten Stufe consequent. Diese wird nur erreicht durch eine gewisse Zerstörung der zweiten Stufe, wobei freilich eine neu organisirende Kraft hinzutreten muss. Vgl. §. 6. 7.

§. 15. Für die Untersuchung also, wie sich die Sprachen zur Cultur verhalten, sind nur vollkommnere Sprachen tauglich. Es kommt aber darauf an, ob der Ideen-Gehalt gegen den sprachlichen Ausdruck gleichgültig ist oder nicht. Nur in letzterem Falle würde das Sprachstudium von Wichtigkeit sein. Und so verhält es sich auch in der Tat.

a. Abhängigkeit des Begriffs vom Wort.

§. 16. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Begriff durch ein Wort ausgedrückt oder ob er nur umschrieben werden kann.

§. 17. Das Wort lässt sich auch nicht durch ein conventionelles Zeichen ersetzen. Das ist wohl bei den Zahlen und bei allen den Begriffen möglich, welche apriori construirt werden können; wo es sich aber um innere Warnehmung oder Gefühl handelt, da kommt es auf die individuelle Vorstellung an, die von dem Wort unzertrennlich ist.

§. 18. Das Wort bezeichnet auch niemals den nackten Begriff, wie ihn der Verstand bilden müsste, sondern fügt zu ihm hinzu. Durch seine rein sprachlichen Beziehungen zu andren Sprach-Elementen, und durch Nebenbeziehungen auf das Gemüt erteilt es dem Begriff eine gewisse Individualität.

§. 19. Dazu kommt, dass die Sprache nicht dem einzelnen Menschen gehört, sondern dem ganzen Volke; also mischt sich in ihr die Vorstellungsweise der früheren Generationen mit der je gegenwärtigen, und in der Sprache jeder Generation die Eigentümlichkeit aller Alter, Stände, Charaktere; auch entlehnt eine Sprache der andren. Dadurch erhält das Wort jedem Subject gegenüber eine Objectivität und hilft bei der Bildung der Begriffe.

b. Die Sprache als Vermittlerin zwischen Subject und Object.

§. 20. So sind die Sprachen Mittel, die Wahrheit zu entdecken. Der Mensch tritt dem zu erkennenden Object immer nur subjectiv entgegen, wobei die Sprache in ihrer Objectivität, in welcher die Subjectivität der ganzen Nation liegt, kräftigend wirkt. Das Objective ist es, was errungen werden soll, und auch wird, wiewohl nur in wechselnder Subjectivität stückweise und fortschreitend.

§. 21. Selbst in der Bezeichnung sinnlicher Gegenstände zeigen die Sprachen Verschiedenheit. Viele Wörter aber, ursprünglich sinnlicher Bedeutung, sind intellectuell bearbeitet, und zwar individuell. Nun kommt es auf die Stimmung an, ob man das Wort mehr in seinem anfänglichen Sinne als Abbild des Objects mit seinen subjectiven Beziehungen, oder mehr als ein durch Abstraction gewordenes Zeichen des Begriffs nehmen will. So gibt es einen doppelten Gebrauch der Sprache, und es kommt darauf an, dass ein Volk nicht einseitig bloß den einen oder bloß den andren pflege und jeden an seiner rechten Stelle.

C. Beide Untersuchungen in ihrer Einheit.

§. 22. Der ursprüngliche Organismus aber enthält selbst den Keim zur Ausbildung, und so vereinigen sich beide Untersuchungen.

§. 23. Das Ziel der Sprachwissenschaft erfordert also die Zusammenfassung beider Teile der Sprachwissenschaft. Es lassen sich die zu höherer Ausbildung gelangten Sprachen zu einem Kreise eigentümlicher Weltansichten zusammenstellen. So sieht man jede derselben als ein Streben nach einem individualisirten Ideal an, worauf ihr Charakter beruht. Wir werden hierauf in der Einleitung zu den §§. 2. 3 der großen Schrift zurückkommen.

---

[239] 1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichern und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, daſs die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen groſsen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäſsigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedner Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel groſse Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an [240] der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Gränzen, bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; eben so wenig nehmen die groſsen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzwei-

---

6—16.] Vgl. die Einl. S. 38.

15. *Gestalt*] ergibt den Totaleindruck Z. 6.

16. *Form*] die aus der Idee der Sprache sich ergebenden Kategorien. Hier ist noch nicht an den Sinn des Terminus Form in §. 8 der großen Schrift zu denken. Unten 246, 8 bedeutet *Form* was hier *Gestalt* heißt; und *Form* hier bedeutet, was dort Z. 7 *Idee* heißt, nämlich Z. 1. 2: Sprachbedürfniss und Sprachvermögen. Vgl. Allg. Einl. Z. 99—108.

10 gungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren
Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung,
durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen,
durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für be-
stimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglät-
15 tung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung
armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die
Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein
vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daſs man wohl
20 noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammati-
scher Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer
Formen überrascht hat. Es muſs, um diese Behauptung noch mehr
geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium
der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der
25 Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf
der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Meine
bisherige aber hat mir bewiesen, daſs auch die sogenannten rohen
und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem
vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich,
30 wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe
der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener
oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal ent-
stehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muſs in jedem Augen-
35 blick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen
macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen
sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Or-
241 ganischen, daſs Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur
durch die eine, das ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen
wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen,

---

27—32] vgl. unten 249, 1 f.

§. 4] vgl. die große Schrift 85, 6—18.

36—2.] Vgl. die Einl. zu §. 8. der großen Schrift u. 44, 10 Anm. *Unmittelbarer]* ohne Absicht und Reflexion, Function des körperlich-geistigen Wesens.

in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die 5 Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, 10 jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor. 15

5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniſs zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die 20 Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewuſstsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden 25 Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch läſst sich die Artikulation der Töne, der ungeheure 30

12—13. *einfachsten Ideenverknüpfung]* = Verknüpfung der einfachsten Vorstellungen (Z. 6). Dass Idee bei H. gelegentlich nur Vorstellung bedeutet, beweist auch 249, 2. 253, 6.

16. *im Menschen]* sollte vielleicht heißen: in der Sprache; jedenfalls ist nur das gemeint. *Zwei Gebiete]* ein äußeres der Laute und ein inneres der Gedanken.

17—18. *der Verbindung dieser]* der Lautelemente mit Lautelementen, der Gedankenelemente mit Gedankenelementen.

19—20. *jeder Theil — darstellt]* in der Natur jedes Teiles, auf dem Gebiete des Lautes wie auf dem des Denkens, mag er ein ursprüngliches Element oder schon ein zusammengesetzter Teil sein, liegt allemal auch ein Verhältnis zu den andren Teilen desselben Gebietes.

20. *Synthesis,* 26. *durchdringen]* Vgl. §§. 12. 21 des Werkes.

Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers, und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewufstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.

35 6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von 242 dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenfliefsen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, dafs die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischen-5 den empfange, oder dafs, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

10 7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten, lässt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, dafs er nicht 15 Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen 20 solchen Zusammenhang. Das Bedürfnifs, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, eben so wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu

---

33—34 *nöthigt — ab]* vgl. d. gr. Werk 65, 17—19. 38. *der einen]* Sprache.
1. *anderer]* Sprachen. Vgl. unten §. 14 Anfang und Schluss.
5—9.] Dies ist H.'s Ansicht von den romanischen Sprachen. 20. 21.] s. 254, 14.

vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es mufs daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus einem Gufse selbstständig geformt, oder in grammatischer oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äufsere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, lässt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung;

20 die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmäſsiger 25 Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältniſs zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachver- 30 schiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniſs der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuell-teleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel 35 einer reicheren Mannichfaltigkeit und gröſseren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeten Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neuern Zeit eigen, dem Alterthume war sie 244 bloſs in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10. Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersehung der kleinen 5 Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, daſs die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einfluſs hat, und daſs dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

10 die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und
die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

---

28. *zu der Natur]* zu beziehen auf *der Menschheit*. Vgl. unten 244, 18.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniſs des Menschen zu reden, und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von be- 15 sonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht groſsentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Aus- 20 messung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung; die Ergründung des Ganges der Ausbil- 25 dung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten; daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muss sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer 30 von genauer Kenntniſs einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und 35 welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüber zu führen? wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, und die einzelnen Nationen 40 sind die vier Gegenstände, welche die vergleichende Sprachforschung 245 in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

38—41. *Denn — Gegenstände]* Hier liegt eine Gliederung des sprachwissenschaftlichen Themas vor, wie sie nicht wiederkehrt: 1. *Sprache überhaupt* = das *allgemeine Vermögen* der Rede, 2. ihre *Zwecke* = *Bedürfniſs* (oben Z. 14. Hier ergeben sich auch die anderwärts erwähnten Forderungen), 3. ihr Verhältnis zur *Entwicklung* der Menschheit, 4. die *einzelne* Sprache in ihrem besondren Bau und in ihrem Zusammenhang mit dem Nationalgeist.

2. *wechselseitigen]* ist pleonastisch, oder man muss unter *Zusammenhang* Wirkung denken.

11. Ich behalte alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen unternommen habe. Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloß diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreißig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel größere Anzahl anreihen lässt, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, daß man nicht hinlänglich in die Kenntniß der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muss sie, als solches, behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntniß der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Außer diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden

---

28. *grammatischen Ideenverknüpfung]* wie durch die grammatischen, etymologischen und syntaktischen, Mittel die Vorstellungen verknüpft werden. Vgl. 241, 12.

24—27 *organisches — Analogien]* Vgl. Allg. Einl. Z. 74—76.

des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft wer- 35
den, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch
die gleichartigen Theile aller Sprachen, und andere, gleichsam in der
Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten
erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses 246
und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individua-
lität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst
wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Men-
schengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine 5
Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der
Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so
mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der
Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenübergestellt erblickt.
Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren 10
Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen
lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das
bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte,
ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmaſsung. Die
Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf 15
Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte
stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen
von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch
eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher Sprachen und
Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig histo- 20
risch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom
Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf
einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in
ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst 25
desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweck-

---

35—9] Vgl. VI, 585.

38. *Die ersten]* die Fäden, welche durch alle Sprachen hindurchgehen.

2. *die letzten]* welche die Teile der einzelnen Sprachen verbinden.

6—7. *beide — Nationen]* Die Sprache überhaupt oder der Menschheit und der Charakter der Sprache eines einzelnen Volkes. 7. *jener]* der Sprache überhaupt.

8. *diesen]* den Charakter der Nation und ihrer Sprache.

mäſsige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen
30 lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin also liegt der Schluſsstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten
35 und mannichfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntniſs einer groſsen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück,
247 die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch, behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rück-
5 sicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefaſste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes
10 genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden
15 müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrschein-

---

38—10. *schreckt — wird]* Diese Bemerkung ist hier nicht am Platz. Der erste Teil 38—2 passt nicht zu dem, was über die Erforschung der Sprach-Organismen gesagt ist; und was im zweiten 2—10 gesagt ist, passt nicht zur Philologie. Vgl. die große Schrift S. 202.

16. *Das letztere]* vgl. Ueber d. Entst. gr. F. C. XIII. Ende.

lichste. Die Sprache muss zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewuſstseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache lieſse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloſsen sinnlichen Anstoſs, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muſs schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müſste er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daſs dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewuſstseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor, und gewiſs auch nur nach und nach, aber so, daſs ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon

---

17—20.] Das *zwar* erfordert ein *demungeachtet*. Zunächst aber folgt eine Parenthese, von *Es hilft nicht* (Z. 20) bis *vorhanden sein* (248, 30), worauf nun erst: *Der Instinct des Menschen aber*.

22. *Typus]* s. Einleitung zu §. 9 der groſsen Schrift.

23—248, 30.] vgl. oben §. 4.

es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen läſst, so kann man an den Natur-
10 instinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läſst, eben so wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre
15 Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, daſs ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau groſse Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Produkt der Natur, aber der Natur der
20 menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf
25 einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehn, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muſs ursprünglich im Men-
30 schen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und läſst dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu gröſserer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniſs des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem
35 Begriffe der Sprache, daſs einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen,

---

30. *Der Instinct des Menschen aber]* als intellectueller Instinct der Vernunft (Z. 10. 11). Das *aber* bezieht sich zwar formell auf den vorangehenden Satz, indessen, da dieser nur Wiederholung von 247, 17—20, sachlich auf letzteren.

33. *da]* = wogegen.

37—249, 7. *Die Erfahrung — begeistern]* Vgl. Ueber d. gr. F. c. II. die große Schr. S. 19 ff.

und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnißvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, daß sich, wenn auch mit großen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt. Dieß aber ist bloß eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen muß ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, daß eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen dieß wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Prinzip ist Artikulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muß auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimniß, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muß,

---

25—27. *Nun aber — Silbengruppe]* sie bilden vielsilbige Wörter (Silbengruppen), in denen sie viele Bestimmungen einer Vorstellung ausdrücken.

ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten groſsen Stufe des Fortschreitens weicht 35 die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie 250 durch einen einelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt 5 gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Falle des Bedürfnisses auf. Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche 10 aber insofern, daſs auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet werde, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren 15 der ursprünglichen Silben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit 20 der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, 25 trägt dieſs in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da

---

249, 34 — 250, 9.] Beispiele zu all dem oben bemerkten werden in der folgenden Abh. gegeben. wo das in diesem §. über drei Sprach-Stufen Gesagte weiter ausgeführt wird.
16. 17.] vgl. unten 251, 28. 29.

der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dieſs nun auf das wahre Maaſs zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischen- 30 den Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloſs als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt 35 jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach gröſserem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme 251 der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich 5 vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloſs dem Grade nach gemessen werden kann, läſst sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, 10 der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniſs zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer 15 Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dieſs schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte und entscheidende 20 Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dieſs beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum.
25 Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andere durch Ein Wort ausdrückt; — nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloſsen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der
30 Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Worts als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher
35 die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen,
252 die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflection Trennung und Individualisirung der Töne durch Artikulation hervorbringt, so muss diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedanken-
5 stoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloſs abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder
10 einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läſst sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur
15 nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloſse Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung

---

28. 29.] vgl. 250, 16. 17. • 33. *Individuum]* unten 253, 4.
17. *Empfindung]* bedeutet bei H. nicht die Tätigkeit des Sinnes-Organs, sondern das subjective Gefühl. §. 17.] Vgl. d. gr. Schrift S. 109.

zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dass man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es läſst sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexicalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besondern Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit gröſsere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, daſs sie weder am bloſsen Faden der innern Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelter Abhängigkeit von ihr, daſs ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.

18. Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andern Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisirung

21. *einzelnen]* sc. Sprachen. 35. *allen]* sc. Sprachen.
4. *Individuum]* oben 251, 33. 6. *dasselbe]* das Wort.

des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn
15 an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vor-
20 stellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der
25 Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmäſsig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist dieſs wenig bemerkbar; aber die Macht
30 der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmäſsigkeit und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

35 19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniſs des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da
254 gewesenen Geschlechtern. Dadurch daſs sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechter, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen, verschiedener Nationen, endlich bei zu-
30 nehmender Gemeinschaft, des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der groſse Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer be-

---

21 u. 25. *Natur]* bedeutet hier die oben Z. 8—12 angegebenen Momente für die Bedeutung d. h. Wirksamkeit des Wortes. Davon abgesehen gilt das Obj. nichts 26—29.

2. *Geschlechter]* in der ersten Ausgabe hier und Z. 30 u. 256, 2 ohne *r*.

schränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen läſst sich nur bei dem, über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung 10 der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Dieſs liegt in dem Bedürfniſs, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache 15 und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, daſs die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu ver- 20 theilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen grammatischer Formen läſst sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die 25 Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird dieſs schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt 30 der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl, als die Menschen und Objecte, als selbstständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft 35 der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, daſs sich der Anfang nicht mehr bestimmen läſst; ihre Ver-

---

30 f.] vgl. d. gr. Schr. 58, 23—28. Anders unten 255, 23—28.
34—39.] Einl. Z. 9—11. §. 7. Nach unserer Stelle ist auch oben 244, 17—19 zu modificiren.
36. *der Natur]* sc. der Objecte. Vgl. unten 255, 11.

zweigung umfaſst das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daſs die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloſs so viel deutlich wird, daſs die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität. hervorgeht.

Dieſs ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der 256 andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, 5 und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem 10 Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntniſs der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache 15 naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für 20 unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein 25 und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleich-

5—9] sagt aus, weswegen die Sprache als etwas Objectives gelten kann, während sie doch subjectiv ist und bleibt.

10—13. *Die ursprüngliche — wiedergewonnen]* Dieser Satz lässt mehrere Deutungen zu, deren keine ich sicher zu begründen wüsste.

23—26. *Alle — Bestimmungen]* Die Naturwesen und die abstracten Bestimmungen bilden das zu bezeichnende Gebiet. Jeder Name eines Naturwesens bezeichnet eine Art; die Sprachen sondern aber die Arten in verschiedener Rücksicht, heben an denselben verschiedene Merkmale heraus, und haben überhaupt verschiedene Qualitäten erfasst.

bedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine groſse Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniſs der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, auſser ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer

---

28—29. *da sie — ausdrücken]* wie die Etymologie beweist. Vgl. oben 253, 26—29.

33—34. *Eine groſse — Ausdrücke]* Viele Wörter haben sinnliche und unsinnliche Bedeutung.

35. *jener]* sc. der sinnlichen Bedeutung.

37. *letzteren]* der unsinnlichen, *ersteren* der sinnlichen Bedeutung.

3. *besonderen]* sc. Sprachen.

4. *der ersteren dieser Eigenschaften]* sc. Abbild der Gegenstände zu sein.

8. *letzteren]* sc. zum Zeichen.

trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läſst sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens 20 in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfah- 25 rungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniſs, welche die ungetheilten Kräfte des Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniſs aber flieſst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den 30 Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniſs angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet 35 ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nämlich darunter in der weitumfassendsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Be- 258 redsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muſs wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Klasse, als sie, 5 die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu 10

38—40 *insofern — wird]* insofern die Sprache in der Darstellung als eigentümliche Macht auftritt. Vgl. 258, 6.

stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und 15 Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, 20 oder diesen richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daſs ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so ent- 25 stehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd sein. In 30 ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der 35 gebildeten muſs die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluſs ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

259 23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, daſs, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden

---

30. *der Grad der Ideenerzeugung]* vgl. oben 244, 36.

mufs. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkürliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so mufs es ein Verhältniss dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden läfst, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Dass dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter- und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es läfst sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeufserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte

---

13—29. *Charakteren der Menschen]* Vgl. IV, 5 f.: *Die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung, aufzeigt . . . zeichnet dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vor, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegen zu eilen. Dieses Ziel, der Mittelpunkt solcher Charakteristik, ist: Die Bildung des Menschen.* Man vergleiche zu den Ausdrücken *Bahnen* u. *Mittelpunkt* oben Z. 27 u. folg. Abh. 402, 2.

16. So gibt (Ueber die männliche und weibliche Form I. 215 ff.) der männliche und der weibliche Geschlechtscharakter zusammen das Ideal der Menschheit; und die Venus, Diana und Juno stellen die Ideale der weiblichen Schönheit in ihren drei Charakteren dar.

16—29. Selbst das nur gedachte Ideal enthält nicht den ganzen Inbegriff einer Gattung, sondern nur eine Seite derselben; das wirkliche Individuum aber hat seinen Charakter darin, dass es einem Ideal, also der Idee der Gattung in einer Richtung, nachstrebt.

25—27. *Charakterbildung]* vgl. Einl. zu §. 3 der großen Schrift.

andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der
30 Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnifsmäfsig grofse Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste,
35 von dem wir ausgingen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine
260 Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfliefsen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf
5 Erden gefunden wird, dafs der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfnifs liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung beide den höchsten geistigen Zwecken dienen.

---

5. *Naturnothwendigkeit]* d. h. aus der Natur des menschlichen Geistes notwendig hervorgehend.

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 17. Januar 1822.

Einleitung des Herausgebers.

Eine kurze Inhaltsangabe dieser Abh. besitzen wir von Humboldt selbst in §. 14 der vorstehenden Abhandlung. Daneben und neben den Anmerkungen mögen sich folgende kurze Angaben noch förderlich erweisen.

C. I. stellt das Thema dar: 1. wie entsteht diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse, welche eine Form zu heißen verdient, in einer Sprache, welche solche besitzt. Es wird also vorausgesetzt, dass es auch eine Bezeichnungsart gebe, welche nicht so zu heißen verdiene, und dass es Sprachen gebe, welche nur diese letztere, aber keine Form, kennen. 2. inwiefern ist es für das Denken und die geistige Entwicklung des Volkes wichtig, ob seine Sprache die grammatischen Verhältnisse durch wirkliche Formen oder durch andre Mittel bezeichnet.

Hieran knüpfte H. zwei Punkte: den ersten werden wir in der Einl. zu §§. 2. 3. der großen Schrift besprechen; der andre ist das Bedenken, ob die Voraussetzung, dass nicht jede Sprache grammatische Formen besitze, zulässig sei. Dieses Bedenken muss sogleich erledigt werden.

C. II. u. III. Dazu sind zwei herschende Misverständnisse zu beseitigen. So ergibt sich, dass

C. IV. es Sprachen gibt, welche eine Grammatik ohne wahre grammatische Formen besitzen;

C. V. u. VI. und solche Sprachen geben keinen vollen und bestimmten Ausdruck des Gedankens.

C. VII. So erscheint eine Kluft zwischen den unvollkommneren und den vollkommneren Sprachen, denen ohne echte Formen und denen mit solchen. Diese scheint freilich bei näherem Eingehen auf beide Sprachclassen zu schwinden; denn auch jene Sprachen haben ihren Reichtum, und auch diese haben von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren davon noch in sich.

C. VIII. IX. Denn alle Sprachen haben mit Anfügung begonnen, und diese geht auch in den unvollkommenen Sprachen öfter in Beugung über.

C. X. Alles dies zugegeben, und obwohl die Formen nur durch historische Processe aus Anfügung entstehen, bleibt dennoch der Unterschied zwischen den Formen der einen und den Analoga von Formen der andren Sprachen bestehen.

C. XI. Derselbe Unterschied erstreckt sich auch auf die grammatischen Hülfswörter.

C. XII. Das Zusammenwirken von Formen und Hülfswörtern.

C. XIII. Es gibt also eine historische Stufenfolge grammatischer Bezeichnung.

C. XIV. Der Gedanke verlangt echte Formen.

C. XV. Bedenken aus dem Dasein der chinesischen und ägyptischen Cultur gegen das Behauptete werden erledigt.

Der hier behandelte Gegenstand ist zu wichtig, als dass ich nicht zwei Bemerkungen hinzufügen müsste, welche über die Vorlage hinausgehen.

Erstens: Wie oft sich auch die Sprachforscher, welche agglutinirende und flectirende Sprachen als zwei Sprach-Classen unterschieden, auf unsre Abhandlung berufen haben, so ist es immer mit Unrecht geschehen, wie aus dem Satze H.s, den ich zu S. 421, 32—36. dieser Abh. mitgetheilt habe, am klarsten hervorgeht, aber auch 402, 16—26. 418, 15—20. deutlich wird.

Zweitens: Wenn ich nach H. einen *absoluten* Unterschied zwischen Sprachen mit echten und solchen ohne echte Formen aufgestellt habe, so war ich mir bewusst, und habe es ausführlich dargelegt, dass H. so entschieden nicht spricht, sondern lavirt, wie namentlich 427, 20—24; und selbst in jener entscheidenden Stelle (Anm. 421, 32—36) heißt es: *ein wahrer und wesentlicher, aber stufenartiger Unterschied.* Ich könnte mich damit zufrieden geben; denn der Unterschied zwischen Reptilien und Vögeln ist auch wahr und wesentlich und doch stufenartig.

Zur Kritik H.s aber nur die eine Bemerkung. Wenn H. die Frage stellt, ob die *Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse* in einer Sprache Formen oder bloß Analoga von Formen enthält (c. I): so hätte er, tiefer gehend, fragen sollen, ob eine Sprache, noch ganz abgesehen von der Bezeichnungsart, echte grammatische Verhältnisse erfasst und dann auch bezeichnet hat, oder ob sie dieselben gar nicht erfasst, also auch nicht bezeichnet hat. Dass H. zu dieser tiefern Frage später wirklich gekommen ist, wird die Einl. zu §. 11 der großen Schrift zeigen.

---

401 C. I. Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einfluſs auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durch-

2 *Ideenentwicklung]* das Denken. In dieser Abhandlung ist *Idee* = Vorstellung.
3 *Gattungen]* grammatische Kategorien wie Verbum u. s. w.

zugehen. Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten: 5

> „wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammati-
> „scher Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heifsen
> „verdient?“ und
>
> „inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung
> „wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen, 10
> „oder durch andere Mittel bezeichnet werden?“

Da hier von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur mufs man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus all- 15 mählich fortschreitender Sprachformung entwerfen, und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der National-eigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch 20 den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, läfst sich ein vollkommen gleichmäfsiger, und gewissermafsen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen. 25

Die Sprache, in ihrer gröfsesten Ausdehnung genommen, kennt 402 aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich 5 wieder andere, gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn kann man

---

12—14.] Dieser Schluss beruht auf der Voraussetzung, dass es nur eine Grammatik und ein Werden derselben gebe. Gleich darauf aber folgt „Nur“, das durch die Abh. entwickelt werden soll.

2. *Mittelpunkt]* vgl. vor. Abh. 259, 13—29.

mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den
10 Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen
15 der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, daſs nur der Zweifel erregt wird, als besäſse nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmäſsigkeit, Vollständigkeit, Klarheit
20 und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen aufsuchen. Man wird sich noch auſserdem darauf berufen, daſs gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmäſsig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen
25 auch wahrhaft als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, muſs man zuvörderst zwei Miſsverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

C. II. Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet,
30 so darf man nicht das zum Maſsstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschlieſsend durch sie gebildeter Kopf, in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht bloſs zum richtigen,
35 sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andern Sprachen erlangt hat, irgend
403 eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann

---

14. *Ideenentwicklung]* Bildung von Gedanken, wie 401, 2. 403, 22. So auch in der Ueberschrift dieser Abhandlung. Vgl. vorige Abh. 241, 12—13.

14. 15. *untersten Stufen der Sprachvollkommenheit]* des Notwendigsten, was eine Sprache, der wir echte grammatische Formen zuschreiben sollen, haben muss. In der großen Schrift S. 181, 4: *der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung.*

27. *zwei Miſsverständnisse]* Das erste wird c. II., das zweite c. III. dargelegt.

35. *Gebrauche]* vgl. Ueber d. vergl. Sprachst. §. 12.

er, vermittelst derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andere Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein 5 wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andern wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas anderes in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was nicht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man bloſs auf dasjenige, was sich in einer Sprache aus- 10 drücken läſst, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen ungefähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden 15 und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so muſs jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch voll- 20 kommenere Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen. Die Grammatik läſst sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine groſse Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und so muſs man nicht überrascht werden, 25 wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungebildeter Sprachen die Namen aller Formen der höchstgebildeten antrifft. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiefern diese Bezeichnungsarten grammatischer 30 Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebornen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankommt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das,

---

28—29. *Die Sprache — beiwohnt]* vgl. das. §. 4 und §. 13 S. 247, 21—28.

30 wozu sie aus eigner, innerer Kraft anfeuert und begeistert, entscheidet
404 über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Maſsstab ist die Klarheit,
Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt,
welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie
wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verläſst man aber diesen ihren
5 Einfluſs auf die Entwicklung der Ideen und die Erregung der Empfindungen; will man prüfen, was sie als Werkzeug überhaupt hervorzubringen und zu leisten vermöchte: so geräth man auf einen Boden,
der keiner Begrenzung mehr fähig ist, da der bestimmte Begriff des
Geistes fehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte
10 aber immer ein zusammengesetztes Erzeugniſs des Geistes und der
Sprache ist. Jede Sprache muſs in dem Sinne aufgefaſst werden, in
dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen
besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten
15 der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als
materielles Erzeugniſs, recht gut bestehen, sondern es kann auch
vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprache übergetragen, und
in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht
einer fremden Kraft, die sich einer unvollkommneren Sprache in
20 dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, daſs sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache
alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht
auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie
die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr
25 fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniſs und der
formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung
deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine beliebig angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen, und
was sie selbst durch stetigen und habituellen Einfluſs auf die Ideen

---

35. *anfeuert und begeistert]* vgl. Ueber d. Sprst. 240, 27—32., 249, 7. Die gr. Schrift 21, 7

25. *materiellen Erzeugniſs]* vgl. Z. 16. *und]* sc. im Gegenteil. Sinn: Der Unterschied liegt darin, dass nur letztere Sprachen das formale Denken fördern, während die niedrigeren bloß eine sachliche Mitteilung bieten. Vgl. unten S. 407, 11. 408, 30—32. 410, 27 ff.

und ihre Entwicklung zu wirken vermag, und dadurch das erste hier 30
zu befürchtende Miſsverständniſs zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der C. III.
andern. Da man nehmlich gewöhnlich zu dem Studium einer unbekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, 35
wie die grammatischen Verhältnisse dieser in der fremden bezeichnet 405
zu werden pflegen, und benennt nun die dazu gebrauchten Wortbeugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammatischen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprachgesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht 5
in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andere ersetzt und umschrieben. Man muſs daher, um diesen Fehler zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, daſs man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältniſs 10
bezeichnet.

Die Amerikanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehren derselben zu thun hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den 15
ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der Karaïben-Sprache wird *aveiridaco* als die 2. pers. sing. imperf. conjunct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort genauer, so ist *veiri* seyn, *a* das Pron. 2 pers. sing. das sich auch 20
mit Substantiven verbindet, und *daco* eine Partikel, welche Zeit anzeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn *oruacono daco* heiſst am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung jener Bedeutung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese 25
Umschreibung wird die in dem Conjunctiv liegende hypothetische Annahme ausgedrückt. Was hier Conjunctiv genannt wird, ist also

ein Verbalnomen mit einer Präposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des In-
30 finitivs, oder das lateinische Gerundium in *do.* Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Amerikanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule-Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. *a-le-ti-pan,* aus Erde gemacht. Wörtlich aber heiſst diese Sylbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von *tic,* ich mache).

35 Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Amerikanischen Sprachen
406 nur durch Verwechslung mit anderen Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum; *iuca* ist morden und Mord; *caru,* essen und Speise. Ich will essen heiſst entweder *che caru ai-pota,* wörtlich: mein Essen
5 ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusativ *ai-caru-pota.* Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, daſs sie andere Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexikanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige
10 Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, *ni-tlaçotlaz-nequia,* ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. *Ninequia* heiſst ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. *tlaçotlaz,* ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase Ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum,
15 als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexikanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, *c,* angedeutet; *ni-c-nequia tlaçotlaz,* ich das wollte [nehmlich:] ich werde lieben. Die gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexikanische Sprache ver-
20 bindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule-Sprache läſst man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, bloſs als zwei *verba finita* unmittelbar auf einander folgen; *caic-tucuec,* ich zu essen pflege, aber

wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr 25
Professor Bopp scharfsinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accusativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateinischen Supinum ähnlich[1]. Er kann daher nicht so frei gebraucht werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese 30
erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann gegessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, daſs man in allen diesen Sprachen den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr 35
die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur dar- 407
stellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet.

Sind nun die Fälle, wo die Bezeichnung eines grammatischen C. IV.
Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht 5
genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen, 10
auſser dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse, sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigent- 15
lichen Gegenstände in der Sprache, diese bloſs die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, daſs Undeutlichkeit und Miſsver- 20
stand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, ver-

(1) Ausgabe des Nalus, p. 202. nt. 77. p. 204. nt. 83.

---

4. *Bezeichnung]* so vermute ich statt *Beziehung* in den früheren Drucken.

mieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen
doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache
für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische
25 Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Präpositionen
bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden,
so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter,
deren grammatisches Verhältniſs hinzugedacht wird; *e-tiboa* in der
Mbaya-Sprache heiſst nicht, wie man es übersetzt, durch mich, son-
30 dern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden,
nicht als Zeichen in der Sprache. *L-emani* in derselben Sprache ist
nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne
etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher
dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Präfixum *l* eigentlich ein Be-
35 sitzpronomen ist. Auch hier wird also die Verbalbeschaffenheit hin-
408 zugedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem
den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmtheit, und
zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muſs
5 der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das
grammatische Verhältniſs ebensowohl durch die Sprache bezeichnet
werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Ver-
standeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben
der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch
10 Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese
isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

C. V. Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Ver-
hältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Ver-
hältniſs, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben
15 nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies
allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stoſsen
dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar

---

23. *eine solche Sprache]* In der großen Schrift heißt sie eine agglutinirende Sprache.
7. 8. *Verstandeshandlung]* = Synthesis; vgl. unten 423, 32—34.
12. *ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse]* Diese heißt weiter unten 412, 22. und auch in der großen Schrift Flexion. Ihr Charakter ist *Modification*, Z. 15. 423, 9.

keinen Gegenstand, sondern bloſs ein Verhältniſs, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am bloſsen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der bloſsen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen Resultat. In der Brasilianischen Sprache heiſst *tuba* ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbalausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist *xe-r-uba,* mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und *tuba* kann, nach anderen in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heiſsen, so wie das ganz ähnlich, nur im Süd-Dialekte der Sprache, gebildete *iaba,* er ist Mensch, heiſst. Die grammatische Form ist bloſs Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand muſs die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzufügen.

Es ist klar, daſs der Eingeborne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und daſs es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt

---

27—29.] Solche Umformung einer Sprache wird in der groſsen Schrift für unmöglich erklärt. S. 21, 2—12.

hältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales
15 anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältniſs nur hinzugedacht werden muſs. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlicherem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

20 Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung muſs, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sicherem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffenen Behauptungen,
25 als richtig zurückbleibt.

C. VIII. Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältniſs charakteristisch (so, daſs es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen läſst sich noch heute die Verknüpfung von Elementen er-
30 kennen, die nicht anders, als in den roheren, verbunden worden sind: und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine sein müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen
35 besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

412 Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Sylben, bloſs zum Zweck der Andeutung der gram-
5 matischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung,

Umänderung von Consonanten im Innern des Worts,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unver-
10 änderlichen Gesetzen,

Sylbenwiederholung.

Die bloſse Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexikanischen, und einigen anderen Amerikanischen Sprachen erweitert sich zwar 15 der Gebrauch dadurch, daſs das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschlieſst. Allein auch da bleiben die Gränzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine 20 Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oben gesehen, daſs die letzteren im 25 Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die anderen angeknüpft seyn will. Es ist aber schwer zu denken, daſs jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse vor- 30 aussetzen würde. Sagt man, daſs es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heiſst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, 35 entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das 413 Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständniſs durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, 5 bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff läſst sich erst aus

---

24. *Begriffen von Formen]* Es könnte also ein Wort geben, das z. B. nichts andres bedeutete als den Accusativ eines mit ihm verbundenen Wortes. 408, 17—19. Ob ein solches Wort eingeschaltet oder als bloße Sylbe angefügt wird, könnte keinen Unterschied machen.

25. *oben]* 408. 9—11. 32. 33.] vgl. jedoch unten 414, 30 ff.

2. *Analogie]* vgl. Einl. zu §. 10 der großen Schrift.

der schon vorhandenen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Be-
10 zeichnungsarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft
15 und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Amerikanischen Sprachen. In der Mexikanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre Endconsonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, daſs der
20 Endvocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche, ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Sylbenverdopplung *ahuatl,* Weib, *teotl,* Gott, plur. *ahuâ, teteô.* Bildlicher läſst sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen, als indem die erste
25 Sylbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, daſs der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum *yma* in
30 dem Grade mehr oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Geberde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige
35 wenige, den eben berührten ähnliche, Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die

---

24. *Ton]* d. h. Laut. Vgl. die große Schrift S. 66, 21.

33—414, 4. *Beugung]* bedeutet also Formbezeichnung durch Wandel der Vocale nach Qualität oder Quantität oder Betonung, durch Consonanten-Wandel, 408. 15., durch Sylben oder Wörter, welche schon ursprünglich eine bloße Form bedeuteten. Vgl. 412, 19—24. 415, 6., auch 415, 13—18. Später S. 417 ff. wird der Sinn erweitert.

Anfügung bedeutsamer Sylben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, läſst sie sich aus der Analogie schlieſsen, 414 oder es bleibt wenigstens immer ungewiſs, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, läſst sich an einigen Fällen in den Amerikanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya-Sprache heiſst *daladi,* 5 du wirst werfen, *nilabuitete,* er hat gesponnen, und das Anfangs-*d* und *n* sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu können. Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken 10 beider tempora, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind *quide* und *quine,* aber das *qui* wird ausgelassen, und *de* und *ne* verlieren vor anderen Vocalen ihren Endvocal. *Quide* heiſst spät, künftig, *co-quidi* (*co* von *noco,* Tag) der Abend. *Quine* ist eine Partikel, die **und auch** bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehe- 15 mals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssylben unserer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, daſs die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen läſst, eine leere und unstatthafte Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewiſs in 20 allen Sprachen eine seltene Erscheinung. Demungeachtet müssen zweifelhafte Fälle immer mit groſser Behutsamkeit behandelt werden. Denn daſs auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut als die Anfügung in Formen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht 25 mehr zu unterscheiden ist. Ja man muſs, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, daſs die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor anderen geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich 30 allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von

24. *Obigen]* vgl. 413, 9—35., wo aber gerade von niedren Sprachen die Rede ist. Vgl. unten 416, 1—17 u. die gr. Schr. 81, 27—82, 24.

der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In anderen Fällen können
35 äußere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andere, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie ent-
415 gegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht
5 ist nur, nicht die Meinung zu theilen, welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine bloß durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und anderen alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemäßen Wege menschlicher Entwicklung hinaus-
10 zugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Erfahrung selbst widerlegt.

C. IX. Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absicht-
15 lich ist, in dieselbe Klasse mit der Beugung setzen muß, nehmlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschließlich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne daß sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Sylbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse gram-
20 matische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen Amerikanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus bloß phonetischer Eigenthümlichkeit.
25 Dasselbe läßt sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmäßig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das

8. *Diese viel zu systematische Abtheilung]* ist gegen Friedrich Schlegel gerichtet.
25—27. *Vocalumänderung — im Sanskrit]* H. hat also von je, wie Bopp, die Gunirung der Vocale für rein phonetisch und nicht für bedeutsam genommen.

Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so daſs das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem aufgesucht werden muſs.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Sylben das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, daſs auch in jenen jede Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexikanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-*ya*, oder End-*a* bezeichnet. *O* ist das Augment des Praeteritum, wie *a* im Sanskrit, *ε* im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, daſs diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so muſs man auch der Mexikanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca-Sprache ist *tareccha* (das Verbum bedeutet tragen) ein Präsens, *tarrecche* ein Präteritum, *tarecchi*, ein Futurum. Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, daſs die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und anderen Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntniſs ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, daſs man, auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältniſs hinzudenken muſs. In *amavit* und *ἐποίησας* kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des Subjects mit dem Prädicat liegende Verbalnatur hat darin keine besondere

Bezeichnung, sondern mufs hinzugedacht werden. Wollte man sagen, dafs, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hülfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hülfs-
30 verbum erklärt werden mufs, und nicht immerfort ein Hülfsverbum in dem andern eingeschachtelt liegen kann.

C. X. Alles hier Zugegebene aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie *amavit*, *ἐποίησας*, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen
35 zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf.
417 Er liegt darin, dafs jene Ausdrücke wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter
5 Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet
10 als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinander nehmen, und in andere beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie
15 selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird nun, wie sie soll, zur bloſsen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältnifs, das zu den bedeutsamen Elementen erst blofs hinzugedacht werden mufste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich
20 vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trifft, dafs ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebenen allerdings auch.

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fliefsen

meistentheils auch in Ein Wort zusammen, und sammeln sich unter 25
Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und
anderntheils treten dabei andere, die formale Natur mehr oder weniger
störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trennbar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommenen Laut, ohne
Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selb- 30
ständig vorhanden, oder dienen auch zu anderen grammatischen Verbindungen, z. B. Pronominal-Affixa als Besitzpronomina bei dem
Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unflectirten Wörter
tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn muſs, in welche die grammatische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschie- 35
dener Redetheile an sich, sondern werden erst zu denselben durch
die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht, der Bau der 418
ganzen Sprache ist so, daſs die Untersuchung gleich auf Absonderung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne bedeutende Mühe gelingt; neben der Bezeichnung durch Formen, oder
diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen 5
Verhältnisse auch durch bloſses Nebeneinanderstellen, mit offenbarem
Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände
zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto
weniger oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr 10
oder weniger entfernt sich ihre Bezeichnungsart der grammatischen
Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn
nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern
dasjenige, was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier
zu entscheiden. Dieſs aber hängt von dem Totaleindruck, und dem 15
Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur angeführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein
gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen,
daſs man die Verschiedenheit der Stufen verkenne, auf welchen zwei
Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen. 20

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto

---

21. 22.] Dieser Satz wird beschränkt durch 427, 1—8. Vgl. auch 423, 20—23.

mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der blofse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre 25 ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dafs doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend 30 angesehen werden, kann man sagen, dafs der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandnen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem gröfsere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes, 35 auch noch so selten vorkommende, Verhältnifs wird in demselben Verstande, als alle übrigen, zur grammatischen Form. Wo dagegen 419 die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bilden besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird um- 5 schrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden anderen Umstände, dafs der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blofs in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dafs gewisse Nationen die Sitte haben, ganze 10 Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schoofs des Verbum aufzunehmen. Hieraus entsteht, dafs gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie, 15 zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hinge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der

86—419, 3. *Wo dagegen]* Dieser Satz will sagen: In dem vorstehenden Falle aber gibt es noch keine Form im strengeren Sinne. Diese besteht nur da, wo die einzelnen Elemente des Wortes durch den Gebrauch schon fixirt sind, und da gibt es etc.

strengen Regelmäſsigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herum- 20 gehend gedacht wird), so müſste man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so ver- 25 hält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen gesprochen; 30 C. XI. allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läſst. Solche sind vorzugsweise die Präpositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältniſszeichen, dieselben Schwierigkeiten, 35 wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, daſs sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus bloſsen 420 Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik mit Heftigkeit behauptet worden ist, daſs es 5 ursprünglich Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln noch 10 ihrem Ursprunge näher, oder entfernter stehen. Ein merkwürdigeres

---

3—9.] Anders urteilt H. in der groſsen Schrift S. 113, 11—114, 10.

9.] Von dem Worte *Wirkung* bis zu Ende dieses Absatzes „Haus aus" (420, 37) ist aus der nicht gedruckten Abh. „Ueber das Verbum in den amerikanischen Sprachen" genommen.

Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andere Sprache, liefert die Mexikanische in den Präpositionen. Sie besitzt drei verschiedene Arten derselben: 1) solche, in welchen sich, so 15 wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken läſst, z. B. *c,* in. 2) Solche, in welchen man eine Präposition mit einem unbekannten Element verbunden findet. 3) Solche, die deutlich ein mit einer Präposition verbundenes Substantivum enthalten, wie z. B. 20 *itic,* in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus *ite,* Bauch, und *c,* in, im Bauch. *Ilhuicatl itic* heiſst nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels, da Himmel im Gen. steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Präpositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die 25 possessiven genommen werden, so zeigt dies deutlich das in der Präposition steckende Substantivum an. *Notepotzco* wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heiſst aber eigentlich hinter meinem Rücken, von *teputz,* der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich 30 den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Subst. Bauch, Rücken im Sinn einer Präposition gebraucht werden sollte, demselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen *ad instar* und des Deutschen immitten) eine schon vorhandene Präposition hinzufügte. Die in diesem Punkt 35 grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca-Sprache drückt vor, hinter dem Hause, geradezu durch *chisi, sata huahi,* Bauch, Rücken Haus aus.

421 C. XII. Das Verhältniſs, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, daſs die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Prä- 5 positionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht. Denn diese Hülfsverba, wenn sie bloſs Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen τυγχάνειν

ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltener *schtha,* stehen, 10 gebraucht. Es läſst sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondern Begriffs, bloſs aus der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeich- 15 nung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die an sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt auſserdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältniſs, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht 20 ausreicht, immer hinzukommen muſs. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit-Declination nicht eben beneidenswerthe Vorzüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärferen Abgränzens durch eine Präposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, 25 welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschlieſsen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Präpositionen gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter 30 C. XIII. vor Augen haben, so kommt man immer auf dasselbe Resultat zurück. Sprachen können die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine groſse Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Forma- 35 lität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

32—36. *Sprachen — ankleben]* Dieser Satz ist aus derselben Abh. wie oben genommen, nur durch *dass* eingeleitet, und daran schloss sich folgendes: *und dass darum ein wahrer und wesentlicher, aber stufenartiger Unterschied unter den Sprachen entsteht, zugleich aber dass dieser Unterschied mit der Frage, ob gewisse Sprachen sich nur der Anfügung oder der Beugung bedienen, nichts zu tun hat, da vielmehr alle von Anfügung ausgegangen sind, die Anfügung aber unter gewissen, in den Sprachen der höheren Stufen erreichten Bedingungen in ihrer Wirkung auf den Geist vollkommen zur Beugung wird.* Vgl. unten 427, 20—24.

Ich habe bis hierher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, dafs nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntnifs gegründetes Raisonnement, habe ich, soviel es ohne übermäfsige Weitläuftigkeit geschehen konnte, jedes Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, dafs die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen.

1) Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläfst das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältnifs und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmäfsigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und

13—16. *Dasjenige — Formen]* vgl. oben 407, 14—17.

nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Form- 35 bedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wör- 423 ter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeich- 5 nung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloſs lexicalische, sondern auch grammatische Individualität; 10 die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vor- 15 waltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man 20 muſs niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und

---

1. *Wortstellungen]* Sach- und Form-Wort in fester Stellung werden allmählich zu Einem Wort.

16. *des Worts]* also der Wurzel.

19—22. *Allein — setzen]* Um diesen Satz nicht in Widerspruch mit 418, 21—25 zu finden, beachte man hier das Wort *ganz* (Z. 20), und dort den Zusatz *unter übrigens gleichen Umständen* (Z. 22); und die Uebereinstimmung mit §. 14 der Abh. Ueber d. vergl. Sprachst. wird bewirkt durch den Ausdruck *die neu hinzutretende Kraft* 250, 27.

25 man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloſs weil er erst das eigentliche Verständniſs in dieselbe bringt, sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der die Rede begleitenden. Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt; und 30 wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgränzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es 424 unumstöſslich gewiſs, daſs, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts 5 kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

2) Einfluſs der grammatischen Formen.

C. XIV. Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist ent- 10 weder auf äuſsere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache groſsentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur 15 sichern Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständniſs, und damit der äuſsere Zweck geborgen ist, so bleibt doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt, und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedene Weisen 20 genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innerer Betrachtung, nicht bloſs zu äuſserem Treiben, so bringt auch die bloſse Deutlich-

---

31—33.] vgl. Ueber d. Sprst. 248, 26. oben 408, 7 f. unten 424, 34 f. d. gr. Schr. S. 248 ff.
18—20. *so bleibt — ungesondert]* vgl. oben S. 408, 30—409, 18.

keit und Bestimmtheit der Begriffe andere, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das 25 Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes, als Gesetzmäſsigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so muſs sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. 30 Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens. 35

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muſs also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläſst, statt ihn zu begleiten. 425

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach 5 aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmäſsigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, 10 desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen, hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in 15 seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, daſs der Geist von der Sprache

23. *auf jenem Wege]* sc. der Analoga von Formen. Vgl. 14—16.
8. *Zwecke]* der Mitteilung. 17. *Das Erste]* vgl. 422, 13—16.

verlangt, daſs sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältniſs rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengung gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Ge-
20 rade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammati-
25 schen Bezeichnung, die bloſs formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen
30 seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mäſsigen Anzahl in sich gediegener Gröſsen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundener zu thun, und arbeitet nun nicht
426 mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besonderer Begriffe zu allgemeineren, vermittelst wohl angemessener, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

5 Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf die äuſserste Spitze stellt, daſs, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein anderes Element in sich schlieſst, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und daſs dies
10 nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht der Denkkraft an sich trägt, die sie schuf.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der
15 Sprache die unerlaſsliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, daſs dies Schema selbst ins Bewuſst-

seyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewufst danach verfährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck findet, der ihn wieder einen andern mit richtiger Bestimmtheit auffassen läfst. 20

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen 25 könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so mufs er die Form selbst ergreifen. Bei der unächten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnifsbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreuet wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, 30 durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage auch das rein Formale leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, dafs diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache 35 dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft 427 darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen 5 möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dafs eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechsel- 10 seitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müfste erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

30.] **Der Unterschied beider Sprach-Classen zeigt sich bei allem Reden.**
35. *da]* = **während im Gegenteil, wie oft bei H., auch oben 407, 3.**
12. *eine Veränderung der Sprache selbst]* vgl. über d. Sprst. §. 13 und oben 408, 27.

C. XV. Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die 15 grammatisch gebildeten Sprachen von den anderen unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde 20 Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, nicht gänzlich ein relativer, ein bloſs im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandene, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

25 Daſs nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen, ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewiſs bleibt indeſs immer, daſs sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die anderen, 30 auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Litteratur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblöſsten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, daſs gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die 35 Schriften des Confucius und seiner Schule verfaſst waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle groſsen philosophischen und 428 historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und daſs es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Ad-5 jectivum, Verbum oder für eine Partikel nehmen soll(1). Der Mandarinische und literarische Stil haben zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhaft grammatischen Formen, und jene eben erwähnte Literatur, die berühmteste der Nation, ist von dieser 10 neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

(1) *Grammaire Chinoise par* M. Abel-Remusat. p. 35. 37.

Wenn, wie Etienne Quatremère (1) scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher die Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das grammatische System der Coptischen Sprache ist, wie Silvestre de Sacy (2) sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heifst, ein solches, in welchem die grammatischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert vor- oder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen. 15 20

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder gröfstentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indefs noch auf keine Weise dargethan, dafs die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besafs, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gegebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens, am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dafs er unbestimmt und abgerissen ist, so dafs der auf ihn folgende, dem Bedürfnifs des Lebens besser angepafste dahin trachten mufste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Diefs beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung. Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der Verfassung, den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen, 25 30 429 5 10

(1) *Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Egypte.*

(2) In Millin's *Magasin encyclopédique Tom. IV.* 1808. S. 255, wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einfluß der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indeſs auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen muſs, ihnen beizulegen, so würde dadurch 15 das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum daſs er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierig- 20 keit nicht minder vorhanden. Daſs Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, flieſst, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andere Kräfte diese Hemmungen schwächen, 25 oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung muſs man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

30 In wie fern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstufe erreicht ward, darüber läſst sich keine reine Erfahrung zu Rathe ziehen. Die Schriften von Eingebornen in[1] Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einfluſs. Doch ist sehr zu be- 430 dauern, daſs man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schriftlicher Aufzeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, daſs in demselben kein Volk mit der entschiedenen Stärke der Denkkraft aufgestanden 5 seyn muſs, welche die Hindernisse bis zur Erfindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Erfindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieferung, eines aus dem andern entstanden sind.

[1] A. v. Humboldt's *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne.* p. 93. Desselben *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique.* p. 126.

11. *streng wissenschaftliche Bildung]* die exacten Disciplinen.

Die Sanskrit-Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar 10 in einer solchen Vortrefflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, daſs in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rück- 15 sichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den classischen, hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Einleitung des Herausgebers.

Diese Abhandlung ist hier mit aufgenommen, obwohl sie kein sprachwissenschaftliches Thema behandelt, die Sprache darin kaum erwähnt wird — ihrer hohen Wichtigkeit wegen als Humboldts Darlegung der Hauptpunkte seiner Erkenntnis-Theorie.

Es ist freilich, genauer genommen, nur ein Punkt, den H. hier erörtert, nämlich die Notwendigkeit für die wahre historische Ansicht, Ideen als die höchsten in der Geschichte der Menschheit und auch in der Natur waltenden Kräfte anzuerkennen. Auch bezieht sich H. hierauf in der großen Schrift, welche in ihren ersten §§. Licht von dieser Abhandlung erhält.

Dieser ihrer hohen Bedeutung und ihrer systematischen Stellung wegen hätte sie wohl an die Spitze der Abhandlungen gestellt werden müssen. Aber nicht nur ist sie später als die Abhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium* in der Akademie gelesen (nämlich erst den 12. April 1821, während diese schon den 29. Junius 1820 gelesen war), sondern es ist auch, soviel ich sehe, gar kein Einfluss von ihr in dieser bemerkbar; und das ist auch in der folgenden, am 17. Januar 1822 gelesenen Abhandlung *Ueber das Entstehen der grammatischen Formen* der Fall. Wie in jener die Sprache unbeachtet bleibt, so zeigt sich in diesen beiden keine Rücksicht auf die Ideen.

Deshalb habe ich ihr die nächste Stelle vor unserer Schrift gegeben, in der erst ein Einfluss von ihr sichtbar ist. (Vgl. die Einleitung zu §. 1 und besonders auch zu §. 2. 3 jener Schrift.)

Ist oben ihr Thema und Ziel angegeben, so zeigt nun weiter ein oberflächlicher Blick auf dieselbe, dass Humboldt in derselben seine Aufgabe dadurch zu lösen sucht, dass er die Geschichtschreibung mit der Kunst vergleicht, nach Analogie und an der Hand der Forderungen der Kunst die der Geschichte entwickelt — aber nicht allseitig, nicht durch gleichmäßige Darlegung aller Berührungs- und aller Abweichungspunkte, sondern nur das heraushebend, was seiner Absicht gemäß war. Zu solcher Beschränkung zwang die Form der akademischen Abhandlung.

Schon diese — ich sage nicht: Kürze, sondern unsachgemäße Abkürzung an sich musste oder konnte sehr leicht Dunkelheiten erzeugen; sie musste es aber noch mehr dadurch, dass eigentlich allemal was mit einander verglichen werden soll, schon für sich aufgeklärt sein müsste. Nun kann freilich die Vergleichung gerade das Mittel werden, um das Wesen jedes der beiden Momente sowohl zu finden, als auch, wenn gefunden, es darzustellen. H. aber verfährt so, dass er das Wesen der Kunst und die Tätigkeit des Künstlers voraussetzt, und, an dieselben nur erinnernd, sein Thema, die Aufgabe des Geschichtschreibers, behandelt. Wir haben deshalb zum Verständnis dieser Abhandlung sämmtliche ästhetische Arbeiten H.s zurate zu ziehen, vorzugsweise die Schrift *Ueber Goethes Hermann und Dorothea* (WW. IV.), nicht sowohl wegen ihres bedeutendern Umfangs als weil sie die am strengsten disponirte, am meisten systematisch ausgeführte Arbeit H.s ist. Und noch aus einem dritten Grunde wird uns gerade diese Schrift wichtig. Sie enthält gerade so die Hauptpunkte der Aesthetik, insbesondre die Theorie der Dichtung, und vorzugsweise der Epopee, wie unsre Abhandlung die der Geschichte; während nun aber die letztere nur die Analogie der historischen mit der künstlerischen Darstellung verfolgt, wirft jene vielfach einen Blick auf den Unterschied zwischen der künstlerischen und der wissenschaftlichen Auffassung, wodurch nicht nur die Lücken der Abhandlung ergänzt werden, sondern auch ihre Sätze erst die rechte Beschränkung erhalten und ihren genauern Sinn gewinnen. So kann nur die Herbeiziehung jener Schrift das volle und richtige Verständnis der Abhandlung eröffnen.

Sogleich die Ueberschrift, welche das Thema der Abhandlung angibt, wird uns nur dort völlig klar gemacht. Die Geschichte nämlich wird dort nur mit der epischen Dichtung zusammengestellt. Ganz allgemein aber wird (IV. 150 ff.) die beschauende Tätigkeit des Geistes oder der *Zustand allgemeiner Beschauung* als beiden gemeinsam bezeichnet. Es wird nun weiter zwischen Beschauung und Untersuchung unterschieden (S. 152): die erstere wird charakterisirt *durch die gleichmüthige Stimmung der Seele, mit welcher dieselbe, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit gleichmäfsig auf alle Punkte vertheilt, und durch den Umfang der Ansicht, da wir alsdann jeden Gegenstand, und jede Masse von Gegenständen und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äufsersten Grenzen verfolgen.* Anders in *dem Zustande der Untersuchung, in dem wir immer auf einen einzelnen bestimmten Punkt losgehn und mehr in eine Tiefe eindringen, als uns über eine Fläche verbreiten.* Hier ist unsre Tätigkeit *auf eine einzelne Absicht bezogen.* Eine dritte Modification des beschauenden Zustandes ergibt sich, wo jemand ein Object, wie es der Zufall bietet, zu erfassen sucht, aber ohne ein Ganzes zu erstreben, und sich nur der Bewegung und der Mannichfaltigkeit erfreut. Wird nun im ersten Falle die Beschauung von der Phantasie, dem bildenden Triebe, geweckt und geleitet, so entsteht die Epopee; ist in demselben Falle der erkennende Trieb der herschende, so entsteht, da er nur entweder auf die physische oder auf die moralische Welt gerichtet sein kann: die Naturbeschreibung oder die Geschichte. Der Geschichtschreiber ist nun vom Geschichtsforscher sowohl als auch vom bloßen Erzähler zu unter-

scheiden. Der Geschichtsforscher untersucht bestimmte einzelne historische Fragen, stellt also den zweiten Fall dar; und der dritte zeigt sich im Erzähler, *der sich begnügt, die Begebenheiten als eine bloſse Reihe darzustellen.* 10
Nur der Geschichtschreiber ist derjenige, der die Geschichte im eigentlichsten und höchsten Sinne behandelt, seinen Stoff immer als ein Ganzes erfasst (S. 186). Darum ist seine Tätigkeit, wie der des Dichters, auch der des Philosophen verwant. Wie der Dichter den von der Phantasie gebildeten Stoff, so hat der Geschichtschreiber den durch die Wirklichkeit gegebenen Stoff in eine *Nothwendigkeit athmende Form zu gieſsen* (Vorerinnerung zum 11 Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. 1876. S. 27); denn dadurch allein entsteht ein Ganzes, und dies ist philosophisches Tun.

Wenn also die Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers von der Geschichte im höchsten Sinne handelt, so erklärt sich, dass H. hier von der vorbereitenden Tätigkeit des untersuchenden Geschichtsforschers, der das Material der Geschichte sicher zu stellen hat, von der Sammlung und Kritik der Berichte und der Behandlung der historischen Reste in stummen und redenden Denkmälern aller Art (Gegenstände, von denen unsere Historik so viel zu sagen weiß) gar nicht spricht.

Um aber den Gegensatz von Kunst und Geschichte richtig in H.s Sinn zu erfassen, muss man beachten, dass nach ihm aller Gegensatz darauf beruht, dass die entgegengesetzten Erscheinungen zwar aus denselben Momenten zusammengesetzt sind (worauf ihre Verwantschaft und Gleichheit beruht), dass aber in jedem derselben je ein andres Moment das Uebergewicht hat, die Herschaft führt. So haben Kunst und Geschichte nicht nur die beschauende Stimmung des Geistes, sondern auch dies gemeinsam, dass in beiden sowohl Phantasie als Verstand wirken; nur dass in der Kunst jene, in der Geschichte dieser vorherscht, die schaffende und leitende Macht bildet. Wenn also gesagt war, dass Kunst und Wissenschaft sich dadurch unterscheiden, dass die Beschaulichkeit dort von Phantasie, hier vom Denken gelenkt und geleitet werde: so ist dabei wohl zu beachten, dass auch dort die Phantasie *in der Verbindung mit dem beschauenden Sinn und dem organisirenden Verstande* wirkt 12 (IV. 225), wie hier der Verstand in Verbindung mit der Phantasie. Denn in der beschauenden Stimmung ist auch das intellectuelle Vermögen wirksam (das. 163).

Ferner scheint mir, um den innersten Trieb unserer Abhandlung zu erkennen, sei auch folgendes zu beachten. Wissen wir, dass es sich in derselben nur um Geschichte im höchsten Sinne handelt, und weiter nur um den Nachweis, dass dieselbe der Ideen nicht entbehren könne, endlich dass das Verfahren des Geschichtschreibers nach Analogie der Tätigkeit des Künstlers entwickelt wird: so dürfen wir jetzt wohl sagen, dass H. sich dieser Analogie nicht nur als Mittel der Darstellung und der Didaktik bedient hat, sondern dass diese auch ihm selbst den Weg gezeigt, und er durch sie seine Gedanken gefunden hat. Dies ist ja auch so natürlich bei einem Manne, dessen geistige Triebkraft aus Jena und Weimar stammt. Historische Kritik aber war dort nicht zu gewinnen.

Hieran reiht sich noch etwas. Was H. in der Schrift in der eben angeführten Stelle (S. 154), wie auch in der Abh. (S. 307, 23 ff.) *Naturbeschreibung* nennt, ist nicht nach dem üblichen Sinne dieses Wortes als etwas niedrigeres und der Naturwissenschaft oder Naturforschung nachstehendes zu nehmen, sondern es ist darunter (wie der Zusammenhang jener Stelle beweist) die Erkenntnis der Natur im höchsten Sinne, ganz als Seitenstück zur Geschichtschreibung, zu verstehen. Nun fürchte ich kaum zu irren, wenn ich annehme, dass wir, wie in H.s Aesthetik an sich, so auch in seiner Zusammenfassung von Kunst (namentlich Epos), Geschichte und Naturwissenschaft unter dem Zustande der Beschauung eben nur seine Charakterisirung Goethe's zu erkennen haben. H. rühmt dort (IV, 55) die Stimmung in Goethe's Schilderungen als höchst poetisch gerade darum, weil sie derjenigen ähnlich sei, *in* 13 *der wir gleichsam mit naturhistorischem, physiologischem Blick die Natur betrachten.* Auch wird sich der Leser erinnern, dass unsre heutigen exacten Naturforscher die Methode in der Naturbetrachtung Goethe's als einen Ausfluss seines dichterischen Geistes erkennen. H. wird wohl der erste gewesen sein, der dies erkannt und ausgesprochen hat (WW. II. 226.): *Goethe's Dichtungstrieb, verschlungen in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst,* 15 *und sein Drang, von der Gestalt und dem äufseren Object aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Princip Eins und ebendasselbe, und nur verschieden in ihrem Wirken. Denn so rein und entschieden sich auch Goethe, wenn man nicht gerade auf diesen Zusammenhang achtet, als Dichter und Naturforscher, zu* 20 *diesen getrennten Richtungen hinwendet, so scheint es gewiss, dass, ohne jene Naturansicht, sein Dichten ein verschiedenes sein würde; und so entsteht gar sehr die Frage, ob, hätte ihn nicht das Dichten so mächtig gedrängt, das Wort in Anschauung zu verwandeln, und gerade in der sinnlichen Erscheinung eine reinere und tiefere Wahrheit zu suchen, er zu dieser eigenthümlichen, sich nur in eignen* 25 *Entdeckungen bewegenden Erforschungsweise der Natur gekommen wäre?*

Ist uns nun so das Thema und die Grundanschauung der Abhandlung klar geworden, so wird sich ihr Inhalt auch wohl im einzelnen aufhellen lassen.*)

Leidet die ganze Abhandlung, wie oben angedeutet (S. 104), durch die Kürze an Undeutlichkeit, so ist vorzugsweise, wie mir scheint, der Eingang ganz unverständlich geworden. Erklärlich wird derselbe unter der Voraussetzung, dass zwei ganz verschiedene Punkte mit einander ungehörig zusammengefasst sind, die wir auseinander halten müssen, wie ich sogleich zeigen will.

H. beginnt, streng genommen müsse man sagen, der Geschichtschreiber habe nichts weiter zu leisten, als *Darstellung des Geschehenen;* nur müsse man wissen, was dies in seinem wahren Sinne heiße. Der unmittelbaren Beobachtung ergeben sich immer nur Teile des Geschehenen, zerstreut, abgerissen, vereinzelt. Der Geschichtschreiber muss diese Teile verbinden, muss zu diesem Behufe ergänzen. Solche Verbindung und Ergänzung muss nun

*) Ich habe mir erlaubt, diese und die vorige Abhandlung in Kapitel zu zerlegen, die am Rande gezählt sind.

aber auf zweierlei ganz verschiedene Weisen durch zweierlei ganz verschiedene Tätigkeiten geschehen: einmal durch historische Kritik und Combination zur Herstellung einer vollen Begebenheit, und dann durch die ideale Verbindung der Begebenheiten, vor allem durch Nachweis des ursächlichen Zusammenhangs. Das erstere wäre Sache des Erzählers; dabei darf der Geschichtschreiber nicht stehn bleiben, er muss noch das zweite hinzutun.

Weil nun H. von der erstern Tätigkeit nicht sprechen wollte, obwohl er an sie dachte; weil er zur andern, höhern eilte: so verwirrte sich beides in seiner Darstellung, und es gewinnt den Schein, als wenn in c. II. dasselbe gesagt wäre, wie in C. I. (vgl. 306, 38 — 307, 4. 21. mit 306, 11—20), und sogar als wäre S. 306 f. nur zweimalige Wiederholung von S. 305, 10—17. Da dies nicht anzunehmen ist, so könnte man meinen, C. II sei von der Erhebung des Geschichtschreibers über den Erzähler die Rede, C. I. aber von der Erhebung des Erzählers über den Ungebildeten, und dies ist wohl nicht unrichtig. Nur wird, weil H.s Bewusstsein zur höchsten Stellung der Geschichte drängt, C. II. die Forderung, die schon der bloße Erzähler erfüllen muss, als die an den Geschichtschreiber zu stellende (306, 27) aufgeführt, und C. I. wird statt des unausweichlichen Hinausgehens über das unmittelbar Beobachtete, Abgerissene, schon die Forderung an den Geschichtschreiber, der ursachliche Zusammenhang (305, 14. 306, 15), hingestellt, aber 310, 4 ff. wiederholt.

Unter dieser Annahme werden die drei ersten Seiten erklärlich; das Einzelne verbleibt dem Commentar.

H. eilt also zu seinem Thema (c. II.). Dadurch, dass der Geschichtschreiber, wie schon der Erzähler musste, das Zerstreute sammelt und zu einem Ganzen verarbeitet, tritt er dem Dichter zur Seite; denn dazu bedarf er der Phantasie, der er aber auch zu seiner höhern Tätigkeit bedarf. Er unterscheidet sich vom Dichter nur dadurch, dass er die Phantasie bloß zur Erfahrung und Ergründung der Wirklichkeit verwendet. Das bloße Sammeln und Aneinander-Reihen des Geschehenen mag dem Erzähler, kann aber nicht dem Geschichtschreiber genügen; denn es zeigt uns die Wirklichkeit nicht in ihrer Wahrheit, d. h. in ihrer Notwendigkeit und Verkettung. Auch die Geschichtsforschung (307, 17—19) reicht nicht aus. Freilich ist das Geschehene, rein als solches, vor allem kritisch zu ergründen; soll es aber wahrhaft erkannt sein, so ist seine Form zu erfassen (307, 33).

Wir stoßen also sogleich im Eingang zur Abhandlung auf diesen Terminus *Form*, dessen Inhalt die ganze Abhandlung beherscht, und der in engstem Zusammenhange steht mit den ebenfalls schon dagewesenen Terminis *Ganzes*, *Gestalt*, *Wahrheit*, *Notwendigkeit*, *Charakter*, *Idee* und andren sich an diese anschließenden. Diese Termini müssen also ausführlich und genau bestimmt sein, wenn wir H. verstehen wollen. Seine Ansicht lässt sich aber nur aus der Schrift über Hermann und Dorothea erkennen.

Form erfassen, d. h. Form bilden, muss die Kunst und Dichtung, aber ebensosehr die Naturwissenschaft und die Geschichte; und zwar streben sie nach der notwendigen Form oder der Form der Notwendigkeit, nach gesetzlicher Form; sie unterscheiden sich aber durch das Wesen ihrer Form und die Natur ihrer Gesetzlichkeit.

Gehen wir von der einfachsten Bestimmung aus.

Form in der ursprünglichsten Bedeutung, für das menschliche Bewusst-
26 sein überhaupt und für die Kunst, ist das, wodurch *allein ein Gegenstand sinnlich angeschaut werden kann* (IV. 102). In diesem Sinne liegt sie in den Umrissen eines Körpers oder einer Fläche. Die Umrisse, als in der Natur wirklich und mit dem Körper zusammen gedacht, bilden eine Gestalt; vom Körper abgelöst gedacht und bloß subjectiv hingestellt, ergeben sie eine Zeichnung. So beruht auch Gestalt und Zeichnung auf Form. Diese entsteht durch die Zusammenfassung von mehreren Flächen oder Linien.

So ist die Form das, was im Subject die Einheit der sinnlichen Anschauung bewirkt, im Object die Einheit des sinnlichen Gegenstandes herstellt; und im allgemeinen Sinne das, was überhaupt ein Ganzes zum Ganzen macht (vgl. IV. 65, 8—17. 70, 7—14. 271, 15), indem die Teile verbunden und vereint werden zur Herstellung der Umrisse oder der Gestalt eines Körpers.

Da was Teil und was Ganzes ist, lediglich von der Form bestimmt wird, so ist sie (allgemeiner gefasst), Beziehung, Verhältnis zwischen Einzelheiten; und wie sie aus Linien die Umrisse einer Gestalt macht, so fasst sie einzelne Gestalten zu Gruppen und einzelne Gruppen zu noch größern Ganzen, zu einer Gestalt zusammen (das. 161, 14—32). Form ist also Einheit, und Homer hat z. B. mehr Form, als Ariost, sagt H., weil bei jenem alles mehr in Einheit, in fester Beziehung auf einander steht.

Eine Figur ist ein geformter Körper; sie hat also oder trägt eine Gestalt (das. 65). Sie kann auch eine lebendige menschliche Person sein.

Der Form steht allemal ein Stoff gegenüber, und sie ist insofern ein relativer Begriff. Der Stoff ist allemal das, woraus die Form bildet, was ihr als Mittel dient. Sie ist immer bildend, und alle Bildung ist Form gebend. Der Stoff ist das, woran gebildet, geformt wird. Das was durch die Bildung, die Form, entsteht ist das Ganze, insofern es aus Teilen gebildet ist, insofern also Teile der Stoff sind; es ist eine Gestalt, insofern an irgend eine bestimmte Art der Verbindung und Einheit der Teile des Ganzen gedacht wird. So kann das Ganze als Stoff für die Gestalt gedacht werden, obwol in Wirklichkeit, concret, kein Ganzes ohne Gestalt sein kann, und beide zusammen durch die Formung des Stoffes entstehen. Sie sind ja genau genommen dasselbe, nur in verschiedener Beziehung gedacht: das Ganze besteht aus dem Stoff und der Form oder der Gestalt; die Gestalt haftet am Stoff. So erklärt sich H.s Ausdruck 305, 12. *dem Ganzen Gestalt geben.* Exacter wäre: ein Ganzes durch Gestalt-Gebung erzeugen.

Form kann also nicht durch *eine* gerade Linie oder *eine* Ebene an sich hergestellt werden, sondern nur durch mehrere zusammenstoßende; aber eine ungerade Linie oder eine gewölbte Fläche kann schon eine Form bilden, namentlich innerhalb eines größern Ganzen. Eine Form ist also das kleinste Teil-Ganze, das innerhalb einer größern Gestalt *eine eigene Begrenzung* hat (das. 234, 4). Wenn es also I. 216, 1. heißt, dass die männliche Schönheit sich von der weiblichen durch die Oberherschaft der Form unterscheide: so wird das weiter so erklärt, dass sie mehr Formen hat; und durch diese

wird eine größere Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit der Umrisse erzeugt. Dies wird gezeigt durch den Hinweis auf die sich im Manne bestimmter gegen einander sondernden Muskeln; überall springen Ecken hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgeteilt (das. 228). Die Schönheit fordert, dass eine Form leise in die andere übergehe (das. 231, 2). So kann eine Gestalt unzählig viele Formen haben, die sich aber zu einer einheitlichen Form verbinden müssen; oder: die Umrisse sind eine Form, die aus vielen Formen gebildet wird. An einem geformten Ganzen ist der kleinste Teil geformt.

Nicht nur der stätige Körper, sondern auch die Bewegung hat Form; denn auch sie hat Umrisse und hat Teile, welche wir Momente nennen. Das ist wohl am klarsten am Tanz; es gilt aber von jeder Bewegung, von jeder Begebenheit, Handlung, jedem Prozess, auch dem rein geistigen, jeder Lebens- und Tätigkeitsform. Das je nach der Gattung der Kunst und der Dichtung verschiedene Verfahren des Künstlers und Dichters hat seine verschiedene Form (IV. 172, 29). Und wenn die Bewegung und Tätigkeit, so haben auch Zustände und Erzeugnisse, die Folgen jener, kurz der Bestand, ihre Form (177, 31. 180, 2). Ob die Teile neben oder nach einander folgen: ihre Folge ergibt die Form, ihr Zusammenhang ergibt Begränzung; und ob der Zusammenhang durch Berührung oder Zeugung und Wirkung oder Wechselwirkung entsteht: immer ist hier Form gesetzt. So darf H. in unsrer Abhandlung (307, 29. 33.) von der *Form des Daseins der Naturkörper* und von der *Form alles Geschehenden* reden, wobei unter der ersteren mehr zu verstehen ist, als die mathematisch bestimmbare Oberfläche der Körper; und er spricht in der Schrift von den *verschiedenen Formen der Menschheit* (IV. 125, 4). *Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der* 28 *Gestalt, giebt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit und nur von diesem Mittelpunkt aus lässt sie sich auffassen und darstellen* (Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 27). 31

So haben wir die Form erkannt als Anordnung der Teile. Sie hat Bestimmtheit, wenn sie aus vielen und kleinen, aber immer erkennbaren und sich in verschiedene zusammenhängende Abschnitte verteilenden Formen zusammengesetzt ist (IV. 103, 4. 5.). Die Fügung der geformten Teile muss weiter auch fest sein. Die Festigkeit aber wird erreicht durch Mehrheit der Fäden und Vielseitigkeit des Zusammenhangs (130), vorzugsweise jedoch nur durch ihre Gesetzmäßigkeit und Naturtreue (75, 31 — 76, 9), durch ihre Notwendigkeit: diejenige Verbindung der Teile ist fest, welche durch das Gesetz der Natur oder des Geistes begründet ist; jeder Teil muss, wie man sagt, motivirt sein. Es muss dasjenige auftreten, was allein möglich ist, während alles andre naturgemäß unmöglich wäre (56). Der Dichter oder Künstler, der nach Form strebt, muss seinen Stoff so anordnen und behandeln, als hätte ihn der bloße Verstand und die kalte Ueberlegung geformt. Diese Gesetzmäßigkeit muss jedoch seiner Einbildungskraft ursprünglich einverleibt sein (76, 4—11).

Aus der Gesetzmäßigkeit ergibt sich nicht nur die Festigkeit, weil Notwendigkeit der Verbindung der Teile; sondern jeder Teil geht auch aus

dem andren, und alle Teile gehen aus dem Ganzen hervor, wie in einem Organismus: die Teile mögen Linien, Handlungen, Personen sein. So entsteht durch die Gesetzmäßigkeit die Stätigkeit der Umrisse, der Bewegung, die Lückenlosigkeit, die Totalität (IV. 58. 218).

Durch die allseitige feste Fügung der gesetzmäßigen Form entsteht allemal Vollkommenheit, d. h. Einheit und Totalität eines geschlossenen Kreises (35. 89, 11. 90, 15).

Diese Eigenschaften zeigt sowohl die Wissenschaft, als die Kunst, als eben auch die Wirklichkeit selbst; und durch dieselben werden die Wissenschaft und die Kunst wahr, indem sie die Wahrheit der Wirklichkeit erfassen, die Realität, und so ist die Kunst naturtreu (106, 22).

Da die Gesetze zugleich die Gesetze der Natur und des auffassenden Geistes (des erkennenden Verstandes wie der bildenden Phantasie) sind, so erweist sich die Notwendigkeit nicht nur als objectiv, sondern auch als subjectiv, und die dadurch erzeugten Formen sind, indem sie ganz notwendig sind, zugleich auch gänzlich frei (108, 16). Die strenge Folge der Formen aus einander ist weder uns, noch dem organischen Object von etwas fremdem auferlegt, sondern stammen aus der Sache, aus dem Object und dem Subject gleichmäßig. Daher kann H. in der Abh. (314, 33—37.) sagen, der Forscher müsse die Form mitbringen, indem er sie vom Object abziehe; und in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 27 heißt es, der Dichter und der
32 Philosoph haben beide *die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnen-* [oder geschichtlichen] *Stoffes durch und mit der Idee aufzusuchen. — Denn auch hier*, bemerkt H., *steht die Wirklichkeit mit dem Geist in ge-*
35 *heimnifsvollem Bunde.*

Eine weitere Folge der Form liegt in zwei Eigenschaften, welche scheinbar einander entgegengesetzt sind, und die dennoch in Wahrheit immer identisch, nur die beiden Ansichten von den beiden Seiten derselben Sache, also immer beisammen, aus einander folgend und sich einander verstärkend sind: *Objectivität* und *Idealität.* Auch sind sie in Wahrheit nicht Folge, sondern Ursache der Form.

36 H. hat von Kant die Erkenntnis gewonnen (IV. 125): *Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsre Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unserer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die*
40 *Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntnifsvolle Beobachter in einem einzigen Punkt noch eine ganze Welt von Erscheinungen.* An diejenige Objectivität also, welche ungebildete Gelehrte wähnen, darf bei H. nicht gedacht werden. Ist nun aber auch in gewissem Sinne alles subjectiv, so ist doch ein Unterschied, ob für ein intellectuelles Gebilde, eine Schöpfung des Bewusstseins, ein genau entsprechendes Urbild vorhanden ist, oder (wie man auch sagen kann), ob ein geistiger Inhalt im Gebiete der Erscheinungen als sinnlich wahrnehmbar, concret daseiend, nachgewiesen werden kann, oder nicht. Im erstern Falle nennen wir es *wirklich*, im andren *idealisch.* In-

dessen nicht alles was sich im Geiste möglicherweise schaffen lässt, ohne wirklich zu sein, ist idealisch, sondern nur dasjenige, was sich durch seine gesetzmäßige Form als notwendig erweist, also die begründete Möglichkeit (20). So angesehen bleibt das Idealische als bloß möglich, wenn auch begründet, dem Wirklichen entgegengesetzt; und in diesem Sinne unwirklich und idealisch ist jedes Gebilde der Phantasie, wie jede Idee der Vernunft. Der abstracte allgemeine Verstandes-Begriff *Mensch* ist wirklich; die Idee der *Menschheit* ist idealisch.

Insofern aber im Idealischen das Mögliche als notwendig gesetzt ist, übertrifft dasselbe alle Wirklichkeit (22), die doch immer nur zufällig ist. Das Idealische ist von freien Kräften gesetzmäßig (225, 12) gewirkt, und es ist frei von allen Zufälligkeiten, allen Störungen und Misbildungen, allen einengenden Schranken, welche an der Wirklichkeit in ihrer mechanischen Erscheinung allemal haften. Es ist in sich selbst ein Ganzes und hängt zugleich mit einem größern Ganzen und dadurch mit andren Ganzen schließlich mit dem Unendlichen zusammen, hat also in höherem Sinne als der concrete Gegenstand Totalität. Kurz es ist vorzugsweise geformt und hat alles in sich, was im Begriff und Wesen der Form liegt. Und da selbst das Natur-Object nicht wirklich wäre, wenn es nicht geformt wäre, so ist das Idealische, weil in höherem Maße und höherem Sinne geformt als die Natur, notwendig auch objectiv. Denn indem es die Gesetzmäßigkeit in sich trägt, hat es die Wahrheit oder die Realität (IV. 19, 13. 18) der Wirklichkeit, die wahre Natur in sich, ist echt naturtreu. Es ist der bessere Teil des Objects. Das idealische Object muss allseitig bestimmt, in sich gegründet sein. So kann dem wahrhaft Idealischen die Objectivität niemals fehlen, oder es wäre nicht wahrhaft idealisch; denn die Kriterien der Objectivität fließen dem Idealischen wie dem Wirklichen aus der Form zu (41 ff.). Objectiv ist derjenige, welcher einen durch die intellectuelle Kraft erzeugten G e g e n s t a n d mit scharfer Bestimmtheit und mit voller in sich ruhender Sicherheit hinstellt (45, 18).

So wird auch folgende Aeußerung verständlich (II, 228): *Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt* [die ideale in der concreten] *aufsuchen, die wahre in der erscheinenden ist, oft ihm selbst unbewufst, das Geschäft des bildenden Künstlers. Mit andren Worten heifst dies, versuchen die Gestalt aus ihrem Mittelpunkt, ihren notwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studirt der Zeichner Anatomie (zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen), Pflanzen, die Form der Berge, charakterisirt durch die sie bildenden Gebirgsarten.* Und weiter heißt es (das. 230, 29): *Eine solche Anschauung geht auf den Begriff der Gestalt; das Gesetz ihrer innern Verknüpfung, die Reihe ihrer Entfaltungen wird zum Studium, und man besorgt nicht, dadurch den Zauber der Erscheinung zu zerstören. Allein Begriff und Studium können nur Vorbereitungen, Hülfsmittel sein, Mafs angeben, Schranken setzen; die Gestalt ist immer Eins und ein Ganzes, immer mehr und ein Andres. Da tritt nun das Unbegreifliche, durch kein Studium Erreichbare ein, das was nur gefühlt und geschaffen, nicht gemacht werden kann. So geht das Kunstwerk wieder in ein Naturwerk über.*

Zum Abschluss dieses Punktes, der Objectivität des Idealismus, noch
60 folgende Stelle (II. 231, 27 ff.): *So schliefsen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, dass sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden und Darzustellenden, wie*
65 *unergründlich gerade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, die Entwicklungsgesetze ihrer Verwandlungen* [d. h. ebenda 23—27: *Die Gesetze ganzer Reihen von Gestalten, ihre Entfaltung nicht blofs im Raum, sondern auch in der Zeit, was dem Innern des Menschen näher tritt, die mannigfaltigste Anwendung auf den Gedanken und die Empfindung verstattet*], *die reinen*
70 *Mafse der Schönheit, alles in dieser Dichterindividualität geschöpft, erkannt, geahndet an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge, und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das individuell und einzeln Interessirende würdig und poetisch*
74 *auftreten kann.* Vergleiche auch IV. 55, 27—31.

Wir nennen also ganz dasselbe idealisch, weil es rein aus der intellectuellen Kraft stammt, weil es, scheuen wir den Ausdruck nicht (obwohl ihn H. nie gebraucht hat), apriorisch ist; und nennen es objectiv, naturgetreu, weil es die Wahrheit der Wirklichkeit enthält; denn diese Wahrheit liegt in der Form (IV. 257. 258). Nun zeigt uns aber das Idealische die Wahrheit nicht nur nackt, sondern auch rein, wie es die Wirklichkeit niemals kann. Wir legen jedoch darum großes Gewicht darauf, dass ein nicht wirkliches, idealisches Gebilde Objectivität habe, weil wir nur die an der Wirklichkeit erfasste Wahrheit als Maßstab der idealisch dargestellten anlegen können, weil im Reiche des Idealen nur die Kräfte und Elemente der Welt gezeigt werden sollen, aber freilich in einer Vollendung, die nur dem Idealen eigen ist; und wir nennen den Künstler, Dichter, Denker, indem er echt Idealisches hervorbringt, darum mit besondrer Betonung rühmend objectiv, weil er gerade nur und immer mit seinem Gegenstande, einer Figur, einer Handlung, einer Begebenheit, beschäftigt ist und an ihm bildend wirkt, uns nicht sich selbst zeigt und hören lässt, sondern immer die Sache, die Handlung, die Personen. Denn gerade so, in sein Object versenkt, und es vor uns hinstellend, wirkt er am mächtigsten auf das beschauende Subject, nämlich ganz wie die Natur, aber reiner und stärker, sie bereichernd und veredelnd.

Wie der Dichter hat also auch der Geschichtschreiber seine Objectivität (Abh. 308, 21 ff.): *Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, dass sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren*

---

61. *in dem — Anschauungsvermögen]* in dem Anschauungsvermögen, welches unabhängig von Natur, Kunst und Poesie, an sich besteht und sich auf jedes der drei oder alle drei richten kann. Gerade so ist oben S. 104 die Sache genommen; denn was hier *Anschauungsvermögen* heißt ist dasselbe was dort *Beschauung* genannt wird.

und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers. 80

Diese Stimmung kennzeichnet H. in der Schrift über Hermann und Dorothea (IV. S. 153) durch zwei Merkmale: *Parteilosigkeit und Allgemeinheit; durch beide erhebt sie sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann. Denn da unsre Thätigkeit in denselben weder auf ein Bedürfnifs, noch auf eine einzelne Absicht* [also nicht auf die Persönlichkeit] 85 *bezogen wird, so ist sie von aller Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr selbst läge, frei, eine reine Anwendung aller derjenigen unsrer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorstellung äufsrer Gegenstände, fähig sind, auf das Ganze der Natur*, oder, fügen wir mit Rücksicht auf den Geschichtschreiber hinzu: des Geistes. *Denn*, so sagt H. weiter (das. 154), *der Geschichtschreiber* 90 *muss das Ganze seines Stoffes übersehen, alle Verbindungen desselben aufsuchen, immerfort unparteiisch vor ihm dastehn, und für alle mannigfaltigen menschlichen Empfindungen und Lagen Sinn haben, um jede, die er vor sich erblickt in ihrer Eigentümlichkeit zu verstehen.* Er erzeugt, wie der objective Dichter, 94 jene (spinozistische) Klarheit und Ruhe des Gemüts, indem er, wie dieser, die Gesetzmäßigkeit im innern Charakter der Menschheit (103,10. 129,18) enthüllt*).

Kehren wir nun zur Abhandlung zurück, hoffend, dass was noch nicht völlig klar geworden ist, hier noch werde aufgehellt werden. Ich habe im Vorstehenden mich bemüht, den Begriff der Form nach H. so zu bestimmen, wie er für die Kunst und für die Wissenschaft gleichmäßig in Betracht kommt, ohne auf die Unterschiede zu achten. Letzteres hat allerdings H. gerade in der Abhandlung ganz unterlassen, da er nur die Gleichheit zwischen Geschichtschreibung und Kunst verfolgt. Dazu veranlasste ihn nicht bloß sein gegenwärtiges Object (mit allen den Beziehungen, die ich schon erwähnt habe), sondern die von ihm immer festgehaltene Ansicht, dass Speculation, Erfahrung und Kunst, als Erzeugnisse desselben in sich einheitlichen Geistes bloß verschiedene Richtungen seiner Tätigkeit (307, 13 ff.) und nicht von einander gesondert sein können, vielmehr einander innerlichst und wesenhaft verwant sein müssen. Wenn dies aber auch festgehalten wird, so dürfen darum doch die Differenzen nicht übersehen werden. Wenn ich jetzt diese nachhole, so soll damit keine Kritik H.s gegeben sein, die hier ein für allemal ausgeschlossen bleibt; sondern es soll H. allseitig aufgehellt werden, wozu auch einige Stellen aus der Schrift über die Goethe'sche Dichtung nachzuholen sind.

Dann aber ist auch bisher noch nicht gezeigt, was im Idealischen das bestimmende Gesetz sei, für den Künstler wie für den Denker.

---

*) Das heißt nicht, dass der Historiker sowohl selbst kalt sei als den Leser kalt lasse, sondern das Gegenteil. Er soll nur nicht seine Gefühle, und sein Lob oder seinen Tadel aussprechen und dem Leser aufdrängen; sondern, wie der Dichter, von mächtigem Gefühl bewegt, soll er die historischen Gestalten und Verhältnisse vor uns hinzeichnen. So wird er uns *erschüttern, rühren, aufregen, und doch nur die Welt, die er uns zeichnet,* 95 *lebendiger vor uns hinstellen, uns noch tiefer und mit noch mehr entschiedener Selbstvergessenheit in dieselbe versenken* (IV. 87, 2—6. 171). Er braucht und soll z. B. Alba nicht wieder- 97 holt den Bluthund nennen; aber er zeichne ihn, wie ihn etwa Goethe gezeichnet hat: die Wirkung auf das Gefühl des Lesers wird nicht ausbleiben.

Wir dürfen auch das C. II. unserer Abhandlung noch nicht verlassen: denn dort (307, 26) begegnet der Terminus *innerer Charakter*. Charakter hat die praktische Person, und folglich seine Handlung: denn jener verkörpert, offenbart sich in dieser; Charakter hat der Dichter und Künstler und ihre bildende Tätigkeit, und folglich das Gedicht und die Dichtungsart (IV. 173, 1). Auch das leuchtet ohne weiteres ein, dass Charakter und Form zusammenhängen; und wir werden sagen, der Charakter bestimme die Form, und weil er sich durch die Form und in ihr zeigt, so schafft der Dichter den Charakter einer Gestalt und seiner Dichtungsart, indem er seiner Schöpfung die ihr angemessene, ihr notwendige Form verleiht. Also auch die Begriffe der Notwendigkeit und Gesetzlichkeit sind mit dem Charakter unauflöslich verbunden. Wo nur immer echte Form, da ist auch Charakter.

Der Charakter ist also immer ein Inneres, selbst wo es sich um einen Naturkörper oder ein, auch immer nur sinnlich warnehmbares, Kunst-Werk handelt; er wohnt denselben inne und spricht aus ihnen — durch die Form. Die Form ist die Sprache des Charakters; an ihr wird er erkannt. Er aber ist immer unsinnlich, nicht nur bloß geistig erfassbar, sondern immer idealisch, also auch durch *blofse Verstandesoperation* (307, 35) nicht zu erkennen. Und doch ist er, weil das von innen heraus bestimmende Form-Princip, das schaffende Leben in allem Sein und Werden. In ihm liegt das Wesen oder die Wahrheit aller Natur und aller Geschichte, und ihn muss also die Kunst darstellen und die Wissenschaft ergründen.

Hier tritt uns nun aber ein neuer Gesichtspunkt entgegen, indem wir an die Doppelheit des Seins erinnert werden, an ein Reich des Geistes, d. h. eine moralische Welt, über, neben und in der körperlichen Natur. Zwar das wird niemanden irren, dass wenn von Charakter die Rede ist, nicht immer der moralische Charakter gemeint ist. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit, die Phantasie, das Gefühl hat einen Charakter, und so auch die Gestalt des menschlichen Leibes, die Gesichtszüge. Auch ist es nicht schwer, einen allgemeinen Charakter, wie den der menschlichen Gestalt überhaupt in Gegensatz gegen die tierische, und einen individuellen, den Charakter dieser einzelnen Gestalt, zu unterscheiden. Aber besondre Aufmerksamkeit fordert nun eben der Umstand, dass, während wir so leicht äußere und innere Formen, also einen äußern und einen innern Charakter, unterscheiden, wir doch behaupten, der Charakter sei immer ein Inneres, und wir könnten ihn sogar die Seele der Form nennen (IV. 139, 32. 124, 31. 125, 10 f.). Kurz, das Innere ist ein relativer Begriff; und solche Begriffe erfordern Behutsamkeit.

Die Kunst verlangt in ihrer Form Ebenmaß und Harmonie. Schön dürfte nach H. zu definiren sein: von der Phantasie in reiner Gesetzmäßigkeit harmonisch geformt. Wenn wir oben fragten: woher das Gesetz? so können wir jetzt schon antworten: vom Charakter; er ist es, der die Form des Ganzen und der Teile bestimmt. Während das Ganze aus den Teilen zusammengesetzt wird: ist der Charakter das Ganze, welches sich seine Teile in ihm angemessener Form schafft und zusammenhält, die organisirende Macht. Damit aber ist die Sache nicht erschöpft; sondern es wird weiter gefragt: ist das Gesetz immanent oder transcendent? Oder: da die menschliche

Gestalt geistige Person und Leib ist, stammt das den Leib organisirende Gesetz aus ihm selbst, wie das die Person leitende aus ihrer geistigen Natur? oder ist das letztere zugleich das Gesetz für die Form des Leibes? Nach H. müsste man antworten: das Gesetz kann nur immanent sein; aber die Gestalt mit ihrem Form-Gesetz und Charakter und der geistige oder innere Charakter (d. h. Charakter des Innern) müssen *genau für einander passen* (IV. 133, 20. 139, 2). Und so besteht doch ein bestimmender Einfluss des innern Charakters auf die äußere Form. Der innere Charakter muss ebensowohl Festigkeit und Wahrheit haben, wie der äußere, und beide müssen einander entsprechen (129, 16 ff). Gerade darin, dass er wie eine Seele aus ihr hervorstrahlt, dass sie nur der zartgebildete Körper des Charakters oder des innern geistigen Wesens scheint, liegt die *natürliche Wahrheit* der dichterischen Figur; und dadurch gewinnt die Gestalt Ausdruck (I. 257).

Die Form hat also einen Gehalt (IV. 125, 11) und dieser ist der Charakter. Sie hat aber einen doppelten Gehalt oder Charakter: einen sinnlichen, der teils in der Natur der formbildenden Elemente, teils in der Combinationsweise, der Einfachheit und Schlichtheit oder Mannichfaltigkeit und Verwickeltheit der Formen, die zur Form zusammengefasst sind, unmittelbar liegt mit immanentem Gesetz; und einen geistigen Gehalt, der in die sinnliche Form gekleidet wird, um durchzuscheinen. Insofern als die äußere Form geeignet sein muss, die innere hervorscheinen zu lassen, wird sie vom innern Charakter bestimmt.

Hier wäre nun die Gefahr vorhanden, die Kunst in falschem Sinne symbolisch zu machen. Dies geschieht, wenn, ohne Rücksicht auf die Wahrheit und Notwendigkeit der äußern Form in sich, diese von dem innern Charakter oder dem Gehalt, den sie tragen soll, gestaltet wird, was nur Misbildungen erzeugen kann. Der echte Künstler *nimmt seinen Stoff immer so, wie er einen überwiegend grofsen Gehalt für den innern Sinn hat und doch zugleich für den äufsern vollkommen gültig ist* (140, 9—11). 98 100

So sind Natur und Geist oder Menschheit für einander in übereinstimmendem Charakter geschaffen. Die Natur selbst hat eine *geistige Gestalt* (140, 18), und *der Geist der Menschheit und der Natur ist im Grunde nur einer und ebenderselbe* (das. 25). Es ist also auch nicht der geistige Charakter, der den sinnlichen bestimmt, weder in der Wirklichkeit, noch in der Kunst; sondern die Ideen sind es, welche beide Arten der Charaktere, beide Formen der Wirklichkeit bestimmen; und wenn nun eine Idee ein Kunstwerk oder eine Handlung bestimmt, so wird sie ihren Schöpfungen nach ihren beiden Seiten hin übereinstimmende Charaktere geben. Vgl. Ueber d. Sprst. 259, 25. 101 2

Idealisch ist, was der Schöpfung eines Ideals dient; und ein Ideal ist ein Individuum, in welchem sich die Idee rein darstellt. So schließt sich H.s Aesthetik zusammen.

Der Charakter war es, der uns zur Idee geführt hat, also weiter, als wir an jener Stelle der Abhandlung in dem Gedanken-Gange derselben schon gelangt sind. Wir haben somit das Ziel derselben in voraus kennen gelernt, das uns auch schon in C. III. begegnet. Die Ideen werden nämlich sogleich eingeführt (308, 17—20) als von zwar sichtbarer, dennoch unbegreiflicher Wirk-

samkeit. Nun wird zunächst (309, 2—16) die Geschichte mit der Kunst nach ihren Principien verglichen. Sie bilden einen Gegensatz. In beiden bestehen Idealität und Objectivität in einander; aber in der Kunst herscht die Idealität, und die Objectivität ist nur Mittel; in der Geschichte ist Objectivität das Ziel, und Idealität nur Mittel.

C. IV. beginnt hierauf die genauere Entwicklung des Begriffs der historischen Darstellung, und H. verfolgt noch weiter die Analogie derselben mit dem Verfahren des Künstlers.

Die Nachahmung der Natur kann äffisch geschehen, oder aber so dass die Gestalt, zuerst durch Naturwissenschaft (also in beschauender Stimmung des Gemüts, s. oben S. 104) und Mathematik allgemein ergründet, dann von der Phantasie aufs neue geboren wird. Dabei wird sie idealisirt, da sie nur das Notwendige enthält, die Wahrheit der Natur. Die falsche und die echte Kunst wird durch einen Hinweis auf die mexikanische und die ägyptische Kunst erläutert, wozu die griechische als Vollendung tritt.

Nachdem so für den Künstler die Ideen als Ausgangspunkt hingestellt sind, wird C. V. die Anwendung auf den Geschichtschreiber gemacht. Unterscheiden sich beide so, dass jener sich über die Wirklichkeit erhebt, dieser sich in sie vertieft, so wird letzterer um so weniger jenen schwierigen Weg des Künstlers zur Wahrheit meiden können. Was er zu suchen hat, ist innerer Zusammenhang der einzelnen Umstände der Begebenheiten, folglich Kenntnis der Kräfte, welche diesen Zusammenhang bedingen, sowohl ihrer an sich in abstracto, als auch ihrer Richtung in dem gegebenen Augenblick, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, endlich ihrer Verbindung mit dem gleichzeitigen Zustande und den Veränderungen, die diesen erzeugt haben.

Wenn nun H. diese Darlegung mit dem Satze schließt (313, 39): *In diesem Sinne muss das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein*, so werden die Ideen hier zu frühzeitig eingeführt. Denn was wir bisher gelesen haben, führt nur auf den causalen Zusammenhang, für welchen Verstandesoperationen ausreichen. H. hat denselben Fehler schon 311, 30. begangen. Die Form wird erst dadurch ideal, dass *als Drittes* (das.) die Idee hinzukommt. Die Form an sich, als Product von Stoffen und Kräften, ist noch rein mechanisch. H. hat unbeachtet gelassen, wie viel Verstandestätigkeit, er 310, 22—25 dem Künstler zugemutet hat, bevor er dessen ideale Phantasie hinzutreten lässt.

So ist H.s Denken vom geraden Wege abgelenkt: das Folgende (314, 1 ff.) schließt sich nicht an das Vorangehende. Hier ist noch keine Veranlassung von Teleologie zu reden. Aber H. lenkt bald wieder ein, schon 314, 32. mit den Worten: *Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden,* womit er zur *Form* gelangt. Hier spricht er den Grundgedanken seiner Erkenntnis-Theorie aus und hebt namentlich für die Geschichte die Identität der in dieser und im Innern des Forschers wirksamen Kräfte hervor.

In dem Kreise der im Menschen wirkenden Kräfte, welche die Form erzeugen, sollen nun auch die Ideen liegen (315, 25).

Zunächst aber (führt C. VI. aus) erscheint die Geschichte, während ihre Form gesucht wird, als ein durch mechanische Kräfte getriebenes Werk; und durch das ausschließende Verfolgen dieses Weges wird gerade das verkannt, was man auf demselben sucht: *die wahrhaft schaffenden Kräfte.* Denn der Mechanismus des Lebens hat nur scheinbar selbständige Bewegung; seine Kräfte gehorchen vielmehr frei wirkenden Impulsen, denen sie untergeordnet sind. Wir kommen schon weiter, wenn wir neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre die kleinern und größern Ganzen ins Auge fassen und an ihnen als lebendigen Wesen in gleicher Weise gewisse Entwicklungsformen und Gesetze erkennen, wie das Aufsteigen zu einem Gipfel und Herabsinken davon u. s. w. Aber auch in diesen physiologischen Verhältnissen liegt das schaffende Princip noch nicht. — Am meisten Behutsamkeit erfordert die Betrachtung der psychologischen Kräfte, weil sie das lebendige, und doch nicht das ideale Individuum erfasst.

Alle diese Betrachtungsweisen vereint erschöpfen die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten noch nicht; sie erklären nur die in regelmäßigem Kreislauf wiederkehrenden Erscheinungen. Dabei verliert man den Blick für den freien Impuls einer ursprünglichen Kraft, also für die Idee.

Man muss notwendig aus dem Gebiete der Erscheinungen heraustreten, um es völlig und wirklich zu begreifen, um die *Grundidee* (317, 10) der Geschichte zu finden: *die Weltregierung.* Wenn wir auch ihre Plane unmittelbar nicht erforschen können, so offenbaren sich dieselben doch an den Begebenheiten selbst und sind an ihnen zu erkennen, obwohl nur von einem Gesichtspunkte, der außerhalb ihrer im Gebiete des Unsinnlichen liegt.

C. VII. Es liegen also außer den schaffenden Kräften in den Begebenheiten auch Ideen, welche allen diesen Kräften erst den Anstoß und die Richtung verleihen, ja die eigentlichen Herde der Kraft bilden (318, 16. 22).

Um H. völlig und recht zu verstehen, müssen oder dürfen wir, meine ich, die Analogie zwischen Kunst und Geschichte auch selbständig weiter verfolgen. Die Begebenheit ist der *Stoff,* aus dem der Dichter ein Kunstwerk, der Geschichtschreiber eine geschichtliche Tatsache bilden soll. Beide sollen die Wahrheit ihres Stoffes suchen, jener in dem Zusammenhang der Teile zur ganzen Gestalt, dieser in der Verkettung der darin zusammenwirkenden Kräfte. Darum muss er die Physik (Physiologie, Psychologie) der historischen Kräfte kennen. Hierzu bedarf der Historiker, der echte im vollen Sinne des Namens, wie der Künstler, der *Phantasie*, deren Wirksamkeit H. in der Abhandlung (306, 32) nur mangelhaft andeutet. Denn wie der Künstler das Notwendige der Gestalt durch eine gewisse Abstraction von der Wirklichkeit erfasst, indem er nämlich von den Verhältnissen der empirisch gegebenen Formen diejenigen aussondert, welche zufällig in den concreten Individuen vorkommen, aber den Charakter der Gattung entstellen und der innern Form nicht entsprechen, welche gar nicht oder nicht so wie sie sind aus dem Ganzen folgen: so hat auch der Historiker zu abstrahiren von allem, was die wahrhafte Gestalt einer Begebenheit stört oder belastet, ihr nicht wesentlich angehört, weder ihren Charakter bedingt, noch von ihrem Charakter bedingt wird. Diese Abstraction darf aber weder der Künstler,

noch der Geschichtschreiber einseitig mit dem Verstande vollziehen; denn was dieser nach seiner Abstraction übrig ließe, wäre ein dürftiges und weder für den Künstler, noch für den Philologen brauchbares caput mortuum (denn ich spreche hier nicht minder als Schüler *Böckhs*, wie H.s); in beiden Fällen aber wird ein vollständiges Bild verlangt. Nur die Einbildungskraft, freilich 103 nicht ohne Verstand, löst die wunderbare Aufgabe, *indem sie aus dem Gebiet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Ueberfluss und alle* 105 *zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum zeigt* (I. 217 u. IV. oft). Freilich bildet die Wissenschaft ihre Gestalten nicht durch Umrisse, sondern durch *Einheit nach Begriffen* (IV. 162, 32); immerhin muss auch sie sich dazu in das *Unendliche der Vernunft* versetzen.

Wie es in der Kunst die Idee ist, welche die äußere und innere Form, Gestalt und Charakter verbindet, so ist es auch in der Geschichte die Idee, welche den Begebenheiten die Seele, den Gehalt leiht und die Form bestimmt. Ein Ideal schafft der Geschichtschreiber freilich nicht, aber doch ein idealisches Bild (eine intellectuale Anschauung).

So hat H., wie ich meine in vollster Consequenz der Analogie (wobei die Verschiedenheit zwischen Kunst und Wissenschaft nicht übersehen zu werden braucht), seinen Ideen den Raum in der Geschichte verschafft, und wir haben nun zu sehen, wie viel er uns von ihnen zeigen kann.

Zuvor nur noch eine Bemerkung. H. hat seine ästhetische Theorie nicht nur an Goethe entwickelt, sondern auch gewiss an ihm gewonnen, aber nicht durch ihn, sondern durch Schiller; und selbst den Grundgedanken für die Aufgabe des Geschichtschreibers, die Analogie der Geschichte mit der Kunst, verdankt er Schiller. Das bekennt er selbst in dem Briefe an Goethe, mit welchem er die Sendung unserer Abhandlung begleitete. Darin heißt es 108 (Briefwechsel zw. G. u. den Gebr. v. H. S. 269. 270): *Es wird Ihnen vielleicht eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu* 10 *vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr Aehnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Uebereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaſst wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt* 15 *werden. . . . Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, dass man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloſs: und doch muſs der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muſs er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien* 20 *mir damals paradox, und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abh. groſsentheils ihre Entstehung.* Und so hat wol auch H. seinen Satz: *Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich* mit Bewusstsein dem Satze Schillers:

---

8 *diese Idee]* dieser Gedanke.

11—12. *Wenn — schaffen]* vgl. Briefw. zw. Sch. u. H. 1876. S. 27.

die Weltgeschichte ist das Weltgericht an die Seite stellen wollen. Wenn letzterer an den Chor in der Tragödie denken lässt, so spricht Schelling diese Beziehung auf den Dichter offen aus, indem er die Geschichte *das unendliche Drama* nannte. Auch dies war H. gewiss bekannt; sein Satz aber ist objectiver und wissenschaftlicher als die beiden ältern. — Schade, dass uns nicht eine Antwort Goethes auf diese Aeußerung vorliegt.

Die Idee äußert sich auf zwiefachem Wege, einmal indem sie die Richtung bestimmt, in welcher nun die Kräfte allmählich und nach mechanischem Gesetz sich ausbreiten und anwachsen; dann aber, indem sie als neue Kraft in die Wirklichkeit eintritt (318, 26—31), oder vielmehr (genauer ausgedrückt) indem sie die vorhandenen Kräfte neu combinirt und zu neuer Gestaltung befähigt: denn immer liegt ihr Wirken völlig in der Wirklichkeit (sie ist, glaube ich nach H. sagen zu können, ganz und gar immanent; nur unsre Vernunft muss transcendent sein, um sie in ihrer Immanenz zu erkennen 317, 35—4), im unzertrennbaren Zusammenhange der toten und lebendigen Kräfte, welche auch niemals anders denn nach den Gesetzen ihrer Natur wirken (315, 27—29), welchen sich also auch die Idee beugen muss, wo sie nicht an ihnen einen erhebenden oder beflügelnden Träger findet (316, 21—23, 319, 20—39), von denen sie sich aber in ihrem Wesen doch unterscheidet.

Hiernach dürfen wir also gar nicht erwarten oder fordern, dass uns H. etwas neues, besondres nenne, was Idee sei. Der Satz: Ideen sind das leitende und schaffende Princip der Geschichte, hat keinen andren Sinn als den, dass im Endlichen sich das Unendliche spiegelt und zur Erscheinung kommt (319, 36—39), und zwar immer in der Individualität.

H. hat also, da die allmähliche Entwicklung der Ideen allgemein zugestanden wird, nur die andre Betätigungsform der Idee nachzuweisen, jene plötzliche, unbegreifliche. In der Natur, meint er, sei sie weniger nachweisbar, am meisten wohl noch im Leben der Organismen. Hätte er Darwin kennen gelernt, so hätte er wohl jedes Hervortreten einer neuen Classe von Pflanzen und Tieren (der Dikotyledonen, der Säugetiere) als Aufflammen einer neuen Idee angesehen. Statt dessen musste H. den Gedanken seiner Zeit Tribut zahlen, und er vermutete Ideen gerade im abnormen Zustande des Lebens, in Krankheitsformen, die ohne erklärliche Ursachen entstehen und schwinden und auf einen verborgenen Zusammenhang der Dinge hinweisen.

C. VIII: Jede menschliche Individualität aber ist nach H. eine Idee; daher bleibt bei der psychologischen Auflösung derselben immer ein unlöslicher Rest, ein x. Das ist noch klarer an der Individualität der Nationen, als an der der Einzelnen (vgl. Einl. zu §. 1 der großen Schr.)

Idealische Formen nennt H. Sprache, Kunst, Wissenschaft u. s. w. alles das, was er oben (314, 18—31) als Zwecke, welche die teleologische Betrachtung aufsucht, verworfen hat. Er nennt es hier nicht *Ideen,* obwohl er es sonst oft tut, (sogar das. 23) und nannte es das. 19 *Begriff eines idealen Ganzen.* Was war denn H.s Meinung? Handelt es sich nach ihm in der Geschichte, wie es schließlich 321, 31—34 heißt, um die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden ver-

mag: so wäre es doch seltsam, wenn er die Herschaft des Menschen über die Naturkräfte als seine Diener und über die Erde als seinen Garten, den er mit Frucht- und Zier-Pflanzen und mit den Werken aller Künste schmückt, nicht als Darstellungsformen jener Idee ansehen sollte. Er tadelte aber nicht nur überhaupt die teleologische Betrachtung, sondern auch die dabei hervortretende abstracte Auffassung jener Dinge als unlebendiger Wesen, als bloßer *Begriffe idealer Ganzen.* Das Factum und der Zustand, dass die Erde überall bevölkert und angebaut ist, der Zustand der Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, sei es auch der Besitz vollendeter Kunstwerke, vollendeten Wissens, und vollkommener Sittlichkeit, das ist alles freilich idealisch genug, aber ist eben nur ein Begriff, dem alles Leben fehlt. Denn nur das Individuum lebt; es allein ist das genießende und das tätige, und dies fehlt in all jenem. Wird aber all jenes auf den lebendigen Menschen bezogen, als seine Aufgabe, seine Leistung, sein Lohn, hauptsächlich aber eben als seine Tätigkeit, sein Ringen und Streben, so mag man es vorsichtig *idealische Formen* nennen, sc. des Menschenlebens, oder Formen der Idee der Menschheit, oder auch ohne Bedenken kurzweg Ideen. — Endlich kennt H. noch drei Ur-Ideen: Schönheit, Wahrheit und Recht (vgl. den Commentar), also nicht Schönheit, Wahrheit und Güte. Was er aber hier Wahrheit und Recht nennt, heißt bei ihm in der großen Schrift Ueber d. Versch. d. m. Sprachbaues 6, 19—24 *Güte.* Er deutet hier nur so kurz an, dass wir seinen vollen Gedanken bloß durch Combination erraten können. Ich vermute als seine Meinung diese: Die Kunst ist nur eine idealische Form; das Kunstwerk ist idealisch und schön, insofern es die in dem Natur-Object verhüllte und gestörte Ur-Schönheit offenbart. Analoges gilt von unsrer Wissenschaft, unsrem Recht, unsrer Güte.

Ueberhaupt können wirkliche, eigentliche Ideen nur im Leben sein; darum eben nicht in Kunst und Wissenschaft als Zuständen, sondern nur im wirklichen Individuum. Ferner ist die Idee unendlich, und also kann es nur eine Idee geben, und schon was er die drei *ewigen Urideen alles Denkbaren* nennt, sind nur der im Prisma des Gedankens in Dreifachheit erscheinende Strahl der einen unendlichen Idee. Selbst wenn H. von der idealischen Totalität eines Kunstwerks spricht, so meint er zwar damit zunächst bloß die Totalität eines Kreises, fügt aber oft genug, und zwar an den entscheidenden Stellen, hinzu, dass diese Totalität in Wahrheit die unendliche sei, indem jeder Kreis mit allen Kreisen zusammenhänge, und das Kunstwerk also eine Aussicht in die Unendlichkeit gewähre, und gerade insofern nennt er es idealisch (vgl. den ganzen ersten Teil der Schrift über Hermann und Dorothea, besonders
123 S. 31). Er gebraucht selbst den Ausdruck: *Absolute Totalität muss eben so sehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen sein, als das gerade*
125 *Gegenteil davon* (Zersplitterung in einzelne Erscheinungen 20, 12) *der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist.* 32, 15 nennt er das Kunstwerk das *Allumfassende* und erklärt Z. 24—26: *Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt aufserhalb derselben gefunden hat,*
129 *auf dem man mit Sicherheit fufsen kann.* Die Schrift und die Abhandlung weisen nun eben nach, dass die Idee, die eine unendliche, dieser Punkt ist,

auf den der Künstler wie der Geschichtschreiber sich zu stellen hat. Die Phantasie und die Vernunft, wie ich schon sagte, ist transcendent; aber die Idee, welche jene darstellt, ist dem Kunstwerk einverleibt; und eben so immanent, den Tatsachen innewohnend ist die Idee, welche der Geschichtschreiber nachweist.

Es kann also gar nicht davon die Rede sein, dass es eine Mehrheit von Ideen geben, welche sich nach Art der Begriffe als allgemeinere und besondere einander über- und unterordnen. Es gibt also auch für den Dichter nur *ein Ideal, das dem Geist der Menschheit und der Natur (der im Grunde* 130 *nur einer und ebenderselbe ist) gleich sei* (140, 24—26). Gibt es nur ein Ideal, so gibt es auch nur eine Idee. — In gleichem Sinne heißt es in einer andren Abhandlung (IV, 274): *Dennoch ist es unläugbar, dass die physische Natur nur Ein grofses Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen.* So gibt es auch für 134 beide nur Eine Idee. Vgl. auch in der großen Schrift 60, 23 f. und oben in der allgemeinen Einl. S. 19. Anm. zu Z. 141.

Was also sind Ideen? Der Strahl des Unendlichen, der absoluten Urkraft, der sich in ihrer Schöpfung, dem All der Erscheinungen, wie in einem Spectrum zerstreut*). Und wie alle Erscheinungen, nach Kant und H., nur Producte unseres endlichen Bewusstseins sind, so sind die Ideen nur unsere zersplitternde Auffassung des Einen Unendlichen. In diesem Sinne reden wir von Ideen in der Vielheit; wir sehen sie in den Familien der organischen Wesen, und in den Natur-Individuen, in dem Geiste der Menschheit und in jeder Individualität, eines Einzelnen oder eines Volks, besonders klar aber nur in wenigen ausgezeichneten Individuen. Der Künstler stellt die Idee, d. h. den Charakter der Gattung, in einem Individuum so ideal, d. h. so der Idee angemessen dar, wie es die Wirklichkeit niemals zeigt; der Historiker zeigt uns in den geschichtlich wirklichen Idividuen die die Geschichte leitenden Ideen als sich geschichtlich verwirklichend, erscheinend. Die letzte Idee aber aller Wissenschaft, namentlich der Geschichte — die Idee, welche für uns das Absolute unmittelbar und völlig deckt, ist die *Weltregierung* (oben) oder das *Lebensprincip* (die große Schrift 8, 5). Wir werden hierauf zurückkommen.

*) Vgl. Einl. zu §. 1 der großen Schrift gegen Ende.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlaßliche Forderung seines Geschäfts, und das 305 C. I.

3. *einfache Darstellung]* Darstellung schlechthin oder im vollsten Sinne.

5 Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muſs hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. 10 Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden, und auf einander folgenden, Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang 15 selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vor- 20 gegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von 306 allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit 5 gewissermaſsen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in

---

5—8. *Von dieser Seite — aber]* Demnach könnte es scheinen, als wäre er *nur — schöpferisch*. Dies aber ist ein falscher Schein. Denn *das Geschehene ist* . . . Das Correlat folgt 306, 21.

9. *das Uebrige]* der andre Teil des Geschehenen.

11—15 betrifft den Geschichtschreiber im hohen Sinne. *Ganzes, Gestalt* s. Einl. S. 106.

16—4 betrifft die Erhebung des ungebildeten zum gebildeten Erzähler.

17. *wirklich zugetragen]* was sich der unmittelbaren Beobachtung ergibt, ohne subjective Zutat in Unterschiebung von Absichten, in Verbindung von Ursachen und Wirkungen.

19—20. *Vorgegangene]* Erscheinende.

20. *Falschheiten* oder *Unsicherheiten]* weil das Eingemischte zwar schwer zu vermeiden, aber wenn nicht geprüft, falsch oder unsicher ist.

4. *objective Gemüthsstimmung* schweift in die höchste Forderung über.

4—6. *daher — erhalten]* weil der causale Zusammenhang, ja sogar der volle Ueberblick über die Sachlage erst lange nach den Ereignissen dem Geiste klarer wird. Vgl. die große Schrift 26, 28—27, 5.

6—10.] Die Objectivität der Geschichte wird nur durch den Verstand verbürgt (Kantisch).

ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen. 10

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieſse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang 15 gegründete Wahrheit einer äuſseren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muſs daher der Geschichtschreiber hinzufügen. 20 Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloſser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben so wohl, als der Dichter, muſs er das 25 zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers C. II. und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen 30 durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt

---

11. *des wirklich Geschehenen]* dessen, was in der Sinnenwelt sichtbar ist. Vgl. 305, 8. 16. 17. Der Zusammenhang ist: Wie bedenklich auch jede subjective Zutat zum sinnlich erfassten Geschehenen sein mag, so ist sie doch unentbehrlich, weil ohne dies Geschichte unmöglich.

15—20. *die eigentliche — hinzufügen]* schweift wieder über in die höchste Stufe; denn durch das Beharren beim sinnlich Beobachteten entsteht nicht einmal die niedrigste Erzählung.

19. *oben]* 305, 8. 9.

26. *zerstreut — verarbeiten]* das Zerstreute sammeln und das Gesammelte dann in seinem Geiste erst zu einem Ganzen verbinden. Das tut aber schon der gesunde Kopf. Z. s.

30—34. *der erstere — Phantasie]* das gilt aber schon vom Erzähler; folglich auch vom Geschichtschreiber. Ersterer aber erfasst noch nicht die Wahrheit des Geschehenen.

und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der
35 Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heifst darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger
307 Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen
5 mufs daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.
10 Der Geschichtschreiber umfafst alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er mufs daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander ent-
15 gegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten,
20 das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst;

---

38. *hiermit]* mit dem Standpunkte des Erzählers.

6. *Form der Notwendigkeit]* vgl. oben die Einl. S. 105. 107. 109. Im Folgenden liegt der Gegensatz in *geben* Z. 7. und *finden* Z. 9. Vgl. 314, 36. 37.

7. *ihre Gesetze]* der Notwendigkeit oder der Form d. N.; denn die Notwendigkeit ist nur Form.

8. *ihre Spur]* gleichgültig ob der Ideen oder der Notwendigkeit.

9. *des Wirklichen in s. W.]* in seinem niedrigern, sinnlich erscheinenden Teile. Indem er nur diesen rein erforscht, findet er in demselben die Spur der Ideen, und so erkennt er die Wahrheit des Wirklichen u. erhebt dadurch die Wirklichkeit zur Wahrheit. Vgl. Einl. S. 110.

20. *nicht Erreichbaren]* der Ideen. Nur beide Wege zusammen führen über den Erzähler hinaus.

wer dagegen gerade diesem über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein 25 lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloſs beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch 30 jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daſs er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloſse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden 35 Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läſst, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. 308 Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schlieſsen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren 5 an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, welche die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

---

23. 24. *schlichte Naturbeschreibung]* Schlicht bleibt die Naturbeschreibung, so lange sie nur Teile herzählt und schildert; so aber genügt sie eben nicht; sie muss aufhören, schlicht zu sein, und muss Höheres erstreben. Z. 28—30. Vgl. oben die Einl. S. 106.

28. *zurückgedrängt]* Wenn sie etwa, weil er bedenklich sei, den zweiten Weg verlassen und aufgeben wollte.

29. 30. *Form — Daseins]* s. Einl. S. 109.

33. *Form alles Geschehenden]* s. Einl. S. 109, unten 308, 31.

35. *Assimilation]* Vgl. 315, 1—21.

38. *oder]* dieses gleichsetzende *Oder* wird aus 315, 12—15 begreiflich.

3. 4. *niemand — absprechen]* indem sie unmittelbar in lebendiger Treue das Leben der Zeit darstellen, zeigen sie, dass ihnen das Verständnis für die Form alles Geschehenden nicht abging. *Grund* scheint Uebersetzung des frz. *fonds*.

7. *welche]* oder *die* conjicire ich statt *den* in der ed. princ.

was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muſs jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muſs das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniſs, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt, ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtsforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das, mehr Zweifeln unterworfene des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden der äuſseren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äuſseren Um-

---

21—31. *von innen heraus — zu machen]* vgl. Einl. S. 109, 30. 111, 44—59, namentlich Z. 48.

risse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick 25 sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, daſs sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der gröſste Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten 30 offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Aegypter und Mexikaner, an 35 welchen dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt; beide muſsten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, daſs sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da 311 bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Styl ist*). Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form, oder Kenntniſs organischen Baues, alles

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu 5 belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexikaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugniſs über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntniſs der Mexikaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre 10 es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äuſsersten Verfalls herrühren kann. Daſs Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, daſs sie von Griechen oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen 15 nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, daſs die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin. 20

---

23. *Begriff]* Gehalt, Charakter, Bestimmung. *Form* ist hier das aus der Bestimmung und Lebensart des Ganzen und aus dem Beitrage jedes Organs zum Leben des Ganzen notwendig folgende äußere Verhältnis der Teile zu einander. Vgl. Einl. S. 114 *f.*

geht also auf Nachahmung der äufseren Gestalt hinaus. Nun aber mufs der Versuch des Verfolgens der äufseren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mifslingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmafses auch aus der Unbehülflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

Wenn man den Umriss der Gestalt von innen heraus verstehen will, mufs man auf die Form überhaupt, und auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem mufs, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die, mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäfsigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sichern Grund erst ruht der übrige äufsere Umrifs. Wo noch die genauere Kenntnifs der organischen Bildung fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er fliefsende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes gesorgt hätte. Das Unerlafsliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem

---

29. Hier sind *Begriff* und *Idee der Gestalt* so unterschieden, wie oben 310, 28. *Begriff und Form des Ganzen*, jedoch nicht völlig so. Nämlich *Begriff* ist die naturwissenschaftliche Erkenntnis vom Wesen des Organismus, hier wie dort. *Idee der Gestalt* aber ist hier abstracter nur das, was Z. 32—42 *reine Form* heißt.

30—32. *Zu Beidem — hinzukommen]* Vgl. Einl. S. 115.

32. 8. *reine Form* ist die abstracte Form, welche zwar die Verhältnisse der Teile unter einander und zum Ganzen des betreffenden natürlichen Gegenstandes richtig darstellt, aber die Modificationen im Leben nicht erfasst, und ohne Ausdruck ist (322, 1—5).

Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenübersteht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, 10 das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmäſsigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes 15 Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meiſsel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. 20 Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, dass er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntniſs des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht 25 ausschlieſsend den Reichthum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels 30 umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der bloſsen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer 35 neuer Verhältnisse, und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

---

29. *streng beherrschender Ideen]* d. h. aus mathematischen Elementen je nach dem Gesetz des betreffenden Organismus zusammengesetzte Gestalten.

313 C. V.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur vermittelst dieser. Dasselbe muſs, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und 5 welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten groſse Behutsamkeit, damit nicht schon die bloſse Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und 10 Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloſs sie, und muſs sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht be- 15 gnügen kann bei dem losen äuſsern Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muſs, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muſs er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch 20 viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, daſs man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständniſs ist nur das vereinte Erzeugniſs ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läſst sich auch bei ihnen nicht Alles durch bloſse Verstandesoperation, eines aus dem andern 25 logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faſst das Rechte, das Feine, das Verborgne nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloſs die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander 30 reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden

---

1. *von Ideen]* nämlich von idealen Gestalten oder den Ideen der Gestalt.
4. *historischen]* aus 11, 32 ist *Nachahmung* zu ergänzen. Vgl. 310, 13 f.
11. 12. *flüchtige Erscheinung]* das bloße Bild, Umrisse.
16. *Mittelpunkt]* 310, 21.

Kräfte verschaft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muſs er mit der Beschaffenheit, 35 dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniſs des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muſs das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein. 40

Es versteht sich indeſs freilich von selbst, daſs diese Ideen aus 314 der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die 5 sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man 10 mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne 15 seines flüchtigen Daseins finden muſs, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaſsen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, 20

---

39. *Ideen]* sind hier nur erst die Gesetze des Geschehens. Vgl. 314, 32. Einl. S. 116.

16. *sie]* sc. die teleologische Geschichte.

17. *das Lebendige]* weil nur das Individuum lebendig ist, in das die Teleologie den Zweck nicht setzen kann. Vgl. die große Schrift S. 21, 18—22, 3.

18. 19. *Begriff eines idealen Ganzen]* Was dieser Ausdruck bedeutet und warum H. in all dem (Z. 19—31) keine richtige Auffassung der Idee erkennen kann, ergiebt sich später. Vgl. auch Einl. S. 119 f.

in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede 25 Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Uebungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem 30 belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der laby- 35 rinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei 315 näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das 5 Begreifen ist keineswegs ein bloſses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloſses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Ver- 10 ständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, muſs man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der

---

25—27. *ist nicht Beweis — Kraft]* und nur in den Kräften und im Lebendigen liegt die dem Historiker nötige Idee (Z. 17. 32. 315, 25.)

34—315, 8. *Was er — beides zugleich]* vgl. Einl. S. 110 und oben 313, 21—27 ff.

37. *Form]* die Form des Zusammenhanges der Kräfte ergibt die Gestalt oder die Idee der Begebenheit. Vgl. die Einl. S. 109.

2. *Analogon]* vgl. 307, 35—40 und 315, 13—17.

Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner 15 sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muſs die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Ge- 20 wiſsheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. 25 Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig 30 C. VI. sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Maſs und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Be- 35 stimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern nur wegen mangelnder Kenntniſs einer Menge von Zwischen- 316 gliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, daſs das ausschlieſsende Verfolgen dieses Wegs gerade abführen würde von der

25. *im vorigen die Rede war]* Bis zu dieser Stelle waren sie aber nur erst ganz unbestimmt genannt, und noch kennen wir sie nicht. Vgl. 317, 10—12. 318, 7—19.

30. *In diesem]* sc. Zusammenhang. Hier zeigen sich die Ideen noch nicht, 316, 21.

Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daſs in jedem Wirken,
5 bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und daſs jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muſs also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der
10 Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanze, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen,
15 wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äuſsere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin
20 eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der er sich beugen muſs, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl
25 erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogieen zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse,
30 beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit
35 aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureiſsen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege

in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läſst sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, 317 die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier ange- 5 deuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu klassificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein 10 das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäſsig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher 15 auch nur Rechenschaft von regelmäſsig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läſst, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht bloſs 20 unerklärt, sondern unerkannt.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte auſser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewiſs bei blindem Verschlieſsen in demselben. Die 25 Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschicht- 30 schreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die

Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf
35 Abwege führen. Allein die aufserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erschei-
318 nung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre
5 Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

C. VII. Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Ver-
10 bindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch
15 mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstofs und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, aufser dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

20 Dafs solche Ideen sich offenbaren, dafs gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch blofses, Naturgesetzen gemäfses Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und eben so wenig, dafs es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf
25 ein Gebiet aufser ihnen verwiesen wird.

Die Idee äufsert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die, anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zu-

---

26—31] Vgl. Einl. S. 119.

letzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden 30 Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dafs noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen 35 werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich 40 doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in 319 Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, 5 hat mir immer geschienen, dafs, da den Griechen alles Grofse, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des 10 urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Indivi- 15 dualität auf, und wie in der Individualität das Geheimnifs alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigen-

---

15. 16. *eine Idee nationeller Individualität]* Die Individualisirung der Menschheit nach Nationen ist eine Idee; nun ist aber auch die bestimmte Form, in welcher diese Individualisirung in einem bestimmten Volke erscheint, die bestimmte Individualität eine Idee der Individualität, wie jede Verkörperung eines Gesetzes eine Idee ist. Dazu ist noch c. VIII. zu nehmen.

thümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

20 Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läſst sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht 25 minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber daſs der Keim, welchen sie in die-30 selbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, daſs diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, daſs die aus ihm aufsprieſsende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, daſs es die selbständige 35 Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

320 In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen 5 gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet

---

28—30. *Die Idee — entwickelt]* Das volle Verständnis dieses Satzes, der auf das Genie hinweist (vgl. 320, 25—28) wird in der Einl. zu §. 2 u. 3 der groſsen Schrift durch das lange Citat aus der Abh. *Ueber den Geschlechtsunterschied* in meiner sich daran knüpfenden Bemerkung gegeben.

wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in 10
der einförmigen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhält- 15
nisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krankheitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählich entstehen, eignen 20
Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung 25 C. VIII.
wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daſs sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von 30
jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äuſseres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Ein- 35
zelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den

---

25. 26. *Jede — Idee]* sie wurzelt in der Erscheinung und erhebt sich mit ihren Gipfeln in das Reich des Unendlichen. Das Umgekehrte wäre vielleicht passender gewesen.

26—28. *Idee — offenbaren]* In jedem Individuum erscheint eine Idee; aber nur wenn dieses die Idee völlig offenbart, ist es ein Ideal, welches wohl kaum in der Wirklichkeit nur in der vollendeten Kunst zu finden ist (WW. I. 217). Jedes Weib stellt die Idee der Wirklichkeit dar; aber nur eine Venus tut dies als Ideal. Ein Genie ist fast ein Ideal.

37. *heerdenweise]* nicht ohne Idee, aber so, dass sich diese nur in ihrer ersten Form (318, 26—29) zeigt.

durch Bedürfniß, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger, als jene Elemente,
321 das geistige Princip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten
5 trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die mensch-
10 liche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen, und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, daß ihre Selbständigkeit mehr
15 Wirkung ausübt, als erfährt, und daß jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die

---

39. *jene Elemente]* welche Z. 38 genannt sind, während Z. 32 *Element* = *Idee*.

1—2. *das geistige Princip — Idee]* Idee ist die geistige Individualität als Inhalt; Princip ist sie als Kraft.

6—10.] Völker und Einzelne erteilen durch ihre Taten, Schöpfungen und Einrichtungen aller Art, der eigenen, wie der folgenden Zeit eine Richtung. Außerdem aber formen sie die Individualität der Menschen selbst, gestalten also die erzeugenden Kräfte selbst nach sich als Muster; sie lassen nach ihrem Hinscheiden die Gestalt ihrer geistigen Individualität in den nachlebenden Personen zurück, und dadurch wirken sie so bedeutsam, erzeugen große Individualitäten.

9. *idealische Formen]* Ideen; sie werden hier aber deswegen idealische Formen genannt, weil ihnen die Substantialität des Individuums fehlt. Also nicht darum heißt die Sprache eine idealische Form, weil sie eine Form der Erzeugung und Mitteilung der Gedanken ist; denn sie wird hier (Z. 12—15) in ihrer objectiven und selbständigen Seite (vgl. die große Schrift S. 62, 20 ff.) genommen. Sie wird ja auch gewöhnlich Idee genannt. Der Ausdruck *idealische Formen* kehrt nirgends wieder. Er bezeichnet also eine Classe von Ideen. Zu dieser Classe gehören auch Kunst, Wissenschaft und sittliche Einrichtung, die oben (314, 28) nur als tote, unpersönliche Zwecke abgewiesen wurden. Als bezogen auf die lebendige Individualität sind sie Ideen, d. h. idealische Formen. Vgl. Einl. S. 119 f.

18—23] Hier ist nicht Kunst, Wissenschaft und Recht gemeint, sondern die Schönheit des Alls (Kosmos), die Wahrheit der Realität und das Weltgericht.

ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem 20 unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen er- 25 ahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloſs in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigern Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. 30 Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im 35 Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntniſs der Natur, das Studium des 40 organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handelnd und 322 leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniſs, Ebenmaſs und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groſs im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers 5 in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch

---

29. *richtigern]* als durch teleologische Betrachtung.

30. *zu den Endursachen]* Zielen, Zwecken; denn die Idee ist die Kraft und das Ziel zugleich Z. 28.

3. *reine Form]* vgl. 311, 32, Ich meine, diese Analogie sei nicht treffend. Die Ideen entsprechen vielmehr dem innern Charakter, der in der Abh. gar nicht erwähnt wird.

7—10] vgl. 316, 22.

artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu
10 bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daſs in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daſs aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschicht-
15 schreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschlieſsen; er muſs aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muſs ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er muſs vor allen
20 Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muſs seiner Natur so eigen geworden sein, daſs er sie zur Betrachtung jeder
25 Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil auſser dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer
30 Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

---

15. *materiellen Stoff]* den vorhandenen Zuständen, welche die Idee fördern oder hemmen. Vgl. oben 319, 20—22.

28—31] Man vergleiche diese Stelle mit 307, 20—23.

Über

die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues

und

ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Methode,

(VII)

nach welcher in dieser Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind.

1.

Sanskrit-Alphabet.

5

Die langen Vocale und die Diphthongen *e* und *o* bezeichne ich durch einen Circumflex,

den *r*-Vocal (ऋ) durch einen Punkt unter dem *r* und angehängtes *i* (ṛi),

den dumpfen Gaumen-Consonanten (च) durch *ch*,

den tönenden Gaumen-Consonanten (ज) durch *j*, 10

alle Zungen-Consonanten durch die entsprechenden Zahn-Consonanten mit darunter gesetztem Punkt,

den ersten Halbvocal (य) durch *y*, den letzten Halbvocal (व) durch *w*,

den Gaumen-Zischlaut (श) durch *s* mit darüber gesetztem Spiritus lenis (*s̓*), 15

den Zungen-Zischlaut (ष) durch *sh*,

alle aspirirte Consonanten durch die unaspirirten mit hinzugesetztem *h*,

das ***Anuswâra*** und alle Nasal-Consonanten, mit Ausnahme des dentalen *n* und des *m*, durch ein *n* mit untergesetztem Punkte (ṇ). Einer weiteren Unterscheidung dieser Töne bedarf es nicht, da der Leser weifs, welche Sanskrit-Zeichen, nach Mafsgabe des unmittelbar nachfolgenden Buchstaben, an die Stelle des ṇ zu setzen sind. 20

Das ***Wisarga*** bezeichne ich durch *h* mit einem Punkt darunter (ḥ). Es kommt jedoch kaum vor, da, wo es am Nominativ der Sanskrit-Wörter steht, dieser Nominativ richtiger durch *s* angedeutet wird. 25

2.

(VIII)

Barmanische Sprache.

Von den Vocalen schreibe ich die sechs ersten, das lange und kurze *a*, *i*, *u*, wie im Sanskrit,

den siebenten mit *ê*, 5

den achten mit *ai*,

den neunten mit *au*,

den zehnten mit *aû*,

und den aus *a*, *i*, *u* bestehenden Triphthongen mit *ô*.

10 Die dumpfen und tönenden unaspirirten Buchstaben der fünf Consonantenclassen schreibe ich ganz wie im Sanskrit.

Bei den dumpfen und tönenden aspirirten mache ich bloſs die Aenderung, daſs ich das *h* nicht, wie in der Umschreibung des Sanskrit, hinter, sondern vor den Consonanten stelle, also *hk, hch, ht* u. s. w. schreibe. Diese 15 Umstellung, welche indeſs an sich nicht unnatürlich ist, da der Consonant nicht bloſs den Hauch annimmt, sondern mit dem Hauche hervorgestoſsen wird, hat hier keinen andren Grund, als, diese Buchstaben von dem dreiſsigsten Barmanischen Consonanten zu unterscheiden. Dieser hat nämlich ganz den Laut des Englischen *th*, und ich mochte ihn daher nicht gern auf andere 20 Weise bezeichnen.

Die Nasenlaute der drei ersten Classen nebst dem *Anuswâra* konnten im Sanskrit durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, da ihr Gebrauch bestimmten Regeln unterliegt. Im Barmanischen ist dies nicht der Fall. Ich bezeichne daher den gutturalen durch ein Spanisches *n con tilde* (ñ), das 25 palatine durch *ng*, die der drei übrigen Classen wie im Sanskrit, das *Anuswâra* durch *n* mit einem Punkte darüber (ṅ).

Die vier Halbvocale schreibe ich wie im Sanskrit,

den auf sie folgenden Consonanten mit *th*. Dieser Laut gehört im Barmanischen zu den Zischlauten. Die Barmanische Schrift hat keinen Zisch- 30 laut aus dem Sanskrit-Alphabet aufgenommen. In der gesprochenen Sprache findet sich aber der linguale, das Englische *sh*. Dieses wird in der Schrift durch ein den drei ersten Halbvocalen und dem *th* beigefügtes *h* angedeutet. Dies *h* schreibe ich dann vor diesen Buchstaben, so daſs *hy, hr, hl* und *hth* das Englische *sh* der Aussprache ausdrücken. Diese Aussprache scheint aber (IX) bei dem *l* nicht constant. Denn Hough schreibt die Zunge *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, dagegen *hlê·*, fliegen, in der Aussprache *hle·*.

Den ein und dreiſsigsten Barmanischen Consonanten schreibe ich *h*, wie im Sanskrit.

5 Den schweren Accent bezeichne ich, wie es im Barmanischen selbst der Fall ist, durch zwei am Schlusse der Wörter über einander gesetzte Punkte (:); den einfachen Punkt, durch welchen der leichte angedeutet wird, stelle ich nicht unter den letzten Buchstaben, wie es im Barmanischen geschieht, sondern hinter denselben, etwa in halber Höhe (*a·*).

10

3.

Bei den anderen Sprachen, deren ich hier nicht ausführlich erwähnen kann, bediene ich mich der von den Hauptschriftstellern über jede einzelne angenommenen Schreibung, welche gewöhnlich der ihrer Muttersprache folgt, so daſs man also namentlich bei den Nord-Amerikanischen, einigen Asiatischen 15 und den meisten Südsee-Sprachen das Englische, bei der Chinesischen und Madecassischen Sprache das Französische, bei der Tagalischen und den Sprachen Neuspaniens und Süd-Amerika's das Spanische Lautsystem vor Augen haben muſs.

§. 1.

Gegenstand dieser Schrift.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser §. enthält, wie die Ueberschrift klar andeutet, gewissermaßen die Definition des Titels des ganzen Werkes. Obwohl nun der §. als Definition sehr ausführlich wäre, ist er doch viel zu kurz, um, wie er sollte, eine vorläufige Verständigung über des Verfassers Absicht zu gewähren. Da kommen uns glücklicherweise Bemerkungen in den früheren Mss. zu Hilfe, und statt aus dem Werke selbst den Sinn des §. erschließen zu müssen, besitzen wir in denselben einen objectiven Commentar. Zuerst ist auf die akademische Abhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, wie auch auf die *Unvollendete Abhandlung* (Zeitschr. für Völkerpsychologie XIII, 211—232) zu verweisen.

Dann aber citire ich aus H² folgendes. Es werden dort (f⁰. 10) *drei Punkte* unterschieden: *1. der Bau der Sprachen, 2. ihre Abstammung und Verwandtschaft, 3. ihr Verhältnifs auf die äufsere und innere Lage der Nationen, denen sie angehören, ihre Abhängigkeit davon und ihr Einflufs darauf.* Der dritte Punkt wird weiter erläutert (f⁰. 13): *Die Ergründung des Zusammenhanges der Sprache mit der Bildung der Nation ist schon an sich von der höchsten Wichtigkeit und kann als die letzte Frucht des Sprachstudiums angesehen werden. Sie bemüht sich, dem feinen und nie völlig zu begreifenden Wechselverhältnifs des Ausdrucks und des Gedankens näher zu treten, und bereitet zu einer der wichtigsten Untersuchungen der Menschengeschichte vor. Denn die Sprachen gehören offenbar zu den hauptsächlich schaffenden Kräften in dieser; und in der Masse der Bildung, welche das*

---

3. *auf die äufsere und innere]* muss wohl als Versehen betrachtet und geändert werden in *zu den äufseren und inneren.* Zu beachten ist, dass dieser Ausdruck *äufsere und innere Lage der Nationen* in den späteren Arbeiten nur sehr selten wiederkehrt, aber z. B. in unserm §. S. 2, 8. Dafür heißt es gewöhnlich kurzweg *Nationalgeist, Charakter der Nation, Nationaleigenthümlichkeit.*

6. *Bildung]* heißt hier nicht Ursprung, Entstehung, sondern geistige Bildung. Vgl. Z. 12.

6. 10. *an sich — und bereitet]* Man erwartete etwa: Außerdem aber bereitet sie vor u. s. w.

7. *und kann]* sc. und kann demgemäß. Grund dafür: denn *sie bemüht sich* u. s. w.

12. *Masse]* vgl. unten die Anm. zu Z. 102.

11—19.] vgl. Unvollendete Abh. §. 12.

Menschengeschlecht bis jetzt erreicht hat, lassen sich sehr wohl diejenigen unterscheiden, welche wesentlich dazu mitgewirkt. Der Einflufs andrer hat sich auf
15 *engere Kreise beschränkt, andre sind, ohne irgend eine bleibende Spur in Bildung oder Ideen zurückzulassen, dahin gestorben, oder dienen noch auf gleiche Weise dem täglichen Bedürfnifs fort, und nützen wissenschaftlich blofs durch die übriggebliebene Kenntnifs ihres Baues; aus andren endlich, selbst roh und ungebildet gebliebenen, ist Kraft und Reichthum auf spätere übergegangen. Alles*
20 *dies hat die Geschichte zu sondern, mit den übrigen, auf die Schicksale der Menschheit einwirkenden Umständen in Zusammenhang zu bringen, und nachdem sie auf diese Weise die Sprachen als Ursachen betrachtet hat, sie auch als Wirkungen anzusehen... Zu allen diesen Untersuchungen hat die Geschichte aber das Recht, die besondre Erörterung der jederartigen Verhältnisse, welche die*
25 *Sprache eingehen kann, von dem Sprachstudium zu verlangen.*

Ferner endlich enthält H [3] einen „*Ersten Abschnitt*“, der die Ueberschrift trägt: *Von der allgemeinen Sprachkunde und dem besondren Zwecke der gegenwärtigen Schrift*, worin der Inhalt unseres §. ausführlich dargelegt wird. Unser §. ist nur eine Verdichtung desselben, bei welcher die Verständlichkeit gelitten hat. Jener Abschnitt, den ich hier fast vollständig wiedergeben muss, ist die wahre Einleitung auch unserer Schrift. Allerdings greift sein Inhalt auch in den Gedankengang der folgenden §§. der letztern; und so kann er als Stellvertreter und Commentar für die §§. 1—9 gelten. Sein Proömium (Z. 26—97) ist von H. selbst einmal als Eingang zu einer nicht gedruckten akademischen Abhandlung benutzt und von Buschmann sehr passend an die Spitze des III. Bds. *Ueber die Kawi-Sprache* (§. 22 *Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln)* gestellt worden. H. beginnt:

Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit und vor Allem ihrem Einflufs auf
30 *die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen, und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen und sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, ist das wichtige und viel umfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde.*

35 *Es bedurfte der Zeit und mannigfaltiger Zurüstungen, ehe nur der Begriff dieser Wissenschaft vollständig aufgefafst werden konnte, von welcher die*

---

13. 14. 15. 18. *diejenigen — andrer; andre — andren]* sc. Sprachen.

18. *selbst]* Andre Sprachen, obwohl sie selber keine Bildung gewonnen, dienten gewissermaßen als Nährstoff für andre, wie etwa Celtisch im Französischen und im Englischen.

20. 21. *den übrigen — Umständen]* oben Z. 3: *äufsere und innere Lage.*

23—25. *Zu — kann]* Hier sieht es aus, als wollte H. der Sprachwissenschaft, gegenüber der Geschichte, eine Stellung einräumen ähnlich der, welche etwa die Chemie der Mineralogie, der Botanik und Zoologie gegenüber einnimmt. Jene lehrt, welche Verbindungen von Stoffen vorkommen können, jene lehrt, welche wirklich vorkommen. Die Sprachwissenschaft sollte lehren, welche Verhältnisse zwischen sprachlicher und geistiger Entwicklung je nach den Umständen möglich sind; die Geschichte dagegen, welche wirklich geworden sind. Diese Distinction begegnet sonst nicht bei H. Im ganzen Stück ist der Ausdruck wenig exact.

Alten noch keine Ahndung besafsen... Bis es möglich war, auf diesem [Gebiete des geschichtlichen Studiums der Sprachen] *heimisch zu werden, mufsten erst geschichtliche Umwälzungen den Menschen mehr auf den Zustand seines ganzen Geschlechts richten, und hierdurch neue Ansichten auch über die Natur der* 40 *Sprache eröffnen.*

f°. 4. Der gröfste Theil des Erdbodens mufste erst bekannt und mannigfaltig durchstrichen sein, und die Beschäftigung mit seinen Bewohnern mufste ins Einzelne, in ihren häuslichen Zustand, ihre geistige Entwicklung eingehen, um nur das zu dem Studium nothwendige Material zu gewinnen. Immer mufs 45 *man sich indefs gestehen, dafs auch im Alterthum ein genügender Theil der Erde und hinlänglich bekannt war, um auch dem Sprachstudium genügende Nahrung darzubieten... Dennoch hat uns das ganze Alterthum nur die dürftigsten Nachrichten über Aegyptische Sprache und Schrift hinterlassen; mit dem Persischen und Punischen steht es noch schlimmer; und nur die Komiker der beiden welt-* 50 *erleuchtenden und weltbeherrschenden Nationen halten es werth, die fremden Töne von ihrer Bühne herab erschallen zu lassen. Es fehlten also nicht blofs eine Menge von Antrieben zu der Verbindung von Nationen, sondern es waren offenbar auch hemmende Ursachen vorhanden*).*

Ich setze diese vorzüglich in die Abgeschiedenheit, in welche sich im Alter- 55 *thum, und noch tief bis in das Mittelalter hinein, die Nationen ummauerten, und in eine unrichtige Ansicht von der Natur der Sprache. Die erstere hinderte, sich so angelegentlich mit fremden Nationen zu beschäftigen, als es nothwendig aller Sprachkunde vorausgehen mufs, die letztere machte, dafs auch die hinlänglich bekannten Sprachen so lange, und bis in ganz späte Zeiten hin, für* 60 *die Wissenschaft unbenutzt blieben. Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher misverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten* 65 *aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grofsen, nahe verbrüderten Stamm zu behandeln. Es ist dies das letzte, äufserste Ziel der Geselligkeit, und die Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins, beides durch seine Natur selbst in ihn gelegt. Er sieht den* 70

*) f°. 10.: „So weit ging die Sorglosigkeit des Alterthums hierin, dass uns die Griechischen Schriftsteller in vollkommenem Dunkel über die Sprache der Pelasger lassen. Dies ist um so auffallender als Herodot (I. 57) die Einerleiheit der westlichsten und östlichsten Pelasgischen Mundart seiner Zeit ausdrücklich bezeugt, und also mit der damaligen Sprache nicht unbekannt war. Die Römischen [Schriftsteller] enthalten nur dürftige Nachrichten über die Italischen Mundarten, und wenn sie ausdrücklich Turdetanischer Literatur und Sprache erwähnen, so bleiben sie dennoch darüber unbefriedigend und unbelehrend."

69. 70. *Erweiterung seines Daseins]* sc. durch Erkenntnis aller Art, wohlwollende Geselligkeit und gerechten Verkehr in weitester Ausdehnung, und durch Herschaft über die Natur oder Bearbeitung und Aneignung derselben. In verwundersamster Weise ist neuerlichst jene Idee von einem geistvollen Manne, dem ausgezeichneten Juristen Ihering, dahin misverstanden worden, dass er sie in den Universal-Staat verwandelte.

Boden, soweit er sich ausdehnt, den Himmel, soweit, ihm entdeckbar, ihn Gestirne umflammen, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, die Gebirge, die Seen, die Meere hinaus, die seine enge Heimath umschliefsen, und sich dann gleich wieder
75 *pflanzenartig zurück, wie das überhaupt das Rührende und Schöne im Menschen ist, dafs Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschliefslich am Augenblicke zu haften. So, festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, ist jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts eine der*
80 *grofsen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit. Alle solche Ideen, ununterbrochen ihrem Zwecke zueilend, erscheinen, neben ihren reinen Offenbarungen, auch in oft fast unkenntlichen Abarten. Abarten jener sind, ihrem Ursprunge und Zwecke nach, alle aus selbstsüchtigen oder doch nach dem Ausdrucke der indischen Philosophie, der Irdischheit entnommenen Absichten be-*
85 *gonnenen Länder- und Völkerverbindungen, ihrem Principe nach, wenn sie auch das Heiligste vorkehren, die die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen gewaltsam, unzart oder gleichgültig behandelnden. Die stürmenden Ländervereinigungen Alexanders, die staatsklug bedächtigen der Römer, die wild grausamen der Mexikaner gehören hierher. Grofse und starke Gemüther, ganze*
90 *Nationen handelten unter der Macht einer Idee, die ihnen in ihrer Reinheit gänzlich fremd war. In der Wahrheit ihrer tiefen Milde sprach sie zuerst, ob es ihr gleich nur langsam Eingang verschaffen konnte, das Christenthum aus. Früher kommen nur einzelne Anklänge vor....*

f°. 8. Die Sprache umschlingt mehr, als sonst etwas im Menschen, das ganze
95 *Geschlecht. Gerade in ihrer völkertrennenden Eigenschaft vereinigt sie durch das Wechselverständnifs fremdartiger Rede die Verschiedenheit der Individualitäten, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Eintrag zu thun.*)... Viele Sprachen finden den Untergang ... Indefs entstehen auch neue durch Mischung, und vorher abgesonderte werden allgemeiner. Dies liegt in dem Gange der Natur; Sprachen,*
100 *wie Menschen und Völker, kommen und scheiden. Aber die Sprache im Allgemeinen, die ganze menschliche als Eine genommen, und jede einzelne, welche in diese höhere Berührung kommt, gewinnen, je gröfser die Masse der Gegenstände, der in Sprache verwandelten Welt, wird, und je vielfacher die in gemeinsames Verständnifs tretenden Individualitäten, diese eigentlich sprachbilden-*
5 *den Potenzen, sind.*"

[Auch hatten die Alten und hat man bis heute eine falsche Ansicht von der Sprache. „Die Vorstellung, dafs die verschiednen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängig von ihnen vorhandnen Gegenstände und Begriffe

---

*) f°. 18.: „Die Sprachen trennen allerdings die Nationen, aber nur um sie auf eine tiefere und schönere Weise wieder inniger zu verbinden; sie gleichen darin den Meeren, die, anfangs furchtsam an den Küsten umschifft, die länderverbindendsten Strafsen geworden sind." Vgl. unten Z. 209—222.

89. 90. *Grofse — Nationen]* Später (f°. 7) nennt H. als Abarten der Idee den Islamismus, das entartete Christenthum und die Scheinheiligkeit der Incas.

102. *Masse]* Vgl. Unv. Abh. 224, 14: '*die geistige Masse, welche die Menschheit dem Reich der Gedanken abgewonnen hat,* und oben Z. 12.

mit andren Schällen bezeichnen" f°. 11] *ist die dem Sprachstudium verderbliche, diejenige, welche die Ausdehnung der Sprachkenntnifs verhindert, und die wirklich vorhandene todt und unfruchtbar macht (f°. 12.).*

f°. 12. Die wahre Wichtigkeit des Sprachstudiums liegt in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen ... Der Antheil der Sprache 110 *an den Vorstellungen ist nicht blofs ein metaphysischer, das Dasein des Begriffs bedingender; sie wirkt auch auf die Art seiner Gestaltung und drückt ihm ihr Gepräge auf. Indem bei aller objectiven Verschiedenheit in ihm, sie immer in dem ihr eignen Charakter auf ihn wirkt, giebt sie der ganzen Masse der Vorstellungen eine mit ihr zusammenhangende gleichmäfsige Gestaltung. Sie steht* 15 *ebenso der Fügung des Gedankens in innerlicher oder äufserlicher Rede vor, und bestimmt dadurch auch die Verknüpfungsweise der Ideen, die wieder auf den Menschen nach allen Richtungen hin zurückwirkt. Das Verfahren der verschiednen Sprachen ist hierbei sichtbarlich nicht dasselbe, und es kann doch nicht durchaus gleichgültig sein ... Die Sprache gehört aber dem Menschen* 20 *selbst an, sie hat und kennt keine andere Quelle, als sein Wesen; wenn man sagt, dafs sie auf ihn wirkt, sagt man nur, dafs er sich in ihr nach und nach in immer steigendem Umfang und immer wechselnder Mannigfaltigkeit bewufst wird. Wenn sich aber die Sprache so mit dem Menschen identificirt, so thut sie dies nicht blofs mit dem Menschen, allgemein und metaphysisch gedacht,* 25 *sondern mit dem wirklich vorhandenen, lebendigen, durch alle die vielfachen örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse der Irdischheit enge bedingten, nicht mit dem einzelnen, nicht mit der Nation allein, zu der er sich rechnet, nicht mit der jedesmaligen Generation, sondern mit allen Völkern und allen gewesenen Geschlechtern, die, wie fern und mittelbar die Verknüpfungen gewesen sein* 30 *mögen, mit ihm in Sprachberührung gestanden haben. Dadurch wird die Sprache dem einzelnen Menschen und der einzelnen Nation auch zu einer äufserlichen Macht, aber so, dafs auch aus dem fremdesten Laut ihm innige Verwandtschaft entgegenklingt. Wie also der Begriff der Sprache richtig gefasst wird, ist auch die Nothwendigkeit allgemeiner historischer Sprach-* 35 *kunde gegeben, der Begriff der Wissenschaft unmittelbar mit dem ihres Gegenstandes .....*

f°. 14. Zwei grofse Fragen, beide geschichtlich und im Einzelnen zu beantworten, bilden den Umfang der allgemeinen Sprachkunde: wie gestaltet sich in dem Menschen die ihm eigenthümliche Sprache tauglich zum Verständnifs und zum 40 *Ausdruck aller sich ihr möglicherweise in der Vielfachheit der Gegenstände, und der Mannigfaltigkeit der Redenden darbietenden Begriffe und Empfindungen? und wie werden der Mensch und seine Weltansicht durch die ihm eigenthümliche Sprache angeregt und bestimmt? Die erstere dieser Fragen umfafst den Organismus der Sprachen, die letztere bringt ihre Betrachtung mit* 45 *dem geistigsten aller Einflüsse in Berührung, welchen durch die ganze Geschichte hindurch gleichzeitige Nationen und verschiedne Generationen auf einander ausüben ...*

---

36 37. *Der Begriff — Gegenstandes]* In diesem Satze wird man wohl einen Charakterzug der deutschen Philosophie jener Zeit nicht verkennen dürfen.

fº. 16. Geistige Wechselwirkung der Sprachen auf einander kann in höherem Grade erst dann eintreten, wann sie, ihrer ursprünglichen Natur augen-
150 *blicklich verhallender Laute zuwider, sich in bleibenden Werken verewigen. ... Die Erscheinung des gleichzeitigen Bestehens der Literaturen mehrerer hochgebildeten Nationen neben einander war erst der neueren Zeit aufbehalten, und wurde Jahrhunderte lang durch welthistorische Begebenheiten vorbereitet. Die Nationen mufsten erst enge religiöse, politische und sittliche Verbindungen*
55 *eingehen, sie mufsten, ihnen vom Alterthum überliefert, ein allgemeines Sprachverbindungsmittel besitzen, endlich gröfstentheils durch dieses und die Werke der Alten belehrt, geübt und ermuthigt, sich von diesem selbst, als von einer einengenden Fessel losmachen, und es nur beschränktem, willkürlichem Gebrauch vorbehalten. Das Verlassen einer todten Sprache im wissenschaftlichen und*
60 *literärischen Gebrauch ist unstreitig der wichtigste Schritt im Entwicklungsgange der Sprachen zu nennen.*

fº. 19. Die Sprache bezeichnet die Gegenstände, leiht den Empfindungen Ausdruck, besitzt ihr eigenthümliches Lautsystem, ihre Analogieen der Wortbildung, ihre grammatischen Gesetze. Dies ist die breite, schon zu ihrem un-
65 *mittelbarsten Zweck, dem Verständnifs, nothwendige Basis, auf welcher sie ruht. ... An dieser Form leitet sie die Nation, aber umschlingt sie auch beschränkend; mit dieser eröffnet sie ihr die Welt, mischt aber der Farbe der Gegenstände auch die ihrige bei. Sie dient den niedrigsten Zwecken und Bedürfnissen des Menschen, führt aber unbemerkt, wie von selbst, alles ins Allgemeinere und Höhere*
70 *hinauf, und das Geistige kann sich nur durch sie Geltung verschaffen. Sie vermittelt die Verschiedenheit der Individualitäten, heftet durch Ueberlieferung und Schrift das sonst unwiederbringlich Verhallende, und hält der Nation, ohne dafs diese sich dessen selbst einzeln bewufst wird, in jedem Augenblick ihre ganze Denk- und Empfindungsweise, die ganze Masse des geistig von ihr Errungenen, wie einen Boden gegenwärtig, von dem sich der auftretend beflügelte*
75 *Fufs zu neuen Aufschwüngen erheben kann, als eine Bahn, die, ohne zwängend einzuengen, gerade durch die Begränzung die Stärke begeisternd vermehrt. In welchem Grade, welcher Art sie dies thut, steht aber in durchgängiger Verbindung mit dem, was wir eben ihre Basis nannten, und die Forschung der Sprachkunde mufs immer auf diesen Zusammenhang, immer zugleich auf die*
80 *beiden Endpunkte des Ganges der Sprachen gerichtet sein.*

fº. 20. Durch diesen heftenden, leitenden und bildenden Einflufs der Sprache wird auch erst der höhere, und oft wohl nicht deutlich genug erkannte Begriff des Wortes N a t i o n *sichtbar, so wie die Stelle, welche die Vertheilung der Nationen in dem grofsen Gange einnimmt, auf dem sich der geistige Bil-*
85 *dungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn bricht. Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisirte geistige Form der*

---

78. *eben]* Z. 165. 168—174.

80. *Endpunkte]* sc. die Sprache als ein Bau von lexikalischen Stoffen und grammatischen Formen einerseits, und ihre Leistungsfähigkeit für den Geist der Nation andrerseits.

81. *heftenden]* vgl. 171.

Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisirt. In Allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahndung, ja eine innere Ueberzeugung, dafs das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller 190 *Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist. Die Sehnsucht in allen concreten Gestalten, die sie in dem ewig untermischt sinnlich und geistig angeregten Menschen annimmt, ist, so wie sie auf Ergänzung des vereinzelten Daseins geht, Aushauch dieses einen Gefühls. Die Individualität zerschlägt, aber auf eine so wunderbare* 95 *Weise, dafs sie gerade durch die Trennung das Gefühl der Einheit weckt, ja als ein Mittel erscheint, diese wenigstens in der Idee herzustellen. Das Menschengeschlecht kann nicht als zu einem Zwecke bestimmt angesehen werden, der, wie ein Werk, oder die Befolgung eines Gebots, die innere Uebereinstimmung mit einer Maxime einmal seinen Endpunkt erreicht. Es ist zu einem Ent-* 200 *wicklungsgange bestimmt, in dem wir keinen endlichen Stillstand an erreichtem Ziele wahrnehmen, der vielmehr jeden solchen Stillstand, seiner Idee selbst nach, zurückweist. Denn tief innerlich nach jener Einheit und Allheit ringend, möchte der Mensch über die trennenden Schranken seiner Individualität hinaus, mufs aber gerade, da er, gleich dem Riesen, der nur von der Berührung der mütter-* 5 *lichen Erde seine Kraft empfängt, nur in ihr Stärke besitzt, seine Individualität in diesem höheren Ringen erhöhen. Er macht also immer zunehmende Fortschritte in einem in sich unmöglichen Streben. Hier kommt ihm nun auf eine wahrhaft wunderbare Weise die Sprache zu Hülfe, die auch verbindet, indem sie vereinzelt, und in die Hülle des individuellsten Ausdrucks die Möglichkeit* 10 *allgemeinen Verständnisses einschliefst. Die Sprachen aber werden nur von Nationen erzeugt, festgehalten und verändert, die Vertheilung des Menschengeschlechts nach Nationen ist nur seine Vertheilung nach Sprachen, und auf diese Weise ist sie es allein, welche die sich in Individualität der Allheit nähernde Entwicklung der Menschheit zu begünstigen vermag. Dasselbe Streben,* 15 *welches das Innere des Menschen zur Einheit hinlenkt, sucht auch äufserlich sein ganzes Geschlecht zu verbinden, und so ist sie in allen Beziehungen ein vermittelndes, verknüpfendes, ihn vor der Entartung durch Vereinzelung be-*

186.] *individualisirt]* kann sich doch nur auf *geistige Form* beziehen. Der Sinn ist: Man denke sich die Menschheit durch alle Räume und Zeiten als eine Totalität geistigen Inhalts: so fasst man sie als Idee; also diese Totalität ist idealisch. Jede Nation stellt wohl diese Totalität wirklich dar, aber nur mit überwiegender Herschaft einer Richtung oder einer Qualität, welche auch in dem Bau ihrer Sprache ihren Ausdruck findet. So ist jede Nation nur eine individuelle Form oder Verwirklichungsweise des gesammten Menschengeistes, durch die Sprache charakterisirt.

187—197.] Vgl. Einl. zu §. 5.

197—208.] Vgl. Unvollendete Abh. §. 10.

208. *unmöglichen]* Nicht das Streben ist unmöglich; aber es kann seinem Wesen nach nie zu einer abschließenden Ruhe, einem wirklichen Gelingen führen.

214—215. *die — Entwicklung]* Die Entwicklung der Menschheit vollzieht sich nur in Individualitäten; aber sie kann in diesen gelegentlich eine Höhe und einen Umfang erreichen, dass die Individualität sich der Allheit der Menschheit nähert, fast zum Ideal wird.

216. 217, *äufserlich — verbinden]* Vgl. oben Z. 55—105.

wahrendes Princip. Der Einzelne, wo, wann und wie er lebt, ist ein abge-
220 *rissenes Bruchstück seines ganzen Geschlechts, und die Sprache beweist und unterhält diesen ewigen, die Schicksale des Einzelnen und die Geschichte der Welt leitenden Zusammenhang.*

f°. 21. In wie undurchdringliches Geheimnifs auch alles gehüllt ist, was den Ursprung der dem einzelnen und concreten Menschen inwohnenden Kraft
25 *in ihrem Grade und ihrer Art zu erklären vermöchte, so sind doch zwei Dinge nicht zu verkennen: die vorherrschende Gewalt dieser Kraft über alle auf sie eindringende Einflüsse und ihre, nur auf eine uns unerforschliche Weise bedingte Abhängigkeit von der physischen Abstammung. Wie mächtig Natur und Geschichte auf die Nationen einwirken, ist es doch immer jene inwohnende*
30 *Kraft, welche die Wirkung aufnimmt und bestimmt, und nur dieselben Menschen, nicht Menschen überhaupt, würden unter denselben Umständen zu demjenigen geworden sein, was wir jetzt an diesem oder jenem Volksstamm erblicken. Ohne die reelle Kraft, die bestimmende Individualität an die Spitze der Erklärung aller menschlichen Zustände zu setzen, verliert man sich in hohle und leere*
35 *Ideen. Wenn daher oben (Z.* 185—187*) die Nationen geistige Formen der Menschheit genannt sind, so war darum der Rückblick auf ihr reales, irdisches Treiben nicht aufgegeben, sondern der Ausdruck nur gewählt, weil dort von der durch vollendete Sprachentwicklung geläuterten Ansicht ihrer Intellectualität die Rede war. In der Wirklichkeit sind sie geistige Kräfte der Menschheit in*
40 *irdischer, zeitbedingter Erscheinung. Alle ihre Wirkungen in dieser Erscheinung finden ihren letzten bestimmenden Grund in der Natur dieser Kräfte, die daher selbst, in Art und Grade, verschieden sein müssen. Es kann aber bis auf einen gewissen Punkt für uns gleichviel gelten, ob diese Verschiedenheit, wie ich glaube, eine ursprüngliche, oder eine durch die Totalität der Einflüsse vom*
45 *Ursprung an bewirkte ist, da unsre Erfahrung die Nationen immer nur da aufnimmt, wo schon eine Unendlichkeit von Einflüssen auf dieselben gewirkt hat, mithin für uns die Verschiedenheit immer einer ursprünglichen gleichkommt.*

Dafs die menschlich geistige Kraft, die doch wahrhaft individuell nur im Einzelnen erscheint, sich auch, in Bildung einer Mittelstufe nationenweis in-
50 *dividualisiren mufste, liegt zwar im Allgemeinen in dem den Begriff der Menschheit nothwendig bedingenden Charakter der Geselligkeit, allein ganz bestimmt in der Sprache, die nie das Erzeugnis des Einzelnen, schwerlich das einer Familie, sondern nur einer Nation sein, nur aus einer hinreichenden Mannigfaltigkeit verschiedner, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und*
55 *Empfindungsweise hervorgehen kann.*

Die Sprache aber dankt selbst dieser Kraft ihren Ursprung, oder was

---

230—232. *Kraft — erblicken]* Also, ist H.s Ansicht, nicht jedes beliebige Volk wäre auf dem griechischen Boden zu dem geworden, was uns die Hellenen in der Geschichte bedeuten, sondern nur dieses mit solcher Geisteskraft geborne Volk.

232—235. *Ohne — Ideen]* So würde H. die Theorie, dass die Völker Producte ihrer Klimate seien, eben so sehr verwerfen, wie irgend eine teleologische Construction. Dagegen ist jene *reelle Kraft* (230. 233) das was H. Idee nennt (vgl. Einleitung zur Abhandl. über d. Gesch. S. 119 ff).

256. *dieser Kraft]* d. h. der Einen allgemeinen *menschlich-geistigen Kraft.* Z. 248.

der richtigere Ausdruck sein dürfte, die bestimmte nationelle Kraft kann nur in der bestimmten nationellen Sprache, diesen Lauten, diesen analogischen Verknüpfungen, diesen symbolischen Andeutungen, diesen bestimmenden Gesetzen innerlich zur Entwicklung, äuſserlich zur Mittheilung kommen. Dies ist es, was 260
wir wohl, aber immer uneigentlich, Schaffen der Sprache durch die Nation nennen. Denn der Mensch spricht nicht, weil er so sprechen will, sondern weil er so sprechen muſs; die Redeform in ihm ist ein Zwang seiner intellectuellen Natur; sie ist zwar frei weil diese Natur seine eigne, ursprüngliche ist, aber keine Brücke führt ihn in verknüpfendem Bewuſstsein von der Erscheinung im jedes- 65
maligen Augenblick zu diesem unbekannten Grundwesen hin. Die Ueberzeugung, daſs das individuelle Sprachvermögen (die Verschiedenheit der Sprachen des Erdbodens von der Seite ihrer Erzeugung aus genommen) nur die sich als Sprache äuſsernde, den individuellen Charakter der Nationen bestimmende Kraft selbst ist, bildet den letzten und stärksten Gegensatz gegen die oben (Z. 105—108*)* 70
gerügte Ansicht der Sprachen, welche ihre Verschiedenheit nur als eine Verschiedenheit von Schällen und durch Uebereinkunft entstandenen Zeichen betrachtet. Man begreift nun erst recht, wie die Sprache, obgleich immer bemüht, zum Gedanken und zur Intellectualität hinzuführen, und den Empfindungen und den Regungen des Wollens eine allgemeinere Form zu leihen, dennoch 75
innig in den Charakter und die Thatkraft der Nationen verwebt ist, wie jene Emfindungen und Regungen nicht bloſs insofern durch sie bedingt werden, daſs sie nur in ihr auch ihren inneren Ausdruck finden, sondern daſs sie das, sie ursprünglich mitgestaltende Wesen selbst ist. Wir sahen oben (Z. 148 ff.) die Sprachen durch Werke in die Folge der Zeiten eingreifen; hier sehen wir, daſs sie 80
dasselbe schon durch Energieen thun. Ihrer innersten Natur nach selbstzeugende Kräfte, pflanzen sie sich, auch als solche, als Vermögen neuer Spracherzeugung fort, verknüpfen auch so die Generationen mit einander, und erscheinen überall als real, lebendig, den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts bestimmend, und in alle Schicksale desselben tief und innig verschlungen. 85

f°. 24. Wie in der gesammten Sprachkunde, so muſs aber auch hier die im denkenden, empfindenden, handlenden Menschen lebendig mitwirkende Sprache sorgfältig von ihrer gewissermaſsen todten und verkörperten Form geschieden werden, in welcher sie als Vorrath von Wörtern und System von Analogieen und Gesetzen, ihm als etwas Fremdes entgegentritt. Die Sprachen müssen 90
daher auch in der Geschichte eine doppelte Berücksichtigung erfahren, die Fäden ihres Zusammenhanges mit der Geistesbildung, dem Charakter, den Einrichtungen, den inneren und äuſseren Schicksalen der Nationen müssen aufgesucht, dann aber, ohne Beziehung auf eine solche Mitwirkung die Erschei-

---

262. *Denn* etc.] leg. *spricht so, wie er spricht, nicht weil* ...

269. *den individuellen — Kraft]* soll wohl heißen: in der Nation individualisirte und bestimmte allgemein menschliche geistige Kraft; also jenes *unbekannte Grundwesen* Z. 266.

273. 275. *obgleich — dennoch]* obgleich man nicht unrichtig sagt, dass die Sprache zum Gedanken führe, so ist doch das wahre Verhältnis dies, dass sie auch innig in den Charakter verwebt ist, und dass sie nicht bloß Ausdruck des Geistes, sondern geradezu die Macht ist, welche die Empfindungen und Regungen ursprünglichst gestaltet.

295 nungen des gleichzeitigen und auf einander folgenden, gegenseitig bedingten oder
unabhängigen Entstehens der verschiednen Sprachformen dargestellt werden.
Aus dem Letzteren ergeben sich neue Folgerungen auf die Geschichte der
Nationen selbst. Ob diese mehr auf ihre Sprachen, oder ihre Sprachen auf sie
selbst einwirken? ist gewissermafsen eine müssige Frage, da die Sprachen, im
300 immanenten Sinne genommen, ja nur die in Beziehung auf ihr Vermögen der
Gedankenbezeichnung durch Töne betrachteten Nationen selbst sind; allein in
andrer Beziehung ist die Sache keineswegs gleichgültig. Das Sprachvermögen
hat Grade der verhältnifsmäfsigen Stärke und Lebendigkeit. Es wird vor-
herrschender sein, wenn es eine Nation lebendiger durchstrahlt, nachgiebiger im
5 entgegengesetzten Fall, so wie die Nationen selbst in ihrem gesammten Wirken
ihren äufseren Schicksalen einen gröfseren Einflufs verstatten, oder sie, wie es
wohl nirgends so sichtbar, als bei den Römern ist, aus sich heraus selbst-
herrschend bestimmen. Schon die blofse und einfache Thatsache, ob eine Nation
in ihrem Wesen und Thun oft und unwillkürlich an ihre Sprache und diese
10 an jenes erinnert, ist von grofser Erheblichkeit. Ein solcher Zusammenhang
liegt bisweilen in Dingen, die gar nicht gerade die geistige Cultur der Nation
betreffen, und in Theilen des Sprachbaus, die auch nicht die intellectuelle Auf-
fassung angehen. In keiner Sprache übt der Accent eine so überwiegende
Herrschaft aus, als in der Englischen; er wird nicht nur in der Aussprache
15 besonders stark herausgehoben, sondern verändert auch die unter ihm stehenden
Sylben und die Geltung ihrer Vocale. Da die Betonung so stark und mit
einer Art der Vorliebe angedeutet wird, so erfährt auch dieser Theil der Sprache,
als von der Nation immer bearbeitet, in einzelnen Wörtern häufigere Aende-
rungen, als andre, dem nationellen Sprachsinn gleichgültigere, und wiederum
20 ist die Aufmerksamkeit der Grammatiker angelegentlicher auf diese Aenderungen
gerichtet. Man weifs die Zeit zu bestimmen, wo sich der Accent eines Wortes
verändert hat, und nennt diejenigen, welche noch in der Aenderung, dem Ueber-
gehen desselben von einer ihrer Sylben zu der andren begriffen sind. Ursprüng-
lich schreibt sich zwar diese Eigenthümlichkeit aus dem deutschen Sprachstamme
25 her, welcher auch den Accent über das Zeitmafs erhebt, allein durch ihre
Herrschaft auch über die Vocalgeltung und ihre grofse, die ganze Aussprache
mit sich fortreifsende, gewissermafsen unruhige Schärfe stellt sich die Englische
Betonung der gleichmäfsigen Ruhe der Deutschen vielmehr als ein Gegensatz
gegenüber. Sie steht daher wohl im Zusammenhang mit dem von früher Zeit
30 an auf politische Freiheit gerichteten Streben, dem es vor Allem an der Ein-
dringlichkeit des lebendigen Worts lag, erinnert aber zugleich, da andre hierin
im gleichen Fall befindliche Völker ihren Sprachen dies Gepräge nicht auf-
drückten, an die rasche Regsamkeit, die rastlose Thätigkeit, die vorzugsweise auf
unmittelbar praktische Ausführung gehende Richtung der Nation. Denn die
35 Heftigkeit des Entschlusses, die sich eng daran knüpfende Schärfe des Ver-
standes in der Aussonderung der vor die Aufmerksamkeit zu führenden Gegen-
stände, die habituelle Weile der Gedanken und Empfindungen und alle Ver-
schiedenheiten der Nationen in diesen Punkten offenbaren sich in der Sprache
vorzüglich in dem Verhältnifs der Betonung zu der übrigen Aussprache.

Hiernach ist es wohl unnötig, noch den Inhalt des §. 1 besonders anzugeben. Die nun noch wünschenswerten Verweisungen und Erläuterungen mögen in Anmerkungen gegeben werden. Indessen muss ich doch sogleich hier, beim Beginn, erklären, was Humboldt, wie mir scheint, unter *Erscheinung* versteht, d. h. ich muss seinen letzten metaphysischen Gedanken darlegen, der, wenn er nicht rein kantisch ist, doch aus Kants Kritik hervorgegangen ist. (Genaueres hinter der Einl. zu §. 6.) Zunächst verweise ich auf die Darlegung der Idee in der Abh. *Ueber d. Gesch.* und meine Einl. dazu. Nun fahre ich fort. *Erscheinung* ist ein relativer Begriff, der seine Relationspunkte im *An-Sich* und in der *Idee* hat. Den Ausdruck *An-Sich* gebraucht H. niemals; aber auch er setzt allerdings ein Letztes, das unsrem Begreifen völlig unzugänglich ist, und das er nur setzt, weil sonst unser discursives Erkennen, unser Streben, die Objecte nach Ursach und Wirkung zu verbinden, nie zur Ruhe käme, oder auch nie zum Anfang käme. Es ist ein Grenzbegriff, welcher eben weil begrenzend, doch nicht rein negativ ist. H. setzt also eine letzte, ursprüngliche schöpferische Kraft, ein unbedingtes ewiges Lebensprincip des Alls, dem alle einzelnen, bedingten, vergänglichen Geschöpfe entstammen. Diese Hervorbringungen des Alls sind die Erscheinungen jener Urkraft. Sie sind wirklich, sind wirkliches Dasein; denn sie sind das Erzeugnis der Urkraft, ja sein Dasein selbst, seine Verwirklichung, seine Erscheinung für uns. Sie hängen unter einander causaliter zusammen, und sind unsren Sinnen zugänglich, durch unsern Verstand erklärbar. Da wir die Erscheinungen aber einerseits nur unter der Voraussetzung einer schöpferischen Urkraft zu erkennen vermögen, andrerseits jedoch diese Urkraft uns gänzlich unbekannt bleibt, so suchen wir letztlich die Erscheinungen durch Ideen zu begreifen, durch welche wir die concreten einzelnen Gestaltungen, d. h. Erscheinungen, im Gedanken idealisch zusammenfassen (vgl. 7, 26—8, 7. Ueber d. Gesch. 321, 24—28). Durch die Ideen treten wir gefahrlos aus dem Gebiete der Erscheinungen in das Reich des Unendlichen (das. 317, 22—25. oben Z. 248 ff.). Die Ideen sind die allgemeinen Gestalten oder Formen, in denen wir die Urkraft denken als Erklärungsgrund der Erscheinungen; sie gelten uns als Aequivalente der Urkraft, als ihr Inhalt. Daher gebraucht auch H. 3, 17 f. statt der Idee den Ausdruck *jene geistige Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läfst;* 16, 22 *Kraftäufserung;* und in der Abh. Ueber d. Gesch. 318, 37 heißt die Idee *Krafterzeugung.* Durch den Inhalt der Idee wagen wir die Urkraft zu denken; und wie wir denselben doch aus den Erscheinungen gezogen haben, so erklären wir zwar die Erscheinungen zunächst immer aus ihnen selber und causal, aber doch dann und insofern idealisch, wenn und als wir schließlich das Wirkliche in einer Weise und Gestalt zusammenfassen, welche uns zwar von der Wirklichkeit geboten scheint, ohne dass sie jedoch in der Wirklichkeit dargeboten werden könnte. Daher bildet nun die Urkraft einen ausschließenden Gegensatz zu den Erscheinungen; von ihr kann man nie sagen, dass sie als solche erscheine; aber die Ideen sind, insoweit sie verwirklicht sind, auch Erscheinungen. Die sich verwirklichende Idee oder die Verwirklichung einer Idee ist eben eine Erscheinung. Denn

die als in der Wirklichkeit, in der Schöpfung erscheinend gedachte Urkraft ist nur eine Idee. Eine Urkraft zu denken, dazu zwingt uns die concret erscheinende Welt; aber niemals kann dieselbe in einer Anschauung dargeboten werden; also ist sie eine Idee, und als solche erscheint sie uns in der Welt. So ist in unsrem §. *die Erzeugung menschlicher Geisteskraft* (1, 5) oder *Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft* (10. 11) eine Erscheinung (5), so gut wie die *Sprachverschiedenheit* und die *Völkervertheilung* (2, 29 f.), und ist dennoch natürlich eine Idee (1, 12); und aus der oben S. 20 citirten Stelle (Z. 148—156) ergibt sich, dass sowohl der menschliche Geist nach seiner allgemeinen Natur und Beschaffenheit, wie die Gesammtheit des Menschengeschlechts idealische Gestalten heißen.

Demnach möchte ich Idee nur einen Vermittlungs-Begriff nennen. Wie die Causalität die Erscheinungen unter einander, so vermittelt die Idee die Wirklichkeit mit dem Absoluten. In diesem Sinne bildet die Idee einen Gegensatz zur Causalität. Diese selbst aber, insofern sie sinnlich nicht nachgewiesen werden kann, ist auch eine Idee. Sie ist es um so mehr, als sie nicht nur ebenfalls ein bloßer Vermittlungs-Begriff heißen kann, sondern als auch sie die endlichen Einzelheiten zu einer Unendlichkeit zusammenschließen soll. Demnach ist ihre Nebenstellung zur Idee so sicher, dass wenn sie eine Art der Idee, so die Idee eine Art der Causalität heißen kann. Und H. nennt ja auch die Idee eine Kraft, welche in den Complex der Kräfte der Welt eingreift; also verfällt sie, wie jede Kraft, der Causalität. Dennoch besteht ein Unterschied: während die Causalität nur die Bewegung betrifft, nur formal ist: schließt die Idee außer der Bewegung auch einen Gehalt in sich; sie ist *Kraft und Ziel*, wie H. sagt. Und dies ist die Definition der Freiheit; während die Kraft Richtung und Ziel vom Anstoß erhält, also von außen und darum mechanisch wirkt, hat die Idee oder die Freiheit das Ziel in sich und erteilt sich selbst den Anstoß; und während die Kraft ganz innerhalb der Kette der Erscheinungen gedacht wird, wird die Freiheit als aus dem Absoluten unmittelbar hervorgehend, sich selbst bestimmend, aber in die Causalität der Erscheinungen eingreifend gedacht. Die Kraft wird erklärt als Erscheinung aus Erscheinungen; die Freiheit ist unerklärbar: denn sie wirkt unter den Erscheinungen, aber stammt nicht aus ihnen (204, 25). Vgl. Einl. zu §. 20.

Ist nun Kraft bloß Idee, so kann gelegentlich die Erscheinung scheinbar den gewöhnlichen, sprachüblichen Sinn haben, wie 207, 18 und wie wenn H. an Schiller schreibt (18. Aug. 95 S. 76): *Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind* ...

Hieran knüpfe ich nun noch die Erläuterung einer Stelle unseres §. (1, 9—17), die zwar ganz verständlich sein mag, bei der aber H. mehr gedacht hat, als man aus den Worten entnehmen kann. Dies geht nämlich aus folgender Aeußerung vom Jahre 1796 in einem Briefe an Schiller hervor, an welche in Worten und Wendungen unsre Stelle so auffallend erinnert, dass sie sich als objectiven Commentar erweist. Zugleich ist sie eine Ergänzung zu dem, was H. Idee der Menschheit nennt, also überhaupt zu seiner Theorie der Ideen. H. sagt also (Briefw. zw. Schiller u. W. v. H. S. 287 f.):

Es scheint mir jetzt mehr als je der wahre Zeitpunkt, Rechnung über 340
die Fortschritte zu halten, welche der menschliche Geist und Charakter theils gemacht hat, theils noch erst machen mufs ... Ich meine nicht, dafs die Lage auch nur der Literatur, so wie sie ist, eigentlich geschildert werden sollte. Dies wäre blofs eine historische, von der, die ich im Sinn habe, ganz verschiedene Arbeit. Aber aus der ganzen Geschichte der Menschheit läfst sich ein Bild 45
des menschlichen Geistes und Charakters ziehen, das keinem einzelnen Jahrhundert und keiner einzelnen Nation ganz und gar gleicht, zu welcher aber alle mitgewirkt haben ... Diefs Bild müfste nach zwei Dimensionen betrachtet werden, einmal nach der intensiven Gröfse, welche die Menschheit erreicht, dann nach der extensiven Mannigfaltigkeit, die sie gezeigt hat, und es ist das Einzige, 50
was eigentlich den Menschen, insofern er ein denkendes und frei handelndes Wesen ist, interessirt; es ist das letzte Resultat, zu welchem alles Uebrige, was er lernt und treibt, ihn führen soll; und wenn man sich einen Menschen denkt, der blofs seiner Bildung lebt, so mufs sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori 55
das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen.

An diese Stelle knüpfe ich nun unmittelbar eine andre aus der Vorrede zur Schrift *Ueber Goethe's Hermann und Dorothea* (IV. 5), welche sich auf die in der Einl. zu §§. 2. 3. S. 179 f. angeführte Stelle bezieht und an sie anknüpft. Jenes ideale Bild der Menschheit hätte nämlich zu zeigen, wie nahe *der menschliche Geist dem letzten Ziele seines Strebens gerückt ist, dem Ziele nämlich: die ganze Masse des Stoffs, welchen ihm die Welt um ihn her und* 60
sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen, und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Dies also ist die Aufgabe der Bildung des Menschen, *das höchste Ziel aller geistigen Be-* 65
wegung (1, 11).

---

350. *extensiven Mannigfaltigkeit]* Hierunter ist die Mannichfaltigkeit des Stoffs und der Richtungen zu verstehen, welche die Cultur in Wissenschaft und Kunst und deren Zweigen wie die Praxis im öffentlichen und privaten Leben im Arbeiten und Genießen zeigt — eine Mannichfaltigkeit der Leistungen, die doch von der Höhe derselben noch verschieden ist.

350—352. *Das Einzige — interessirt]* vgl. 1, 14—16.

352. 353. *Das letzte — soll]* vgl. 1, 12. 13. — Wenn diese beiden Sätze durch die Uebereinstimmung ihres Wortlautes und noch mehr ihrer Wendung eine schlagende Aehnlichkeit mit unsrem §. zeigen, so wird doch entschieden der Unterschied anerkannt werden müssen, dass in der großen Schrift der rein geschichtliche Standpunkt eingenommen ist, während in dem Briefe ein Extract aus der Geschichte angedeutet wird (Z. 45—48). Dann wäre doch ein großer Unterschied zwischen diesem *Bilde der Menschheit* hier und *der Erzeugung menschlicher Geisteskraft* dort. Letztere wäre das reine, apriorische Ideal (Z. 355), wie es allmählich in der Geschichte Wirklichkeit gewinnt; jenes wäre nur das aposteriorische, empirische Ideal, welches zeigt, wie weit die Menschheit in ihrer Laufbahn es bisher gebracht hat. Indessen schließt diese Verschiedenheit keinen Widerspruch in sich, da doch der Forscher immer beide Ideale oder Ideen vor sich haben muss.

Auf einen Unterschied zwischen H.s früherer Betrachtungsweise und der in unserer Schrift habe ich schon vor. S. in der Anm. zu Z. 352 f. aufmerksam gemacht. Es dürfte aber noch ein andrer Unterschied bestehen. H. scheint in späterer Zeit, wie wir auch in der Einl. zu §§. 2. 3 bemerken werden, dogmatischer oder, seiner kritischen Gesinnung gewiss, im Ausdruck sorgloser geworden zu sein. Es ist nicht gleichgültig, dass er hier *Geisteskraft* nennt, was er früher *Idee* und *Bild der Menschheit* nannte, dass er hier 1, 14. 2, 12. 13. 207, 17—22 dasselbe sogar *Sein, Dasein,* nennt. In jedem Falle vergesse man nicht, dass es sich in solchen Stellen immer um die Einheit der Individualität, sei es des Volkes, sei es des Einzelnen, mit der geistigen Urkraft handelt; und wir werden Stellen finden (3, 24—26. 297, 13—18), wo der Einzelne es ist, der sich selbst seine Individualität schafft, indem er auf den allgemeinen Geist dahin wirkt, dass er sich in ihm gerade in dieser bestimmten Form individualisire — also eine intelligibele Grund- und Ur-Tat des Individuum, welche seine gesammte Erscheinung bestimmt, indem sie ihm den Charakter gibt (vgl. auch Einl. zu §. 20).

Die dogmatische Neigung H.s stammt schon aus früherer Zeit. So heißt es schon neben der eben citirten Stelle Z. 359 ff. wesentlich gleich, aber anders
367 gefärbt IV. 20 f.: *Wohin der Mensch nur immer seine Blicke richten mag, da sucht er den Begriff eines gegenseitigen Zusammenhanges, einer innern Organisation geltend zu machen. Ueberall den Zufall zu verbannen, zu verhindern,*
70 *dafs in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiet des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunft. Dadurch allein schon bewährt er, dafs er sich mit Recht einer höheren Abkunft rühmt, als die übrigen Geschöpfe, dafs er in ein besseres Land, als das der Wirklichkeit, dafs er in das Land der Ideen gehört. — Dahin auch die ganze Natur,*
75 *treu und vollständig beobachtet, mit sich hinüber zu tragen, d. h. den Stoff seiner Erfahrungen dem Umfange der Welt gleich zu machen; diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganzes zu verwandeln; und dies durch alle die Organe zu thun, die ihm hierzu verliehen sind, — ist das letzte Ziel seines intellectuellen*
80 *Bemühens.* Hier heißt es also nicht *Theil nehmen* an den Ideen, wie in unserem §. 1, 15, sondern sich in das Ideen-Reich begeben. Hierzu ist auch die Stelle aus dem Briefe an Goethe zu vergleichen, die oben S. 24 mitgeteilt ist (Z. 22 u. 26 mit 375).

Hier scheint mir aber der passende Ort zu einer Betrachtung des Planes oder der Disposition unserer Schrift. Denn, ist nun der Gegenstand derselben, wenn auch nur ganz im allgemeinen, bezeichnet: so muss sich daraus die Disposition begreifen lassen, wie andrerseits diese die Klarheit über den Gegenstand fördert; und beides muss das Verständnis der ganzen Schrift nach Inhalt und Form sichern. So leicht nun auch die Aufgabe, eine Disposition zu erkennen, sein sollte, so wird sie uns doch durch H. ziemlich schwer gemacht.

Zunächst bemerken wir sogleich, dass selbst der Gegenstand bloß als solcher doch nicht bestimmt genug bezeichnet ist. Wir werden mit den ersten Worten auf den weltgeschichtlichen Standpunkt gestellt; aber soll nun eine von diesem aus bearbeitete Sprachwissenschaft gegeben werden? oder nur die Ein- und Anleitung dazu? Doch wohl nur das letztere, meine ich. Es sollen nur das Princip und die Methode solcher Wissenschaft festgestellt werden, wobei dann wohl gelegentlich tiefer in das Einzelne derselben eingegangen wird, als der Zweck unbedingt erforderte, und manches Kapitel vielleicht geradezu so ausgeführt wird, als sollte nicht bloß die Einleitung, sondern auch die Wissenschaft selbst gegeben werden (vgl. oben H.s Styl S. 25). Es ist zu beachten, dass bei den Vorarbeiten zu unsrem Werk, wie die Mss. zeigen, H.s Absicht wandelte (vgl. oben S. 10).

Dies festgestellt, wollen wir uns an die Aufsuchung der Disposition begeben.

Plan der vorliegenden Schrift Humboldts.

Unsere Schrift bietet an zwei Stellen Rückblicke, wodurch die Schrift in drei Teile zu zerfallen scheint: zu Anfang des §. 13 und zu Anfang des §. 22. Wäre nur H. nicht gerade da, wo er Rück- und Ueberblicke geben will, im Ausdruck so höchst unglücklich! Die Stellen, welche die leichtesten sein sollten, werden dadurch zu den schwierigsten; man wird zuerst durch sie nur überrascht und versteht sie nicht. So mag wohl jemand den Inhalt der Seiten 5. 6. 34. 37—39, auf den Seite 297 hingewiesen wird, noch so gegenwärtig im Bewusstsein tragen, er wird damit diese Seite zunächst nicht verstehen. Abgesehen von der Schwierigkeit des Ausdrucks, die mein Commentar zu heben sucht, sind wir betroffen in der ersten Zeile zu lesen, dass wir am Anfang des Endes stehen. Welcher Leser bringt das Gefühl an diese Zeile mit, dass er *einen der Endpunkte erreicht* habe? welcher ist erreicht? und wie viele und welche bleiben noch zu erreichen? Wo hört der Rückblick auf? und wo wird der Vorblick auf das Folgende eröffnet? — Man erwartet endlich einen, das ganze Ergebnis der Schrift zusammenfassenden Schluss, und ist man auf der letzten Seite S. 414 angelangt, so ist man wieder betroffen und fragt sich: ist in dem letzten Satz Z. 9—20 das Ergebnis bloß des letzten §. oder der ganzen Schrift enthalten? oder vielleicht zufällig beides?

Der Rückblick im Anfang des §. 13 scheint klarer und ist es auch gewiss. Auch hebt er sich merklich von dem daran geknüpften Vorblick ab, S. 104, 26.

Als Zweck wird in Widerspruch gegen den §. 1, der den Gedanken einer geschichtlichen Durchführung des Zusammenhanges der geistigen Entwicklung mit dem Sprachbau, oder den Gedanken der Darstellung der geistigen Entwicklung in ihrem Zusammenhang mit der Sprache, verheißen konnte, wenigstens nicht abwies, von vornherein dies ausgesprochen, dass nur erwiesen werden solle, dass die Sprachen in ihrer Verschiedenheit die Grundlage der geistigen Fortbildung hergeben, wie sie hinwiederum von dieser abhängig sind, ohne diesen Grundsatz der Geschichte, wenn er erwiesen sein wird, auch auszuführen. Solche Ausführung fällt der individuell historischen Sprach-

vergleichung zu, die aber hier nur vorbereitet (104, 27) werden soll: denn es soll (39, 3) nur gezeigt werden, wie das *Sprachstudium an seinen höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen* sei. Dieser Zweck habe erfordert, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Dies ist in den vier §§. 9—12 geschehen. Ja auch §. 8, worin der Begriff der Form erörtert wird, enthält eine Vorbereitung, wie auch §. 13 an diesen eigentlich anknüpft. Dort wird 39, 22—30 die Verlegenheit hervorgehoben, welche der nach H.s Sinn geforderten Erforschung der Sprachen in dem verwirrenden Chaos von Einzelheiten entgegentritt, genau wie hier 104, 25. Wenn nun dort gezeigt war, dass das Aufsuchen der Form der Sprachen diese Verlegenheit beseitigen soll: so wissen wir zwar jetzt, dass diese Form im Laute, im Innern der Sprache und in der Durchdringung beider, also nach drei Seiten hin gesucht werden muss; immer aber bleiben nun die dreifach gruppirten Einzelheiten noch eine kaum verminderte Schwierigkeit für die Erkenntnis jener einheitlichen Form. Denn wie zieht man sie nun in Einheit zusammen? der wir doch durchaus bedürfen.

Es soll also nun gezeigt werden, wie durch alle sprachlichen Einzelheiten je nach der Eigentümlichkeit der Sprache sich eine eigentümliche Richtung oder Form hindurchzieht, alle Redeteile einer jeden durchdringt. Noch also sind wir fern davon, die in §. 1 gestellte und zu Anfang des §. 8 (39, 15—20) noch näher formulirte Aufgabe wirklich anzugreifen. Wir haben zwar (§. 8) das Mittel kennen gelernt, mit dem wir uns der Aufgabe zu nahen haben; aber nur erst im allgemeinen. Dieses Mittel muss erst näher entfaltet werden. Die §§. 9—12 aber waren nur ein Anfang dieser Entfaltung, die noch eigentlich auszuführen bleibt.

Bei solcher engen Anknüpfung des §. 13 an die vorangehenden fünf §§ kann auch derselbe nicht einen wesentlichen Ein- oder Abschnitt bezeichnen, sondern einen Anschluss; er soll eine Fortsetzung begründen; und, da alles nächstfolgende in sich zusammenhängt, so müssen wir bis zu Ende des §. 18 gehen, um einen Abschluss zu finden. Mit diesem § endlich ist das Wesen der Form erschöpfend dargelegt. Auch fällt die Analogie der Ueberschrift desselben mit der des §. 12 von selbst in die Augen. So finden wir hier endlich einen Ruhepunkt.

Steht es also erstlich fest, dass von §. 8—18 ein innerer Zusammenhang vorliegt, so ergibt sich zweitens leicht und sicher, dass der kurze §. 7 den *Uebergang* von einem Teil zu einem andren bildet, und die ersten Worte desselben schließen sich zwar nur an das letzte Stück des §. 6 an; aber es ergibt sich doch leicht, dass auch die §§. 2—6 einen in sich zusammenhängenden Teil bilden, zwar nur vorbereitender, einleitender Natur sind, aber von principieller Wichtigkeit. Es wird in denselben H.s Grundanschauung vom Wesen des menschlichen Geistes und seiner geschichtlichen Entwicklung dargelegt. Das Nähere teils in der gleich folgenden Disposition, teils in den Einleitungen. Wir wenden uns jetzt zu den §§. 19—21.

§. 19 beginnt aber keineswegs, wie ein neuer Abschnitt, und, wie die Einl. zu demselben näher nachweist, schließt sich dessen erster Teil 184, 11 bis 186, 29 insofern noch an §. 9—18 an, als darin der zweite Teil der

Sprachwissenschaft dem Inhalte nach bestimmt wird, während in jenen früheren §§ der erste umrissen ist. Dort war vom Organismus der Sprachen die Rede, von ihrem ursprünglichen Bau; jetzt wird auf die geschichtliche Entwicklung der Sprache hingewiesen. Darauf aber geht das Uebrige des §. nicht ein; sondern erst der §. 20 legt die Hauptpunkte der litterarischen Entwicklung der Sprache dar. Der Punkt aber, der vorher zu erörtern gewesen wäre, die Geschichte der Sprachen an sich, kommt erst in §. 21 zur Sprache, und zwar so, dass der Grund der Entwicklung im organischen Bau der Sprache nachgewiesen wird, was ein Zurückgreifen in die Betrachtung der Form der Sprachen erfordert 249, 12—279, 2, wonach dann im weitern Teil des §. die geschichtliche Entwicklung betrachtet wird.

So fällt erstlich der bedeutsamste Schnitt des ganzen Werkes, die Teilung in fast noch Vorbereitung der eigentlichen Ergebnisse und in Darstellung derselben (1 und 2 der folgenden Disposition) mitten in den §. 19, nur dass die §§. 20. 21 noch zum ersten Teil gehören, der §. 21 namentlich mit seinem mittleren Stück sich noch genau an die §§. 11—18 anschließt; mit seinem Anfang und dritten Stück aber bildet §. 21 den im ersten Teil des §. 19 vorbereiteten zweiten Abschnitt des ersten Teils (D und E der folgenden Disposition). So wunderlich greifen die §§. 19—21 vor- und rückwärts. Vgl. die Einleitungen zu diesen §§, und auch die zu §. 22, in welcher erwiesen wird, dass wir in dem letzteren §, wozu das zweite Stück des §. 19 gezogen werden muss, den zweiten Teil des Werkes beginnen.

Nach allem hier und in den citirten Einleitungen Erwiesenen gestaltet sich also die Disposition des Werkes folgendermaßen:

I. Einleitung: Gegenstand dieser Schrift §. 1.

II. Allgem. historische Vorbereitung; Grundsätze der Historik: §. 2—6.

1. Vegetatives Leben und mechanische Entwicklung der Menschheit, und Eingreifen genialer Individualitäten der Völker und Einzelner, auf allen Gebieten geistiger, theoretischer wie praktischer, Betätigung des Menschen. (Civilisation, Cultur und Bildung, Humanität, Colonisation.) §. 2—4.
2. Gegenseitiges Verhältnis des Einzelnen und der Nation; das Verhältnis der spätern Generation zur frühern und das der Nationen zu einander §. 5. 6.
3. Verhältnis der Individualität zur Totalität des Geistes S. 8, 1—11. 30, 5—18. 31, 18—30. Uebergang zum Thema §. 7.

III. Bearbeitung des Themas: Die verschiedenen Formen der Sprachen.

1. Was ist Form der Sprache, woran ist sie zu erkennen, woher entsteht sie, wie ist sie zu beurteilen?
   A. Was ist Form der Sprache überhaupt §. 8.
   B. Die Sprache im allgemeinen §. 9—12.
   Drei constitutive Momente der Sprache:
   Die Lautform §. 10.
   Die innere Form §. 11.
   Verbindung beider Formen §. 12.

---

1 Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber

---

1—8.] Hier werden drei Momente aufgeführt: 1. die Sonderung des Menschengeschlechts nach Völkern, 2. die Verschiedenheit der Sprachen. (Hierbei zeigt der Parallelismus von Volk: Sprache, Völkerstämme: Mundarten einerseits was unter Sprache zu verstehen ist, andrerseits dass Völkerstämme nicht genealogische Gruppen von Völkern, sondern nach dem Gebrauche der Philologen (dorischer u. s. w. Stamm) die Unterabteilungen eines Volkes bezeichnen.) 3. Der Geist oder die Entwicklung der Menschheit. Dieses dritte Moment ist in H² (oben Einleitung Z. 1—4) noch nicht explicite ausgesprochen, obwohl, wie aus 10—25 hervorgeht, doch schon implicite gedacht. Dies ist aber nicht bloß ein Unterschied der Darstellung, sondern bezeichnet eine andere Richtung. Gerade was in H² als Aufgabe der Geschichtswissenschaft hingestellt wird, wozu das Sprachstudium nur die Vorbereitung bieten soll (Z. 10), das wird in unsrem Werke verfolgt; und sogleich in den ersten Zeilen wird ausgesprochen, dass die sprachwissenschaftliche Aufgabe selbst, obwohl einerseits nur Vorbereitung für die weltgeschichtliche, doch nur mit dieser und in ihr ihre Lösung findet (1, 8). Daher fallen die dortigen drei Punkte nicht mit unsren drei Momenten zusammen; sondern jene liegen gänzlich innerhalb unsres zweiten Moments. Aber nicht nur der dritte Punkt, der Zusammenhang von Sprache und Nationalgeist, sondern auch der erste, der

auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer 5 neuer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu fassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung 10 der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben mufs. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne,

---

Sprach-Bau, kann nur von dem weltgeschichtlichen Gesichtspunkte aus erkannt werden (2, 4. 26). Dies bezeichnet Stufen in Humboldts Entwicklung. Eine mittlere Stellung nimmt H[3] ein (Einl. Z. 26—34, 138—148). Vgl. auch oben Ueber d. Sprst. 239, 1—3, 243, 25—38, wo (33—38) der teleologische Zusammenhang der Sprachverschiedenheit mit der menschlichen Entwicklung schön ausgesprochen ist; auch 248, 34—40. Ueber die *gesteigerte Gestaltung* vgl. Aufg. d. Geschichtsschr. 318, 15—321, 23 und weiter unten §. 2—4. Wie einseitig aber gegen alles dies ist noch die Aeußerung H.s oben S. 15—17.

4. *Verbindung und Abhängigkeit]* Vgl. Einl. Z. 183—187.

5. *Erzeugung menschlicher Geisteskraft]* Es ist gleichgültig, ob man den Genitiv subjectiv oder objectiv nimmt; denn die Kraft erzeugt nur sich selbst und wird nur von sich selbst erzeugt. Erzeugung = Offenbarwerdung. Vgl. 1, 10.

6. *immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung]* deutlicher und besser 3, 1. 2. *Neu: Art; gesteigert: Grad.*

8. *fassen]* B. D. *umfassen;* aber in A. ist *um* ausgestrichen, wie der Sinn fordert.

11. 12. *Ziel, Idee]* die Kraft als Idee gedacht, in den Erscheinungen, will erscheinen; also ist sie Ziel der von ihr bewirkten Erscheinungen. (Ueber d. Gesch. 321, 28—32.) Aber, bloß gedacht, ist sie ein Object der Wissenschaft, welches diese klar hervortreten lassen muss (das. 322, 5 ff.). *Idee = Resultat.* Vgl. Einl. Z. 352.

13. 14. *Erhöhung oder Erweiterung]* beides ist hier ganz gleichbedeutend und nur synonymisch unterschieden, wie aus Schiller, Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, 11. 12. u. 13. Brief, klar wird. Dort wird unterschieden zwischen dem veränderlichen und fortwährend wechselnden *Zustand*, in dem wir uns befinden, und unsrer *Person:* jener wird uns angetan durch das was außer uns ist, ist sinnliche Empfindung und Gefühl und Begehren; diese ist ihr eigener Grund, das Bleibende im Wechsel, Seyn, Freiheit. Hinsichtlich seines Empfindungs-Zustandes bildet der Mensch, da die Sinne immer nur von einer Empfindung und momentan beherscht werden, eine *Gröfsen-Einheit;* durch die Wirksamkeit der Freiheit der Person, welche allgemeine und ewige Wahrheit und Sittlichkeit schafft, *erhebt* sich der Mensch zu einer *Ideen-Einheit, die das ganze Reich der Erscheinung unter sich fafst,* und *da ist die höchste Erweiterung des Seyns.* Entgegengesetzt ist der *Erweiterung des Seins* oder *Daseins* die *Fülle von Dasein,* insofern als jene sich auf die Person an sich bezieht; wenn sich nun aber die Person oder die Selbständigkeit mit dem empfangenden Vermögen oder der Sinnlichkeit vereinigt, und sie dadurch in die vielfältigste Berührung mit der Welt kommt, so entsteht in Hinsicht auf die Sinnlichkeit die Fülle. Ebenso Einl. 69, 375—380; aber anders Einl. 349 f. und unten 300, 16. 21.

14. *inneren Daseins]* Da die Kraft nie erscheint und doch in den Erscheinungen ist, so bildet sie das innere Dasein derselben, welches sich mit der Entwicklung der Kraft

15 insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder grofse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Auf-
20 gabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn
2 sie sich nicht an den Punkt anschliefst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in
5 das Verhältnifs derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schliefst sich der Charakter der

---

erhöht und erweitert. Der concrete Einzelne, welcher seine geistige Kraft entwickelt, macht sich mit der Urkraft identisch oder nimmt Teil an ihrer Offenbarwerdung; denn so wird die Urkraft in ihm erscheinend, und so hat er ein absolutes, *unzerstörbares Eigentum*. Man muss unter dem *innern Dasein* nicht irgend etwas Substantielles denken, sondern das Gemüt als Gesammtheit unsres Erkennens, Fühlens und Wollens, als unsre Schöpfung und unser Schaffen; es ist das, was wir von der Idee der Menschheit strebend in uns erreicht haben. Vgl. Einl. Schluss.

15. *ein]* wahrscheinlich Gehörfehler für *sein.*

16. *In einer Nation]* aber, da sie auch nur eine individuelle Erscheinung, ein Individuum ist, und die concreten Individuen gewissermaßen ihre Gedanken, ihre geistigen Erzeugnisse, sind, müssen sich, insofern der Geist *in ihr* offenbar wird, aus dem Gedanken neue gesteigerte Gedanken, d. h. neue große Individuen entwickeln. Vgl. 2, 10 f. Ueber d. Gesch. 321, 5—8. Einl. zu §§. 2. 3. Z. 55.

20. *Aufgabe der Sprachbildung]* Wir denken die Idee der Sprache, die wir aus den erscheinenden Sprachen gewonnen haben, und also *in* denselben erscheinend denken. Diese Idee ist aber nur eine Form der Urkraft, und weil sie erscheinen *will*, ist sie auch *Ziel* (oben S. 160) der Sprach-Erscheinung; und weil sie in concreten Völkern erscheinen will, denken wir sie als Aufgabe dieser Völker.

1. *an den Punkt]* sc. an die Erzeugung menschlicher Geisteskraft.

2. *Gestaltung]* = Individualität.

2—11.] Für diese ganze Stelle vgl. Einl. Z. 223—285.

5. *Sprachforderungen]* deckt nicht ganz die Sprachidee; sondern wie der Mensch (oben S. 20, 148—157) hat auch die Sprache außer ihrer concreten Erscheinung zwei idealische. Nur die der dortigen ersten idealischen Form entsprechende ist hier zu verstehen.

6. *gesammte Geisteseigenthümlichkeit]* ist der auch Z. 2 gemeinte in einer Nation individualisirte Geist.

7. *Natur]* bedeutet hier so viel wie etwa Schicksal, oder die höchste, auch den Menschheits-Geist leitende Macht, oder, Humboldtisch gesprochen: die Realität (WW. IV, 27).

8. *Lage]* bedeutet Natur und Geschichte, also den Wohnort mit allen seinen terrestrischen Einflüssen, auch die Nachbarschaften, und alle Ereignisse und Taten des Volkes. Vgl.

Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder 10 auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener 15 diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmäßiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschieden- 20 heiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der That- 25 sachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammenhängenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Einl. Z. 228 ff. Der *Charakter* eines Volkes ist also der durch Natur und Geschichte entwickelte ursprüngliche Nationalgeist, und da dieser der nationell individualisirte Urgeist, so entspricht Z. 11 genau 1, 16 f.

12. *Organ]* ist also Offenbarungs-Stätte.

12. 13. *des inneren Seins, dies Sein selbst]* vgl. Anm. zu 1, 14. Die Person ist auch nach Schiller *das absolute, in sich gegründete Seyn, d. i. Freiheit.*

12—14. *Die Sprache — gelangt]* Vgl. Einl. Z. 122 f., 256—279.

14. *Fibern* Vgl. unten 290, 24 f.

15. *nationelle Geisteskraft]* ist das was soeben *Sein* hieß.

18—22. *Sprachsinns]* Denken wir nach 1, 20. die Sprach-Idee als eine Form der Urkraft und eine Aufgabe der Völker, so denken wir die Gesammtheit der Mittel mit dem Triebe, diese Aufgabe zu lösen, als den *Sprachsinn*, dessen Wirkung die Sprache, d. h. die verwirklichte Sprach-Idee ist. Also ist die Sprach-Idee, diese Form der Urkraft, und zwar nationell individualisirt, das *innerste Leben* (Z. 19. 20.) der concreten Sprache, und Grund der Sprach-Verschiedenheit.

23. *historisch]* sich auf die gegebene Wirklichkeit beschränkend.

27. *Organismus]* ist ein Ganzes, welches sich dadurch aus vielen Einzelheiten zusammensetzt, dass diese in Wechselwirkung stehen und so den Bestand des Ganzen bewirken. Die organisirende, d. h. die Einzelheiten lenkende Kraft ist im Organismus nicht nachzu-

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschieden-
30 denheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der mensch-
3 lichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

---

§. 2.

Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges.

Einleitung des Herausgebers

zu §. 2 und §. 3.

Diese beiden §§. tragen nur eine und dieselbe Ueberschrift; §. 3 ist die Fortsetzung des §. 2. Wenn in diesem nur von Causalität die Rede ist und bloß angedeutet wird, dass die causale Betrachtungsweise an sich nicht ausreiche: so führt §. 3 als Ergänzung die, nicht teleologische, aber transcendentale Betrachtung ein, welche der causalen so wenig widerspreche, dass sie ihr erst ihren letzten Grund anweise, indem sie zugleich die Planmäßigkeit des Fortschritts erkennen lasse.

Die Unzulänglichkeit der Erklärung aus Ursachen liegt nämlich in dem Wesen des Geistes überhaupt (3, 16), dessen Wirken zwar einer natürlichen Gesetzmäßigkeit unterliegt und insoweit zu berechnen ist, der aber doch hauptsächlich auch das Moment der Freiheit in sich trägt. In jene gesetzmäßige Wirkungs- und Entwicklungsweise greift dieses andre Moment, das in den Genies hervorbricht, neu gestaltend und lenkend ein. Die geniale Tat ist wohl nach ihren Leistungen und ihren Bedingungen darzustellen, aber nicht zu erklären, d. h. nicht aus gegebenen Ursachen abzuleiten.

Diese Ansicht von dem Durchkreuzen der mechanischen Entwicklung durch eine geniale Kraft wird auch 6, 14—7, 6 und dann 7, 13—17 hervorgehoben, um jenes Moment der Freiheit im Geiste einerseits der teleologischen Berechnung eben so zu entziehen, wie der causalen, andrerseits um es gerade dem realen Principe aller Causalität, welches zugleich auch das Princip der wahren Teleologie ist, zu unterwerfen.

Dieser Gedanke vom Aufblitzen des Genies ist immer ein Lieblings-Gedanke Humboldts gewesen, den er schon früh gefasst haben muss, und den er schon 1795 in der Abhandlung *Ueber den Geschlechtsunterschied und*

---

weisen, also, insofern sie dennoch gedacht werden muss, eine Idee. Jede Sprache ist solch ein Organismus, und ihre organisirende Kraft die Sprachidee, welche zur Urkraft führt. Dies alles stimmt genau zu dem was in der Abh. Ueb, d. Gesch. entwickelt ist.

dessen Einflufs auf die organische Natur (WW. IV.) entwickelt hat.*) *Bei allem Erzeugen*, setzt er dort (S. 276) aus einander, *entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung ruft die Zeugung neues Dasein hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, dafs dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muss. Dieser Nothwendigkeit ungeachtet, hat indefs das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, dafs diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimnifs, wie nur sein Dasein daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Dasein, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft ist? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht blofs durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur aus dem ihr Gleichen hervorgehen, und nicht blofs dafs jedes zeugende Wesen seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie vergessen lassen, dafs sie zu getrenntem Dasein verurtheilt sind.*

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht blofs die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Spröfsling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sei es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handlenden Menschen, erweist es sich schöpferisch. Was

*) Ich weiß nicht, ob jemals vorher oder nachher wieder der Geschlechtsunterschied so tief erfasst ist, wie in der oben genannten Abh. Auch der Darwinismus findet darin seinen Keim. Ich bleibe aber nur bei dem, was uns hier angeht.

37. *diesen Ursprung]* durch das Zusammenwirken der selbsttätig zeugenden und der empfangenden mehr leidenden Kraft (vgl. Z. 65—68).

seiner Zeugung das Dasein dankt, war vorher nicht vorhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem blofs abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen mufs, immer die Verbindung desselben mit dem schon
45 *Gegebenen zeigen lassen; aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus blofs schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht sein kann. Was hingegen*
50 *das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche den Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich, den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies*
55 *ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.*

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrochenen Bahnen fort; hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fufstritts. Daher ist es nie zu berechnen, und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Pro-
60 *duct gesetzlos oder regelmäfsig sein werde? Es kann diefs Letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäfsig macht, und es ist ihm kein andrer Einflufs auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müfsigem*
65 *Zuschauen, oder kalter Leitung übrig. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewufst ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zu-*
70 *fälligen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseins, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die*
75 *höchste Objectivität, d. h. ein, in Bedürfnifs übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innren schöpfen, oder es mufs vielmehr sein eignes subjectives und zufälliges Dasein in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die*

---

63. *Stimmung]* vgl. Z. 21—26. 89—108.

64. *vereinigt]* vgl. Z. 23. 26—29. 67. 68.

69. *sich aus sich selbst — und sich selbst]* d. h. er holt sein Gebilde aus sich, aus seiner Phantasie und Vernunft; also ist sein Gebilde er selbst; so macht er sich selbst zum Object seiner selbst. Die Phantasie gestaltet sich selbst und die Phantasie denkt sich selbst.

75. *ein in Bedürfnifs — Vermögen]* vgl. Z. 91—101.

78—83.] Hier wird klar, wie die Sprache, die eben so wie das Genie die individuali-

Züge selbst bildend entwarf, als eine wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äufsren Objecte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handlende Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eignes Ich vergifst, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Dasein erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung sein möge, das Gefühl einer überfliefsenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und gröfser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reizt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Dasein vertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigne Ich entäufsert sich bis zu dem Grade, dafs es sich selbst gern für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Dasein springt das Dasein hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geistigen Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

---

sirte Urkraft selbst ist, im Worte eine geniale Erzeugung besitzt. Und nun wird folgende Stelle in ihrer vollen Bedeutung erfassbar (WW. III. S. 13): *Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, dafs ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen* [wie das Werk eines genialen Künstlers; außer Z. 80 vgl. Z. 50. 55]. *Wenn man sich die Entstehung eines Worts menschlicher Weise denken wollte ... so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie entsteht durch eine reine Energie des Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts; von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein, und ist nun wirklich und bleibend. Welcher Mensch, auch aufser dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen, hat sich nicht, oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft vertrauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit?* [So lebt ein Volk mehr mit seinen Worten, als mit den wirklichen Dingen].

99. *einzelne]* vereinzelte, besondere, für sich.

106. *wenn auch seine Hand]* erinnert an Lessing und mag eine bewusste Reminiscenz sein.

Auch in der Abhandlung *Ueber d. Gesch.* (S. 319, 28—321, 8) wird das Genie als Hauptfactor der Geschichte hingestellt, nämlich als das Individuum, 109 *aus welchem die Idee so strahlend hervorleuchtet, dafs sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren* (320, 25—28). Wenn hier das Genie als das Gefäß betrachtet wird, dem sich die Idee anvertraut (319, 28), so wird aus dem obigen Citat (Z. 61. 86) klar, dass das geniale Individuum doch nicht träges Gefäß ist, sondern dass es als Person der Idee gegenüber eine Pflicht zu erfüllen hat, dass es den in es gelegten Keim nicht in seiner Subjectivität verkümmern lassen darf, sondern objectiv herausstellen muss, (vgl. Pflicht, als gegenüber dem Ideal der Kunst zu erfüllen IV. 36, 29).

Es ist hier auch klar ausgesprochen, dass nicht an einen Dualismus der Kräfte in der Geschichte gedacht werden darf, nicht an einen Gegensatz von Notwendigkeit und Freiheit, als gäbe es in ihr mechanische und ideale oder geniale Kräfte, die höchstens in einander greifen, oder so dass das Genie die mechanischen Kräfte in seiner Tätigkeit verwendet. Nein, der Act der Zeugung ist nur *höchstes Dasein* (Z. 103). Und das Dasein hinwiederum wird 111 in derselben Abh. weiterhin (S. 285) definirt: *Denn was ist jenes stille Dasein andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberströmen an-* 15 *schwellt?* Und so ist denn auch in unsren Paragraphen die große Individualität von den *Kräften der Natur* (8, 16. 12.) zwar in Gedanken zu sondern (4, 13); aber beide sind in Wahrheit die eine und selbe einzige Geisteskraft, die sich nur hin und wieder in gesteigerten Gestaltungen offenbart (vgl. 16, 23—28). Das *gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit* (8, 13), das gleichsam *vegetative Wuchern* von Völkern und Individuen (6, 15) ist nichts andres als jenes stille Dasein, in welchem sich die Kraft sammelt (soeben Z. 111 ff.). Die weitere Darlegung gibt H. in den §§. 4—6. Und wenn in der Abh. Ueber d. Gesch. S. 322, 15. die Ideen dem *materiellen Stoff* entgegengesetzt werden, so bezeichnet der letztere Ausdruck nach S. 13, 28 der großen Schrift nur das *Gegebene, Vorhandene*, in welches das Genie umgestaltend eingreift, welches aber auch an sich eine Schöpfung älterer Ideen oder Genies ist, nur, so zu sagen, verholzt, abgestorben, oder richtiger sich nur mechanisch fortbewegend. Vgl. 4, 2—17.

Ebenso wenig natürlich kennt H. einen Dualismus zwischen *Verbreitung* und *Steigerung* der geistigen Entwicklung. Diesen Punkt hat H. in unsrer Schrift nur einseitig besprochen (S. 22 f.). Ausführlicher hat er es in der Einl. zur unvollendeten Abh. *Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache* (VI. 426 f.) getan. Dort heißt es von diesen beiden Gegenständen: 116 *Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durchaus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten gegeben hat, wo die Erkenntnifs an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe erreichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich* 20 *allgemeiner vertheilte.... Beide erregen auch weder an sich, noch überall den gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst*

emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen abhängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die blofs nachdenkende Forschung mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung. Dagegen weckt diese, der Einflufs klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts, stärker das Mitgefühl [Umstellung nach Conjunctur]. *Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die blofse Verbreitung des schon in der Erkenntnifs Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.* 125 30

Soll ich endlich noch ein Bild für etwas geben, was in der Welt der Erscheinungen (und eine andre kennen wir nicht) kein wahres, kein vollkommnes Gleichnis haben kann, so denke ich daran, wie H. öfter vom Aufflammen des Geistes spricht und der Mythos vieler (wenn nicht aller) Völker den Geist als Feuer ansieht. Dies Bild möge auch hier dienen. Die Flamme, als Bild des Genies, stammt aus dem Herde des Feuers, dem Focus, dem Absoluten. Sie ist in sich Wärme und Licht, und indem sie beides verbreitet, greift sie in das Reich der Erscheinungen ein. Indem aber das von ihr Erwärmte auch wieder Andres erwärmt, sehen wir Causalität der Erscheinungen. Wir erklären die Erwärmung des Gegenstandes aus dem erwärmten Gegenstande, die des letztern aus der Flamme; aber die Flamme erklären wir nicht weiter: sie bricht hervor aus dem Absoluten. Und so verdankt doch jede Erwärmung ihr Dasein dem Absoluten.

Wenn nun die Individuen von so besondrer Wichtigkeit für die geschichtlichen Schöpfungen sind, so ist es um so auffallender, dass beim weitern Hinabsteigen in die Vorzeit, und wenn wir in die Urzeit gelangen, die Individuen völlig verschwinden. Und die Sprache endlich zeigt uns das ganze Volk als solches schöpferisch, in welchem sich die Individuen verlieren (4, 17 — 6, 9). So hängt §. 2 in sich zusammen.

Noch klarer wird der Zusammenhang dieses zweiten Stückes von 4, 18 bis 6, 9 mit dem ersten Teil des §. 2 und wiederum mit dem Anfang des §. 3 (6, 10 — 7, 6) durch folgende Aeußerung H.s in einem Briefe an Goethe vom 15. Mai 1821 (Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt S. 261): *Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang der Entwicklung zur Individualität, und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände mit einander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mit-*[? ein-?]*theilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir, uns zunächst, die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblöfsten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des* 133 35 40

Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich, dem Zustande, über den sich
45 *nichts mehr erkennen läfst, am nächsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst.*

Das vegetative Leben der Menschheit aber zeigt eine doppelte Seite, wie auch schon im Vorigen bald die eine bald die andre vorgekehrt ist. Einmal nämlich bezeichnet es eine historische Stufe, nämlich die einer Urzeit; ein andermal aber dauert es auch bis in die höchst entwickelten Zeiten hinein fort und wird nur vom Genie, so zu sagen, gestört. Dies wird in einer Stelle aus einem Briefe an Schiller, die sich an die schon in der Einl. zu §. 1 (S. 161) citirte Aeußerung H.s unmittelbar anschließt, deutlich. Ich muß sie hierher setzen, weil sie gerade in der großen Schrift, wo der geschichtliche Gesichtspunkt vorherscht, wirklich vermisst werden muss, während sie in jenem Briefe, wo es sich nur um ein ideales Bild der Menschheit handelt, als Beschränkung gelten soll. Sie lautet (S. 288 f.):

146 *Ich hoffe mich über Das, was ich hier ein Bild der Menschheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Diefs vorausgesetzt, versteht es sich nun von selbst, dafs es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieses Bildes schlechterdings nichts geschieht, in welchen in keiner Art ein menschliches Werk*
50 *oder eine menschliche Kraft erscheint, die nicht blofse Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beschränkung und Einengung an sich trüge, so dafs sie in keinem beider Fälle eine neue Seite an dem eigentlichen Charakter der Menschheit verriethe. Dagegen sind gewisse Zeiten so fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes gewesen, bald durch*
55 *allgemein vorbereitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menschen. Hiernach nun liefse sich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in psychologischer Rücksicht machen. Man schilderte entweder geradezu den Zustand der Menschheit vollständig, wie er sich zeigte, oder man setzte die Anlagen, Fähigkeiten und Modifikationen, welche die Menschheit bis*
60 *dahin erreicht hätte, fürs Erste fest und untersuchte nun, wieviel und was durch die bestimmte Periode hinzugekommen sei. Nur diese letzte philosophische Art scheint mir von allgemeiner Wichtigkeit, jene erstere statistische kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen und von mittelbarem Nutzen sein.*

Der §. 3 aber führt uns auf ein andres Problem. Da, wenn man auch einen planmäßigen Fortschritt im allgemeinen gern voraussetzen mag, doch keine bestimmte Form desselben vorausgesetzt werden darf, da kein System der Zwecke oder der unendlichen Vervollkommung angenommen werden soll: so entsteht die Frage: wie sollen wir die als Erscheinungen derselben Idee zusammengehörenden Tatsachen auffassen? Hier scheint H. in seiner letzten Periode in ein gewisses Schwanken geraten zu sein, das mit der Abh. Ueber d. Gesch. beginnt. In der frühern Periode war er, ganz nach der Neigung jener Zeit, fast ausschließlich auf ästhetische Betrachtungen gerichtet, während sich später die historische Anschauung vordrängte — ein sowohl an sich, als durch die Richtung der Zeit und seine eignen Studien sehr erklärlicher Umschwung.

---

148. *Zeiten]* und, fügen wir hinzu, Völker. Dies ist das vegetative Leben.
153. *gewisse Zeiten]* wo sich Genialität offenbart.

Auf dem Gebiete der Kunst erkannte H. überall leicht eine Totalität, in welcher die Idee ruhte. In den Individualitäten, wie die Abh. *Ueber die männliche und die weibliche Form* (WW. I.) ausführt, liegt je ein Princip, eine Seite der Idee, sei es geradezu einseitig, wie in den niedrigen, empirischen Individuen, oder doch wenigstens vorherschend ausgeführt, wie in den hervorragenden Personen oder den bloß idealen Gestalten der Kunst. So die körperliche Idee der Menschheit oder die Idee des menschlichen Körpers in der männlichen und der weiblichen Form. Danach hat man in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte nur die zufälligen Störungen von den wesentlichen Zügen zu sondern, um ihr ideales Gepräge zu erkennen, und hat dann ihre Gesammtheit als allseitige Darstellung der Idee zusammenzufassen. — Dies ist auch der Gesichtspunkt, den H. noch in der Abh. Ueber d. Sprst. (§. 23) inne hält. Die Sprachen, als Verwirklichungen der Sprach-Idee, haben ein Verhältnis zu einander und zur Totalität aller, und bilden zusammengenommen einen geschlossenen Kreis, in welchem sich die Idee abspiegelt. Ein Sprach-Ideal, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten der Sprach-Idee, ist unmöglich, weil solch ein allbefassender Inbegriff nicht individualisirt werden kann, alles Wirkliche aber individuell ist. Recht wol aber kann je eine Sprache je eine bestimmte Seite der Idee darstellen; nur, wenn auch Kunstwerke solche Forderung ganz erfüllen können, darf man nicht erwarten, dass dies auch von einer Erscheinung der Wirklichkeit je auf irgend einem Gebiete geleistet wäre. Aber die Anlage zu solch einseitigem Ideal, die Annäherung dazu ist wirklich vorhanden. Die wirklichen Sprachen sind also die wirklich gegebenen Annäherungen an die verschiedenen Seiten oder Principien der Sprach-Idee; und darum setzt jede in ihrer Richtung die der andren voraus, und alle zusammen stellen die sämmtlichen Seiten der Sprach-Idee dar (S. 259, 22—29).*) Dies wird zwar dort nur auf die sich einer höhern Ausbildung erfreuenden Sprachen bezogen; und vielleicht glaubte H. wirklich (was ich hier nur zur Erläuterung aussprechen will), dass im Sanskrit, den beiden classischen, den germanischen und romanischen Sprachen zusammengenommen die Sprach-Idee in dem Maße dargestellt sei, als sie es in Wirklichkeit werden kann (vgl. §. 20, bes. S. 203, 22—28, der großen Schrift). Indessen bemerkt doch H., dass auch der Organismus schon einen Keim der Ausbildung in sich schließe, dass diese jedenfalls auf jenem beruhe. Und so hatte wohl (was doch mehr als Vermutung ist) Humboldt in dem beabsichtigten, leider nicht ausgeführten Werk Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (Manuscr. $H^{3.4}$) den Zweck durch Darstellung des indogermanischen, semitischen, amerikanischen und afrikanischen, auch des einsylbigen Organismus, die Sprach-Idee auch mit bloßer Rücksicht auf den Bau der Sprachen, wenigstens nach allen wesentlichen Seiten darzustellen.**)

---

*) Ich werde S. 179 auf diese Stelle zurückkommen.

**) Dieselbe Ansicht leitete mich, da ich die *Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee* herausgab, nur aus dem Humboldt'schen sinngetreu ins Hegel'sche übersetzt.

Diese Ansicht aber trug den Keim zu einem Bruche von Anfang in sich. Der genannten Abh. Ueber d. männl. u. d. weibl. Form (zuerst erschienen in Schiller's Horen I. 1795 im 3. und 4. Stück) war die Zwillings-Abhandlung Ueber den Geschlechtsunterschied (das. im 2. Stück) vorangegangen. Diese Abh., die ich schon oben wegen ihrer Tiefe gerühmt habe, muss ich noch einmal zur vollen Darstellung der H.schen Ansicht und ihrer Wandlung ausführlicher citiren.

Zuerst finden wir hier den Grund, warum die Idee sich nur in Zersplitterung verwirklichen kann. Es heißt WW. IV. S. 271:

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles 165 *Grofse und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen.* Verweilen wir einen Augenblick hierbei. Es scheint mir hier klar, dass H. den Monismus nicht dachte, ohne zugleich die Vielheit in ihm mit zu denken. Die absolute Urkraft ist sogleich eine Vielheit von Kräften. Das Absolute, wie ich zu §. 1 dargelegt habe, ist ihm nur Grenzbegriff; es wirklich denken, also die All-Einheit denken vermag unser menschlich endlicher Geist nicht. Wir, an die Erfahrung gebunden, denken nur die Vielheit der erscheinenden Kräfte. Darum ist es für H. nicht Aufgabe zu sehen, wie sich das unendlich Eine in viele Endliche zersplittert, sondern wie sich das Viele zur Einheit zusammenfasst. So fährt er nach jenen Worten fort:

167 *Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, dafs sie alle zugleich wirken. Diefs gilt aber nicht blofs von* 70 *ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beiden hauptsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indefs die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht,* 75 *nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen.*

80 Und so definirt H. den Geschlechtsbegriff *in seiner völligen Allgemeinheit: als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, dafs sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnifs, diefs Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.*

Daher die Wichtigkeit der Wechselwirkung für H. Verfolgen wir ihn weiter S. 275: *Aus endlichen Kräften bestehend, weifs die Natur sich durch* 85 *ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläfst das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt,*

---

178. *Zustände derselben Kraft]* ich denke hierbei an die Verschiedenheit der Geschlechter, Alter, Arten u. s. w.

bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. ... Aber nicht auf blofse Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hiebei zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortrefliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des befsren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werke abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. 190 95

In Fortdauer und Fortschritt also liegt der Kern der Natur.

So lange es sich nun bloß um Aesthetik handelte, wo es nur um vom Künstler geschaffene Beziehungen zu tun ist: da genügte ein Zusammenstellen von individuellen Formen zu Kreisen, um die Idee verkörpert zu sehen. Anders in der Geschichte und in der Naturwissenschaft, welche beide seit dem zweiten Jahrzehent unseres Jahrhunderts einen neuen Aufschwung nahmen. Da handelte es sich um reale Kräfte und ihre reale Wechselwirkung und ihre Zeugungskraft. Damals erstarkte auch der Gedanke von der fortschreitenden Entwicklung in der Reihe der organischen Arten und Familien, wie von dem Fortschritt des Menschengeschlechts. Also neben der Wechselwirkung trat die stufenweise Annäherung an ein Ziel in den Vordergrund. H. konnte diesen Gedanken nicht fern bleiben (war doch Goethe eifrigst daran beteiligt), und fand obenein in seiner eigensten Disciplin die Nötigung, sich über die neu herantretende Aufgabe auszusprechen.

Wer aber die Macht altgewohnter Denkweise kennt, wird sich nicht wundren, dass in der ersten akademischen Abh., in der über das Sprachstudium, sich entschieden nur der ästhetische Standpunkt ausspricht (vgl. oben S. 177), und dass außerdem in §. 22 derselben nur sehr unbestimmt gefordert wird, es müsse *die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind,* dargestellt werden. Sonst (S. 243, 31 f.) wird die Sprachverschiedenheit nur *als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme* gefasst, was weder an sich noch in seiner intellectuell-teleologischen Beziehung über den ästhetischen Standpunkt hinausweist, der noch fester S. 244, 34—37 sich ausspricht: es sei zu *zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Teil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen.* 196 99 200 2

Beachtenswerth ist, dass H. in dieser Abhandlung 259, 13—15 die Charaktere der Kunst für einen einfachern Gegenstand hält als die Charaktere der wirklichen Menschen. Dies erinnert nämlich nicht bloß allgemein an H.s ästhetische Studien, sondern bestimmter an seine Schrift über Hermann und Dorothea. Dort heißt es (IV. 6, 1): *Man besitzt in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargethan hat* (diese Summe nannte H. das. 5 *die Bildung des Menschen;* sie sieht er als den *Mittelpunkt* an, auf den unsre Betrachtung jede poetische, philosophische, überhaupt wissenschaftliche, wie politische Leistung beziehen kann und muss. S. die betreffende Stelle oben S. 61, 359 ff), *eine idealische, aber bestimmbare Gröfse, nach welcher sich der Einzelne beurtheilen läfst; man sieht ein Ziel,* 203 5 206

dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts Entdecker *zu sein, indem man* durch die
210 *That als Dichter, Denker oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch, jener Summe etwas Neues hinzufügt, und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiter rückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mittheilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Muth mehr daniederschlägt als erhebt.... Deswegen ist es so nothwendig,*
15 *dafs eine Charakteristik, wie die eben geschilderte* [nämlich der Bildung des Menschen] *dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen*
219 *Seiten entgegen zu eilen.* Diese Stelle bietet erst das volle Verständnis jener Stelle der Abh. Ueber d. Sprst. §. 23 von den Charakteren, die sich zur Totalität gruppiren. Aber auch schon hier ist die Idee ein Ziel und ein Streben: nur dass zur Höhe viele Wege führen. Um dies deutlich zu merken, vergleiche man zum Vorstehenden die S. 161, 340—358 der Einl. zu §. 1 angeführten um zwei bis drei Jahre frühere Aeußerung, welche wesentlich denselben Gedanken enthält.

Hierauf folgte die Abh. über den Geschichtschreiber. Sie fordert freilich, dass man der Geschichte kein *Ziel vorschreiben* solle (314, 9—13): so wie man aber von Planen der Weltregierung spricht, hat man doch Ziele gesetzt,
220 selbst wenn man sie objectiv erkannt hätte. In der unumgänglichen *Idee liegt zugleich die Kraft und das* Ziel (321, 27 f.). Wenn nun als Ziel der Geschichte genauer bestimmt wird, (das. 31—34): *die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten,*
224 *in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag:* so kann dies freilich immer noch in dem alten Sinne genommen werden, und H. war sich schwerlich einer Aenderung seiner Ansicht bewusst; wenn es nun aber
225 schließlich und maßgebend heißt (322, 5 ff.): *Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des* Strebens *einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht*
228 *immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus;* so haben wir eine Reihe von immer besser gelungenen Versuchen neben ganz mislungenen vor uns, eine Annäherung derselben zum vollkommensten, erschöpfenden, zu einem Ziele, welches nur das Ideal schlechthin sein kann.

Diesen Gedanken hat H. nicht consequent durchgedacht: daran hinderte ihn die alte Ansicht, die er nicht aufgab; und er gab sie nicht auf, weil er die neue nicht verfolgte. So stehen beide neben einander, und H. ward sich des Widerspruchs nicht bewusst. Dies um so weniger, als er, den Blick neben der Reflexion unaufhörlich auf die Tatsachen gerichtet, in denselben Grund genug fand, der neuen Ansicht nicht zuviel Gewicht einzuräumen.

Doch zeigt sich ihr Einfluss wohl in der folgenden Abh. über das Entstehen der grammat. Formen. Nehmen wir die Grammatik als eine Idee, so bieten sich die verschiedenen Gestaltungen der Grammatik in den ver-
229 schiedenen Sprachen *als Stufen in ihrem Fortschreiten dar* (401, 12—14). Das kann nun erstlich rein und entschieden historisch gefasst werden. Hier soll

ja von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede sein. Es würde sich also um die Stufenleiter handlen, auf welcher sich alle Sprachen bewegen, die eine auf einer niedrigern beharrend, die andre diese betretend und höher steigend, und andre die noch höheren und höchsten Stufen erklimmend. Die Erfahrung jedoch, bemerkt H., lässt solche Ansicht nicht zu: *Was die* 230 *Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben* (das. 19—21); keineswegs lasse sich den Sprachen *ein vollkommen gleichmäfsiger, und gewissermafsen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen* (das. 23—25). Wenn nun H. selbst solch einen Weg weiter- 235 hin S. 422 f. darlegt, so ließe sich dieser Widerspruch dadurch ausgleichen, dass man annimmt, der vorgezeichnete Weg solle nicht für alle Sprachen gelten, sondern nur der Weg derjenigen Sprachen sein, welche sich zu wahrer grammatischer Formung erhoben haben. Sie, aber auch nur sie, seien durch die angegebenen drei Stufen hindurch gegangen und auf der vierten, höchsten, angelangt; die andren Sprachen hingegen, wie die amerikanischen, seien einen ganz andren Weg gegangen, und darum nicht so hoch gestiegen. Aber, ob H. die Sache so gemeint hat? Er scheint sich vielmehr des Widerspruchs nicht bewusst geworden zu sein.

Wie dem nun auch sei, er kennt noch eine andre Weise, nach welcher die Sprachen als Stufen gefasst werden können, nämlich nicht historisch, sondern bloß in der Idee. Man fragt nämlich (402, 3 f.): *in welchem Grad der* 236 *Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat?* worauf die Antwort lauten müsste: in dieser Sprache bis zu diesem, in jener bis zu jenem Grade. Der Ausdruck *Idee* wird beidemale vermieden, obwohl er hier so nahe lag wie dort. Nicht die Idee, sondern das Menschengeschlecht soll der *letzte Mittelpunkt* (das. 2) sein (vgl. oben S. 179, 205 f.).

In dieser Abh. kommt H. auf diese Frage nicht wieder zurück.

Auch in unserer Schrift, zu der wir nun übergehen, bleibt die Idee bei Seite. Wenn sich 1, 12 der Ausdruck *die letzte Idee* findet, so bedeutet dies nur soviel wie: der höchste Gedanke oder das letzte Ergebniss (vgl. Einl. zu §. 1. S. 161, 325); und wenn 1, 16 f. in einer Stelle der Abh. Ueber d. Geschschr. Aufklärung findet, so ist doch die Begründung hier eine andre als dort. Denn statt der Idee tritt hier vielmehr die Geisteskraft auf, welche in den drei Abhandlungen nicht genannt wird. Nur die geistige Kraft, und nicht die Idee, begegnet auch in §. 2 der Schrift.

§. 3 aber fasst das Auftreten der genialen Geister mit dem Fortschritt und mit dessen Planmäßigkeit zusammen; und neben dem Fortschritt ist auch der Bestand da. Alle metaphysischen Gedanken H.s in ihrer Anwendung auf Natur und Geist finden wir hier vereint, um sie alle an ihr letztes Princip zu knüpfen, Wir bewegen uns hier offenbar in dem Gedankenkreise der Abhandlung über die Geschichte, und man merkt klar, dass, was dort Idee heißt, wesentlich nichts andres ist, als was in der Abh. über die Geschlechter Genie genannt war, und hier die geistige Kraft heißt. Die Bewegung in H.s Bewusstsein war die: die geistige Zeugung geht vom Genie aus; ohne Anerkennung geistiger Zeugung keine Geschichte; Genie ist ein Individuum,

dem sich eine Idee anvertraut hat; die Idee ist die zeugende Kraft; die Kräfte sind die einzelnen Entfaltungen der einen unendlichen Lebenskraft. Wozu also noch von Idee reden? Der Vermittlungsbegriff wird übersprungen, zumal da ihm wohl vorgeworfen ist, er sei *zu hypothetisch* (10, 24).

Mit aller Entschiedenheit sucht H. in der spätern Periode die Erfahrung nicht zu verlassen. Ein *System der Zwecke* (6, 12) wird verworfen; die *Planmäfsigkeit*, ob zugestanden oder nicht, darf wenigstens nicht vorausgesetzt werden. Die Zeugung, welche früher (oben Z. 188 ff.) der Gattung nicht nur Fortdauer, sondern auch den einem Ziele zueilenden Forschritt sicherte, erscheint jetzt (6, 17) bloß als erhaltend ohne Rücksicht auf Wirkung für die spätere Zeit. Nur der Mensch, das scheint ein unläugbares Factum, seine Gesittung und Vermenschlichung gelangt in steigenden Fortschritten zu immer weiterer Vervollkommnung. Aber alle diese Tatsachen (6, 14—7, 6) lassen sich der berechneten Planmäßigkeit nicht unterwerfen, und am wenigsten der Menschen-Geist (7, 13). Denn alles ist Wirkung von Ursachen, und jede Ursache schafft, was sie durch sich und unter dem Complex von Umständen, unter denen sie steht, gerade vermag. Ihre Schöpfungen sind rein empirisch nach Zahl und Eigentümlichkeit der Formen hinzunehmen, ohne dass man fragen dürfte: warum gerade so viele und solche Formen? (7, 18—26.) Und was von jeder Gattung wirklich ist, genügt auch zur Vollendung ihrer Idee (das. 22. 23.) Also gerade in dem Walten der Idee ist keine Planmäfsigkeit.

So ausgeprägt empirisch ist hier H., so entschieden gegen eine construirte Idee, an der die Tatsachen gemessen würden, gegen die Abh. Üb. d. Gesch.

Da wir nun aber dennoch unser Auge gegen eine in den Erscheinungen uns entgegentretende Beziehung derselben zu einander nicht verschließen können, so müssen wir einen Zusammenhang denken, der nicht auf Planmäßigkeit und Absicht beruht, sondern auf dem Charakter der schöpferischen Ursache selbst. Es stammt eben alles nur aus einer Urkraft, und es können ihre Wirkungen nicht vereinzelt dastehen, auch wenn sie in ihrem unmittelbaren Dasein als Erscheinungen und durch deren vorliegende Causalität nicht in Berührung mit einander kommen (8, 5—7). Wir sollen also nicht, sagt H., weder an den Anfang einer causalen Reihe einen Zweck, noch an das Ende derselben ein Ziel setzen; sondern die Reihe oder das Gewirr der Ursachen im All nur um ein Glied, die letzte oder erste unbedingte Ursache, verlängern. Man bilde eine consequente und volle Causalitäts-Reihe: diese wird für das Bedürfnis der menschlichen Erkenntnis ausreichen.

Diese Ansicht genügt H. vollständig, um die genialen Individualitäten zu begreifen, worauf allein es in der Abh. Ueber d. Gesch. ankam; und andrerseits kann er jetzt die Idee (geschweige die Weltregierung) nicht mehr verwerten; denn durch sie, die sich zwischen Erscheinung und letzte Ursache, einschiebt, würde die letztere in den schaffenden Zweck verwandelt, oder es würde derselben der Zweck beigefügt werden.

238 So macht H. für die Sprachwissenschaft den consequenten Schluss: die Verschiedenheit der Sprachen folgt aus der an sich einheitlichen, unmittelbar 40 dem letzten Lebensprinzip entsprießsenden Kraft der Rede, welche aber in ihren erscheinenden Schöpfungen durch die Nationalgeister begünstigt oder

gehemmt wird (8, 22—25). So kehrt H. zu der in der Abh. Ueber d. Sprst. geltend gemachten Ansicht zurück, aber befestigt und bereichert durch Abweisung von Irrtümern und durch einen neuen objectiven Standpunkt.

Nach Hegel folgen die Stufen der Entwicklung aus dem Inhalt und der Natur der Idee selbst. Dies hat H. niemals zugestanden, und so verbannt er auch in der Abh. Ueber d. gr. F. (S. 401, 15) einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung. H. muss aber mehr oder weniger klar erkannt haben, dass die Idee leicht in falsche Teleologie führt. Darum gab er sie auf.

Und doch nicht. Er holt sie hervor gerade jetzt (§. 3), wo wir sie abgewiesen glauben. In Ausdrücken, deren Parallelismus zu denen von S. 8 Staunen erregen muss, wird auf S. 10 fast das Gegentheil behauptet. Mit ausdrücklicher Hinweisung auf die Stelle der Abh. Ueber d. Gesch. 322, 6. 7, wo die Idee als die eigentliche Macht und der eigentliche Gehalt der Geschichte ausgesprochen ist, und mit Anlehnung an sie, wird (10, 20. 21) eine Definition der Aufgabe des Sprachforschers gegeben, welche der von 8, 22—25 gegebenen klar widerspricht. Sie ist aber vorbereitet, wie auch jene, und auch die Vorbereitung ist parallel und widersprechend. Wie es 7, 20—23 heißt, dass jede Gattung in einer gewissen Anzahl von Formen Wirklichkeit und Vollendung ihrer Idee gewinnt: so scheint auch 10, 4—10 dasselbe gesagt sein zu sollen; aber wie objectiv ist dort, wie subjectiv hier der Ausdruck! *Jede Sprache ist ein Versuch* — wie wenn man sagen wollte: jede Art ist ein Versuch zur Ausfüllung des Bedürfnisses der Gattung! *Die sprachbildende Kraft ruht nicht*, bis sie das hervorgebracht, was den Forderungen entspricht — wie wenn man sagen wollte: die Gattung ruht nicht, bis sie die Arten hervorgebracht hat, welche zur Vollendung ihrer Idee genügen! — Ferner 10, 10—17 entspricht 8, 5—7. Aber wiederum wie objectiv ist diese Stelle, wie hypothetisch die spätere! — 10, 13: *ein stufenweis verschiednes Vorrücken des Princips ihrer Bildung*, und Z. 17: *Entwicklung der wirkenden Kraft* streift sogar ins Hegel'sche über. 243

Diese Wiederaufnahme der Idee hat aber in H. eine fast dogmatische Gestalt seines Denkens gefunden. In der Abh. Ueber d. Gesch. ist es die Idee, welche strebt wirklich zu werden; hier ist es das Streben des Geistes, der Idee Wirklichkeit zu gewinnen. Vgl. Einl. zu §. 1. S. 162.

Wenn sich nun auch zufällig mit Sicherheit nachweisen lässt, dass das Stück 8, 26 — 11, 20 nicht in Einem Zusammenhange mit dem bisherigen Teil des §. 3 gedacht und geschrieben ist, und zwar noch bestimmter, dass es älter, als derselbe ist, aber doch jünger als die Abh. Ueber d. gr. F.: so bleibt es doch immer rätselhaft, wie H. ein solches Stück einem andren mit ganz entgegengesetzter Tendenz anschließen konnte. Enthält es die volle Consequenz der Abh. Ueber d. Gesch., so hätte es jetzt H. verwerfen müssen.

Dass er dies nicht getan hat, beweist, dass er den Gegensatz beider Stücke nicht so scharf gedacht haben kann, wie wir ihn soeben angenommen haben. Auch davon müssen wir uns Rechenschaft geben; denn H. verstehen, heißt doch, für den Augenblick denken wie er. Wir haben entweder das erste oder das zweite Stück nicht in H.s Sinne genommen. Meine Anmerkung zu

10, 20—21 hat schon eine Ausgleichung angebahnt, die genügen könnte; ich meine aber, dass wir uns tiefer in H.s Bewusstsein versetzen können.

Die Gedanken kommen dem Menschen nicht in der logischen Vermittlung, in welcher er sie hintennach darstellt. Den Schriftsteller verstehen fordert, dass man nicht bloß nachdenke, was er in seiner Darstellung bietet, sondern auch die Weise, wie ihm der Gedanke entstanden ist, er möge darum wissen, oder nicht.

Nun meine ich: nicht um die historischen Schöpfungen des Geistes, die zunächst vereinzelt erscheinen, zusammenfassen zu können, hat H. die letzte Ursache gedacht; nicht von jenen zu dieser war sein Weg; sondern umgekehrt, weil er um seinem tiefbewegten Innern zu genügen, um eine beruhigende Weltanschauung zu gewinnen, zu einem letzten Gedanken getrieben ward, hat er von diesem aus auch eine Verknüpfung der Tatsachen versucht und mit größtmöglicher Vorsicht angestrebt.

Dabei waren folgende Mittel-Glieder wirksam. H. dachte die Kraft an sich schon (nicht erst die Idee) als strebend, um so mehr als strebend, e mehr sie gehemmt wird (9, 20). Eine strebende Kraft aber ist ohne weiteres eine Idee, welche Kraft und Ziel in sich enthält. Oder: die Kraft arbeitet; die Arbeit aber hat einen Zweck. Daher ist auch, bei allem Bemühen H.s, nicht über die Tatsache hinauszugehen, selbst in der Definition 8, 22, da er das Streben des Geistes in die Sprachentwicklung hineingetragen hat, auch die andre Definition 10, 20 enthalten, und 8, 27 bot einen sachgemäßen Uebergang. Ist nun die Idee Kraft und die Kraft wie die Idee strebend, so streben sie nach nichts andrem als danach, alles was in ihnen liegt, oder sich selbst, vollkommen zu verwirklichen; die Idee der Sprache will die Sprache verwirklichen, sich selbst vollenden; also ist sie die *Idee der Sprachvollendung*. Dies ist tautologisch: was im Worte *Idee* implicite liegt, drückt das beigesetzte *-vollendung* explicite aus. Damit ist aber auch die Totalität eines Kreises zu einer Linie der Entwicklung geworden; und die Mannichfaltigkeit der Wege, welche zusammengenommen die Idee darstellen, ist zu einer einzelnen Bahn und Stufenleiter geworden, welche immer reiner und immer weniger ausschließend, also immer weniger beschränkt einem alles umfassenden Ideal zuläuft, ohne es zu erreichen (vgl. Allgemeine Einl. Z. 167—171): während früher anerkannt war, dass der Mensch auf seinem Wege die Idee nicht nur erreichen, sondern sogar sie erhöhen, die Grenzen der Menschheit weiter stecken könne (oben S. 180, 209—212).

Dass sich die Sache in H.s Bewusstsein so verhielt, zeigt der Satz, der ursprünglich statt des eingeschobenen Stückes 8, 26—11, 20 dastand, und der natürlich gestrichen ward: *Inwiefern diese Kraft nicht eher geruht hat, bis ihr der möglichst glückliche Wurf gelungen ist, entzieht sich menschlicher Entscheidung.* Das klingt ganz anders als 7, 20—23 und bereitet 10, 8—10 hinlänglich vor.

Man sieht hier wohl, wie wichtig es sein kann, eine metaphysische Kategorie, wie hier die der Kraft, richtig und nach ihrem strengen Inhalt zu denken, ohne ihr Bestimmungen beizumischen, welche einer ganz andren Kategorie gehören. Es liegt in ihnen eine das Denken beherschende Macht,

die uns auch gegen unsern Willen leitet. — So mag auch der Ausdruck *Vollendung* irre geführt haben. Er hat bei H. zunächst freilich den ganz unverfänglichen Sinn der vollen Verwirklichung, ja eigentlich nur der vollen Einsicht in das wirkliche Wesen, des Zusammenfassens aller Momente desselben. So von der Spracherzeugung des Menschengeschlechts 39, 18; oder wenn es heißt, die Sprache sei notwendig für die *Vollendung* des Denkens (297, 6), oder, die Verbindung der äußern mit der innern Form bilde die Vollendung der Sprache (101, 24), was genau so viel heißt, wie sie vollende die Sprache. Aber schon 100, 29 kann zeigen, wie Vollendung den Sinn von Vervollkommnung erhält; und von da zur Vollkommenheit ist nur ein Schritt. So wird endlich die Idee der Sprachvollendung zur vollkommnen Darstellung der Sprachidee in irgend einer Sprache, oder zu einer der Idee nahekommenden Sprache (vgl. 180, 27 mit den andren dort angeführten Stellen).

Wie wir schon gesehen haben, dass der Mensch das empirische Ideal nicht nur erreichen, sondern sogar übertreffen, das heißt: es höher hinauf rücken kann: so bedeutet auch Vollkommenheit und Vollendung in früherer Zeit bei Humboldt etwas zu Erstrebendes und auch zu Erreichendes, obwohl das Absolute (IV. 89, 11. 13). Denn dieses ist nur die Totalität eines in sich beschlossenen Kreises entweder von Gegenständen oder von Gefühlen (IV. 90, 15). Und in diesem Sinne ist auch in unsrer Schrift 190, 12 *der wahre Vorzug* der Sprache zu verstehen als absolute Vollkommenheit und Vollendung, wie diese Worte in der Stelle IV. 89, 11 genommen wurden, und wie die Vorzüge in einzelnen Punkten in unsrer Schrift das. 11. 12. den dortigen Ausdrücken IV. 89, 10. dem Großen, Starken, Erhabenen entsprechen, welche nicht das Vollkommne bezeichnen, sondern nur einzelne lobenswerte Eigenschaften.

Solche Vollkommenheit, die Totalität eines Kreises, kann mannichfach in individueller Form erreicht werden. Diesen Gedanken hat H. gewiss niemals aufgegeben (er findet sich noch 203, 23—28), und nur sehr gelegentlich, wie 10, 8 (vielleicht nur hier) schlägt die Vollendung um in die falsche Vorstellung vom Ideal an sich.

Also teils weil H. die Kraft und die Idee sogleich als strebend dachte, teils weil er meinte, dass es hin und wieder so hohe geniale Individualitäten gebe, dass in ihnen die Idee selbst und ganz sich offenbare (Ueber d. Gesch. S. 320, 28), war er der Ansicht, dass es auch geniale Sprachen gebe, in denen die geistige Kraft einen höhern Schwung nehme, die also nur ideal sich in die Entwicklungsreihe stellen, in der man die Sprachen ordnen könne (17, 1—12. 35, 6—13). Nun wird es zwar keine Sprache geben, welche die volle Idee der Sprache verwirklicht (301, 4—8), die also an der Spitze der Sprach-Reihe das Ziel des Strebens der Idee als erreicht darzusellen vermöchte. Aber wenigstens *eine ihr nahe kommende* (35, 29. 301, 8—11) kann es geben, und gibt es auch: das ist der indogermanische Stamm, die am durchgängigsten und echtesten flectirende Sprache. Die andren Sprachen werden dann nach der Annäherung an diese, als an das empirische Ideal (Einl. zu §. 1. Z. 355 f. und oben Z. 206) beurteilt (300, 5—9, 301, 8—13).

Wer, wie ich, überzeugt ist, dass H. verdiene, verstanden zu werden, den kann die Mühe, die wir auf §. 3 der Schrift verwendet haben, nicht ge-

reuen. Ich fasse nun kurz zusammen. Die Sache liegt so: 8, 19—25 und 10, 17—23 besagen entweder dasselbe oder nicht. In ersterm Falle wäre die Frage: wozu die Wiederholung? im andren Falle: wie konnte sich H. so widersprechen? Unsre Antwort ist: H. glaubte, die letzte Stelle sei die Entwicklung der ersten, die höhere Auffassung derselben Tatsache.

Zum Schlusse dieser Darlegung nur noch folgendes. Abgesehen davon, dass die Idee H. überliefert war, begann seine selbständige Erfassung derselben, wie bei Plato, von der Kunst aus, nicht einmal von der Dichtung, sondern, auch wie bei Plato, von der einfachsten, klarsten Kunst, der Bildhauerei. Dem Künstler und Dichter ist es gegeben, die Einheit der Idee und der concreten Gestalt in einander zu verschmelzen; der Forscher aber und Philosoph, der Naturforscher sowohl wie der Geschichtschreiber, gehen vom Dualismus aus und verharren auch darin: sie suchen die Idee in doppelter Gestalt in der Abstraction und in der Erfahrung, indem sie unausgesetzt aus der Erfahrung abstrahiren und die Erfahrung an der Idee vergleichend messen. Dies ist auch H.s Methode in der Sprachbetrachtung. Dabei aber, wiederum wie Plato, wurde er schließlich so dogmatisch, dass er den Ideen sogar Realität beimaß (Einl. zu §. 1. S. 162).

---

3 5 Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daſs darin zwei ver-
10 schiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stöſst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit
15 zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in

---

5. 6. *politischen — Bildung]* der heutigen Politik, Kunst und Wissenschaft; oder: *Betrachtung der heutigen politischen ... Bildung.* Entweder *Bildung* oder *Zustand* ist pleonastisch. Auch *einander gegenseitig* 7. 8. ist pleonastisch. Vgl. 126, 7. Oben *Styl Hs.* S. 81.

7—8. *einander — Wirkungen]* ist elliptisch für: einander als Ursachen und Wirkungen bedingender Tatsachen.

8. *Man wird]* Zu dieser Stelle bis 4, 17 ist die Abh. Ueber d. Gesch. nebst meiner Einleitung S. 119 und die vorstehende Einleitung S. 170—175 zu vergleichen.

15. *weitere]* insofern die Lösung desselben die Erklärung andrer Punkte fortsetzt. Z. 27.

16. *geistige Kraft]* vgl. Einl. zu §. 1. S. 162 und vorstehende Einl. S. 181.

ihrem Wesen nicht ganz dnrchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läſst. Sie tritt mit dem vor ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem groſsen Individuum 20 einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigen- 25 thümliches Gepräge bildet, läſst sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wieder- 4 kehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluſs, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und be- 5 stimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äuſseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger

---

18. *vor]* A.; *von* B. D.

20. *in sie gelegten]* heißt nicht mehr als: in ihr liegenden. Vgl. 1, 19. 8, 23. Ueber d. Sprst. 247, 18. *Individuum]* nur ihm ist *jene geistige Kraft* (16) oder die Idee anvertraut.

22. *beginnen, auf welcher]* In *beginnen* liegt zugleich: indem sich recht wohl nachweisen ließe. Hierauf bezieht sich das entgegenstellende *Allein* 24.

25. 26. *eigenthümliches Gepräge]* vgl. 20. Im großen Individuum lebt also jene 16—18 genannte geistige Kraft. Woher und wie der große Mann sie gewonnen, woher seine Individualität erworben hat, ist unerklärbar. Dies drückt H. so aus: die Art, wie das große Individuum seine auf das Gegebene gerichtete Kraft, also seine durch das Vorliegende bedingte und unterstützte Tätigkeit, so gestaltet hat, dass sie einen ihm eigentümlichen Charakter bildet und dem Vorliegenden bei dessen Bearbeitung und völligen Umwandlung seinen eigenen Charakter aufprägt, lässt sich wohl u. s. w. oder kürzer: wie er seine Kraft so eigentümlich gestaltet hat (S. 297, 13—18, wo die Anm. noch bestimmtere Erklärung gibt; s. auch Einl. zu §. 1. S. 162), wie dieselbe entstanden ist, lässt sich u. s. w.

27. *wieder]* weist auf einen versteckten, verschwiegenen Gedanken: Der Ursprung eines Neuen aus einem Alten lässt sich wol aus der umgestaltenden Kraft, deren Gepräge jenes an sich trägt, erklären; aber diese Kraft lässt sich nicht w i e d e r von etwas andrem ableiten, wie das Neue von ihm. Vgl. Z. 15.

3. *innerlich]* 1, 14. 2, 12. Ursprünglich ist jede Regung im Menschen unmittelbare Aeußerung der Urkraft; aber nicht nur das Aeußere, auch vieles Innere (Z. 6) ist secundär, vom Primitiven bewirkt, und das Secundäre sammelt sich an. *Dies ist nun* u. s. w. Z. 10.

4—5. *wie — berührt]* sobald das Innere heraustritt.

5. *die Welt]* Vgl. 15, 7—9. 6, 14—17.

von der Arbeit der verflossenen Jahrhunderte für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, daſs er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermaſsen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äuſseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiſs, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, muſs schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird

---

1. *der — Jahrhunderte* A.; *des — Jahrhunderts* B. D.

12. *neuer — Kräfte]* Dies sind die großen Individuen 8, 20. Sie sind wiederum primitive, also *innerliche* Kräfte.

13—17.] Vgl. 17, 17—22. Einl. S. 174. *erdrücken* (15): Ueb. Gesch. 322, 8—10.

6—8.] Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 32 f. Die Menschheit macht ihre Vor- und Rückschritte zur selben Zeit nicht überall, sondern je in einem bestimmten Local.

auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur
sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwicklung bloſs beglei- 10
tet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt
zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie
als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu
betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn
auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von 15
dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniſs der Thätigkeit, sondern eine
unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Natio-
nen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene
Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe
gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch 20
immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt,
aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkun-
gen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres
Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus
sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden 25
und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.
Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten ([1]). Indem
Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache
nach dem Maſs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der 6
zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen
Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne muſste darin von dem
Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicher-

([1]) Man vergl. weiter unten §. 6. 7. 22.

---

10. 11. *begleitet. einnimmt]* Unter *begleitet* ist hier der Einfluss der Sprache auf die Entwicklung zu verstehen, unter *einnimmt* die Schöpfung derselben durch das Volk. Nachdem, heißt es Einl. zu §. 1. Z. 22 f., die Geschichte die Sprachen als *Ursachen* betrachtet hat, muss sie dieselben auch als *Wirkungen* ansehen. An diese Worte knüpft sich ein dort ausgelassener, hier mitzuteilender Satz: *Denn ihr* [der Sprachen] *Entstehen in bestimmter Eigenthümlichkeit ist entweder als eine Folge erkennbarer Ursache erklärbar* [hier unten Z. 20—23], *oder gehört zu den Erscheinungen, deren Ursprung sich nicht in irdischer Verknüpfung auffinden lässt, sondern nur in leitenden Ideen auſser derselben gesucht werden kann* [hier Z. 11—19].

11—26.] Vgl. 32, 15—21. 34, 12—19. Ueber d. Sprst. 252, 10—18.

14—20.] *Sie besitzt—gebildet haben]* ist Parenthese und erst nachträglich eingeschoben.

23—27.] *Es ist — eingetreten]* ist nachträglich eingeschaltet.

28.] Vgl. 36, 19 — 37, 2,

5 heit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuellen schaffenden Kraft ist.

---

§. 3.

10 In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiednen Wege. Völker und Indivi-15 duen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genieſsen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, daſs alles, was athmet, 20 seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daſs jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender

---

6—9.] Einerseits aber zeigen sich die Völker selbst, wie später (31, 1) gelehrt wird, in der Sprache als Individualitäten, und andrerseits fördert die Sprache, das Werk des Volkes, das Aufkommen einzelner Individuen. Vgl. Einl. Z. 188 ff.

9. *Der intellectuellen schaffenden]* A. In D fehlt das *en* von *intellectuellen;* es ist in B gestrichen — von wem? Zur Sache vgl. 5, 9—11.

13. 14. *vielmehr — Wege]* vgl. 8. 7—9. Einl. zu §. 5.

14—16.] vgl. Einl. S. 174.

14—24. 24—7, 6.] Nachdem H. ausgesprochen hat, dass er wol den Fortschritt, aber keine Teleologie anerkenne, erklärt er dies dahin, dass (14 ff.) zwar einerseits der Mensch das Schicksal aller organischen Wesen teile, wie die gütige Natur es bestimmt hat, dass er *aber* (24) andrerseits in Unterschied gegen Pflanzen und Tiere einen Keim der Gesittung in sich trage, welcher fortschreite (7, 2. 3.). Vgl. 4, 7—9.

17—19. *Dies — fort]* Dies Leben, obwohl es mit jedem Einzelnen hinstirbt, geht doch in der Gattung ungestört fort.

oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daſs ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäſsigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irreführen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läſst sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muſs man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist,

24. *Wo — auftritt]* d. h. nicht: wo auch immer; sondern: wo der *Mensch*, im Gegensatz zu den andern Geschöpfen.

7. *beiden — Punkten]* in dem vegetativen Leben der *Völker* 6, 14—26. und in den *Wanderungen* 6, 26 — 7, 2. Vgl. Einl. zu §. 5.

8 ff. *Planmäſsigkeit]* zeigt sich wohl im mechanischen Teil der Geschichte, aber nicht im idealen, was in Widerspruch mit der Abh. Ueber d. Gesch. steht. Vgl. Einl. S. 182.

18. *schaffenden Natur]* des lebendigen zeugenden Alls, also der Natur und des Geistes zusammengenommen. Vgl. Z. 27.

21. *Formen]* Individuen; denn jedes Ind. hat seine Form, um die allein es uns zu tun ist; denn als Form trägt es die Idee.

und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andre Formen giebt? es sind nun einmal nicht andre vorhanden, — würde die einzige naturgemäſse Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muſs man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursache zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äuſseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen gröſserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die

---

23. *ihrer]* der Gattung. *Vollendung]* vollen Verwirklichung.

30—7. *ein inneres — dastehen]* H[1] f°. 27: *Denn aufzusuchen, wie das Besondre in seinem geschichtlichen Daseyn ein durch die Idee gegebenes Ganzes bildet, ist der Zweck jeder historisch-philosophischen, vorzüglich aber der Sprachuntersuchung.* Dazu muss sie, wie es vorher hieß, *überall darauf sehen, ob und wie die Eigenthümlichkeiten jeder von diesen Sprachgestaltungen sich unter einen Begriff fassen lassen.* H[1] f°. 83: *Es ist überall in der Menschheit so, daſs sich aus Erscheinungen, die durch die bloſse Fruchtbarkeit zeugender Kräfte, wie zufällig, ins Dasein treten, sich ein Ganzes aufbaut, aus dem nachher dem beobachtenden Geiste die Einheit einer Idee entgegenstrahlt.*

18. *sichtbarer durch Ursach]* sichtbarer, nämlich durch Ursach u. s. w.

Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läſst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch, als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daſs dieser Zweck in minderem oder höherem Grade erreicht werden kann, ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureiſsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der ge-

---

22—25.] Vgl. 7, 20—23. Was für die Naturwissenschaft *Gattung* oder *Familie* heiſst, wird hier für den Geist *Hauptwirksamkeit* genannt. *Ihre Verschiedenheit* bedeutet die Anzahl von individuellen Sprachen, welche der schaffende Geist hervorgebracht hat, und in denen sich das ausspricht, was durch die Kraft der Rede zur Wirklichkeit gediehen ist. Wie die Gattung an verschiedenen Orten je nach den günstigen oder ungünstigen localen Bedingungen schöne und vollkommnere oder hässliche und verkümmerte Arten und Individuen hervorbringt: so wird die allgemeine Kraft der Rede von den Nationalgeistern bald begünstigt, bald gehemmt. So kann man in den Individuen und Arten ein Streben der Gattung, in den Dialekten und Sprachen ein Streben der Kraft der Rede erkennen, in die Wirklichkeit hervorzubrechen.

26—11, 20.] *Denn — unterscheiden]* Dieses Stück war speciell für die Einleitung in die Betrachtung des Malayischen Sprachstammes bestimmt und ward hier eingeschaltet.

28. *minderem]* A., *niedrigerem* D. In B. stand *niederem*, wohinein von H. *rig* eingeschoben ist.

2 : 8] *Stärke: schaffende Stärke, Fülle: Geschäftigkeit.*

7. *Merkmal]* s. 95, 24. Vgl. auch 20, 14—20.

3. *Geisteskraft]* nationellen Geisteskraft. *besonderen Angemessenheit]* vgl. 71. 3—7.

schichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Kei-
15 men fernerer Entwicklung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein,
20 auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Miſsverständniſs geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht. Daſs nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Spra-
25 chen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursache geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniſs der Menschheit, nicht bloſs ein äuſserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur
30 selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur
10 Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun,
5 jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läſst sich wohl annehmen, daſs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden
10 Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiednes Vorrücken des Princips ihrer

---

13. *Mitte]* vgl. 29, 6—16.

27. *inneres Bedürfniſs]* aus der Urkraft stammend 4, 8. Vgl. auch Einl. Z. 70—76.

10. *am meisten und am vollständigsten]* Dieser Ausdruck passt nur zu *einzeln* (Z. 8); zu *im Ganzen* (9) hätte gepasst *vollständig*.

Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so mufs dieser Zusammenhang äufserlich nicht verbundener Erscheinungen 15 in einer allgemeinen inneren Ursache liegen, welche nur die Entwicklung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung 20 Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung (1). Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es 25 kann und mufs dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läfst. Es 11 könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Or- 5

(1) Man vergleiche meine Abhandlung Ueber d. Gesch. in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820—1821. S. 322 [oben S. 143, 5—7].

14—17] Vgl. 8, 5—7. 9, 26. 27. *Ursache, welche* allein die die Entwicklung bewirkende *Kraft sein kann.*

17—19. *Die Sprache — tritt]* Vgl. 8, 19—21. 91, 15—18.

20. *darin]* in jenem *Zusammenhang* Z. 15. 4—14.

20—21. *der Idee der Sprachvollendung — gewinnen]* der Idee der Sprache volles, ihren Gehalt erschöpfendes Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Z. 6—10. Vgl. Einl. S. 184; ferner 8, 21—25. mit meiner Anmerkung. An eine vollendete Sprache, ein Ideal von Sprache, darf hier nicht gedacht werden. H. leugnet ja, dass die Wirklichkeit ein Ideal bieten könne. Ideale kann nur die Kunst schaffen. Wenn der Ausdruck einzeln (Z. 8) wol auf ein Sprach-Ideal hindeutet, so ist eben zu beachten, dass das Ideal in dem Maße wie dort gefordert wird (Z. 10) in der echten Flexion erfüllt ist. Vgl. namentlich 160, 27. Nichts andres als dies ist auch 11, 1 unter *Vollendung ihrer Bildung* zu verstehen; und darauf weist 11, 5 der *gelungenste Sprachbau,* dessen Begriff fern ist von einem Ideal-Individuum. Vgl. 11, 7—8. 163, 27. In der Abh. Ueber d. gr. F. 270, 26: *Die untersten Stufen der Sprachvollendung.* Ferner aber muss ja nach H. zu jedem Ideal einer Gattung eine Mehrheit von Idealen derselben Gattung hinzugedacht werden, um die Totalität eines geschlossenen Kreises zu gewinnen. Vgl. Ueber d. Sprst. 268, 1. und weiter unten 39, 15—18. und besonders unsere Einl. zu §§. 2. 3. 27.] Vgl. S. 327 ff.

1—5.] Dies muss, um nicht in Teleologie zu geraten (8, 7) nach Z. 20. 21. Anm. und 7, 20—25 verstanden werden, oder nach 17, 5—16.

ganismus dieser Sprachen müfste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in andren der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in
10 solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganze, um dadurch wirkliche Wort-
15 einheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemefsenen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache blofs an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu
20 unterscheiden. In dieser Betrachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Ent-
25 wicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äufseres, gegen den Menschen selbst Gewalt ausübendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraus-

---

7—8. *Strebens — erkennbar]* *Jede* Sprache strebt nach Vollendung, d. h. nach Erfüllung aller an die Sprache zu stellenden Forderungen. Einige aber zeigen dies Streben deutlicher, weil sie einen glücklichern Weg eingeschlagen haben, und sie bilden eine *Reihe,* wie das Alt- und Neu-Chinesische, Barmanische, Mexikanische, endlich die Flexionssprachen. (Einl. S. 177.) Erkennbar aber bleibt dieses Streben immer, selbst wo es mislungen ist (9, 16—20). Dagegen aber ist zu vergleichen 17, 5—12.

10—19.] Alle hier angeführten Punkte werden von §. 10 an ins einzelne verfolgt. Es sind aber nur die Punkte, die auch in der Abh. Ueber d. gr. F. beachtet sind, wogegen der §. 11 unsrer Schrift noch gar nicht berücksichtigt ist, weil das eingeschobene Stück jünger als diese Abh. aber älter als der §. 11 ist.

21—23. *Veränderungen — Urformen]* Nur von den letzteren, nicht von den ersteren ist hier die Rede. Ueber die Unterscheidung selbst vgl. Ueber d. Sprst. §. 2. Die Veränderungen (das. 243, 9) sind aber von der Ausbildung (das. 1) wohl zu unterscheiden. Von letzterer ist in unsrer Schrift allerdings §. 20 die Rede.

28. *ausübendes]* A., übendes D. Vgl. 131, 8. 281, 12.

setzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geistes- 30
kraft, nicht mehr denken läſst, wenn auch nicht, was noch wahr- 12
scheinlicher ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine
bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Men-
schen, angewiesen war.

---

§. 4.

Einwirkung ausserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung.

Einleitung des Herausgebers.

Bevor ich zu §. 4 übergehe, muss ich ein Stück hier mitteilen, das in A zwischen §. 3 und §. 4 steht, als besonderer Paragraph bezeichnet ist, aber gänzlich ausgestrichen. Warum ausgestrichen? das weiß ich nicht. Ich muss es aber hierher setzen, weil es für die folgenden §§. 4—6 Licht gibt. Wer heute von §. 3 sogleich zu §. 7 überginge, würde keine Lücke merken. Jenes Stück begründet die Einfügung jener drei Paragraphen. Es hat aber auch eine selbständige Ueberschrift, unter der ich es nun hier vollständig folgen lasse:

Aufstellung drei vorläufiger Fragen.

Ich habe hier, um den Kreis von Ideen, nach welchen ich die Sprachen 1
und die Völkervertheilung des Menschengeschlechts beurtheilen zu müssen glaube,
im Allgemeinen zu bezeichnen, die geistige Entwicklung der Menschheit in ihren
Anfängen und in ihrer heutigen Gestalt berühren müssen. Was ich aber
eigentlich hier näher auszuführen wünsche, fordert bei weitem keine solche 5
Ausdehnung. Es führt vielmehr, und zwar allein vermittelst der Durch-
forschung des Baues der Sprachen selbst, als des einzigen noch geschichtlich bis
dahin gebahnten Weges, nur auf den ganz engen Kreis, wo die Sprachen als
der wesentlichste Theil der geistigen Wirksamkeit der Völker erscheinen, in die
Anfangs- oder eigentlicher die Vorperiode aller Litteratur. Denn in diesem 10
Kreise liegen alle Thatsachen und Ideen, durch welche sich die Sprache über-

---

2—4. *dem Hervorbrechen — angewiesen war]* Ueber d. Sprst. 261, 4—7.

8—10. *die Sprachen — Litteratur]* Dies bezieht sich auf 5, 9—11 und 5, 28—6, 9. 11, 30—12, 4.

10—15. *Denn — läſst]* Dieser Satz, der auf das genaueste mit dem Vorstehenden zusammenhängt und auch auf §. 1 passend zurückgreift, also auch auf alles Folgende der ganzen Schrift hinweist, war gestrichen und durch folgenden am Rande ersetzt: *Denn nur in der in jeder Sprache zu entdeckenden ursprünglichsten Form kann ihr Zusammenhang*

haupt als ein Ausflufs der menschlichen Geisteskraft, ihre verschiedenartige Form als in Verbindung mit der Individualität dieser, mithin die Geisteskraft selbst als Grundlage der Sprachverschiedenheit, und die Vereinigung beider als
15 *Grundlage aller weiteren geistigen Entwicklungen der Menschheit vorstellen läfst.*

Ehe ich aber, um das so vorgesteckte Ziel so weit zu erreichen, als es meine Kräfte und meine in der Richtung dieser Ideen über Sprachen, die von einem sehr contrastirenden Culturzustande zeugen, verbreiteten Studien gestatten, in die nähere Erörterung des Sprachbaues selbst eingehe, bieten sich der Unter-
20 *suchung folgende drei vorläufige Fragen dar:*

1. *in welchem Begriff und Umfange wird hier der Ausdruck menschliche Geisteskraft genommen?*
2. *inwiefern kann diese geistige Kraft zugleich in Individuen und Völkermassen, und wie abgesondert in jedem von beiden wirksam sein?*
3. *inwiefern ist sie als oberstes Erklärungsprincip der Sprachen und als Bestimmungsgrund der besonderen Form derselben anzusehen?* (25)

Dieser Paragraph bereitet auf das schönste die Untersuchung der folgenden §§. 4—6 vor; und der Anfang des §. 7 (36, 13—37, 2) knüpft nicht nur an den Schluß von §. 6 an, sondern auch an unser Stück Z. 8—13. Demgemäß könnte man nun auch die Ueberschrift zu §. 4 in ihrer alten Vollständigkeit herstellen:

Beleuchtung der ersten Frage:

Einwirkung ausserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung.

Da indessen H. nicht nur jenes Stück gestrichen hat, sondern auch die dort aufgestellte Disposition nicht inne hält und namentlich die dritte Frage gar nicht besonders erörtert, sondern mit den beiden ersten zusammen behandelt: so können auch wir jetzt jener Disposition nicht mehr genau folgen.

Nachdem H. das Genie und die ruhige Fortentwicklung, den zeugenden und den vegetirenden Geist, als die beiden Formen des geschichtlichen Werdens (oder nach der Sprache der Abh. über d. Gesch.: die Idee und die mechanischen Kräfte) dargelegt hat, kommt er in unserm §. 4 zur nähern Betrachtung des ersteren.

Auffallend ist zunächst, dass H. es so sorgsam gemieden hat, das was er meinte, das Genie, beim üblichen Namen zu nennen. Dieser Name kommt in §§. 2. 3 gar nicht und selbst in §. 4 nur gelegentlich vor, sodass er fast überrascht (13, 23. 17, 21). Es lassen sich manche Gründe vermuten, die H. dazu veranlasst haben können: der bedeutendste wird wol der sein, dass der übliche Sinn des Wortes Genie die Meinung H.s zu wenig deckt, zu eng ist. Vergessen wir nicht, dass H. dieser ganzen Schrift (wie auch der Abh. Ueber d. Gesch.) hätte den Titel geben können: Ueber das Genie. Denn Genie ist

---

mit der Geisteskraft der Nation wahrhaft sichtbar werden, wodurch der Standpunkt der Betrachtung niedriger gewählt wird, aber empirisch haltbarer und in Uebereinstimmung mit 38, 7—9. Für den Text habe ich die ursprüngliche Fassung vorgezogen.

ja, was er in den ersten Zeilen unsrer Schrift *Erzeugung menschlicher Geisteskraft* nennt. Genauer also ist das Thema derselben: das Genie in der Sprache in Zusammenhang mit dem Genie in den Völkern und beider mit dem Genie in der Geschichte.

Aber auch das ist beachtenswert, wie das Genie auch kurzweg die *geistige Kraft* (3, 16), die *schöpferische Kraft* (20, 14. 13, 25), oder auch *die Kraft* schlechthin (4, 15. 7, 29. 12, 17. 14, 25. 15, 5. 19, 16. 20. ff. 17, 5) genannt wird, der die *Masse* des geistigen Lebens, die *Welt*, der *Stoff* (4, 5. 14. 20. 14, 11) gegenübersteht. Es ist dem Sinne nach ganz dasselbe, wenn es (7, 13) *Erscheinung der geistigen Kraft* heißt. Ferner: *die schaffende Natur* (7, 18. vgl. 14, 22). Die Sprache heißt auch nicht bloß eine *idealische Form* oder eine *Idee*, sondern *Kraft der Rede*, *sprachbildende Kraft* (8, 23. 10, 8), *die auf die Sprache wirkende Geisteskraft* (9, 2), *Hauptwirksamkeit der menschlichen Geisteskraft* (8, 20. 10,18).

So ist die Kategorie der Kraft von grosser Bedeutung in H.s Gedankenkreise. Selbst das *Lebensprincip* 8, 5 ist doch eine Kraft. Ueber das Wesen dieser Kategorie, wie über ihr Verhältnis zur Erscheinung, zu Ursach und Wirkung hat sich H. nirgends geäußert. Es scheint, als würde es nach H. eine Herabsetzung der Bedeutung der Kraft sein, wenn man dieselbe eine Ursache nennen wollte. Die Kraft greift ein in das Getriebe der Ursachen. Wie Idee und Kraft bei ihm zusammenfallen (Einl. zu §. 1. S. 159 f.), so kann es, wie nur Eine Idee, auch nur Eine Kraft geben, die letzte Ursache aller Ursachen. H. meidet den Ausdruck Gott. Wir erfassen freilich die eine Kraft nur als Kräfte, das Unendliche nur in der Erscheinung.

Wenn alles dies nur als eine mögliche Ansicht, die H. gehabt haben kann, erschlossen ist: so lohnt es sich wohl, uns in seiner Umgebung umzusehen, ob sie sich dort nachweisen lässt. Nun ist die Kategorie der Kraft von gleich großer Bedeutung wie bei H., meines Wissens, noch bei Herder und namentlich bei Forster, mit dem H. so eng verbunden war. Es war dies ein außer-kantischer Gedankenkreis, den er in seine kantische Ansicht hineinzog oder mit hinübernahm.

Es wird darum nicht unpassend scheinen, wenn ich von beiden genannten Männern, die beide schwerlich ohne Einfluß auf H. geblieben sein können, einiges mitteile.

Herder sagt (Sämmtl. WW. Tübingen 1808. Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. 1778), *Bewufstsein* sei die innigste und 27 einzige Kraft der Seele, *aus Vielem, das uns zuströmt, ein lichtes Eins zu machen, und eine Art Rückwirkung, die am hellsten fühlt, dass sie Eins, ein Selbst, ist* (S. 42). Ausdrücklich wird S. 44 die Mehrheit der Kräfte der Seele abge- 30 wiesen, da alles was nicht Bewusstsein und Selbsttätigkeit ist, *nur zu dem Meere zuströmender Sinnlichkeit, das sie regt, das ihr Materialien liefert, nicht aber zu ihr selbst gehört.* Wie nun jeder Sinn seinen Reiz, sein Medium hat, so hat auch jene *innere Elasticität* ihren Helfer, ihren Stab, ihr Medium, wodurch sie geweckt, und ihre Wirkung geleitet wird. Das *Medium unsres* 35 *Selbstgefühls und geistigen Bewufstseins ist Sprache.* Sie kommt unsrem innern Bewusstsein zu Hülfe, wie das Licht dem Auge, der Schall dem Ohre.

37 Ferner sagt er (Gott 1787 · in dems. Bde. S. 154): *Nicht durch Raum und Zeit allein, als durch blofs äufsere Mafse der Dinge ist die Welt verbunden; sie ists durch ihr eigentliches Wesen, durch das Principium ihrer*
40 *Existenz selbst, da allenthalben in ihr und zwar im innigsten Zusammenhange nur organische Kräfte wirken. In der Welt, die wir kennen, steht die Denkkraft oben an. Ihr folgen Millionen andre Empfindungs- und Wirkungskräfte, und Er, der Selbständige, er ist im höchsten einzigen Verstande des Wortes Kraft, d. i. die Urkraft aller Kräfte, Organ aller Organe. Ohn'*
45 *ihn ist keines derselben · denkbar, ohn' ihn wirkt keine der Kräfte und alle im innigsten Zusammenhange drucken in jeder Beschränkung, Form und Erscheinung Ihn aus, den Selbstständigen, die Ur- und Allkraft, durch welche auch sie bestehen und wirken.* H. dürfte ebenso gedacht haben (8, 1—7), aber teils kantisch, teils spinozistischer: denn nach ihm sind die Kräfte nicht durch die eine Kraft, sondern sie selbst Modificationen derselben. — Weiter sagt Herder (S. 210): *Der reelle Begriff, in welchem alle Kräfte nicht nur gegründet sind,*
50 *sondern den sie auch allesammt nicht erschöpfen, ist Wirklichkeit, Realität, thätiges Dasein.* — Endlich führe ich noch an (Das. 232): *Wir wissen nicht, was Kraft ist, noch wie sie wirke? Wir sehen ihre Wirkung nur als Zuschauer, und bilden uns daher analogische Urtheile.*

Ich gehe zu Forster über (G. Forsters Schriften IV. *Ein Blick in das*
55 *Ganze der Natur* S. 311 ff.) *Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkungen in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich grofse körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht.*
60 *Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.*

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstofsen, Wärme und
65 *Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein Gott hat sich dieser beiden Endpunkte der Macht nicht entäufsert. Erschaffen und vernichten sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaffene umgestalten, auflösen und wieder*
70 *einkleiden: so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes und als Bewahrerin seiner unwandelbaren Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Grenzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen und trägt das Siegel des Höchsten als ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unwandelbare*
75 *Urbild von dem was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmalen ein für alle Mal ausgedrückt sind: ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird.* — S. 318. *Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild.* — H. nennt dieses Urbild die *Idee*, den *Charakter* der Gattung; und wie nach ihm die
80 Idee eine Kraft ist, so sagt auch Forster: (S. 319): *Die Gattung ist ein*

Ganzes, ein Eins, eine immer währende, der Natur an Alter und Dauer gleiche Kraft. — Endlich noch S. 323: *Das wirkende Princip im Menschen, in allen organischen Körpern, die Lebenskraft.* 83

Soll zu Herder und dem viel zu wenig gewürdigten Forster noch ein Dritter genannt werden, so sei es kein andrer, als der Göthe'sche Faust, der im Anfang die Kraft und dann die Tat setzt (vgl. oben Z. 51).

Dies ist die vorkantische Denkweise, welche durch Kant nicht vernichtet werden konnte und auch von H., nur nicht in so dogmatischer Form, beibehalten ward.

An die Betrachtung des Wesens des Genies knüpft nun H. eine andre, die wohl einen besondren Paragraph zu bilden verdient hätte, da sie ja auch ihre besondere Ueberschrift tragen konnte. Sie soll die rechte Würdigung des Genies sichern, und die Ueberschätzung der Cultur und Civilisation abweisen, namentlich in Rücksicht auf Sprache. Das Wesentlichste aber ist dies, dass zu jenen beiden und über sie ein Drittes gestellt wird: Bildung. H. sagt es nicht, aber es folgt aus seiner Darlegung, dass die beiden ersteren Sache des Volkes als eines Ganzen sind, das Dritte aber ist Sache der Individualität, und im höchsten Sinne des vollen Genies.

Dies geht klar hervor aus Abh. Ueber d. Gesch. 314, 15—31. wo gelehrt wird, dass das Individuum das einzig *Lebendige* in der Geschichte ist; Cultur und Civilisation aber sind lebloser Stoff und tote Einrichtung, welche das Geistige, dem sie entstammen, verloren haben, insofern nicht der Geist, und das heisst doch, das Individuum, und zwar das gebildete, sie wieder belebt durch sein eignes Denken.

Deutlicher als hier hat sich H. schon in der Schrift über Herm. u. Dor. (IV, 250 f.) geäussert: *Die blofse Cultur ist nichts Selbstständiges, eine blofse unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Kraft, ein blofser Besitz;* 85 *nichts Lebendiges, ein todter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden mufs. Sie geht aber auch noch darauf aus, Selbstständigkeit, Kraft und Leben überall zu tödten, wo sie es findet. In dem Augenblick also, da der Mensch Cultur sucht, mufs er ihr auch entgegenarbeiten; in dem Augenblick, da er, das Gebiet der blofsen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt,* 90 *beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streits durch nachfolgende Harmonie wäre es thöricht, sich überhaupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lebendige Kraft mufs also durch die Cultur sich bereichern, dagegen aber ihrer unbestimmten* 95 *Tauglichkeit ein bestimmtes Ziel geben, und das Todte nach und nach in Leben verwandeln. Nur so wird der cultivirte (blofs bearbeitete) Mensch von dem blofs natürlichen zum gebildeten.*

Alle Cultur nemlich ist ein Werk des abgesondert wirkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung desselben, die Dinge um uns her eben so wohl 100 *ihren Einflufs auf unsre Empfindungen aus, erregen eben so wohl unsre Neigungen und Leidenschaften. Aus beiden aber entstehen unsre Gesinnungen.*

---

84. *Cultur]* schliesst in diesem Zusammenhange die Civilisation mit ein.

Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der blofse Verstand gar keinen bedeutenden Einflufs gehabt hat; die reine Natur hat allein auf
105 *den reinen Menschen eingewirkt. Wir empfinden und begehren eben so gut, als nachher; aber das, was auf uns ein-, und was aus uns zurückwirkt, und die Art, wie dies geschieht, ist uns einzeln nicht klar und verständlich. Dies ist die Periode der blofsen Natur.*

Unser Verstand entwickelt sich, eine tiefere Einsicht beginnt, wir unter-
10 *scheiden uns deutlicher von dem Objecte, und ein Object von dem andern. Wir verstehen besser, was mit uns vorgeht, aber wir lassen auch unsern Empfindungen weniger natürliche Freiheit, und so lange also unsre Cultur noch unvollständig und einseitig ist, verderben und verdrehen wir unser gesundes und gerades Gefühl. Dies ist die Periode der blofsen Cultur.*

15 *Unsre Einsicht erweitert sich, wir geben uns, besser über uns selbst belehrt, unsre natürliche Freiheit wieder, kehren von den Verirrungen, zu denen uns eine einseitige Cultur verführt hatte, auf die Spur der Natur zurück; wir werden nun wieder zu eben dem, was wir waren, ehe wir ausgingen; aber wir selbst und die Welt sind uns nun verständlich und klar, und dies bessere und*
20 *vollere Verstehen hat zugleich unserm Gefühl und unsern Neigungen eine andre Gestalt mitgetheilt: sie sind verfeinert worden, ohne eigentlich in ihrem Wesen verändert zu werden. Dies ist die Periode der vollendeten Bildung.*)*

Hier wird freilich nicht gesagt, welche andre Gestalt es ist, die unsrem Gefühl und unsren Neigungen mitgeteilt werden soll. Wir können aber wohl die Worte 22, 1—3 jetzt so erklären: die Sinnesart, welche durch eine bessere und vollere Cultur erzeugt, unser Gefühl und unser Wollen in Harmonie beherscht. — Nach dem, was H. sonst vielfach bemerkt, könnten wir sagen: Bildung sei Darstellung des Charakters der Menschheit in seinem individuellen Dasein. Nehmen wir nun noch 31, 22—32, 3 hinzu, so wird klar, dass Bildung, jene Harmonie aller Tätigkeitsformen des Individuums, auf der Anspannung der geistigen Kraft beruht, welche unmittelbar mit dem unendlichen Geiste zusammenhängt, dass sie die Genialität nicht in irgend einer einzelnen Richtung, sondern in der Humanität selbst ist, dass sie also das Ziel und den Endzweck der ganzen geistigen Oekonomie (30, 21) bildet.

---

*) Die Charakterisirung der drei Perioden trägt einen Schelling-Hegelschen Charakter. Der unmittelbare Begriff des Charakters setzt sich vermittelst des Durchgangs durch den Gegensatz zum vermittelten und gesetzten Begriff. Das An-sich kommt zum Für-sich-Sein. Doch war es sicherlich nur die Sache, welche hier H. zu dieser Dialektik führte, zu der er sich sonst nirgends bekennt. Wie wenig H. die Trilogie des Begriffs liebt, die sich doch schon bei Kant findet, scheint mir besonders daraus klar hervorzugehen, dass er (IV. 173) die Tragödie im Gegensatz zum Epos und als Gattung der lyrischen Poesie fasst, ohne daran zu denken, dieselbe als Einheit von Epos und Lyrik zu nehmen. Ja ganz ausdrücklich spricht er sich gegen die Trilogie für die Dichotomie VI. 589 aus: *Auch wo sich die Begriffe drei- und mehrfach theilen, entspringt das dritte Glied aus einer ursprünglichen Dichotomie, oder wird im Denken gern auf die Grundlage einer solchen zurückgebracht.* So hat er auch gewiss die Wechselwirkung nicht mit Kant als Drittes zu den beiden Relations-Kategorien *Substanz und Accidenz* und *Ursache und Wirkung* ansehen wollen, sondern hat sie, wie er ihrer aufs häufigste gedenkt und, wo ihrer gedacht werden kann, nie vergisst, auf die Dualität der Kräfte zurückgeführt.

Im Vorstehenden ist ein Punkt noch nicht betrachtet worden, den H. schon in diesem §. 4 hervorhebt, nämlich das Verhältnis der Individualität zum allgemein menschlichen Geiste (14, 18—15, 4). Er geht aber hier noch nicht weiter auf denselben ein, sondern bricht 15, 4 ab und kommt erst in §. 5 (24, 11—26, 15) darauf zurück. So wollen auch wir erst in der Einl. zu §. 5 denselben erledigen.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Welt- 5 12
begebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimnissvollen Entwicklungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff 10
menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daſs ihre Werke nicht bloſs Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich 15
tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloſs zufällig 20
Neues ergriffen oder bloſs an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Ägyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Ver-

---

5—6. *Die . . . schaffende]* In A. hieß es ursprünglich: *Die Kraft, von welcher ich hier rede, ist das waltende und schaffende Princip.*

8. *oben]* vgl. 3, 5 ff.

11.] A.: *den Begriff der Menschheit erweiternde Individualität.*

15. 16. *sondern zugleich — erzeugt]* vgl. 1, 16. 17. Einl. zu §§. 2. 3. Z. 55.

16. 17. *Leben]* vgl. 8, 5. Einl. zu §§. 2. 3. Z. 108 ff.

18. *Einheit]* vgl. Einl. zu §§. 2. 3. Z. 64.

19. *schöpferisch]* vgl. das. Z. 2—13. 38. 40. *als ihr] als ihre ihr?*

20. *unerklärliche]* das. Z. 56 f. *nicht bloſs zufällig]* das. Z. 75 f.

21. *an — angeknüpft]* das. Z. 42.

23. *aus dem organischen — aufzubauen]* Ueber d. Gesch. 310, 22 ff. 311, 2 Aber nicht bloß die ägyptische Kunst, sondern auch die Hieroglyphenschrift als Schrift war eine geniale

hältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken
25 das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei
sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und
das classische Alterthum einen verschiednen Charakter an sich, und
in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise
13 und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig
gewordenen Europäischen Abendland entwickelte, der hauptsäch-
5 lichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen
nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da
vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange
gehemmt, nicht wieder grofses Neues zu gestalten, wie wir es an
der Griechischen Sprache und so vielen Überresten Griechischer
10 Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barbarei
gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird
dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht
ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen, und ihm ein neu
15 begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch
knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen
20 Schwung verleiht, lässt sich durch scharfsinnige und sorgfältige
Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende
Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das

---

Schöpfung, *nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Uebergang in ein ganz neues System* (VI, 444. 450. 553.). So hatte H. trotz der damals (1822—24) höchst unvollkommnen Kenntnis der ägyptischen Schrift dennoch eine im Grunde richtige Ansicht von derselben.

25—29.] Wie dieser Satz zu verstehen ist, weiß ich nicht. Die Inder wie die Griechen hält H. sonst für genial. Ein andres Beispiel ist Aristoteles 234, 11—13.

10. *ohne seine Schuld]* vgl. 6 *durch widrige Umstände erstickt.*

16—22.] vgl. Ueber d. Gesch. 319, 20—23.

Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie 25 eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, daſs in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus, und bleibt 30 nicht bei bloſs sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völker- 14 horden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Überlieferungen und Märchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines 5 Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgieſst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die 10 Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von auſsen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefaſst und in der Unterordnung 15 verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muſs man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht 20 hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen,

---

27. *Stoff]* 3, 18—20. vgl. Ueber d. Gesch. 322, 15. Einl. zu §§. 2. 3. S. 174.

11. *Masse]* des Vorhandenen; der gegebene Stoff 4, 14. 20. 13, 18. 28.

14. *jedes]* das Innere, die Geisteskraft, und das Aeuſsere, der Stoff.

18—30.] Zu dieser Stelle vgl. 30, 8—18. 53, 13—16. Einl. zu §. 1 Z. 187 ff. Insbesondre, 22. *Bahn*: 30, 12. 214. 29. Ueber d. Sprst. S. 259, 27. u. Allg. Einl. Z. 171. Einl. zu §. 1. Z. 175. — 21. *Beschränkung* = *Modification* 53, 16. Zu 26—30 vgl. Einl. zu §. 2. 3. S. 177 und zu Z. 21—24. vgl. das. S. 178, 167—179.

da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und
daher ausschliefsendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch
25 durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die
Ausschliefsung kann dennoch dergestalt von einem Princip der To-
talität geleitet werden, dafs mehrere solche Eigenthümlichkeiten
sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren
innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freund-
30 schaft, Liebe oder grofsartigem dem Wohl des Vaterlandes und der
15 Menschheit gewidmeten Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung
weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität
dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren To-
talität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf
5 aufmerksam zu machen, dafs die Kraft, die den Menschen eigent-
lich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines
Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der
Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn ge-
wissermafsen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschen-
10 geschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre viel-
fältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten
offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche
neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen
Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft
20 und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten
ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht blofs auf die Denk- und
Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der

---

1. *gewidmeten]* A., *-em* D. H. declinirt häufig das eingeordnete Adj. schwach.

5—6. *die Kraft — macht]* vgl. 4, 5. *das Innerliche*, das. 12. *innerliche Kräfte*, 3, 16. *die geistige Kraft*, 7, 18. 20. *die schaffende Natur*.

5—12. *dass die Kraft — offenbart]* d. h. dass der menschliche Geist im Fortgang der Geschichte zuweilen, in einzelnen Erscheinungen, sich derartig offenbart, dass er Gestaltungen hervorruft, durch welche er seinen eigenen Begriff erweitert. Das erste *in* Z. 7 ist causal = durch, das zweite ist gewissermaßen local, bezeichnet den Umfang, das dritte *in* Z. 10. ist instrumental, *ihre* = der Kraft, das vierte *in* Z. 11. ist modal.

7. *Berührung mit der Welt]* vgl. 4, 5.

8. *vegetativen]* vgl. 6, 15.

9. *mechanisch]* Abh. Ueber d. Gesch. 315, 32. 11.] Vgl. 1, 6.

Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die 20 ganze zurückkehrt; und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äufseren, mufs wahrnehmen lassen, dafs sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Ge- 25 rade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilung äufserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und 30 regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten 16 berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther giefsen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schoofse herauf. 5 Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umrifs immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die 10 feine, oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen, als die der blofs intellectuellen Fortschritte, da sie grofsentheils auf den geheimnifsvollen Einflüssen 15

---

27. *am würdigsten]* zur vollsten Würde.

29. *Mittheilung]* A, *-en* D.

1—4. *Die u. s. w.] kraftvollsten: Stärke; am leisesten berührbaren: Zartheit; eindringendsten: Tiefe; in sich lebenden: Innerlichkeit. Leise berührbar*, d. h. die auf leise Berührung schon reagiren. Die *eindringendsten* in die Objecte.

2. *und die]* B D; *und* A.

6—10. *Der Charakter — Gestalt]* Hier spricht der ästhetische Ethiker. Der Charakter ist der Künstler, der aus der Person ein reales, ethisches Kunstwerk schafft, indem er ihren Kräften Ebenmaß und Form gibt, welche er aus der Idee der Menschheit ableitet.

15—17. *da — zusammenhängt]* diese Begründung kommt unerwartet, da man meinen

beruhen, durch welche eine Generation mit der andren zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäufserung setzen mufs. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäufserung hervorgehen, und hat insofern immer einen verborgenen, und weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, dafs sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Überzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn 17 es folgt nun von selbst, dafs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es liefse sich wohl hier ein allmählicher Fortgang von dem einen zum andren denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedankens mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiednen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmählicher Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volks-

---

sollte, die Charakterbildung sei die persönliche Tat und nicht angeboren. Wir werden aber später noch sehen, welches Gewicht H. auf die Abstammung legt.

22. 23. *innere Kraftäufserung]* Aeußerung der absoluten Urkraft.

1—12.] Vgl. 35, 6—18.

11. *ihm]* geht auf *Punkt*. A ursprünglich *ihnen;* H. hat dafür eigenhändig *ihm* gesetzt.

12. *verschiednen]* Dieses Epitheton scheint verstellt: das verschiedne von innen heraus schaffende Princip ihres Organismus.

stämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprach- 15
entwicklung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung
betrachten. Durch die Verabsäumung der hier aufgestellten sorg-
fältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht
vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der
menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der 20
Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in
einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiednen Zustände der
menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Ci-
vilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durch- 25
aus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird,
welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vor-
stellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets
ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied 30
gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte 18
zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation
und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere
Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in be-
deutendem Grade, aber darum änderte die einheimische Sprache 5
nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens we-
niger angemeſsne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich
edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch
Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde
Mittheilung civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch, son- 10

---

16. *ideal]* bildet keinen ausschließenden Gegensatz zu geschichtlich, sondern bedeutet geschichtlich im höchsten Sinne, wahrhaft real, nur dass diese eigentlichste Realität nicht in der Erfahrung nachzuweisen, also bloß im Gedanken zu erfassen ist. Also ist ideal ganz nach 8, 4—6. zu verstehen. Anders Einl. zu §. 5. Z. 7—28.

17—22.] vgl. 4, 13—17. 22. *Momenten]* = Richtungen, Gebieten.

25. *Civilisation und Cultur]* sind 4, 7—8. 6, 24—7, 5. gemeint.

30. *ihnen]* der Cultur und Civilisation.

3. *keinesweges]* Hier stand noch folgendes durchstrichen: *Der Sprache können sie zahlreiche neue Ausdrücke, bestimmtere und mehr abgeschliffene Redefügungen zuführen. Was aber tiefer in ihren Bau eingeht, wesentlicher zu ihrer Totalwirkung beiträgt, kann sie nur von der Geisteseigentümlichkeit der Nation oder einzelner Schriftsteller empfangen.*

dern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben floß, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniß zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land in Amerika; gewiß wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Überzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, daß sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren innren Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innren entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfniß eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muß immer dem Worte, das bloß der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr mißlich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche beurtheilen zu wollen. Ohne hier

---

30—21, 12. *Insofern ... Gesetzen]* Diese Stelle hatte früher einen andren Zusammenhang; sie schloss sich an 37, 2. Sie ist durch den vorangehenden Satz hier angeknüpft.

11—18.] Dies hat auch Lazar Geiger übersehen.

die offenbare Unzweckmäſsigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Auſser-Europäischen Nationen besitzen, muſs es schon von selbst in die Augen fallen, daſs eine groſse Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaſst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läſst; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schooſse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionarien bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, daſs sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von auſsen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muſs. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf

---

19—30. 20, 1—3.] Vgl. Ueber d. Sprst. c. II, und namentlich zu 20—22 vgl. Ueber d. gr. Formen S. 402, 34. 35. Zu 19—24 vgl. unsre Schrift unten S. 61. 106, 11—17.

seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst, und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einflufs auf die Geistesentwicklung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöhten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde, sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aufsen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

---

26. *Form]* Hiermit wird auf §. 8 gewiesen, der eben auch durch unsere Stelle vorbereitet werden sollte. Ursprünglich hieß es: *auf ihrem organischen Bau, und wie ich es noch kürzer und bestimmter ausdrücken möchte, auf ihrer individuellen Form.* Der Begriff *Form* ward also ganz emphatisch mit dem vollen Bewusstsein seiner Neuheit eingeführt.

4. *ihr]* B. D., ihnen A.

9. *Insofern — Gesetzen]* Ursprünglich in dem Zusammenhange des §. 7 lautete diese Stelle so: *Immer bleibt es daher wesentlich und unerlafslich, diese erste Anlage, den un-*

Von dem Standpunkt der innren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der gröfsten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer gewissen Cultur am meisten verdankt.

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äufseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden innren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unsrer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnifs und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergiefst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation

---

mittelbaren Ausflufs aus der Geisteskraft der Nation, ins Auge zu fassen und sorgfältig zu bestimmen. Was in der Folgezeit von aufsen hinzutritt, gehört nur insofern der ursprünglichen Sprache an, als es durch sie angeeignet oder modificirt wird. Diese Fassung ist besser als die jetzt vorliegende, die den Gedanken nicht logisch genau ausdrückt.

13. *innren Geisteswürdigung]* Schätzung des Geistes nach seinem inneren Werte.

18. *die innere — Natur]* vgl. 15, 21—25.

19. *in einigen — Alterthums]* vgl. 22, 22 f.

1—3. *Sinnesart — ergiefst]* d. h. eine solche Aufnahme der letzten zusammenfassenden Ideen der Wissenschaft und Kunst, welche die ganze innere Natur, das Gemüt, das Gefühl und den Willen, und die äußere Erscheinung, das ganze Dasein und alle Tätigkeit, harmonisch gestaltet. Vgl. 15, 21—25. 16, 6—10. Einl. S. 202. Einl. zu §. 6. Z. 222—224: *Der wahrhaft tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat.* Bildung ist nicht an sich Tugend, aber ohne sie undenkbar, schließt sie ein. Ueber *Gefühl* 27, 21. Anm.

verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist
10 ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von andren Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst
15 unsre Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle grofsen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äufserer Mittel der Länderverknüpfung
20 und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innre Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besafsen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen blofs darum zu achten,
25 weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Ein-
30 gebornen, als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten;
23 aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Grofs-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und
5 wissenschaftlicher Entwicklung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigne Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und

---

15. *unsre Zeit]* in welcher Beschränkung dies gilt, zeigt die Einl. zu §. 1 Z. 33 ff. Denn auch heute dürften die irdischen Absichten noch maßgebend sein.

24–28.] Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 55—70.

gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stofsen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. 10 Zugleich mit ihren vollkommneren äufseren Einrichtungen, ihrem gröfseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenufs, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst alles dies erst gestaltet hatte. Alle ein- 15 zelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besafsen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Rich- 20 tung forttreibt, so bekommen unter unserem Einflufs die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

---

8. *gerade]* denn mit Java und Indien beschäftigt sich ja gerade das Werk, welchem diese Schrift als Einleitung diente.

15. *alles]* A. fehlt in B. D.

16. *den Alten]* A D; ursprünglich stand *ihnen selbst*, d. i. den Indiern; H. selbst hat dies wie im Text geändert. Dies ezeugt aber entweder einen Widerspruch, indem jetzt den Griechen und Römern zuerkannt wird, was ihnen 22, 17—30 abgesprochen war, und uns 23, 18—24 abgesprochen wird, was uns 22, 10—17 zuerkannt war; oder es soll erklärt werden, warum die Alten nicht wie wir Einfluss üben konnten, und auch wir doch keinen so guten wie die Indier: so wäre der Gedankengang verschoben. Dies ist Folge einer schlecht ausführten Correctur mit Einschiebungen. Ursprünglich hieß es: 22, 28 *geblieben. Dagegen mufs man aus den Wirkungen schliefsen, dafs die Indier, Griechen und Römer es besser verstanden, die eigene Kraft* u. s. w. 23, 6. 7. *zu machen. Man nimmt dies in Grofs-Griechenland, Sicilien und Iberien sichtbar wahr, es erscheint aber ganz vorzüglich im Indischen Archipel und gerade Java. Denn wir sehen da* u. s. w. 23, 9. So hängt logisch alles zusammen. Unter „den Alten" oder vielmehr dem ursprünglichen „ihnen selbst" sind dann Inder, wie Griechen und Römer zu verstehen. Was H. zu Correcturen veranlasste, war wol die Erwägung, dass sich die griechischen, die römischen und die indischen Colonien ihrem ganzen Wesen nach doch sehr von einander unterschieden, was aber hier nicht ausgeführt werden konnte.

§. 5.

Zusammenwirken der Individuen und Nationen.

Einleitung des Herausgebers.

Da H. die aufgestellte Disposition (s. oben S. 198) gestrichen hat, so können wir uns nicht wundern, dass wir sie in der Ausführung der §§. 4—6 nicht wiederfinden. Es scheint aber aus einigen Punkten derselben hervorzugehen, nicht nur dass sie nach einer andren Disposition gemacht war, sondern auch dass diese wieder durch die jetzt vorliegende Ueberarbeitung zerstört ist. H. giebt Rück- und Vorweisungen, welche schwerlich richtig sein können, aber doch einmal richtig gewesen sein müssen. Denn wir haben weder in §. 2—4 einen *Ueberblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts* (23, 25 f.) bekommen, noch haben wir *die verschiednen Generationen in ihrer Folge* (das. 26 f.) gesehen; und nur mit Mühe und Not finden wir die vier sie hauptsächlich bestimmenden Momente (das. 28) heraus. Vergl. den Commentar zu 24, 1—8. Dazu kommt, dass, wenn es 7, 7 heisst: *In den beiden hier ausgeführten Punkten,* so kann doch diese Ausführung unmöglich in dem S. 3—6 Gesagten gegeben sein, noch auch ist dort etwas von einer Planmäßigkeit zu spüren.

Wenn dann ferner 24, 8 *die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird,* in Rede kommen soll: so deckt sich dies schwerlich mit der zweiten Frage der gestrichenen Disposition. Nun scheint dies zwar auf 23, 27 *Folge durch die verschiednen Generationen hindurch* zurückzuweisen; aber so wenig diese Angabe durch das Vorangehende bestätigt wird, so wenig lässt sich jene im Folgenden nachweisen, weder im §. 5 noch im §. 6. Auch sagt ja die Ueberschrift dieser beiden Paragraphen *Zusammenwirken der Individuen und Nationen* etwas ganz andres aus. Tatsächlich aber enthält auch sie nicht das Richtige: denn sie passt auf §. 6; aber zu §. 5 könnte ich nur die Ueberschrift wählen: Der Einzelne und das Menschengeschlecht. Dann haben wir also folgenden Fortgang unsrer Schrift: §. 2 es gibt geniale Erscheinungen; §. 3 sie hängen mit einander durch ihre gemeinsame Quelle, das Lebensprincip, zusammen; §. 4 nähere Betrachtung des Genies an sich; §. 5 Zusammenhang des Einzelnen mit der Menschheit; §. 6 Zusammenhang des Einzelnen mit der Nation.

Hier scheint es nötig, noch einen Rückblick auf den Anfang des §. 3 zu werfen mit Hinsicht auf den ersten Teil der Ank. d. Vask. Unfehlbar müssen 6, 14—16 an die dortige materialistische Betrachtung erinnern (oben S. 16, 44—47). Wenn nun dort der letztern eine andre gegenübergestellt wird, die nicht auf die Verschiedenheit, sondern auf die Vereinigung der Völker gerichtet ist, auf das moralische Dasein der Menschheit und deren Aufsteigen

zu *Einem immer höher gestecktem Ziele:* so können wir hierin nicht jenes andre historische Moment erkennen, das im §. 3 dem erstern gegenübertritt, nämlich die geniale Geisteskraft. Dieser Gegensatz scheint in der Ank. ganz unbeachtet gelassen zu sein. Blicken wir aber auf 6, 10—15 und beachten Z. 13 *vielmehr im Gegentheil* so wird klar, 1. dass H. in unserm Werke auf demjenigen Wege ist, den er in der Ank. vorgezeichnet hat; und 2. dass dieser Weg eben ganz verschieden ist von dem andren, Z. 26 f. angedeuteten, nämlich dem teleologischen, der auch 6, 10—12 erwähnt ist. Also nicht darum findet H. seinen Weg von dem System der Zwecke so ganz verschieden, weil er nicht einen End-Zweck, ein Letztes, sondern eine Ur-Sache, ein absolutes erstes, annimmt, sondern weil er die Verschiedenheit der Völker ins Auge fasst, sie als gegeben betrachtet, ihre Ursachen aufsucht und ihre Wirkungen bestimmt, ohne auf einen einheitlichen Zweck der Menschheit zu achten. Da H. aber bei seiner Betrachtung zur Annahme einer absoluten Ursache gezwungen ist, so fließt allerdings der Gegensatz des einen Weges, der von der Ursache ausgeht, zu dem andern, der von dem Endzwek ausgeht, mit dem Gegensatze von der *Trennung* zur *Vereinigung* zusammen.

Jeder der fünf ersten Paragraphen aber hat seinen Excurs, seine Nebenbetrachtung*), welche natürlich mit dem Hauptthema in Verbindung steht. Der zweite Paragraph führt aus, dass es Zeiten gibt ohne Individuen, wo die Völker unmittelbar schaffen, und zwar Sprache. Der dritte Paragraph macht vom Zusammenhange der Genies sogleich die Anwendung auf das Verhältnis der Sprachen zu einander. Der vierte Paragraph erklärt Civilisation, Cultur und Bildung. Der fünfte endlich spricht vom Verhältnis der Gegenwart zur Vergangenheit.

Was nun das Hauptthema des Paragraph 5 betrifft, so ist es schon 8, 5 durch das *Lebensprincip* vorbereitet, noch mehr aber 14, 17—15, 4 wesentlich ausgesprochen. Unser Paragraph aber fasst die Sache allgemeiner, insofern er nicht bloß von dem Genie, der idealen Individualität, sondern vom Einzelnen schlechthin spricht.' Man vergleiche ausser den zu 14, 18—30 angegebenen Stellen noch folgende Aeusserung H.s, welche die hauptsächlichste ist und ein wahres Glaubensbekenntnis enthält (H. [1] f⁰ 27):

Jede Vielfachheit des in sich Gleichartigen führt diese Aufgabe mit sich [nämlich zu erkennen, wie die Eigentümlichkeiten ein durch die Idee gegebenes Ganzes bilden, vgl. Anm. zu 8, 7] *und ist der Zweck jeder historisch-philosophischen Untersuchung; sie wird aber zu einem doppelt dringenden Bedürfniſs da, wo die Untersuchung, wie bei der Sprache, nicht bloſs dahin leiten soll, zu erkennen und darzustellen, sondern zugleich und hauptsächlich auf die Sprache und den Menschen bildend zurückzuwirken. Den allgemeinen Zusammenhang der Sprachen erklärt nun zwar allerdings die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, in der ähnliche Kräfte nach gleichen Gesetzen wirken. Eine tiefere Untersuchung und vollere Würdigung der Sprache scheint mir aber noch viel weiter und auf einen Punkt zu führen, zu dem ich bis jetzt nur durch*

*) Man wird vielfältig bei H.s Darstellungsweise an die platonischen Dialoge erinnert — gewiss nicht mit seiner Absicht, sondern durch geistige Verwantschaft.

leichtere Betrachtungen den Weg habe bahnen wollen, und auf dem keine weitere Erklärung möglich ist, wie denn keine metaphysische, d. h. auf die Ergründung des Seyns an sich gehende Untersuchung weiter als an das Ende des zu Er-
15 *klärenden zu leiten vermag. Mir nun — denn ich spreche dies lieber in dem Tone innerer Ueberzeugung, als mit der Zuversicht allgemeiner Behauptung aus — scheint das Wesen der Sprache verkannt, der geistige Prozefs ihrer Entstehung (nicht der an sich, sondern auch der im jedesmaligen Sprechen und Verstehen) nur scheinbar erklärt, und ihre mächtige Einwirkung auf das*
20 *Gemüth unrichtig gewürdigt, wenn man das Menschengeschlecht als zahllose zu Einer Gattung gehörende Naturen, und nicht vielmehr als Eine in zahllose Individuen zerspaltene betrachtet, eine Ansicht zu der man auch in ganz andren Beziehungen, als in der der Sprache, und von ganz andren Punkten aus gelangt. Die Verschiedenheit der beiden einander gegenüber gestellten Behauptungen*
25 *ist einleuchtend, da die innere Verwandtschaft des Menschengeschlechts nach der letzteren auf der Einheit des Wesens desselben, nach der ersteren nur auf der Einheit der Idee beruht, welche dasselbe, schaffend oder betrachtend, zusammenfafst.*

In der Art dieser Verwandtschaft liegt das Geheimnifs der menschlichen
30 *Individualität verschlossen, das man zugleich als das des menschlichen Daseyns ansehen kann. Es ist der Punkt, in dem sich in einem auf den irdischen folgenden Zustande vorzüglich eine Verschiedenheit erwarten läfst, die dann, wenn Bewufstseyn beide Zustände verknüpfte, zugleich eine durchgängige Umänderung aller bisherigen Ansichten hervorbringen würde. Erklären und er-*
35 *gründen läfst sich dies Geheimnifs nicht, aber zur Erklärung der Erscheinungen und zur Richtung des intellectuellen Strebens mufs man sich hüten, das wahre Wesen jener Verwandtschaft der menschlichen Individualität zu verkennen, es aus logischen und discursiven Begriffen schöpfen zu wollen, statt es in der Tiefe des inneren Gefühls, und in einem die Untersuchung bis zu ihren End-*
40 *punkten verfolgenden Nachdenken aufzufassen. Man gewinnt daher schon, wenn man die im Vorigen als die richtige angegebene Ansicht auch nur in der Form geahndeter Möglichkeit als eine warnende stehen läfst, sich nicht in die entgegengesetzte zu verschliefsen.*

Was für mich am überzeugendsten für die Einheit der menschlichen
45 *Natur in der Verschiedenheit der Individuen spricht, ist das oben Gesagte: dafs auch das Verstehen ganz auf der inneren Selbstthätigkeit beruht, und das Sprechen nur ein gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden ist.*

21—22. *Eine — zerspaltene]* sc. Natur; d. h. eine reale, obwohl zerspaltene Einheit.

24. *beiden — Behauptungen]* der Zusammenhang der Sprache beruhe auf der Gleichartigkeit der menschlichen Natur (Z. 7—9. f.) oder sie beruhen auf der realen Einheit des Menschengeschlechts (Z. 20. 21.)

27—28. *welche — zusammenfafst] welche sc. Einheit.* Das Wesen ist *schaffende*, die Idee bloß *betrachtende* Einheit; jenes ist constitutiv, diese bloß regulativ. Zuerst stand in umgekehrter Ordnung: *betrachtend oder schaffend.* Dies ist ausgestrichen und corrigirt.

44. *Für mich.]* Diese beiden Worte sind ausgestrichen.

47. *gegenseitiges]* Das Sprechen ist für H. immer Rede und Gegenrede; also ist es gegenseitiges Wecken.

47.] Vgl. 54, 20—25 mit der Anm.

Wir kommen jetzt zu dem Nebenthema unsres Paragraphen. Da der Einzelne, und also alle Einzelnen, und somit die Generationen hinschwinden (24, 23), das ganze Menschengeschlecht aber ohne Unterbrechung seine Schicksale durchläuft, so ergibt sich hieraus ein Verhältnis der hingeschwundenen Generationen zu der jedesmal lebenden. Dies erzeugt im Einzelnen, der seine Selbstbildung als verschieden von der Weltgestaltung erkennt, in und an der er sich bildet, eine Innerlichkeit des Gemüts, deren Herrschaft sich schwächer oder mächtiger über die ganze Nation verbreiten kann; es erzeugt aber auch in manchen Völkern ein höchst bedeutsames Verhältnis zur Vorzeit. Zeuge dessen ist unser Verhältnis zum classischen Altertum. Dieses Verhältnis erweckt eine wahrhaft dichterische Kraft in uns. Zu der Stelle 27, 13—28, 5 füge ich hier folgende Aeußerungen, die wir gleichzeitige nennen dürfen, und zu denen Goethe's Verhalten zu Rom Veranlassung gab (II. 215—241).

Von Rom heißt es (S. 217), *dafs es in seinem wahren Gehalt nur mit* 48 *vollkommen gesammeltem Gemüt, wie ein grofses Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefafst werden* 50 *kann. Es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf.* — Selbst von der römischen Gegend bemerkt er, nachdem er sie kurz beschrieben hat (S. 237): *Selbst wenn die Phantasie diesen Eindrücken hinzufügte, ist es doch die Wirklichkeit dieser Localität, die sie dazu anregt.* — Dann in umfassender Beziehung (S. 238): *Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an,* 55 *als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Würdigung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht.* Und endlich (S. 241) wieder speciell in Hinsicht auf Rom: *Es ist wohl zugleich ein Hauch der Einbildungskraft, ein dichterischer Schimmer, der diese Stadt umschwebt, ein Schein, der* 60 *vor einer nüchternen Betrachtung gewifser Art, wie Morgenduft, verrinnt, aber ein Schein, welcher, wie der künstlerische und poetische, die Wahrheit reiner und gediegener in sich hält, als die gewöhnlich so genannte Wirklichkeit.*

H. spricht hier nur vom Verhältnis der Nachwelt zur Vorzeit 26, 16 bis 29, 16. Ueber die Wirkung gleichzeitiger Völker auf einander vgl. die Einl. zu § 1. Z. 152—165.

Wir haben in dem Ueberblick der geistigen Entwicklung 25 23 des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch die verschiednen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das

28. *sie]* A *dieselbe*, also die Entwicklung; in B hat H. dafür *sie* gesetzt.

24 ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f., 5 die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten, endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, die sich in ihnen offenbart. Es bleibt uns jezt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche 10 den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedin- 15 gend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In andrer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daſs das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den innren Menschen 20 betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daſs die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt

---

1. *ruhige]* D, fehlt in A, ist aber in B von H. selbst eingeschoben. Vgl. 29, 24. u. Einl. zu §. 2. 3. Z. 111. *still*; und zur Sache 6, 15 f. Allg. Einl. Z. 1—29.

1—8.] Man hat Mühe, die vier Momente im Vorangehenden zu finden. Nur die beiden letzten 5—8. sind deutlich hervorgetreten. Die beiden ersten werden doch wol die beiden 7, 7. gemeinten Punkte sein, nur dass jetzt zu 6, 26—28. noch 18, 3—23, 24. hinzukommt.

7. *die sich]* A., *welche sich* D.

8. *die zweite Betrachtung]* s. Einl. S. 216.

11—25, 22.] Vgl. *Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt.* W. v. H. berichtet den 6. Jan. 1832 an Goethe (S. 297): *Da es einmal in der Welt zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung, und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten: so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaſsen nothwendige Folge ist.*

fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen 25 nicht bloſs, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewuſstsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schick- 30 sale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, 25 ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Daſs dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrich- 5 tung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfniſse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten, an die Schicksale, 10 die er verläſst. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht bloſs sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt 15 zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andre und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiednen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit 20 absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer, mehr oder minder ausschlieſslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Ent-

---

25. *steigender]* *steigernder* A. B. D.; *im Ganzen* ist von H. in A eigenhändig eingeschaltet; dies mag veranlasst haben, dass er das unpassende *r* in der Mitte übersehen hat.

3. *mit der]* Wir würden wohl lieber sagen: bei der.

20. *damit]* mit der Wirklichkeit oder Weltgestaltung. Also: jene Innerlichkeit, welche das Ich von der Wirklichkeit absondert, während dasselbe doch immer mit dieser in Verknüpfung bleibt.

wicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum läſst sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besondren Einfluſs. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äuſserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfaſst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebaut. Denn die Sprache muſs erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgieſsen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwicklung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimniſs. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, indem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrigbleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedne Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt,

---

23. *gerade]* s. 23, 8.

6—9.] Vgl. Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation (im Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachwissensch. u. s. w. 1812, auch in Fr. Schlegel's deutschem Museum, Bd. II). Oben allg. Einl. Z. 131—135 und oben S. 218, Z. 31—43. Der Satz *Wie sich* u. s. w. ist zwar ohne grammatische Verbindung, bezieht sich aber klärlich auf 24, 25—25, 8. gehört also ganz in den Zusammenhang.

auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreifsende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängnifsschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. 25
Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder grofs, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genufs und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen 30
über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervor- 27
ziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen, eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsre moderne Bildung 5
z. B. beruht grofsentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in 10
allen ihren geschichtlichen Einzelheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer gröfsten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer 15
Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet läfst, und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee

---

22. *reicheres und heller]* Die jedesmalige Gegenwart ist reicher und heller als die vergangenen Zeiten.

26. *Für — Ansicht]* Nach der Ansicht derer, welche in einer Zeit leben, ist der Unterschied dieser Zeit gegen andre nicht so groß, und diese Zeit weder so hell und leicht, noch so dunkel und schwer, als dem Historiker scheint.

28. *Es fehlen]* den Zeitgenossen für ihre Zeit.

3. *Allein]* ist nicht Adversativ-Partikel, sondern bezieht sich auf *Einwirkung:* in ihr allein wird deutlich u. s. w.

14—18.] Wir fassen die Griechen ideal, gerade so wie H. es vom Geschichtschreiber in der Abh. fordert.

übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auf-
fassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die
20 Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem andren Zeit-
alter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst
erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die
Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und
die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurück-
25 wirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschliefslich in dies Ge-
biet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und
thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie,
wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach,
den der Menschheit in ihren freiesten Entwicklungen angewiesenen
30 Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinter-
28 liefsen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur,
idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem
Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten
des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei
5 ihnen über sie ergofs. Den Griechen selbst, wenn man auch
einen noch so grofsen Einflufs früherer Völker auf sie annimmt,
fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herüber-
geleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten sie etwas
Aehnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden
10 Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Ge-
staltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle
für eine grofse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war
für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen ent-
gegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu
15 etwas Aehnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur
als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher

---

21. *ihres]* der Alten. Unser Gefühl von ihrem Wesen ermöglicht es uns, uns zu solcher Auffassung zu erheben. Man beachte, dass bei H. *Empfindung* das bedeutet, was wir Gefühl nennen; *Gefühl* nennt er das theoretische Erkenntnis-Element, das der Empfindung (nach seinem Sprachgebrauch) zu Grunde liegt. So heißt es II, 216. 27: *Das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit,* d. h. doch der Gedanke des u. s. w. Daher auch 22, 1. Gefühl neben Erkenntnis. Empfindungszustände sind unklar (das. 234, 15), Gefühle sind es nicht. Ueber den Sinn der Stelle vgl. die Einl.

Zeit her beginnende Literatur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als daſs wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der 20 ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, habe ich in meiner Schrift über die Kawi-Sprache (1. Buch. S. 1. 2.) Ge- 25 legenheit gehabt näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluſs und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre. 30

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht 29 unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit gänzlicher Ueberschreitung unsres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältniſs der Vergangenheit zu der Gegen- 5 wart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfin- 10 dungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einfluſsreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so an- 15 haltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

---

§. 6.

Zusammenwirken der Individuen und Nationen.

Einleitung des Herausgebers.

Hier fasst H. alles §. 2—5 Entwickelte in seinen Folgen für sich und das Sprach-Getriebe zusammen. Daher scheinbare Wiederholungen.

Sowohl der Einzelne, als auch die oder alle Einzelnen, als auch die Nationen sind Individualitäten, jedes für sich. Sie sind individuelle Formen des Daseins, da das Dasein nicht anders als individuell sein kann. Alles Individuelle aber ist nur eine individualisirte Form der Einen allgemeinen Urkraft; also hängt auch jeder Einzelne mit allen Einzelnen und mit der Nation zusammen, und zwar im Quellpunkt ihres Seins und Wesens. Nur unter Vielen ist der Mensch was er ist. Sein vegetatives Leben, wie seine geistige Ausbildung erfordert Gesellschaft; und wie sehr auch der Ursprung und das Wachstum eines Volkes von Natur und Geschichte abhängt: so ist dasselbe doch vor allem eine geistige Individualität. Gerade das Bewusstsein seiner individuellen Beschränktheit weckt die Sehnsucht nach Anschluss und Verbindung mit Gleichen, um sich dadurch der Totalität zu nahen, die Einseitigkeit aufzuheben zur Eigentümlichkeit.

Die Sprache nun entspringt gerade demselben geistigen Quellpunkt, in welchem der Einzelne mit allen Einzelnen und diese mit der Nation zusammenhängen. Darum gehört sie allen dreien und ist das Erzeugnis von allen dreien. In demselben Punkt aber zeigt sich auch jene Steigerung der geistigen Kraft, die wir als Genialität kennen gelernt haben. Und so gibt es geniale Einzelne, Völker und Sprachen. Jede Individualität hat einen unbegreiflichen Kern; in hervorstechendem Sinne aber ist die Genialität, welcher Art von Individuen es sein mag, eine im letzten Grunde unerklärliche Erscheinung, die man nicht völlig aufzulösen vermag, wenn man sie nur in der Reihe der Causalität verknüpft glaubt — es sei Einzelner, Volk oder Sprache. Denn der Einheits- und Zeugungs-Punkt Aller ist die Urkraft selbst.

Civilisation und Cultur gehören dem vegetativen Leben des Geistes an; Bildung aber, eine harmonische Totalität in sich schließend, geht wiederum nur von jenem Springpunkt des gesamten geistigen Lebens der Menschheit aus, und vermittelst einer genialen Sprache kann sie sich, allemal im Einzelnen entstanden, über ein ganzes Volk ergießen. Da sie jedoch ohne solche Sprache überhaupt nicht erstehen kann, diese aber das Erzeugnis aller Einzelnen und des Volkes ist: so ist die höchste Bildung des Einzelnen ganz

ursprünglich ein Erzeugnis der Nation. Das Genie vermag nur dann seinem Volke einen höhern Schwung zu geben, wenn es von ihm gehoben ist und getragen wird.

Nicht nur bedarf der Einzelne für seine Entwicklung und sein Wirken der Nation, sondern (was hieraus folgt) es muss auch *das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen* (36, 9).

Dass die Nationen geistige Individualitäten (31, 1 ff.) sind, ist ein zu wichtiger Punkt, sowohl an sich, als für H., als dass ich nicht noch folgende Stelle hierhersetzen müsste (VI. 427): *Die Gesetze, nach welchen das geistige* 1 *Streben im Einzelnen erwacht und zur Reife gedeiht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Aehnliche Gesetze mufs es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, läfst sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man* 5 *nicht, aufser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewifs weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider* 10 *durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewufstsein der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen* ... 15 *Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.*

Endlich teile ich noch eine Stelle aus H.[2] mit, in der das Wesentliche von §§. 5—6 deutlich ausgedrückt ist, und die als Variante der in der Einl. zu §. 5 mitgeteilten Stelle aus H.[1] anzusehen ist:

f°. 79: Das Wichtigste, allein auch Geheimnisvollste ist der Zusammenhang des Einzelnen mit der Nation. Ueber das Geheimnis der Individualität, 20 *in welchem (wie auch die abstracteste Philosophie immer darauf zurückkommt zu erkennen) das Wesen und Schicksal der menschlichen Natur verborgen liegt, läfst sich in den Schranken irdischen Daseins kein eigentlicher Aufschlufs erwarten. Allein so viel ergeben Empfindung und Nachdenken auf das Deutlichste, dafs die Individualität des Menschen nur auf sehr bedingte Weise blofs* 25 *in dem Einzelnen liegt. Der Mensch steht nicht sowohl als ein einzelnes*

---

1. 2. *das geistige — gedeiht]* H. sagt dort, dass dies *zuerst*, also vor dem Erwachen des Geistes im Volke geschehen müsse. Da dies gegen die soeben mitgeteilte spätere Ansicht ist, habe ich dieses *zuerst* weggelassen.

3—9. Hier ist der Grundgedanke der Völkerpsychologie ausgesprochen.

6. *Aufser — Einzelner]* d. h. ausser der Natur der Einzelnen und ihrem Zusammentreten.

14—18. *Durchbruchspunkt der Geistigkeit]* d. h. da wo die Urkraft sich in individuelle Einzelne, Völker und Sprachen spaltet. Dieser Punkt gehört der philosophischen Speculation. Von hier ab aber ergießt sich der Ur-Geist in die angesammelten Gewässer der Erscheinungs-Geschichte, die selbst aus ihm stammen, und die er mit seinen Ideen beherscht.

Wesen da, sondern gleicht mehr einem, aus einem gröſseren Ganzen hervorschieſsenden, und eng mit seinem Dasein an dasselbe gebundenen Spröſsling. Das Gefühl in ihm fordert Erwiederung, die Erkenntniſs Bestätigung durch 30 *fremde Ueberzeugung, das Vertrauen zur Thatkraft anfeuerndes Beispiel, sein ganzes innerstes Dasein das Bewuſstsein eines entsprechenden auſser ihm; und je mehr sich seine Kräfte erweitern, in desto weiteren Kreisen bedarf er dieser zustimmenden Berührung. Zugleich wird sein Wesen durch alles vor ihm Gewesene vorbedingt, und durch alles ihn Umgebende bestimmt, so daſs sich auch* 35 *das Wirken seiner wahrhaft absolut freien Kraft danach anders und anders bestimmt. Diese Abhängigkeit des Menschen von andrem menschlichen Daseyn aber entspringt zugleich aus einer irdischen und überirdischen Quelle. Jene liegt in der Zeugung und der Nothwendigkeit gesellschaftlicher Verbindung. Diese entspringt daraus, daſs er bewuſster und unbewuſster Weise, im philosophischen* 40 *Nachdenken, wie im begeisterten Empfinden und Handeln, wo er, wirklich von höherem Drange getrieben, oft nur das niedriger gesteckte Ziel erblickt, einem Unendlichen nachstrebt. Er fühlt, daſs ohne dies Streben das menschliche Leben, wenn es auch in der geregeltesten gesellschaftlichen Ordnung fortliefe, dennoch kein wahrhaft menschliches wäre, und daſs daher dies seinem Wesen selbst* 45 *einwohnende Verlangen nicht vergeblich seyn kann. Da nun seine vereinzelte Kraft demselben dennoch unangemessen ist, erkennt er, daſs jenes Streben, in die ganze Menschheit gelegt, von ihm nur, als einem Theile derselben gefühlt wird.*

Auf der andren Seite lebt und wirkt die Nation nur in den Individuen; 50 *und wie eng ihr gemeinsames Leben seyn möchte, kann es nur in ihnen zum Daseyn kommen. Wie weit sich das Individuum von der Nation entfernen, welchen unabhängigen Vorsprung aus ihrem Kreise heraus gewinnen kann, läſst sich allgemein nicht entscheiden, da es glücklicherweise unmöglich ist, der selbständigen Kraft des Menschen ein festbeschränkendes Maſs zu be-* 55 *stimmen. In allen Zeiten sind, ohne die weniger in die Augen fallenden Beispiele zu erwähnen, wo Einzelne in Kunst, Wissenschaft und Weisheit ihrem Volke eine andere Richtung gaben, Reformatoren aufgestanden, die plötzliche Umwandlungen der Religion, Verfassung und Sitten bewirkten* [Vgl. 65, 1—16]... *Dagegen ist es gewiſs, und durch geschichtliche Beispiele beweisbar, daſs die Kraft* 60 *des Einzelnen sowohl durch zu eng bestimmtes Gesammtleben, als durch Mangel an nationaler Mitwirkung geschwächt werden kann.*

Hier bricht das Ms. H² ab. Ich lasse eine Stelle aus H³ folgen, welche den Begriff des Volkes noch näher bestimmt. Dort heisst es f⁰. 80: *Der Begriff der Nation ist schon oben* [s. Einl. zu §. 1. S. 154 ff., Z. 181—285] *bestimmt worden, allein nach seiner tiefsten geistigsten Bedeutung, welche der gewöhnlichen* 65 *Ansicht vielleicht fremd erscheint. Er ist auch dort, als ganz mit dem der Sprache zusammenfallend geschildert worden. Beides erfordert hier noch einige Aufklärung. Wenn man die Worte Volk, Nation und Staat, als durch feste Gränzen von einander geschieden ansieht, so bezieht sich das erste auf den Wohnsitz und das Zusammenleben, das zweite auf die Abstammung, das letzte* 70 *auf die bürgerliche Verfassung. Allein die beiden ersten leiden, dem Sprachgebrauch nach, keine so scharfe Begränzung, und der Begriff des letzten*

mischt sich sehr oft beiden bei. Nation aber gilt vorzüglich als Bezeichnung derjenigen Völkereinheit, auf die alle verschiedenartigen Umstände einwirken, ohne dafs man gerade darauf sieht, ob Abstammung oder Sprache innerhalb dieser Einheit dieselben sind, oder sich nicht noch über dieselbe hinauser- 75 *strecken. So redet man von der französischen Nation, ohne auf das in Sprache abgesonderte Völkchen der Nieder-Bretagne, von der Spanischen, ohne auf die Vasken, Valencianer uud Catalanen zu sehen, von der Schweizerischen, ungeachtet Abstammung und Sprache ihnen mit den Deutschen gemeinschaftlich sind. Dann aber nimmt man das Wort auch wieder in einem viel allgemeineren,* 80 *über ganz verschiedene Wohnplätze und Staaten gehenden Sinn von der Germanischen, Slavischen u. s. w. Nation, obgleich da schon der Plural gebräuchlicher ist.*

Insofern die Sprachkunde und die Untersuchung des Einflusses der Sprache auf ein Volk, und der Beziehung, in welcher die Völker zu dem 85 *Entwicklungsgange der Menschheit stehen, des Begriffes der Nation bedürfen, mufs er auf eine zu der oben gegebenen Bedeutung passenden Weise genommen werden. In diesem Sinne ist eine Nation ein solcher Theil der Menschheit, auf welchen so in sich gleichartige und bestimmt von andren verschiedene Ursachen einwirken, dafs sich ihm dadurch eine eigenthümliche Denk-, Em-* 90 *pfindungs- und Handlungsweise anbildet. Insofern ist der Begriff auch ein relativer, da es mehrere unter einander begriffene Sphären der Eigenthümlichkeit geben, und Völker, die in einer beschränkteren einander als verschiedene Nationen entgegenstehen, in einer weiteren zu der nämlichen gehören können. Die wirkliche Verschiedenheit prägt sich allemal auch in Verschiedenheit der* 95 *Sprache, wäre sie auch nur eine der Mundart, aus, und in der Einerleiheit können verschiedene Sprachen nur insofern zusammenstofsen, als der Mensch sich gewöhnen kann, sich mehrerer zugleich als seiner eignen zu bedienen. Da die Mundarten und getrennt da stehende Volkssprachen allemal der Bildung weichen, so giebt es bisweilen in demselben Volksstamm nationenartige Ver-* 100 *schiedenheiten. Der gemeine Nieder-Bretagner oder Gascogner ist in einem andren Sinne Franzose, als der gebildete. Was nun die Nationen im grofsen gestaltet, läfst sich auf allgemeine Punkte zurückführen. Obenan stehen in diesen Einwirkungen Abstammung und Sprache. Dann folgen das Zusammenleben und die Gleichheit der Sitten. Die dritte Stelle nimmt die bürgerliche* 5 *Verfassung ein, und die vierte die gemeinschaftliche That und der gemeinschaftliche Gedanke, die nationelle Geschichte und Literatur. Der durch diese gebildete Geist tritt nicht sowohl zu den übrigen Einwirkungen hinzu, als er vielmehr alle zusammenschliefsend vollendet. Eine Nation wird erst wahrhaft zu einer, wann der Gedanke es zu wollen in ihm reift, das Gefühl sie beseelt* 10 *eine solche und solche zu sein. In Masse, wie einzeln, ist es der Gedanke, in dem der Mensch sich zusammenfafst, seine Naturanlagen sichtet, läutert und ins Bewufstsein bringt und sich seine eigenthümliche Bahn bricht. Das Streben, dies Nationalgefühl zu wecken und zu leiten, ist der Punkt, wo die bürgerliche*

78] H. hätte hier andrerseits auch erwähnen müssen, dass die Schweizerische Nation auch französisch, italienisch und rhätisch redende Stämme umfasst.

115 *Verfassung in den Entwicklungsgang der Menschheit eingreift; wo es in ihr mangelt oder verfehlt wird, sinkt sie bald selbst zu roher Gewalt oder todter Form hinab.*

Die Individualität und die Nationalität, die letztere in dem hier entwickelten Begriff, sind die beiden grofsen intellectuellen Formen, in welchen die 20 *steigende und sinkende Bildung der Menschheit fortschreitet. Im Bunde mit der alles Menschliche leitenden Macht beherrschen sie die Schicksale des Menschengeschlechts und bleiben, ist auch diese ihre ursprüngliche Verknüpfung unerforschlich, der wichtigste Erklärungsgrund derselben. Die Sprache lebt und webt in der Nationalität, und das Geheimnifsvolle ihres Wesens zeigt sich* 25 *gerade darin vorzüglich, dafs sie aus der scheinbar verwirrten Masse von Individualitäten hervorgeht, unter welchen keine sich gerade einzeln auszuzeichnen braucht. Sie erhält ihre ganze Form aus diesem dunkeln Naturwirken bewufstlos zusammenstimmender Anlagen* [vgl. 7, 30. Anm.], *da was aus einzelner, noch so richtig berechneter Absicht hervorgeht, sie in sichtbarer Ohnmacht nur gleich-* 30 *sam umspielt. Eine Sprache läfst sich daher nur in Verbindung mit einem Volke denken* ... (f⁰. 86): *Allein oder vorzüglich durch die Sprache also werden die grofsen, sich in der Menschengeschichte bewegenden Einheiten bezeichnet.*

Humboldts Verhältnis zu Kant.

Zur Aufhellung der Ansicht H.s von der Idee mag eine Darlegung seines Verhältnisses zu Kant wohl nützlich oder gar erforderlich sein; und im Rahmen des vorliegenden Buches wüsste ich für eine solche keine geeigentere Stelle, als die gegenwärtige. Sie begegnet aber von doppelter Seite her nicht geringen Schwierigkeiten, denen ich mich nicht gewachsen fühle. Doch muss ich sie wagen, um nicht eine wesentliche Lücke in den Grundlagen der Interpretation H.s zu lassen. Die Schwierigkeiten liegen einerseits in der heutigen Lage der Erklärung Kants und andrerseits in dem Umstande, dass sich H. nirgends über seine Abweichungen von Kant oder seine Zustimmung ausdrücklich äußert. Allerdings spricht er einmal von ihm in den rühmendsten Ausdrücken, indem er ihn, ganz in dem oben dargelegten Sinne als G e n i e pries, nämlich in seiner Charakteristik Schillers, die er dem 133 Briefwechsel vorausgechickt hat. Dort (S. 22) erklärt er: *Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten* 35 *wird, mafse ich mir nicht an zu entscheiden, allein Dreierlei bleibt ... unverkennbar gewifs. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist.* Was er aber für immer zertrümmert hat, und was er für ewig begründet hat, und worin die von ihm gestiftete Reform bestand: das sagt uns H. nicht; und gerade daran hätte uns gelegen.

---

118. *Individualität — Nationalität]* Um die Bedeutung dieses Satzes hervorzuheben, muss ich erwähnen, dass H. im weiteren Verlauf der hier angeknüpften Untersuchungen den Einfluss der Familie als geringfügig ansieht, verschiedene Racen der Menschen aber leugnet, während ihm die Völkerverschiedenheit eine ursprüngliche zu sein scheint.

Es hätte uns vor allem daran gelegen zu erfahren, wie H. Kant verstanden hat. Wenn wir dies nicht unmittelbar wissen, sondern erst durch eine Vergleichung der Theorie H.s mit der Kantischen erschließen wollen, so kommen wir nicht zu reinen Ergebnissen. Zeigt sich nämlich eine Differenz, so ist es fraglich, ob sie nicht etwa bloß für uns, aber vielleicht gar nicht für H. selbst war, der eben Kant so verstanden haben könnte, wie er die Sache darstellt. Umgekehrt: zeigt sich Uebereinstimmung, so besteht sie vielleicht nur für uns, aber nicht in seinem Sinne. Auch könnte eine ins Einzelne gehende Vergleichung leicht den Anschein gewinnen, als wollten wir H. vom Kantischen Standpunkt aus prüfen, was ein sehr gleichgültiges, subjectives Tun wäre.

Indessen lässt sich der hier gestellten Aufgabe bis auf einen gewissen Punkt wohl beikommen. Es ist erstlich nach allgemeinen Erwägungen folgendes sehr wahrscheinlich. H., bei seiner Befähigung und bei der Gewissenhaftigkeit seiner Studien, hat Kant so gut verstanden, wie irgend einer seiner Zeitgenossen: das ist für mich zweifellos. Aber etwas ganz andres ist das unmittelbare Verständnis, welches die Zeitgenossen eines Schriftstellers von ihm gewinnen, und das philologische, durch Interpretation jeder Art ermittelte Verständnis einer um ein Jahrhundert spätern Zeit, wie wir es heute von Kant erstreben. Von den Bedenklichkeiten, mit denen unsre Auffassung Kants ringt, von den Fragen, die wir bezüglich Kants aufwerfen, wusste H. so wenig, wie irgend jemand zu seiner Zeit.

H., der 1767 geboren war und in Frankfurt an der Oder studirt hatte,*) hat vermutlich die erste Auflage der Kritik der reinen Vernunft nie in seinem Leben zu Gesichte bekommen und von den Differenzen derselben gegen die zweite nie etwas gehört; nur aus letzterer hat er Kant kennen gelernt, und wahrscheinlich gleichzeitig auch die Prolegomena und die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und auch die Kritik der Urteilskraft gelesen; und wenn dies auch nicht erst in Jena geschehen sein sollte, wohin er 1793 gegangen war, so hat sich doch seine Auffassung Kants gewiss erst dort im Umgang mit Schiller festgesetzt.

Wie genau und zutreffend dies sein mag oder nicht, so bleibt es immer höchst wahrscheinlich, dass sich seine Auffassung der Kritik der reinen Vernunft sogleich nach der praktischen Philosophie Kants gestaltete, und dass ihm letztere als eine wesentliche Säule der erstern galt; wie auch, dass er gerade insofern von Kant abwich, und nicht mehr, als dies rücksichtlich Schillers bekannt ist, und er selbst über Schiller ausspricht. Wenn er bei letzterer Gelegenheit von demselben bemerkt (das. S. 24): *In den eigentlichen* 140 *Bau des Systemes ging er wenig ein,* so gilt das von ihm selbst gewiss nicht; aber das sogleich Folgende: *er heftete sich aber an die Deduction des Schönheitsprincips und des Sittengesetzes,* wird auch von H. in hohem Maße gelten, und ebenso das Weitere: *Hier mufste es ihn mächtig ergreifen, das natürliche,*

*) Ein Student, einer meiner Zuhörer vor etwa 20 Jahren, hat mir erzählt, dass sein Großvater, ein Geistlicher, gleichzeitig mit H. in Frankfurt studirt habe und mit diesem befreundet gewesen sei. Eines Tages habe, wie der Großvater berichtete, H. ihm das System von Leibnitz in großer Klarheit dargelegt.

145 *menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt und das Erhabene entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch*
50 *das ästhetische Princip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben.* Dasselbe wird auch H. gefunden haben.

Zweitens aber führen folgende bestimmte Aeußerungen H.s zu demselben Ergebnis. Seine erste Kundgebung seiner Anhänglichkeit an Kants Philosophie gab er 1794 in klar versteckter Form, nämlich in seiner Besprechung *Ueber Jacobi's Woldemar* (WW. I. 185—214). Dies ist ein Stück ausgezeichneter Platonischer Ironie.*) Ohne den Mund zu einem Lächeln zu verziehen, lässt er Jacobi bei Seite und sagt nur, als hätte dieser es gesagt, was er hätte darstellen müssen. H. war einerseits ein Gefühls-Mensch, und das zog ihn zu Jacobi, mit dem er auch persönlich befreundet war; nur war er andrerseits auch ein Verstandes-Mensch, und er war beides in Einheit: so fand er doch nur bei Kant, was er brauchte mit der geringen Modification, die auch Schiller verlangte. Ist so schon die Gelegenheit und Form der Aeußerung beachtenswert, so ist es auch der Inhalt: denn er betrifft die praktische Philosophie Kants.

Die Einleitung jenes Stückes verheißt etwas, was in demselben gar nicht geboten wird. Dort nämlich lehnt er es ab, Jacobi's System *objectiv zu beurtheilen* (was er allerdings auch nicht tut), indem er eben annimmt, dies
152 sei schon anderweitig geschehen; er wolle dasselbe nur *mit dem Geiste und dem Charakter seines Urhebers vergleichen und untersuchen, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus seiner Individualität entspringt, und welche Eigen-*
55 *thümlichkeit diese in dieser Rücksicht an sich trägt* (das. 185). Was er darauf über eine doppelte Form der Geschichte der Philosophie sagt, deren eine auf die Systeme objectiv gerichtet sei, die andre die Philosophen als Menschen betrachte, ist sehr schön; und die Anwendung der letztern auf die Jacobi'-

*) Ich meine nicht jene höhnische Ironie, welche scheinbar das Hässliche lobt; sondern jene feine, nur mildem Herzen entspringende, welche, statt das Falsche zu tadeln, das Wahre ausspricht. H. konnte den Jacobi'schen Helden um so eher seine eigne Ethik unterschieben, als er mit ihnen teilweise übereinstimmte. Die Ironie im obigen Falle liegt hauptsächlich darin, dass H. zeigte, wie Jacobi's Ansicht, die mit so vielem Eifer der Kantischen entgegengestellt werden sollte, wesentlich und in ihren Consequenzen mit dem richtig verstandenen Kant übereinstimmt. Statt sich auf eine Kritik J.'s einzulassen, stellt er die positiven Ergebnisse solcher Kritik, d. h. die dadurch bewirkte Umwandlung der J.schen Ansicht dar. Er hat sich über die *Milde* dieser Kritik in einem Briefe an Körner (S. 86) ausgelassen. Ihn leitete nicht bloß die Rücksicht auf den *empfindlichen Freund*, sondern auch auf *das Publicum, das so wenig verdient, etwas nach Forderungen zu würdigen, die es meist nicht einmal versteht, geschweige denn macht. Dennoch glaube ich, was die Materie der Schrift betrift, nichts verschwiegen* [zu haben], *und wo die Farben geschont sind, denke ich, haben Sie mich gewifs verstanden. Ueber die Form, eigentlich den Styl, wollte ich nichts sagen . . . Ich hielt mich daher an den Inhalt . . .* Aber nicht paraphrasirend wiedergegeben hat er ihn, sondern umgewandelt.

sche Philosophie, *die auf Dingen beruht, über die sich nicht durch Beweis und Gegenbeweis streiten läſst, sondern die nur ein übereinstimmendes oder widersprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann,* ist also die einzig zulässige. Aber, wie gesagt, sie wird nicht gemacht. Es folgt im Gegenteil die überraschende Wendung: *Denn jede [Philosophie] muſs zuletzt auf ein unmittelbares Bewuſstsein, als auf eine Thatsache, fuſsen* (187) — wie auch die Kantische tut. Er fährt fort (188): *In wiefern nun jede unmittelbare Anschauung alle Erklärung ausschlieſst, die niemals andre als mittelbare Einsicht gewährt, und inwiefern das, worauf diese Anschauungen und Thatsachen beruhen — wenn das, was sich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen soll — nicht einem Einzelnen, sondern der Menschheit angehören muſs: insofern bestimmt der Verfasser die Absicht seiner Schrift noch näher dahin: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen." Gewiſs nicht bloſs ein erhabener Zweck, sondern auch ein schwieriges Unternehmen! Wem es gelingen soll, der muſs selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, muſs oft und streng sich selbst geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer rein idealischen Gestalt verwandt ist.* In jedem Worte dieses Satzes ist H. erkennbar, aber ebenso erkennbar, obwohl nun ein Lob Jacobis folgt, sowohl die negative Beziehung auf Jacobi, als die positive desselben auf Kant. Später (in der Charakteristik Schillers a. a. O. S. 21) rühmte er an Kant: *Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes nach allen Richtungen hin ausspinnt und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammen hält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daſs der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert... Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läſst ihn gleichgültig, alles zieht er in seinen Kreis... Denn Geist und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite.* (Und endlich S. 21): *Indem er, mehr als irgend einer vor ihm, die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte,* (S. 23) *hat wohl niemand zugleich sie in so mannichfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht.* Hier darf man nicht meinen, H. rühme bloß Kants Gelehrsamkeit und allseitiges Interesse, *selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen* (S. 23); sondern wer H.s Ideal des Menschen kennt, nämlich sich mit dem All in die fruchbarste Berührung zu bringen, wie wir oben sahen, der sieht klar, wie H. gerade dies von Kant sagen wollte, dass er *mit der Menschheit in ihrer rein idealischen Gestalt verwandt* war, wie es dort Jacobi als Forderung vorgehalten ist.

In der nun folgenden Darlegung findet sich Kants praktische Philosophie in der Schillerschen Modification, wobei Jacobi ganz bei Seite bleibt, obwohl alles an dessen Helden geheftet wird. Woldemar, so heißt der Held,

hat sich gewöhnt, seine Moralität nicht bloß aus sich selbst, aus der Kraft seiner praktischen Vernunft, sondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu sehen, mit deren Widerstand sie sonst am heftigsten zu kämpfen hat. [So beginnt zwar H. sogleich mit dem Widerspruch gegen Kant; aber
193 die Aufhebung desselben erfolgt bald.] W. hat auch *die, auf Vernunftgründe gestützte Ueberzeugung, dafs etwas so Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch*
95 *nothwendig aus unvermittelter Selbstthätigkeit entspringen mufs, und weder von äufseren Formen und Vorschriften abhängig gemacht, noch durch Construction von Begriffen zur Erreichung bestimmter Zwecke gleichsam künstlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft ... besonders eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte*
200 [also genau das, was er an Kant rühmt Z. 181. 182.] *fesseln ihn überall unauflöslich an angeschaute Realität, an freye Selbstthätigkeit* [welche beide sich nur nach Kantischer Auffassung nicht widersprechen], *und entfernen ihn überall von blofs begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange* [d. h. vom misverstandenen Kant]. Gerade hierin liegt nun auch W.s Mangel. Er erfüllt nämlich *mehr Pflichten, die er liebt, als er sich Gesetzen unterwirft,*
5 *die er achtet, dafs Gehorsam ihm überhaupt fremder ist, als es Menschen geziemt.* Daher *stolzes Selbstvertrauen.* Echt Humboldtisch in der Wendung, aber auch Jacobi angehörend, ist, *dafs W. die Vorschriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufsucht, der, nach seinem Ausdruck, eben so der Sittlichkeit durch die That die Regel vorschreibt, als das Genie*
10 *der Kunst.*

W. fühlte mitten in dem Wechsel von Empfindungen und Trieben auch etwas Festes und Unvergängliches in sich; nur darauf konnte die echte Tugend, die Verwantschaft des Sterblichen mit dem Göttlichen beruhen; es musste ihm also Bedürfnis sein, sich die unumstößliche Gewissheit dieses Gefühls zu sichern. Das war nur dadurch möglich, dass er in einem andren Wesen fand, was er in sich selbst ahndete (worin H. später die Notwendigkeit der Sprache erkannte.) W. findet die Freundin. Es folgt eine Darlegung des weiblichen Charakters (genau so, wie ihn H. öfter darstellt), der allein ihm die gesuchte Gewissheit geben konnte für jenen Trieb, den die Philosophie sonst *die Aeufserung der praktischen Vernunft* zu nennen pflege. — *In W.* (und in Folgendem ist Jacobi gemeint) *haben die empfindenden Kräfte die denkenden erzogen. Denn die, Einheit erstrebende Vernunft (die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet)*
15 *ist stärker in ihm, als der zergliedernde Verstand. Daher sein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem absoluten Daseyn. Von diesem allem aber existirt in der Wirklichkeit nichts. Alles ist da vermittelt, gezeugt, vermischt, nur bedingungsweise existirend. So entsteht in Charakteren dieser Gattung Abneigung gegen die empirische Wirklichkeit, und in Rücksicht auf*
20 *die Empfindungsweise Abneigung gegen die Sinnlichkeit* (S. 194). W. kann also mit der Freundin keine Ehe eingehen.

Wirklich H.s Meinung ist nun dies (S. 199): *Es ist unleugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen über-*

geht, und nicht jede pflichtmäfsige Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung seyn mag; so 225 *ist es doch immer ein Zustand des Krieges, und wer segnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede mufs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft seyn; er mufs sein Entstehen der Niederlage des Feindes, seine Dauer dem Bewufstseyn der fortdauernden Stärke danken. Der wahrhaft tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese* 30 *sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachsam zu sein, er entnervt nicht seine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weifs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Und gegen diese Gefahr sichert keine, noch so glückliche Organisation, keine, noch so feine,* 35 *geistige Ausbildung. Dies zeigt W.'s Beispiel auf eine sehr treffende Weise* — und bestätigt also eigentlich Kants wahre Ansicht. Denn (S. 200): *Wie edel auch ein Trieb sein mag, so ist er immer etwas sinnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder sichre (denn im Gebiete der Sinnlichkeit sind tausendfältige, auch dem Wachsamsten, nicht immer bemerkbare Täuschungen, möglich), noch weniger aber* 40 *reine Moralität zu begründen. Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb. Allein er ist göttlich, insofern die Kraft gleichsam übermenschlich ist, das Interesse des Individuums der Allgemeinheit des Gesetzes unterzuordnen. Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen* — und da der Trieb hiermit 45 sinnlich bedingt wird, so kann er nicht Grundlage der Ethik sein.

Ist hiermit Jacobi's Gründung der Ethik auf einen Trieb der Uneigennützigkeit schon verurteilt, so geht doch H. nun noch näher auf diesen Punkt ein. Nach Jacobi beruht alle Tugend *auf einem menschlichen Instinct, der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen seines Wesens dieselbe hervorzuschaffen* (S. 202); er kommt *jeder sinnlich vernünftigen Natur* zu; er ist eine *Energie, welche die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrene Lust oder Unlust) bestimmt;* und man *mufs* 50 *sich jede ihrer Handlungen als durch ihre Selbstthätigkeit alleinthätig angefangen und fortgesetzt denken* — lauter Kantische Bestimmungen. Derselbe Instinct erzeugt auch theoretisch die Einheit des Selbstbewusstseins; und als Instinct einer solchen bloßen Vernunft geht er rein und allein auf Personalität, aber nicht auf individuelle Person und individuelles Dasein. Seine Wirksamkeit könnte reiner Wille heißen, und es *würde sich aus ihr unter andrem auch die Erscheinung eines unstreitig vorhandnen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lassen.* Zu begreifen ist dieser Trieb nicht: denn erklären lässt sich nur das Abhängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte, Unvermittelte. Auch die Glückseligkeit leitet Jacobi noch aus diesem Instinct als unmittelbare Folge ab.

Und so ist hier, schließt H., die höchste Reinheit der Moralität unentweiht geblieben. Denn es wird alles auf Freiheit zurückgeführt. 204: *Alle* 55 *materialen Grundsätze sind gänzlich entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich anzeigt, ist lediglich formal und allein in der Form der menschlichen Vernunft enthalten*

... Genau untersucht, wird hier sogar nichts anders zum Grunde gelegt, als
260 *eben das, wovon auch das rechtverstandene Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sittliches Gefühl, Gewissen, Freiheit ... Daher enthält es gleichsam noch mehr die Thatsachen der Freiheit und des sittlichen Gefühls.* H. meint dann ferner, dass jener Instinct, der allem zu Grunde liegt, auch den Zusammenhang der theoretischen und praktischen Philosophie herstellen werde, wie den der Glückseligkeit mit der Tugend, obgleich er sich anderswo sehr entschieden gegen die letztere Verbindung ausgesprochen hatte. Jener Instinct beruhe auch nicht auf unbestimmten Begriffen oder dunklen Gefühlen: denn die Vernunft müsse, sagt Jacobi, die Empfindungen, Begierden und Leidenschaften beherschen; damit also die Vernunft herschen könne, müssen jene da sein. Wenn nur, wünscht H. zum Schluss, Jacobi *die Begriffe noch genauer analysirt, die Sätze strenger hergeleitet, dem Ausdruck gröfsere Be-*
65 *stimmtheit gegeben hätte!* (S. 207.)

Wenn hiernach H.s Stellung zu Kants Moral feststeht, so bleibt zu bedauren, dass wir über die Kritik der reinen Vernunft keine so bestimmte Aeußerung von ihm erhalten haben. Folgendes aber gibt doch einen Leitfaden. Er rühmt an Kant (Charakteristik Schillers S. 21): *Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren ... er mafs, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude und stellte ... Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren*
70 *Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf ...* (S. 22): *Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eignen Suchens anzündete, so veranlafste er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, dafs er Philo-*
75 *sophieen, wieder in vollkommner Freiheit und auf selbstgeschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.*

So dürfte wohl H.s Ansicht von Kants Lehre die sein, um mit Erdmann zu reden*), sie sei ein Kriticismus der philosophischen Methode. Doch das ist wenig genügend. Es bleibt in der Tat nichts andres übrig, als die Hauptpunkte der H.schen Denkweise und Weltanschauung mit der Kantischen Theorie zu vergleichen.

Zustatten kommt hierbei die Einheit H.s. Wie charakteristisch diese aber auch für H. ist: so ist sie doch nicht ausnahmslos. Die indische Philosophie hat für einige Jahre eine wahre Bresche in die Feste des H.schen Geistes gelegt. Was er bei Gelegenheit der Bhagavad-Gita sagt (WW. I. 26—184) lässt seinen sonstigen Geist an mehreren Stellen nicht wieder erkennen. So heißt es S. 98: *Auch die Geschichte liegt reiner und voller in*

---

*) Vgl. Benno Erdmann, Kants Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. 1878. S. 246. In dieser Schrift wird die Differenz zwischen den beiden Auflagen der Kr. d. r. V. mit dem glücklichen, einzig richtigen Griff entwickelt, dass sie aus der Rückwirkung Kants auf die Misverständnisse entstand, denen die erste Auflage begegnete, wie auch aus dem entstandenen Streit um Spinoza, endlich auch aus dem eignen Streben Kants nach vollerer Klarheit.

der ursprünglichen Epopöe, als in der spätren wissenschaftlichen Behandlung, da sie in ihr den Kreisgang, in dem die scheinbar durch zufälligen Anstofs und Naturverkettung zusammenhängenden Begebenheiten sich als Entfaltungen 280 *von Ideen und Antrieben aus einem andern Gebiete offenbaren, leichter und anschaulicher durchläuft, die Endfäden sichtbarer zusammenknüpft.* Also der Mechanismus der Begebenheiten ist nur scheinbar u. s. w. Kurz solche Aeußerung passt nicht zur Abh. Ueber d. Gesch. Diese ganze Liebe für Indien gehört zu einer Depression des H.schen Geistes und ist der volle Tribut, den er einer falschen Richtung orientalischer Studien jener Zeit zollte. Zu bedenken ist aber, dass hier mancher Satz, der absolut unbegreiflich wäre (wenn man nicht etwa eine durch körperliche Ursachen bewirkte Störung der geistigen Funktionen zur Erklärung herbeirufen will), gar nicht von der Philosophie gesagt ist, sondern nur von der Poesie. So heißt es das. 99: *In Krischnas Lehre dreht sich alles um die Berührung des Endlichen und Unendlichen. Der Scheidung beider liegt als eine ewige, unumstöfsliche, von selbst gegebene Wahrheit zum Grunde. Auf diesem Punkte mufs* 85 *aber, von welcher Seite aus es zu demselben gelangen möge, das ächt philosophische Gedicht immer stehen, es mag nun die Wahrheit als aus dem Unendlichen herüberflammend, oder die Gränzen des Endlichen durch Einsicht in die Antinomien der Vernunft zu enge darstellen* [man mag also dogmatischer Spiritualist oder dogmatischer Skeptiker sein]. *Aber .. hinaus aus der blofsen* 90 *Naturverkettung, aus der Begründung des Handelns durch Triebe und Erfolge, aus der ausschliefslichen Aneinanderreihung von Ursachen und Wirkungen, aus der ganzen Beschränkung blofs vermittelter Wahrheit mufs die philosophische Dichtung, wenn sie diesen Namen verdienen soll.* Nun steht Kant über dem einen wie über dem andern Dogmatismus, und H. selbst erinnert hier an Schiller (101 f.), der im Kantschen Geiste philosophisch dichtete, und doch wird des Kantischen Standpunktes gar nicht gedacht.

Dergleichen aber wird man sonst bei H., und namentlich in unsrer Schrift durchaus nicht nachweisen können. Nach der kurzen Periode der Indomanie findet sich H. zu Kant zurück. Sieht man hier, wie H. einerseits von der Wirklichkeit der Erscheinungen, d. h. einer ihnen zu Grunde liegenden Realität, überzeugt ist, und andrerseits in den verschiedensten Ausdrücken und zu oft wiederholten malen die Unerkennbarkeit alles dessen, was über die Erfahrung hinausgeht, behauptet: so ist nach seiner Auffassung Kants Lehre ein Kriticismus, dessen eigentliche Absicht in der Grenzbestimmung unserer Erkenntnis gegenüber dem Dogmatismus (Erdmann a. a. O. 245 f.) zu finden ist.

Ist dies nun, wie mir scheint, die stricteste Auffassung Kants, so verbindet sich leicht mit ihr im Gegenteil der weitgehendste Gebrauch von gestatteten *Privatmeinungen.* Und dieser findet sich bei H. Das Absolute gilt ihm als unerkennbar, unbeweisbar, aber darum doch nicht minder als absolut gewiss. Wir haben oben sein Glaubensbekenntnis gelesen, das er nicht in Form wissenschaftlicher Beweisbarkeit hinstellt, sondern lediglich als seine persönliche Ueberzeugung ausspricht. Ich glaube, dass Kant dies nach Form und Inhalt gebilligt hätte.

H. hat an der Idee nicht bloß ein architektonisches Interesse. Höher als Poesie und höher als Philosophie steht ihm das philosophische Gedicht; und dies erklärt seine Abirrung nach Indien. Ich will mich deutlicher erklären. Die Idee der Vernunft ist ihm nicht bloß eine Regel für die Forschung, von befruchtender, aber doch nur regulativer, formaler Bedeutung; sondern sie gilt ihm als real und constitutiv, sie gibt ihm das wahre Object. Die Idee bietet zunächst nur eine Ergänzung zur Erfahrung, insofern sie diese in eine gewisse Einheit und Ordnung versetzt. Die Sprachen z. B., wo ihr genealogischer Zusammenhang abbricht, wenigstens durch historische Forschung nicht mehr nachweisbar ist, ließen sich ideal in eine aufstrebende Reihenfolge bringen; aber n u r ideal. Ihre allgemeine Aehnlichkeit und der daraus sich ergebende Zusammenhang lässt sich nur aus der Gleichheit der menschlichen Natur in allen Völkern erklären; aber dies führt n u r zur Einheit der I d e e, nicht zu der des W e s e n s der Menschheit (oben S. 218. Z. 24—28), und die letztere, die wesenhafte Einheit, allein kann H. beruhigen, mag sie auch, wie sie es wirklich ist, selbst der bloßen Ahnung unzugänglich sein.

Die Idee schafft Einheit und Zusammenhang. Dazu gehört Causalität. Diese ist doppelt: eine mechanische der Erscheinungen, und eine ideale der Freiheit, des Absoluten. Das wehrt Kant nicht; er hält es für logisch erlaubt zu denken, dass die empirische Causalität, die zu jeder Wirkung in der Erscheinung eine gesetzmäßig mit ihr verknüpfte Ursache fordert, doch zugleich die Wirkung einer ihrem Vermögen nach intelligiblen Ursache sei. Allerdings meinte Kant hierbei wohl nur (Kr. d. r. V.[2] S. 572), dass jeder empirischen Ursache als Erscheinung, wie jedem Dinge ein Ding an sich, so eine intelligible Ursache zu Grunde liege. H. aber verwertet dies sogleich so, dass er die Vorgänge in der Geschichte durch eine doppelte Art der Causalität bedingt sein lässt, nämlich durch mechanische Ursachen und durch Ideen, die nicht nur neben einander, sondern mit und oft sogar gegen einander wirken können.

Indessen ist dies nur bequeme Ausdrucksweise; denn seine wirkliche Ansicht war ohne Zweifel die, dass jene beide Arten der Ursachen nicht neben einander bestehen, sondern nur uns neben einander zu stehen scheinen, oder dass wir zwei Erkenntnis-Arten für die Zusammenhänge der Erscheinungen haben, eine Art, die wir durch sinnliche Erfahrung erlangen und eine andere, welche über diese Erfahrung hinausgeht. So können wir auch beide in einander wirkend denken (12, 5 — 13.)

H. denkt zur Welt der Erscheinungen das transscendentale Object, das absolute Lebensprincip, hinzu. Zwingt uns die Einheit unsres Bewusstseins zu einer Zusammenfassung des Mannichfaltigen, so zwingt sie uns eben zur Anerkennung jenes absoluten Objects. Dieses muss denn auch wie die Kategorien des Verstandes in den Erscheinungen empirisch nachweisbar sein. Wir können, meint H., die Plane der Weltregierung, die Ideen der Causalität der Freiheit, an den Tatsachen erkennen, an denen sie sich doch offenbaren müssen. Und hier bleibt H. ganz innerhalb der von Kant gezogenen Grenze: denn seine Freiheit, seine Ideen, seine Plane der Weltregierung, seine Genies,

bleiben durchaus ein Noumenon im negativen Verstande, ohne andren Sinn als den, dass sie nicht innerhalb der mechanischen Causal-Kette erklärbar sind: denn H. schreibt sich keine intellectuale Anschauung zu.

In der Tat, scheint mir, bleibt hier H. ganz innerhalb dessen, was nach Kant erlaubt sein muss. Auch die empirische Causalität ist ja nach Kant nur Formel, eine Regel des Verstandes, ein Noumenon in negativem Sinne, das nur die Berechtigung für den Verstand enthält, ein Object auf eine gewisse bestimmte Stelle in der Zeit und also in eine gewisse Beziehung zu einem andren Object zu setzen. Wenn es nun Erscheinungen gibt, die sich dieser Berechtigung geradezu entziehen, die sich wenigstens nicht gänzlich ihr fügen, so wird nach demselben Bedürfnis des Verstandes, welches die empirische Causalität erzeugt, auch die andre, unmittelbar mit dem transscendentalen Object zusammenhängende, die der Freiheit, der Individualität hervorgerufen. So hat hier H. nur eine bestimmtere Anwendung von Kants Grundsatz gemacht, und Kant selbst hat ihn dazu ermutigt, indem er sagt (S.[2] 567): *es hindert nichts,* 295 *daſs wir diesem transscendentalen Gegenstande auſser der Eigenschaft, dadurch er erscheint, nicht auch eine Causalität beilegen sollten, die nicht Erscheinung ist, obgleich ihre Wirkung dennoch in der Erscheinung angetroffen wird.*

Liegt hinter den Erscheinungen Realität, so folgt ja daraus nicht, dass die Realität so sei, wie sie erscheint. H. nahm im Gegenteil an, dass Vielheit mit allem was daraus folgen mag, keine Realität habe, nur Erscheinung sei. Real ist nur die Einheit. Da aber Causalität, nämlich die empirische, die wir kennen, nur Sinn hat bei der Vielheit der Erscheinungen, so folgt von selbst, dass diese so gestaltete für die Realität nicht gelten kann. Da nun überhaupt die intelligible Einheit der individuellen Erscheinungen zwar als Idee gedacht, aber nicht als seiend begriffen werden kann, so gilt sie nur in negativem Verstande, als Warnung vor der Meinung, die Vielheit mit ihrer mechanischen Causalität sei die Wahrheit. Und da das ideale Verhältnis, in welchen wir die Erscheinungen der Geschichte denken, wie keinen Raum so auch keine Zeit kennt, so bedingt es kein Vor und Nach, und das Höchste in einer Gattung ist nicht notwendig auch das Späteste. Dies war eine durchaus consequente Folge. (7, 15—17.)

Wenn H. mit all dem innerhalb der Grenzen des Kantischen Kriticismus bleibt, so ist dies nun auch mit der Art und Weise der Fall, wie er den Charakter denkt. Völlig klar, was Charakter bei H. bedeute, konnte oben (Einl. zur Abh. Ueber d. Gesch.) nicht gemacht werden, weil es sich aus H. nicht ergibt. Wir müssen aber annehmen, dass H. darunter dasselbe verstanden hat, wie Kant, welcher sagt (S.[2] 567): *Es muſs aber eine jede wirkende Ursache einen Charakter haben, d. i. ein Gesetz ihrer Causalität,* 300 *ohne welches sie gar nicht Ursache sein würde. Und da würden wir an einem Subjecte der Sinnenwelt erstlich einen empirischen Charakter haben, wodurch seine Handlungen als Erscheinungen durch und durch mit anderen Erscheinungen nach beständigen Naturgesetzen im Zusammenhange ständen und von ihnen als ihren Bedingungen abgeleitet werden könnten, und also mit diesen* 5 *in Verbindung Glieder einer einzigen Reihe der Naturordnung ausmachten. Zweitens würde man ihm noch einen intelligibelen Charakter einräumen*

müssen, dadurch es zwar die Ursache jener Handlungen als Erscheinungen ist, der aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst
310 *nicht Erscheinung ist.* Wenden wir dies zuerst auf die Werke der Kunst an. Der Charakter beruht auf der Form, d. h. auf der Gesetzmäßigkeit, nach welcher sich die Glieder des Kunstwerkes zum Ganzen fügen. Denn diese Gesetze, erfahren wir eben, sind der Charakter der Ursächlichkeit, welche die Einheit und Form erzeugt. Dies ist der äußere Charakter. Nun hat jedes Kunstwerk auch noch einen innern, der aus der idealischen oder intelligiblen Gesetzmässigkeit folgt, da die Kunst sich eben erlaubt und gerade darauf ausgeht, das Ding an sich darzustellen. Zweitens aber in der Geschichte hat jede Begebenheit und jedes handelnde Subject ihren empirischen Charakter, der sich aus den Gesetzen ergibt, wonach jede Handlung wie Begebenheit *aus der Natur unausbleiblich abfliefsen* (das. 568), *wie äufsere Erscheinungen in dasselbe einfliefsen.* Dann aber hat jede Individualität nach H. seinen intelligibelen Charakter, und ihn allein nennt er in unsrer Schrift Charakter. Dieser liegt nicht in *Unterwerfung der Aeufserungen unter ein Gesetz* (Ueber das Sprachst. 259, 25 f.), und noch weniger in dem causalen Zusammenhange seines Lebens und Arbeitens mit der Natur,
15 sondern in der *Annäherung des Wesens an ein Ideal* (das.), worin sich die intelligible Causalität geltend macht. Letztere wird aber besonders klar nach der Ansicht, die H. §. 20 vom Charakter ausspricht, und wonach derselbe in dem Verbindungspunkte der Individualität mit dem allgemeinen transscendentalen Object liegt. (Vgl. schon 16, 6—19 und in dieser Einl. S. 227, 14.)

Die Bildung des Charakters, sein Ursprung, ist eine geniale Tat, und eine intelligible, unter keinen Zeitbedingungen stehende. Genie und Individualität (oder Charakter), welche beide ja für H. gleichbedeutend sind, können, einmal als intelligibel gesetzt, auch nach Kant (das. 568) *nicht dem Gesetze aller Zeitbestimmung, alles Veränderlichen unterworfen sein, dafs alles,*
253 *was geschieht, in den Erscheinungen des vorigen Zustandes seine Ursache antreffe.* Von der Vereinigung der Individualität, des transscendentalen Ich, mit dem transscendentalen Object findet sich freilich bei Kant nichts; aber ich kann nicht absehen, wie dieselbe umgangen werden könnte, sobald man einmal das Ich als intelligibel setzt, und sie dürfte geeignet sein, manche Schwierigkeit bei Kant über das Wesen des Ich zu lösen.

Die durch den Tod abgebrochene Entwicklung des Einzelnen gibt H. wie Kant Veranlassung, an ein nachirdisches Leben zu denken. Wie er sich aber gestattet, den Gedanken des transcendentalen Objects etwas umzugestalten, um die Erfahrung vollständiger in die Idee zu ziehen: so vermittelt er die individuelle Unsterblichkeit durch den Zusammenhang des ganzen Menschengeschlechts, in welchem eine Totalität und Vollendung wirklich sein mag, nach welcher sich der Einzelne hinieden sehnt (30, 16; oben S. 228, 42 ff.)

Ich komme schliesslich auf H.s Ideen-Lehre. Es gibt nach ihm nur eine transscendentale Idee, die absolute Lebenskraft, die Weltregierung, die aber keineswegs nur eine Idee ist, sondern eine Realität, obwohl sie für uns nur eine Idee bleibt, d. h. unsrem Begreifen unzugänglich ist. Die praktischen Ideen, wie Weisheit u. s. w., in welchen nach Kant die reine Ver-

nunft sogar Causalität besitzt, das wirklich hervorzubringen, was ihr Begriff enthält, nennt H. idealische Formen (Ueber d. Gesch. 321,9). Denn nur die lebendige Individualität, mit reiner Vernunft begabt, hat diesen idealischen Formen gemäß Causalität; sie selbst aber ist Idee, d. h. Eins mit der einen absoluten Idee. Und, wie nach Kant die praktische Idee der reinen Vernunft die Causalität in sich trägt, ihren Inhalt zu verwirklichen: so nimmt H. an, dass die individuelle Idee oder die Idee der Individualität, als eine praktische Idee der absoluten Vernunft, die Causalität habe, die Persönlichkeit, welche ihr Begriff enthält, hervorzubringen. (Vgl. diese Schrift 3,25. 297,13 ff. mit meinen Anm.)

Kant nennt ein Ideal einen Menschen, der mit einer Idee völlig congruirt. Es kann bloß in Gedanken existiren. Ist die Idee eine Regel, so ist das Ideal ein Urbild. Die Ideale in der Kunst nennt Kant gleichsam Monogramme (S.[2] 597 f.) H. sieht in den Genies wirkliche Ideale. Ueberhaupt sind die Ideen für H. lebendige Kräfte, welche ihren Inhalt hervorbringen, und welche sich dazu der empirischen Kräfte bedienen. Sie finden sich also nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Natur. Die Arten der Wesen sind die Ideen der Natur. Wenn nun nach Kant die Einteilung der Natur-Wesen nach Classen, Abteilungen, Familien u. s. w., kurz nach diesem ganzen logischen Schematismus des Verstandes, wie auch alle Bestimmung der Naturgesetze nur darauf beruht, dass die ganze Welt eben bloß unsre Erscheinung ist, und dass der Verstand dieser Welt der Erscheinungen, als seinem Geschöpfe, auch sein eignes Gewand überwirft: so meint H., dass in der Natur derselbe Geist lebe, der auch in der Geschichte wirkt — in beiden Reihen bedingter Ursächlichkeit Einer — die unbedingte Urkraft.

Wie H. in Bezug auf letztere mit Herder zusammenhängt, der Gott definirt als *Ursach der Kräfte, die fortwirkend alles Erscheinende bilden,* so 262 schließt er sich ihm auch in Bezug auf die Ideen der Natur an. Bei Herder heißt es (Ideen zur Gesch. d. Menschh. B. VII, c. 4): *Das organische Geschöpf ist nichts als eine wirklich gewordene Idee der schaffenden Natur, die immer nur thätig denkt.* Da nun bei H. die Ideen die Objectivitäten sind, 65 mit denen er das Reich des Unendlichen besetzt, so unterscheidet er auch nicht (wie Kant in der Kritik der Urteilskraft tut) zwischen speculativen Vernunft-Ideen und ästhetischen Ideen. Sind nach Kant schon jene bloß subjectiv, so sind es diese noch mehr; sie beruhen (S.[2] 54) *auf der unbestimmten Idee der Vernunft von einem Maximum* und heißen besser *Ideale,* nicht weil sie eine adäquate Darstellung einer Idee wären, sondern bloß, weil sie *Bilder sind, die in der Wirklichkeit nicht gefunden werden* (das. 56). Von den Vernunft-Ideen unterscheiden sie sich dadurch, dass sie *in concreto dargestellt werden können* (das.), während durch Begriffe ihr Inhalt nicht er- 70 schöpft wird. (das.) Für H. sind die künstlerischen Bilder Darstellungen derselben speculativen Ideen, welche der Philosoph schafft; und der Künstler und Dichter, insofern er Ideen darstellt, steht höher als der Philosoph, der sie nur abstract denkt, und verwirklicht die Einheit von Phantasie und Vernunft, wie es Schiller zeigt.

In seiner Bestimmung des Genies hat H. das was Kant vom ästhetischen Genie sagt, auf alle Kreise geistiger Tätigkeit verallgemeinernd bezogen.

Die Teleologie endlich musste H. verwerfen, weil er sie kantisch nur als regulativ hätte nehmen können. Er wollte aber nicht mit bloß reflectirender Urteilskraft an die Wissenschaft kommen, sondern suchte bestimmende, objective Verstandes-Erkenntnis.

Dies mag genügen, um H.s Abhängigkeit und Freiheit von Kant zu zeigen.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äuſsere untergeordnete und innre höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniſs durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äuſseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reiſst sich aus der Brust los, um in einem andren Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, daſs es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Em-

---

22. *oben]* wo?

24.] vgl. 24, 1. 6, 15.

29. 30.] vgl. 9, 27 — 10, 8. Die volle Ausführung dieses Gedankens aber liegt in §. 9.

2. *werden]* Hinter diesen Worten steht in A noch folgendes, was in B gestrichen ist: *Ihr wesentlichster innerer Zweck ist die Objectivirung der dunklen und verwirrt angeregten Vorstellungen in dem, einen bestimmten Begriff darstellenden Worte. Diese Objectivität ist aber erst vollendet, wenn die Gewiſsheit, daſs der Begriff und das Wort ebenso von einem andern, gleich selbstthätigen Wesen aufgenommen worden sind, aus der Erwiedrung hervorgeht. Der artikulirte Laut reiſst sich daher nur aus der Brust...*

pfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere 10 geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren, als eines individuellen Bewufstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim 15 unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dafs die geschiedne Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in 20 der geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als dafs er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, grofsentheils 25 selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne dafs ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einflufs innerer, auch nur instinctartiger Uebereinstimmung oder Abstofsung davon trennen will, so kann und mufs doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äufsren 30 Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere 31

---

7. 16. *Sehnsucht]* Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 192.

10. 11. *verstärkt — wird]* vgl. 31, 22 — 26.

18. *geistiger Wesen]* Der Plural ist ungenau. Es gibt ja nach H. in Wahrheit nur Ein geistiges Wesen, das in dem causal bedingten Dasein in geschiednen Individualitäten erscheint. Es sollte also heißen: des geistigen Wesens, oder kurz: des Geistes. Vgl. Allg. Einl. Z. 188 ff.

19. *die Kraft und die Anregung]* durch das Zusammenleben des Einzelnen mit einer geistigen Gesammtheit wird nicht nur der Geist desselben gestärkt, sondern auch die ihn anregenden Umstände wirken mit ihren Reizen mächtiger und vielfacher auf ihn ein.

21. *geistige Oekonomie des Menschengeschlechts]* vgl. Allg. Einl. Z. 141.

23—29.] Vgl. 198, 11 ff.

28. 29. *Einflufs — Abstofsung]* Aus 198, 13—17. wird klar, was hier gemeint ist: Naturanlage auf Abstammung beruhend.

eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr
man einsieht, dafs die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche
Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem
5 Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch
den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden, und
diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu
ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein,
den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen na-
10 tionellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet
sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der
innren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar.
Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker all-
mählich auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer
15 sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit
stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst über-
ein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten ent-
fesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird,
kann es doch nur in verschiednem Geiste errungen werden, und
20 die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthüm-
lichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht
ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber

---

2. *Geistesbahn]* vgl. H.[3] f° 20: *Eine Nation ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisirte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität* (d. h. wie es in dem Satze zuvor lautete, *in Beziehung auf „den grofsen Gang, auf dem sich der geistige Bildungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn* [s. 14, 22] *bricht") individualisirt.* Vgl. die Einl. Z. 1—15 und Einl. zu §. 1. Z. 184—187 ff.

13. *heben]* erg. *zwar*, wozu 18 das *aber*. Das von hier ab Folgende bis Z. 26 enthält also die Erklärung des Themas der ganzen Schrift. Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 248—255.

15—18. *Damit — hinstreben]* Dies ist eigentlich in *Cultur* Z. 13. enthalten.

18—32, 3.] Hier, oder schon 13, scheint mir eine Wendung des Gedankenganges einzutreten, wie denn überhaupt in diesem Stück 30, 19 — 31, 8 zwei völlig verschiedene Gedanken zusammengemischt sind: der Zusammenhang des Individuum mit der Nation und der Nationen als Individuen mit dem Gesammtgeist. Wie jenes hängt auch diese mit der Totalität zusammen. So schwankt der Gedanke herüber und hinüber: 29, 17. Individuum und Nation; 30, 8. Individuum und Totalität des Geistes; 30, 19. Individuum und Nation; 30, 23. Nation als Individualität; und darum, weil die Nation auch nur Individualität ist, 31, 10. auch Zusammenhang der Nationen mit einander und mit der Totalität des Geistes.

22—26 *Gerade — Kraft]* Vgl. VI. 6: *Es giebt keine freie und kraftvolle Aeufserung unserer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unsrer ursprünglichen Naturanlagen; keine Energie ohne Individualität.*

das Gelingen des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in demjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht, und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergieſst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelbar und gewissermaſsen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, daſs es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch muſs man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind, und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daſs beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung

23. *des allgemein Erstrebten]* = des ertrebten Allgemeinen und Gleichen.
29—32, 3. *Anspannung — ergieſst]* Vgl. 22, 1—31. 34, 4—6 u. Einl. zu §. 4 Schluss.
7—13.] Vgl. 6, 2—9. 34, 20—22. — Zu 17 vgl. 5, 15—17.
12. *Nationen]* D.; *in Nationen* A; wahrsch. ist zu lesen: *die N.*
15. *Da die Sprachen* u. s. w.] Vgl. 5, 11—26. Von *Doch muſs* bis *hervorgehen* 14—21 ist nachträglich eingeschaltet. 22. *eine solche Sprachschöpfung* schließt sich deutlich an 13.
19—21. *Die Wahrheit — hervorgehen]* Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 120—128. 256—285.
20. 21. *unerreichbarer]* Zu der hier, wie oft im Folgenden ausgesprochenen Unbe-

kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsre Unkenntniſs ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsre dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloſs aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes

---

greiflichkeit des Ursprungs der Sprache, vergleiche man Schiller (Erz. d. M. 15. Brief): *Die Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, also die Genesis des Schönen* (der Humanität] *bleibt unerforschlich.* Nach H. ist ja auch die Sprache Product derselben Wechselwirkung. Eben so erklärt Schiller (19. Br. gegen Ende) *die Quelle, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit flieſsen, woher und wie die ewigen Begriffe von Wahrheit und Recht entstanden sind*, für unerforschlich. Das ist Kantisch, wie auch die Bemerkung im 13. Br.: *Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht.* Vgl. Z. 28 ff. *Zu Gemüths* vgl. 34, 16. = *Mittelpunkt* 34, 4.

2—6. *Alles Werden — trennt]* Vgl. Einl. zu §§. 2. 3. Z. 18—20. Wie die ganze Stelle von 32, 4—33, 21 nur eine Wiederholung von 5, 9—6, 9 ist, so entbehrt sie auch der metaphysischen Tiefe, die H. schon gesichert hatte. Vgl. Einl. zu §. 7.

6.] Vgl. 281, 17—19.

Princip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, dafs man diesen 20 Punkt lieber ganz unberührt liefse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröfsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache 25 ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, dafs man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, mufs man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen 34 aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, dafs jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denken, 5 Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit Allem in ihr, dem Ganzen, wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht blofs passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer 10 bestimmten, und modificirt durch innre Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äufsre Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geistes-

---

21. *Punkt]* ursprünglich hieß es: *diese Entstehungsarten;* also sowohl die *primitive Bildung* (32, 28), als die *secundären Bildungen* (das. 29).

4. *Mittelpunkte]* vgl. die Einl. Z. 14 31, 30. Einl. zu §. 1. Z. 256. Diese S. Z. 12—17.

6—9. *Denn — sondern]* Statt dessen hieß es ursprünglich: *Denn die Sprache ist kein Werk des vollendet dastehenden menschlichen Vermögens* (sondern die Vernunft wird und entwickelt sich erst durch die Sprache), *sie ist eine Nothwendigkeit unsrer Intellectualität, zugleich unwillkührlich, da sie nicht zurückgedrängt werden kann, aber ein evidenter Act der Freiheit* (doch wol Kantisch streng transcendental zu nehmen), *da sie aus der* . . .

9. *empfangend]* von den einzelnen Tätigkeiten des Geistes.

11. *durch innere Selbstthätigkeit]* Da in ihr eine herschende, bestimmte Richtung lebt, so wird nach dieser alles, was ihr gegeben wird, gelenkt und gestaltet.

12. *aber]* urspr. *daher,* das wol nur wegen desselben „daher" 14 geändert ist.

eigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äußerlich Geschiedenes angesehen werden, und läßt sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken, man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Mißverständniß befreiten Sinne des Worts ([1]) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daß jeder das Verständniß aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es läßt sich nichts von ihr ausschließen, da sie alles umfaßt.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiednen Epochen dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit muß aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Uebergewicht der äußren Einwirkung oder der innren Selbstthätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, daß, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Indivi-

([1]) Man vergl. oben S. 5. 6. unten §. 22.

15—22. *nicht lehren — genügen]* Da die Sprache aus dem Punkte entspringt, wo das Volk mit den Einzelnen und diese unter einander zusammenhängen, so ist sie das Product dieser drei Factoren zugleich. Vgl. 32, 7 ff. 54, 13—19 mit der dort angeführten Stelle aus WW. III. 13, 26—30. — Zu *wecken* Z. 16 vgl. Einl. zu §. 5. Z. 47.

18. *nun also.* 23. *nun* s. den Anhang zu diesem Paragraphen S. 250.

2. *Bahn]* vgl. 14, 22.

6—13.] Dasselbe ist schon S. 17, 1—12. bemerkt, aber erst hier gefolgert (34, 1. 25. 30): weil die Sprache eine Schöpfung der geistigen Ur- und Gesammtkraft (34, 5. 25) ist, *daher tritt auch* in ihr der Fall der Genialität ein, wodurch auch eine Genialität *aller andren Arten intellectueller Thätigkeit* (Z. 15) möglich wird.

duen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen
Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener
Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung.
Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren
Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammen- 15
hang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein
von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprach-
bildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der
Welt in Gedanken dergestalt einflöfst, dafs er sich durch alle
Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als 20
möglich denken kann, dafs eine Sprache in einer Nation gerade
auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und
anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten
wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung
des Gedankens am leichtesten und am körperlosesten einzugehen, 25
so mufs diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip
erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in
jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch
nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte mufs
daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwicklungs- 30
gange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeu- **36**
gungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geises und ein gewisser,
ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken,
ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wah-
ren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts 5
aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen mufs,
so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bil-
dung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, dafs das Werk
der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, ob-
gleich gerade das hier Gesagte unumstöfslich beweist, wie gleich- 10
zeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander ver-
schlungen ist.

18—19.] vgl. 61, 8.
25. *körperlosesten]* A.; körperlichsten B. D. Vgl. 83, 28. 51, 6. 66, 7. 68, 24 Anm. 97, 30.
11. *beider]* sc. der Nationen und der Individuen.

Anhang zu §. 6.

Zu 31, 18 ist schon der Vermischung zweier Gedanken-Reihen gedacht. In dieselben hat sich aber noch ein dritter Gedanke, der der Einheit von Geist und Sprache, eingedrängt, wodurch manches aus den Fugen geraten ist. Schon bemerkt ist, dass 32, 14—21, worin ja eben dieser dritte Gedanke ausgesprochen ist, später eingeschoben ward. Der Excurs 32, 23 — 33, 20 muss als lange Parenthese gelten. Es schließt sich also 34, 3 unmittelbar an 32, 13, nur unterbrochen durch 32, 21—23 und 33, 20 — 34, 2. Es wird also geschlossen, dass der Zusammenhang des Einzelnen mit der Nation (29, 17 — 32, 7), da er auch durch die Sprache noch ganz besonders erwiesen ist (7—13) auf der Urkraft (34, 4—6) beruht; denn (diesen Mittelsatz fordert der Schluss) die Sprache stammt aus ihr. Dies muss also auch in 34, 6—17 gesagt sein. Statt der jetzigen Stelle *Denn die Sprache — bestimmten* (6—11) hieß es ursprünglich klarer: *Denn die Sprache ist kein Werk des vollendet dastehenden menschlichen Vermögens, sie ist eine Nothwendigkeit unsrer Intellectualität, zugleich unwillkührlich, da sie nicht zurückgedrängt werden kann, aber ein evidenter Act der Freiheit, da sie aus der unendlichen Mannichfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten folgt,* d. h. da sie eben so notwendig wie frei ist, so löst sich dieser Widerspruch nur durch die Annahme ihres Ursprungs aus der Urkraft. Und H. fuhr ursprünglich fort: *Sie kann daher nicht eigentlich gelehrt . . . werden, man kann ihr . . . entwickelt* (14—17). Der Zwischensatz hinter *daher* in D: *wenn . . . erscheint* fehlte. Wichtiger ist, dass *daher* nur in dem ursprünglichen Zusammenhange seine richtige Beziehung hat. Da die Sprache unwillkürlich und notwendig ist, so wird sie nicht gelernt und gelehrt. Durch die Einschaltung des Satzes: *Sie kann . . . angesehen werden* (12—14) wird dieselbe Folge aus einem andren Grunde gezogen, wozu die Berechtigung nicht sogleich einleuchtet und bezweifelt werden kann.

Hinter *entwickelt* (17) lautete es nun ursprünglich weiter: *Indem die Sprachen Schöpfungen der Nationen sind . . .* Dies knüpfte sich also unmittelbar an den Satz von der Unmöglichkeit des Sprach-Lehrens und enthielt eine weitere Folge, nämlich die, dass die Sprachen zwar den Nationen angehören, von denselben geschaffen sind, dennoch aber, da die Sprache nicht von dem Einen auf den Andren übergeht (32, 9), wie sonstige Kenntnisse, sondern sich in jedem Einzelnen erzeugt, auch den Individuen angehören. Beide Folgerungen fließen aus dem Zusammenhange des Einzelnen mit der Nation; sie sind die Erfüllung von 34, 3 und sprechen als gefolgert und bewiesen das aus, was 32, 7—13 als These hingestellt war. Sie enthalten keine Beschränkung der These, und diese bedarf auch einer solchen nicht.

Dieselbe Rücksicht aber, welche den Satz *wenn . . . erscheint* (34, 14. 15) einschieben ließ, zog auch 32, 14—21 herbei; und nun erschien 34, 3—17 nicht mehr als Folgerung, sondern als die 32, 15 gewollte Beschränkung, und wurden durch die eingeschobenen Worte (18) *nun also . . . Worts* aus ihrer ursprünglichen Verbindung mit 34, 1—3 und 32, 7—13 gelöst und in Anschluss an die *gebührende Beschränkung* 32, 15 und indirect an 11—13 gebracht.

Wäre wirklich hier eine Beschränkung gegeben, so müsste der folgende Satz: *Man mag die Sprache* (22—26) mit dem Vorangehenden durch *aber* (statt *nun*) verknüpft sein: Immer aber beruht die Sprache, man mag sie so oder so betrachten, notwendig auf u. s. w. Ursprünglich aber war er (und dies liegt im *nun*) nur eine weitere Entwicklung der Folgerungen. Richtiger war er eine Erweiterung und nochmalige Betonung des vermittelnden Gedankens 34, 5; durch den Einschub von *Denn . . . empfangend* (6—9) erscheint er als bloße Wiederholung.

§. 7.

Uebergang zur nähern Betrachtung der Sprache.

Einleitung des Herausgebers.

In den §§. 2—6 hat sich H. die Grundlage für seine Untersuchung bereitet und das erste Stück unseres Paragraphen 36,13—37,2 fasst kurz und richtig und klar das Ergebnis zusammen, um darauf fortzubauen. Auch wüsste ich nicht, dass das hier Gesagte zu hypothetisch, zu speculativ wäre, um nicht auch zur *praktischen Anwendung* (38,3) geeignet zu sein. Ich kann deshalb die nachträgliche Anfügung des übrigen Teils des Paragraphen, 37,3—39,3 nur als die Tat einer ganz ungerechtfertigten Furchtsamkeit ansehen, die sich notwendig in Widersprüchen verlieren musste, die sich schon 32,14—21 ausspricht. Um sich nämlich nicht selbst zu widersprechen, musste H. das erste Stück ändern und dem Anhang abermals demselben widersprechende Sätze nachträglich einschalten, sodass er von Ansicht zu Ansicht herüber und hinüber schwankt, wie der Commentar zeigt.

Hält man dies fest, d. h. weiß man, dass H. in den beiden letzten Absätzen unsres Paragraphen von seinem hohen Standpunkt sich auf das gemeinere Niveau herablassen zu müssen glaubte, aber dennoch durch Einschiebungen immer wieder an die Höhe erinnern wollte: so wird der Paragraph verständlich; während er als ein zusammenhängendes Ganzes gefasst den Leser wunderlich hin und her stößt.

Ursprünglich hatte der Paragraph folgende Gestalt. Er war gar kein besonderer Paragraph, wie er auch jetzt noch keinen besondren Inhalt hat, sondern schloss sich unmittelbar an §. 6 an. Der erste Absatz 36,13—37,2 ist ja nur eine Zusammenfassung des Vorangehenden. Hieran hatte sich das Stück 18,30—21,12 geschlossen. Durch Verlegung desselben in §. 4 hatte unser Paragraph seinen besondren Inhalt verloren, und durch den Ersatz 37,3—38,9 keinen neuen Inhalt eingetauscht. An jenes Stück schloss sich dann ein Absatz, der denselben Inhalt hatte wie das jetzige Stück 38,10—39,3 mit etwas andrem Ausdruck

Das den Ausfall ersetzen sollende Stück hatte ursprünglich so gelautet:

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dafs wenn die eine gegeben wäre, die andre müfste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserm Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Als das reale Erklärungsprincip 1 5

und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit müssen wir die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein selbstständig vor uns 10 *steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese und in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun. Besonders wichtig aber ist es, bei keinem niedrigern Erklärungsprincipe u. s. w.* 38, 4—9.

Wenn nun aber auch die Auflösung des Paragraphen in Ursprüngliches, Anhang und Einschiebsel das tiefere Verständnis der Darstellung H.s und seiner Gedankenbewegung gewährt, so muss doch auch ein Verständnis des ganzen Paragraphen, wie er heute vorliegt, gegeben werden. Außer den Bemerkungen des Commentars ist in dieser Beziehung folgendes zu beachten.

Es werden hier für die Erklärung der Sprache drei Standpunkte gezeichnet, die sich durch die Ansicht von dem Verhältnis zwischen Sprache und Geist unterscheiden, und die alle drei zulässig sind, von denen jede zur rechten Zeit geltend zu machen ist. Es werden erstlich Sprache und Geist als von einander verschieden genommen, und dies kann dann in doppelter Weise verfolgt werden. Es kann zuerst die Sprache als vom Geiste gewirkt genommen werden (37, 15—18); zweitens kann die Sprache in ihrer schöpferischen Selbständigkeit erfasst werden (das. 18—20). Die dritte Ansicht aber, welche die volle Wahrheit enthalten würde, wenn sie aufgeklärt werden könnte (was dem menschlichen Geiste unmöglich ist), erfasst die Sprache in der idealen Totalität des Geistes als identisch mit ihm (37, 21—38, 2).

Es ist ein schon längst von H. ausgesprochener Grundsatz, sich in der ausübenden Forschung eng an das Vorliegende zu halten und den Grenzen unsrer Erkenntnis gemäß zu verfahren, aber die ideale Forderung und Voraussetzung nicht aufzugeben. Vgl. IV. 275, 10—17 und in unsrer Schrift 281, 35 ff. Dagegen steht er 216, 26—29 fast auf der Höhe.

---

36 Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als 15 die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor

17. *der Geisteskraft]* es ist hier die nationelle gemeint; denn nur diese, nicht die Urkraft, ist bedingt.

19. *Beides]* Dieser Satz schließt sich jetzt weniger gut an die beiden vorangehenden als ursprünglich, wo dieselben lauteten: *„Indem die Sprachen auf diese Weise eine Stufe bilden, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung verfolgen können, sind sie zugleich das Werk und das belebend anregende Princip ihrer Geisteskraft. Beides*

sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung 20
des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung
seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit
in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht
es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und
indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder 25
Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache
zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der Litteratur
belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und 37
so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines
Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dafs, wenn die eine gegeben wäre, die andre müfste voll- 5
ständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander
gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äufserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr

---

geht . . . d. h. die Sprache ist zugleich Werk und Princip des Geistes. Die höhere Bildung, von der es eben hieß (2. 7.), dass sie erst auf die Sprachschöpfung folgen, dass also die Sprache ein Princip für sie sei, und die Sprachschöpfung, die sich im Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken (35, 18) vollzieht, sind gleichzeitig und identisch. — Das *aber* hinter *Beides* ist erst nachträglich eingeschoben, — nicht zum Vorteil, wie mir scheint. Jetzt bedeutet *Beides:* das Wachstum der Sprachen mit dem Volksgeist und ihre Wirkung auf denselben. Veranlassung zu dieser Aenderung scheint dies gewesen zu sein, dass H. die Sprache nicht *Werk* des Volksgeistes nennen wollte, was er doch nach dem Vorangehenden wol durfte.

26. *dahin]* nämlich zur Sache (24), nämlich zur Bildung.

1. *ihr]* Sprache geht denselben Gang wie die Litteratur, wenn man darunter auch die sogenannte mündliche Litteratur befasst.

2. *verbunden]* vgl. 5, 27 — 6, 2.

3.] Von hier bis zum Schlusse dieses §. ist nachträglich eingeschoben.

6—8. *Denn — Formen]* Nun ist aber die Geisteseigentümlichkeit eben die Form der Intellectualität, und die Form der Sprache ist die Sprachgestaltung; also stehen u. s. w. (Z. 4) q. e. d.

8—11.] *Die Sprache — denken]* abermals nachträglich eingeschoben und trennt das Folgende vom Vorangehenden. Denn 11—13. *Wie sie — verborgen* schließt sich an 3—8. *Die Geistes — Formen*, während 8—11, wo die Einheit von Geist und Sprache ausgesprochen ist, wie auch 36, 17 — 37, 2 die Frage vom Zusammenkommen beider abschneidet.

8. 9. *äußerliche Erscheinung des Geistes]* d. h. der äußerlich erscheinende Geist.

10 Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen,
15 müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese und in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert
20 sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniſs nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit
25 nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daſs sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloſs in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in
30 seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zu-
38 sammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hin-

---

10. 11. *man kann — denken]* d. h. es ist so schwer den Gedanken zu vernichten, als wäre die Sprache etwas neben dem Geiste. Hier ist nicht von der Einheit des Denkens mit dem Sprechen die Rede (wie 50, 9. 10), sondern wie 2, 12. 13. Einl. zu §. 1. Z. 266—279.

13. *unerklärlich verborgen]* Hier schob sich wol etwas unter wie: unerklärliches Geheimnis.

13. 14. *ohne aber — wollen]* nachträglich eingeschoben.

19—20. *offenbart, verliert sie sich]* enthält keinen Widerspruch in sich; denn so wird die Sprache als eine jenseit der Erscheinungen liegende, aber sich innerhalb derselben offenbarende Kraft gedacht. — 19. *und in* A.; *uns in* B. D.

21—22. *historisch — thun]* Folglich können wir uns auf die Sprache als ideale Kraft nicht einlassen.

22. *dürfen aber* . . . 38, 4. *wichtig ist es nur]* nachträglich eingeschaltet, wodurch der logische Gang wieder gestört ist. Dieser hätte erfordert: 20 f. *ideales Wesen; historisch aber haben wir es immer nur mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun. Indessen dürfen wir doch darum* u. s. w.

23—25. *Wenn — nicht]* vgl. 247, 13—18.

ausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten 5 hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daſs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu 10 thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprachen anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrach- 15 tungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung 20 genauer bestimmen können. Unter allen Aeuſserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwicklung betrachtet, so muſs 25 man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei

---

3. *hinausgeht]* Diese eingeschobene Stelle (37, 22. bis hierher), wie sie ungeschickt angeschlossen ist, so ist sie auch ungeschickt beschlossen. Denn das hört sich ja nun so an, als sollte gesagt sein: Die Sprache dürfen wir nicht als ein Werk des National-Geistes ansehen, weil wir das Wesen der menschlichen Geisteskraft nicht begreifen; begriffen wir jedoch dieses, dann dürften wir die Sprache wol so ansehen: was doch H. gar nicht sagen wollte.

3. *Für — nur]* Ursprünglich hieß es hinter *zu thun* 37, 22: *Besonders wichtig aber ist es, bei* u. s. w.

5. *wirklich]* wie es das wirkliche Verhältnis erfordert. Hinter *sondern* ergänze man *wenigstens*. H. fordert nur den erlaubt niedrigsten Standpunkt, der *für uns* der höchste und letzte ist.

6. *der ganzen geistigen Gestaltung]* sc. der Nationalgeister und der Sprachen.

26—28. *durch die — aufsuchen]* In der ursprünglichen Fassung dieses Absatzes 38, 10 — 39, 3 fand sich folgender Satz: *Es liegt auch kein irreführender Cirkel darin, die*

jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen, so daſs, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt
30 werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen
39 und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

---

§. 8.

Form der Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph erläutert einen der am spätesten gefundenen, obwohl früh gesuchten, Begriffe H.s. Auch wird ihm, wie sichs gebürte, nicht nur ein voller Paragraph gewidmet, und dabei wird er doch kaum deutlich gemacht, sondern er wird auch (40, 16 ff. vgl. schon' 20, 26) mit einer gewissen Emphase angekündigt. Am klarsten wird er bestimmt 40, 18 f. 42, 26—43, 2. 43, 6—8. 46, 22—47, 7. Der Sache nach ward freilich schon in der Abh. *über d. Sprst.* S. 245, 29—31 an seinen Inhalt gedacht, wie noch mehr in der Abh. *über den Dualis* (VI. 563, 10. 585, 25); aber dieser Inhalt ward eben noch nicht in der scharfen Klarheit des Begriffs erfasst. Ja schon in der Ank. d. Vask. Z. 99—108 (oben S. 18) ist die Form gemeint.

Zur weitern Aufhellung erinnere ich zunächst an das, was schon in der Einl. zur Abh. Ueber d. Gesch. S. 108 bemerkt ist, dass Form das ist, was aus Teilen ein G a n z e s macht, was eins an das andre knüpft, mag es sich um Ruhendes oder Bewegtes oder um bloße Bewegung, Tätigkeit handlen. Dies findet sogleich Anwendung auf die Sprache, man mag sie als Einheit bestehender Elemente (Wortformen) oder als Tätigkeit (Formung des Gedankens) auffassen. Die verschiedenen Helden des Ariost, der weniger auf Form sieht, lassen die *Verschiedenheit der Menschen*, die des Homer, der vorzugsweise auf Form achtet, *den Reichthum der Menschheit* sehen (IV. 69). Wichtig ist es nun hier besonders hervorzuheben, dass auch ein Nationalgeist, weil er eine Individualität ist, eben so wol wie der Geist des einzelnen
1 Menschen eine Form hat. H. sagt (III. 357 f.): *Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und*

Sprachen als das Werk der Geisteskraft des Volkes anzusehen und zugleich die letztere erst aus ihrem Bau erkennen zu wollen. Denn da jene eigenthümliche Kraft sich nur an der Leitung und mit Hülfe der Sprache entwickelt, so kann diese [sc. die Kraft] *kein andres Gepräge als das ihrige* [sc. der Sprache] *an sich tragen.*

Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der R i c h t u n g *aller, in der* F o r m, *von der in jeder Art* 5 *der Seelenthätigkeit Maſs und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt; und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äuſseren und inneren Welt.... In dieſs geheimniſsvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang Goethe* 10 [dessen Einfluss auf den deutschen Nationalgeist eben dargestellt werden sollte] *durch die Macht seiner Dichtung.* Aus dem letzten Satze erkennt man auch, wie die Form von jenem *geheimniſsvollen* (Z. 9) Punkte ausgeht, wo der individuelle Nationalgeist mit dem Geist der Menschheit zusammenhängt.

Hieran schließe ich eine Stelle aus einem Briefe an Goethe (S. 47): *Ehe ich mit meinem Begriff eines Nationalcharakters zufrieden bin, muſs ich etwas finden, das ebenso wohl mit der gewöhnlichen Wirksamheit als mit den fehlerhaften Ausartungen und den gelungensten Energien übereinstimmt, etwas Gemeinsames, das ich in allen einzelnen Theilen der menschlichen Beschaffenheit und* 15 *Thätigkeit als sich selbst gleich wiedererkenne; etwas endlich, das sich mit jeder Art individueller Charaktere verträgt, aber jeden so modificirt, daſs dadurch alle eine allgemeine Aehnlichkeit erhalten.* — Und zuvor hatte er bemerkt: *Bei moralischen Gegenständen* [wie bei Nationalcharakteren] *ist noch die groſse Schwierigkeit, ihr eigentliches Wesen von ihrer zufälligen Beschaffenheit in der* 20 *Zeit, ihre wirkliche Eigenthümlichkeit von ihren möglichen Fortschritten zu unterscheiden, die Linien zu bestimmen, aus denen sie nicht herausweichen können, und ihnen doch nicht Grenzen zu stecken, über die sie nicht hinausgehen können, die die Menschheit schon darum nicht kennt, weil sie dieselben nicht kennen darf.* 25

Wir haben dann auch gesehen, Einl. zur Abh. Ueber d. Gesch. (S. 109), dass die Form auf den Gesetzen beruht und nur die Erscheinung der Gesetzmäßigkeit ist. Das Gesetz aber wird bestimmt durch den Charakter, die Seele des Ganzen. Diese ist das F o r m - P r i n c i p (das. S. 114.)

Die einzelnen Elemente einer Sprache so aufgefasst, dass sie als durch ein bestimmtes Princip, und zwar ein individuelles, dieser Sprache eigentümliches, geschaffen erscheinen, und darum sich zur Einheit verbinden, ergibt die Form der Sprache. H. versteht unter *Form* bald das was hier Form genannt ist, bald das, was wir vielmehr als Form-Princip zu fassen haben. Was er 40, 11 *die Quellen* nennt, sind das Formprincip; was das *Bild eines organischen Ganzen* heißt, ist die Form.

So ist klar, inwiefern H. die Sprache einen Organismus nennt. Diese Metapher hat bloß den Sinn, die Einheit aller Sprach-Elemente, ihren gegenseitigen Zusammenhang und ihren gemeinsamen Ursprung aus demselben schaffenden Princip auszudrücken. Vgl. *Ueber d. Sprst.* (S. 240, 33—241, 2.)

Da indessen dieser Punkt so merkwürdig (nicht bloß von K. F. Becker) misverstanden worden ist, so setze ich noch folgende ausführlichere Darlegung von H. hierher (H¹ f⁰ 113):

26 *Die Sprache ist eine natürliche menschliche, mit dem Begriffe des Menschen selbst gegebene Function. Der Mensch spricht auf ähnliche Weise, als er sieht, als er sich bewegt, als er jede andre seinen Organen gemäſse Verrichtung ausübt, jedoch mit dem merkwürdigen Unterschiede, daſs die Sprache* 30 *in ihm erst einer stufenartigen Entwicklung bedarf. Sie wird zwar durch seine körperlichen Werkzeuge bestimmt, gehört aber eigentlich dem Geistigen in ihm an, bedingt die Klarheit seines Denkens, und bewegt sich in der Freiheit der Gedanken und Empfindungen. Diese Freiheit hebt sie über den Organismus hinaus und das Reden kann niemals im eigentlichen Verstande eine or-* 35 *ganische Verrichtung genannt werden. Es ist zwar organisch, insofern es gesetzmäſsig und durch den Organismus körperlicher Werkzeuge bedingt ist. Allein diese Bedingung setzt ihm nur teilweis Schranken und seine Gesetzmäſsigkeit ruht im Gebiete der Freiheit, da* [d. h. während] *der Organismus der Naturordnung angehört.* H⁴ f⁰. 10: „*Was man daher für die Grammatik* 40 *aus dem Begriffe der Sprache als allgemein und nothwendig herzuleiten versuchen möge, darf man nur aus ihrer auf Freiheit beruhenden und von der Freiheit geforderten Gesetzmäſsigkeit, aus diesem (wenn man das Wort gebrauchen will) ihr eigenthümlichen Organismus, nicht aber aus dem Begriff des Organismus an sich und in der Körperwelt hernehmen.*

Nun kann es auch keine Schwierigkeit machen, den Stoff der Sprachform je nach der relativen Bedeutung dieses Wortes zu bestimmen. Fasst man die Sprache als jene Arbeit (41, 8. 42, 26), und nennt die Sprache eine Form: so ist der Stoff (45, 25—27) der Laut und der ganze geistige Besitz, wie er außerhalb der Sprache liegt. Genauer, meine ich, wäre in dieser Hinsicht, der letztere und der als noch unarticulirt gedachte Laut das Material der Sprache zu nennen, sie selbst aber die bildende oder formende Tätigkeit. Daher nenne ich auch die Sprache reine Form: denn sie hat zwar ihren Stoff, das sind ihre Einzelheiten; aber nicht nur sind diese alle geformt (45, 20), sondern sie haben auch gar keinen selbständigen Wert, sie haben nur die Bedeutung, das innere Material geformt darzustellen.

Mit all dem hat H. die Frage noch gar nicht berührt, wo der Stoff zur Form in dem Sinne liege, in welchem er ihn zum Terminus gestempelt hat. Doch ist hierauf die Antwort leicht. In dieser Hinsicht ist die Sprache, werde sie als Arbeit und Tätigkeit oder als ein bereit liegendes Werkzeug gedacht, der Stoff. Die *Sprachform* (45, 12) kann bedeuten: die Form, welche eben die Sprache ist, und welche einem geistigen Inhalt angebildet wird; oder aber die Form, welche der Sprache angebildet ist und welche entweder als Princip die Sprach-Arbeit leitet und die Einzelheiten derselben formt, oder welche als Ergebnis dieser Arbeit ihren Einzelheiten aufgedrückt ist: d. h. die Gesetzmäßigkeit der bildenden Tätigkeit oder der durch letztere gebildeten Elemente (46, 27—29).

Fragt man nun endlich noch, um H. aufs gründlichste zu verstehen, wie er auf den Begriff der Form, in dessen Anwendung auf Sprache, ge-

---

26. *natürliche menschliche]* d. h. zum Wesen des Menschen gehörige.

kommen sein möge, so glaube ich, auch hierauf antworten zu können. Da man unter Form doch gewöhnlich nur die Form eines Bestehenden denkt, namentlich H. von der Form der Kunstwerke der Sculptur ausging, und, selbst wenn er den Ausdruck auf das Epos und die geschichtlichen Begebenheiten ausdehnte, auch hier eine breite Basis bestehender Elemente vorfand: so scheint es entweder schwierig zu begreifen, wie H. die Sprache so entschieden nur als Arbeit fassen wollte, da gerade ihre Form ihn hätte veranlassen müssen, sie gleichsam als Statue zu denken; oder aber es wird schwer einzusehen, wie, nachdem er sie nun dennoch als Tätigkeit genommen hatte, und er selbst die Analogie mit den Organismen der Natur zurückwies (Anm. zu 41, 6), er trotzdem den Begriff der Form auf sie anwenden mochte. Der Grund liegt in der Tat tief in der Denkweise H.s, und darum wird uns die Sache um so wichtiger.

Wenn nämlich der Begriff der Form der Sprache, und damit H.s ganze Sprachwissenschaft, darauf beruht, dass man nicht sowohl das in Betracht zieht, was die Sprache als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, sondern vielmehr auf ihren mit der Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung zurückgeht (39, 8—11): so ist zu bemerken, dass H. auf allen Gebieten, wo er als Forscher auftrat, für alle Gegenstände, deren Verständnis er suchte, dieselbe Maxime festhielt, weniger darauf zu achten, was ein Object wirkt und leistet, als weit mehr, wie es im Geiste seines Urhebers entstanden und mit dessen innren Kräften verwebt ist.

So z. B., wenn es sich um Jacobi's philosophisches System handelt (1794), so fragt H. nicht nach dessen innrer Consequenz oder nach dessen Uebereinstimmung mit den Ansichten, die er selbst für wahr hält; sondern er vergleicht es mit dem Geist und Charakter seines Schöpfers, um zu erfahren, mit welcher Notwendigkeit es aus der Individualität dieses Subjects entsprungen ist, auf welchem Gange der Philosoph nach der Wahrheit strebte (I. 185). Wie er den Begriff der Form der Sprache nur aufstellte, um damit die Individualität der Sprache und zugleich des Geistes einer Nation in einem einheitlichen Bilde zu erfassen: so ist es ihm auch dort nicht um die objective Wahrheit der philosophischen Weltanschauung zu tun, sondern um die originelle Individualität eines Denkers. Darum meint er: selbst wenn man sich ein absolut wahres System als schon gefunden dächte, so würde eine Geschichte der Philosophie immer noch ihren Wert behaupten; nur müsse diese nicht die Systeme als solche für die Hauptsache halten, sondern die Philosophen selbst als Menschen.

Dies beruht auf H.s Schätzung der Kraft, der Energie. Jede Energie ist individuell, und jede Individualität ist Kraft. In der Kraft hat H. die Gewissheit der Leistung, des Objects, mag dieses ein philosophisches System, eine Sprache oder eine sittliche Tat sein. Daher hat er schon früher (1792) dem Staatsmanne geraten, niemals unmittelbar Werke zu fördern, sondern Kraft zu wecken und ihr Freiheit zur Entfaltung zu gestatten.

Denselben Gesichtspunkt also hat er auch in der Schrift über Goethe's Herrmann und Dorothea (1799) inne gehalten: in dem Werke will er den Künstler schildern (IV. 2), in das Wesen der dichterischen Einbildungskraft

eindringen (3). Genau wie bei der Kritik Jacobi's heißt es auch hier (4):
45 *Jede philosophische Beurtheilung kann auf einen zwiefachen Endzweck hinarbeiten, mehr auf die objective Beschaffenheit des Werks, das sie zu würdigen versucht, oder mehr auf den Geist Rücksicht nehmen, der nothwendig war, es hervorzubringen.* Später (148) wiederholt er mit besondrer Rücksicht auf die Mängel der Aesthetik: *Man blieb immer nur bei dem Objecte, bei dem Pro-*
50 *ducte des Dichters stehen,* während *man bei ästhetischen Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung seines Geistes und an die Natur der Einbildungskraft wenden mufs.*

An solche Forschungsweise gewöhnt, musste H. auch für die Sprachwissenschaft die Ergründung der sprachbildenden Kraft als die eigentliche Aufgabe ansehen; und um deswillen hat er die Sprachform aufgestellt, wodurch ihm eine ebensolche Kritik der Sprache (40, 18 f. 46, 24—26) möglich ward, wie er die Kritik des Goethe'schen Gedichts entworfen hat.

---

39 Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprach-
5 forschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man mufs die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen
10 sorgfältiger auf ihren mit der innren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einflufs zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehnde verdankt, erleichtern die Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun
15 dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen in den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung

---

7. *Erzeugung]* Vgl. 41, 8.

11. *Einflufs zurückgehen] Einflufs darauf zurückgehen* B. D., nur in Folge einer durch Versehen mangelhaft ausgeführten Correctur; ursprünglich hieß es nämlich in A: *und ihre Rückwirkung darauf.*

12. *Sprachstudium]* objectiv als Sprachwissenschaft gedacht, also zugleich das Object als Gebiet derselben, erkannt und unerkannt, in sich fassend. In diesem Sinne ist das Wort auch in der Ueberschrift der Abh. *Ueber das vergleichende Sprachstudium* zu nehmen.

14. *desselben]* des Sprachstudiums, d. h. seines Gebietes.

16. *in]* A.; fehlt in B. D., von Buschmann übersehen.

zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursache der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, als ihr Einfluſs auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns 20 hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar, in Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen 25 in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen 40 sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet, so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Cha- 5 rakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, daſs dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniſs zur Geisteskraft der Nationen gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Auf- 10 suchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelnheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedne Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau 15 fruchtbar mit einander zu vergleichen, muſs man der Form

---

18. *gedeiht]* Da es sich hier nur um die ursprünglichen Sprach-Formen handelt, deren Kreis abgeschlossen ist (11, 28), so erwartete man *gedihen ist.* In *gedeiht* wird wol das Streben mit gedacht, als wäre die Vollendung noch nicht da.

8—13. *Verhältniſs — Ganzen]* Vgl. d. Einl.

14. *vermag]* Hier folgte ursprünglich der Satz: *und in der That lassen sich die Sprachen, da sie aus dem Organismus der Seelenkräfte hervorgehen, nach den Gesetzen organischer Wesen behandeln.* Dieser Satz ist aus dem Grunde gestrichen, der 41, 6 Anm. und Einl. Z. 33—44 angegeben wird.

14. 15. *Um — Bau]* B. D. *Um daher den charakteristischen Bau verschiedner Sprachen* A. scheint von Buschmann geändert.

einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da
20 aber dieser Ausdruck der Form in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedner
25 Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer einzelnen Sprache, im Gegensatz auf der einen Seite des Sprachstammes, auf der andren des Dialektes, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nemliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen
30 erfährt.

41 Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaſst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daſs
5 man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nem-

---

1. *Die Sprache* u. s. w.] Diese Stelle von hier bis zu Ende des §. war speciell für die Einleitung in die Darstellung des Malayischen Sprachstammes geschrieben, um den Ausdruck *Sprachform* zu erklären. Daher 47, 18. *sogleich*, 48, 5. 6. 16. *hier*.

6. *Energeia]* Vgl. S. 89, 7. H[1] §. 9. f°. 8: *Ueberhaupt muſs man sich wohl hüten, die Vergleichung des Sprachsystems mit Natursystemen weiter zu führen, als der Gegenstand es erlaubt. Eine Sprache kann nicht, wie ein Naturkörper, zerlegt werden, sie ist, auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln, ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Proceſs, wie das Leben ein körperlicher. Nichts, was sich auf sie bezieht, kann mit anatomischer, sondern nur mit physiologischer Behandlung verglichen werden, nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch. Auch todte Sprachen machen hierin keine Ausnahme. Was man in ihnen erforscht, ist der Gedanke der Vorzeit, welchen sie festhalten, und der Gedanke ist immer Aushauch des Lebendigen, immer nur so in feste Form zu beschränken, daſs ihm dadurch selbst seine natürliche Schrankenlosigkeit, seine Freiheit in andre und andre überzugehen, gesichert wird.* [Dasselbe wiederholt H[3] f°. 49.] *Denn die Begränzung so zu machen, dass die in ihr liegende Bestimmung durch sich selbst die bei ihr mögliche Beschränkung aufhebt, indem jedes Wort und jede Form vermöge ihrer Bildung andre neben, über und unter ihnen stehende hervorrufen, ist das Wesen der Sprache, die Theile und Ganze unaufhörlich so in einander gliedert, daſs jene zu diesen und diese zu jenen werden können* (vgl. Ueber d. Sprst. 241, 5—11).

lich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läſst sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, (was um so mehr beweist, daſs die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt), in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muſs man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läſst. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues nöthigt uns sogar, sie als ein Verfahren zu

---

9. *fähig zu machen]* 42, 27 heißt es statt dessen: *zu erheben.* Auch so ist die Bezeichnung ungenau. H. meinte: den Laut durch Articulation zum Ausdruck des Gedankens zu erheben. H[a] f°. 156: *Die Sprachform, ein Drang, den Gedanken in Worte zu kleiden.*

1.] Aus diesem Zusammenhange sind mehrere Stellen genommen, die wir an früheren Orten als eingeschaltete gefunden haben. Hinter *läſst* stand folgendes: *Die Miſsdeutung muſs man aber allerdings vermeiden, sich darunter eine mit Bewuſstsein und auch im Einzelnen des Verfahrens* [vgl. Z. 2] *allmählich vorgehende Arbeit* [41, 28] *vorzustellen. Dies paſst gerade durchaus nicht auf die Sprache; und will man diese Seite ihrer unerklärlichen Selbstständigkeit an ihr herausheben, so muſs man sie nicht eine Arbeit oder Thätigkeit* [41, 30], *sondern eine, wenn man die augenblickliche Bildung beachtet, gleichsam unwillkürliche Emanation des Geistes nennen. Sie ist nicht sowohl ein Werk* u. s. w. 5, 17—20. *gebildet haben. Die Sprache kann und muss sogar als die äuſserliche Erscheinung des Geistes der Völker angesehen werden, ihre Sprache ist ihr Geist* 37, 9—11. *denken.*

betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Mifsdeutung ist schon oben (¹) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 32.) darauf aufmerksam gemacht, dafs wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und dafs weder eine Nation, noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedne geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständnifs. Es darf also Niemand auf andre Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht blofs der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefafst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

(¹) S. 5. 6. 34. 36—39. und weiter unten §. 22.

---

18. *wirkt]* Dies Wort passt weniger zu *Arbeit*, als zu dem anticipirten *Kraft* (20).

19—20. *innerhalb — Gränzen]* Hier kann nur die Verschiedenheit der Individuen desselben Volkes gemeint sein.

26. *dieser Arbeit]* vgl. 41, 8 f. — H ³ f⁰. 150: *Die Sprachform, ganz im Allgemeinen betrachtet, ist die Form, in welcher eine Sprache ihre Wortlaute zum Ausdruck des Gedankens gestaltet und ordnet.* Hieran schloss sich 43, 4—18.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig sein, sie auch an sich bloſs als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloſs übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daſs etwas aus dem Gesammteindruck der Sprache Flieſsendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten lieſse, daſs sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird,

---

6—7. *der individuelle Drang]* genauer: die Individualität des Dranges.

15—30.] Vgl. H^{2} f°. 14: *Von dem Zusammenwirken aller dieser, an sich wenig bedeutend erscheinender Momente hängt es denn doch zuletzt ab, daſs, auch wo ähnliche Gegenstände behandelt sind, ein Abschnitt der Aeneide, der Iliade und des Ramayana einen ganz verschiednen Eindruck gewährt.*

19. *bestimmte — begränzen]* d. h. in bestimmt begränzende Begriffe einschließen. Das ganze Stück von Z. 8 bis 44, 15. *Lebendigen ist* ist die später gemachte Erweiterung folgendes Satzes: *Es liegt in jeder Sprache immer noch zu viel der Zergliederung gänzlich Entschlüpfendes, auch Einiges, was sich nur fühlen, nicht in ganz bestimmte Gränzen einschlieſsen läſst, als daſs die Darstellung* u. s. w. 44, 16.

22. *unmerklich]* H^{3} 145; *unerklärlich* A. B. D.

27. *anders]* Das Stück *Die Schwierigkeit* Z. 14. bis *gelingen* 44, 19. stammt aus H^{3} f°. 145 ff. Der Grund der besprochenen Schwierigkeit wird dort in der *Gleichartigkeit des menschlichen Denkens,* und folglich auch *der allgemeinen sprachbildenden Gesetze* gefunden.

um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteindruck
zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die
entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt
44 sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin
noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichts-
bildungen verglichen werden. Die Individualität steht unabläugbar
da, Aehnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein
5 Beschreiben der Theile, im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange,
vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen.
Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auf-
fassung, daher auch gewiſs jede Physiognomie jedem anders er-
scheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen
10 möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen
Lebens ist, so muſs beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man
in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so
bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der
Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin sie Einheit und
15 Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen
kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier an-
gegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis
auf einen gewissen, jedoch zur Uebersicht des Ganzen genügenden
Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen
20 Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den

---

Daher sei *jede vollständig rein bestimmte Gränze zwischen den Sprachen unmöglich.* Das Wesen des Altgriechischen z. B. scheine nicht verletzt, wenn man sich in dasselbe eine dem Englischen und Neugriechischen ähnliche Bildung des Futurum hineindächte. Man müsse daher das *Wesen der Sprachform in die Menge gleichartiger Eigenthümlichkeiten (z. B. der durch Umschreibung ausgedruckten grammatischen Formen) oder in die Verbindung gewisser mit einander setzen, wodurch aber, da es nun auf ein Mehr oder Weniger ankommt, nothwendig Unbestimmtheit entstehe.*

8. *unabläugbar]* A., *unläugbar* D. 4.] Das zweite *kein* fehlt in D.

10. 11. *geistiger Aushauch — Lebens]* Dieser Ausdruck corrigirt den Satz der Abh. Ueber d. Sprst. S. 240, 36 ff. Sowohl *unmittelbar* darf nicht so misverstanden werden, als handle es sich um rein Körperliches, als auch die Worte *eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung* insofern falsch sind, als sie den Menschen als einzelnes Naturwesen bezeichnen, während die Sprache ihm nur als Glied einer Nation zukommt. Die Sprache ist also ein Hauch der Nation, aber ein Aushauch, welchen ein geistiger Drang der Nation bewirkt. 41, 6 Anm. heißt der *Gedanke* sogar *Aushauch des Lebendigen.*

11. *beides]* sc. dass sie individuell, aber nicht in Begriffen zu erfassen ist.

14. *sie]* A. H^3 147; *die* B. D. — *und Odem]* H^3; *und der Odem* A. B. D.

Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muſs. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muſs sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist. 25

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, daſs unter Form der Sprache hier durchaus nicht bloſs die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen 30 dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze, noch 45 Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Ge- 5 wirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar, und muſs in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll. 10

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, muſs man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben lässt sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas andres als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In andren Bezie- 15 hungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, 20 da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem

---

11—27.] Hierzu vgl. die Einl.

articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen
25 Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, daſs die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache
30 zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden muſs. Gleich mit
46 dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Ueberhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern
5 alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befaſst und eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelheiten nur, wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen.
10 Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit dem Studium derselben so unverträglich, als in ihnen bloſs das Groſse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen.
15 Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indeſs von selbst, daſs in den Begriff der Form der Sprachen keine

---

23.] Hinter *Formung* stand noch in Parenthese: *(absichtliche Geistesrichtung).* Dies ist gestrichen, wol weil H. fürchtete, *absichtlich* könne misverstanden werden. Aber voran geht ja *Zweck* (Z. 21) und Arbeit (Z. 22).

25—27] vgl. VI. 532, 15 ff.: *Denn für die Sprache ist nicht bloſs die sinnliche Erscheinung stoffartig, sondern auch das unbestimmte Denken, inwiefern es nicht fest und rein durch den Ton gebunden ist; denn es ermangelt der ihr wesentlich eigenthümlichen Form.*

28. *reelle]* Vgl. 86, 8: *der körperliche wirklich gestaltete Laut.*

10—17. *Dies — auszusetzen]* stammt aus H[1] f°. 22.

13. *dem Studium derselben]* H[1] f°. 22. *ihrem Studium* A. D.

16—17. *um — auszusetzen]* B. D.; *wenn man sich nicht in allen Urtheilen über den Bau und selbst über die Abstammung Irrthümern bloſsstellen will.* A. H[1] f°. 22.

18. *Sprachen]* A., *Sprache* D.

Einzelnheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läſst. Man muſs durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muſs zu übersehen im Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muſs sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen, muſs auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursache gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen andren eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Dies findet sogleich eine Anwendung auf das Kawi, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloſs von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der

---

13. *sogleich]* Vgl. Anm. zu 41, 1. In dem Werke *Ueber die Kawi-Sprache* lautet die Stelle: *Wir werden dies unten auf das Kawi anwenden, das* . . .

20. *und zur]* A., *und der zur* B. D.

Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläſst, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, daſs man ebenso richtig sagen kann, daſs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daſs jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogieen verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammverwandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie groſs und von welcher Beschaffenheit eine solche Aehnlichkeit sein muſs, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, daſs die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muſs. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr

---

25—29. *Denn — besitzt]* Dieser Satz nachträglich eingeschoben. Vgl. dazu H [1] f°. 42: *Die Aufgabe bei der Untersuchung jeder Sprache ist also das Erkennen des Charakteristischen in der Gleichartigkeit. Denn da die Sprache immer Eins ist* [vgl. Ueber d. Sprst. §. 4. u. 247, 23—28], *das heiſst, da jedes in Sprache Gedachte immer aus der ganzen Sprache (oder wenn dies deutlicher scheint der ganzen Sprachfertigkeit) des Individuum in dem jedesmaligen Augenblick hervorgeht, und mithin die ganze Sprache sich in dieser einzelnen Aeuſserung ausprägt, so besteht nicht etwa das Gleichartige neben dem Charakteristischen, sondern geht in dasselbe über, d. h. die allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft bestimmt sich individuell . . . . In der Sprache wird Alles durch Jedes und Jedes durch Alles bestimmt, und dies ist buchstäblich wahr. Man kann an dem einfachsten Satz einen groſsen Theil dieses Zusammenhanges sogar factisch nachweisen, wenn man den Satz nach allen Arten bei Sprachen möglicher Zergliederung in seine Elemente zerlegt, jedes Element in alle Kategorieen bringt, die ihm entsprechen, es dort mit den in derselben mit ihm begriffenen, und darauf die Kategorieen selbst unter einander vergleicht, und immer so fortfährt, alle bestimmende Beziehungen der Sprache durchzugehen, und zu untersuchen, wie die in jeder geltende Bestimmung auch das Element des gegebenen Satzes bestimmt. Unendlich Vieles beruht indeſs freilich auf nicht darstellbaren Analogieen des Sprachgefühls.*

6. 16. *hier]* vgl. Anm. zu 41, 1.

wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andre Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist 15 hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volke zum andren in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen läfst, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung 20 selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äufserlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben. 25

---

§. 9.

Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph enthält die Grundgedanken des ganzen Werkes. Er hätte, nachdem im §. 1 der Gegenstand der Schrift angegeben war, sogleich folgen können, wie er auch in H.[1] und H.[3] unmittelbar auf die Einleitung folgte. Jetzt, da H. die Aufgabe tiefer gefasst hatte, mussten freilich erst die §§. 2—7 folgen. Der §. 8 ist ebenfalls ganz neu gearbeitet; aber er wäre wohl besser erst hinter unsrem Paragraphen gefolgt. Denn dieser gibt erst die rechte Voraussetzung für jenen. Wegen dieses Fehlers der Disposition mag es auch kommen, dass der Anfang des §. 8. S. 39, 4—21 und des unsrigen 48, 26—50, 5 wesentlich übereinstimmen, (vgl. besonders 39, 8—11 mit 50, 1—4; 39, 18—21 mit 48, 26—28) und dass beide Eingänge (namentlich 39, 18—21 und 49, 25—29) nicht gut dargestellt sind. Es sind in der Tat zwei Anfänge, die sich einander die Klarheit streitig machen. Was H. bewog, den §. 8, statt ihn hinter §. 9 zu setzen, voranzustellen, wird wohl darin liegen, dass dieser 49, 30 mit dem *Verfahren der Sprache* beginnt, was methodisch

---

12. *in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten]* in der allgemeinen Form des Stammes jede Eigentümlichkeit der einzelnen zu diesem Stamm gehörigen Sprachen.

18. *obigen]* 45, 17 f.

25. *bleiben]* Vgl. Ueber die Kawi-Sprache II. §. 4.

nicht richtig war. Es musste erst gesagt sein, dass die Sprache ein Verfahren sei, was im §. 8 (vgl. 42, 2) geschieht. Dies war aber gerade die Voraussetzung, welche der Begriff der Form der Sprache macht, und sie hätte in unsrem Paragraph entwickelt werden, aber nicht in §. 8 hingestellt werden müssen. So leiden beide Paragraphen an Unklarheit.

Unser Paragraph ist aus Stücken eines genau entsprechenden Abschnittes des Ms. H.[1] und H.[8] zusammengesetzt, was der Commentar so deutlich, wie mir möglich war, angibt. Das erste Ms. beginnt mit der Rechtfertigung des Unternehmens, die amerikanischen Sprachen zusammenfassend darzustellen, wobei das ausgeführt wird, was in der Abh. Ueber das Sprst. 249, 3—28 kurz angedeutet ist. Danach folgt:

Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus. Als Einleitung zu ausführlichen Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen.

Hier heißt es nun beginnend §. 16. f⁰. 13):

In jeder Sprache wiederholt sich unläugbar derselbe geistige Procefs; Kräfte, Mittel und Erfolge sind einander so gleich und ungleich, als die mensch-
5 *lichen körperlichen und geistigen Sprachanlagen Verschiedenartigkeit innerhalb der von der Natur gesteckten Gränzen erlauben. Wo man nun einzelne Sprachen zu schildern versucht, mufs man von dem allgemeinen Typus dieses Procefses ausgehen und dahin zurückkehren, weil es sonst durchaus an dem nothwendigen Vergleichungspunkt fehlen würde. Die Allgemeinheit dieses Typus besteht*
10 *darin, dafs Alles, was von ihm auszusagen ist, nur durch den reinen Begriff der Sprache bedingt und von allen andren Umständen abgesehen wird, die, aus den übrigen menschlichen Anlagen und den auf sie einwirkenden Verhältnissen entspringend, in der Wirklichkeit den allgemeinen Typus individualisiren.*

Was man bisher in diesem Sinn, unter dem Namen der allgemeinen
15 *Grammatik, ausgearbeitet hat, erschöpft den Begriff bei weitem nicht, sondern bleibt bei einem kleinen Theile derselben stehn. Diese Wissenschaft, von der wir leider noch nicht wissen, ob sie schon bei den Indischen Grammatikern Fortschritte gemacht hatte, die aber von den Griechischen in einigen Punkten zu einer Vollendung gebracht war, die wenig mehr hinzuzufügen erlaubte, be-*
20 *schäftigt sich eigentlich nur mit der logischen Zergliederung der Rede und der Untersuchung der zur Verknüpfung der Gedanken in dieser nöthigen Wortformen; also zunächst mit einem Erzeugnifs der Sprache und daher nur mit einem Theile von dieser. Man hat zwar hie und da dem Begriff der allgemeinen Grammatik eine gröfsere Ausdehnung gegeben, nirgends aber, soviel mir bekannt*
25 *ist, hat man, wie hier gefordert wird, eine Analyse des Verfahrens der Sprache in seinem ganzen Zusammenwirken versucht. Da sie sich auch vorzüglich mit der Betrachtung der grammatischen Formen, als der Bestandtheile der Rede, im Einzelnen beschäftigt, so fällt sie, nach der hier versuchten ganz andren Eintheilung der Sprachanalyse grofsentheils in den folgenden Abschnitt, und kann*
30 *auf keine Weise uns des Geschäftes überheben, das Allgemeine, was zur Vergleichung des Besondren erfordert wird, aus eigner Ideenentwicklung hier von neuem aufzustellen, so viel besser es auch wäre, sich bei der Schilderung einer*

28. 29. *Eintheilung]* vgl. die gleich folgende Disposition.

Gattung bestimmter Sprachen auf ein schon anderwärts aufgeführtes, und bewährtes allgemeines Lehrgebäude der Sprache beziehen zu können.

Es wird also jetzt zunächst nothwendig sein, den allgemeinen Sprachtypus 35 *wenigstens in seinen Grundzügen zu entwerfen, und dann zu prüfen, welche Eintheilung der ganzen in diesem Kapitel abzuhandlenden Materie sich aus demselben ergeben dürfte.*

Dies wird klar werden aus der folgenden Disposition, welche H. für sein Ms. H.[1] gegeben hat:

Inhalt.

	Einleitung §. 1—7	*S. 1*
II. Darstellung der Amerikanischen Sprachen in ihrem geographischen und historischen Zusammenhange.	*I. Darstellung der Amerikanischen Sprachen an sich und nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit §. 8—*	*S. 7*
2. Zergliederung der Amerikanischen Sprachen in ihre Bestandtheile.	*1. Darstellung der Amerikanischen Sprachen in der Art und nach dem Verfahren ihres Wirkens §. 16—*	*S. 13*
B. Eintheilung des Inhalts dieses Kapitels.	*A. Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus §. 19—*	*S. 15 ff.*
	a. Natur der Sprache überhaupt §. 19—	*S. 15 ff.*
c. Wirkung der Sprache.	*b. Verfahren der Sprache bei Bildung der Rede §. 56—*	*S. 49 ff.*
	α. Lautsystem §. 56—71	*S. 62 ff.*
β. Wortvorrath.	*β. Wortvorrath §. 72—126*	*S. 62 ff.*
γ. Redeverbindung.	*γ. Redeverbindung §. 127—*	*S. 105*

Sämmtliche sechs Angaben der linken Spalte sind in Klammern geschlossen und nicht ausgeführt.

Zur Vergleichung dieser Disposition mit der unsrer Schrift bemerke ich, dass das dortige a. unsrem §. 9 entspricht, b. α. aber und β. γ. teilweise unsren §§. 10—12, b. γ. unsren §§. 13—18, c. unsren §§. 19—24.

Wenden wir uns nun zu unsrem Paragraph, wie er vorliegt. Es werden zwei Principe der Sprache geschieden: Laut und Gebrauch (d. h. Bedeutung). Letzterer hat die Forderungen des Denkens zu erfüllen, und wäre insofern bei allen Völkern gleich, wenn nicht durch deren angeborene Anlagen und spätere Entwicklungen (gleichviel ob der Völker oder der Sprachen) Verschiedenheiten hinein kämen. Die eigentümliche Form liegt in jedem dieser Principien und in ihrer Verbindung.

Die Sprache ist insofern das bildende Organ des Gedankens, d. h. das Organ, durch welches der Gedanke gebildet wird, als der Laut nicht nur nötig ist, um jenen hörbar zu machen, sondern auch als er zur Bildung des Begriffs im Bewusstsein selbst erforderlich ist, wodurch Gedanke und Laut Eins werden — Eins, aber nicht identisch!

Um letzteres zu beweisen, zeigt H. zunächst, wie passend der Laut für das Denken ist 50, 14—52, 13. Dann aber kommt er zum Denk-Process selbst (52, 14—30). Die Darstellung dieses Processes leidet erstlich durch die Kürze, zweitens aber daran, dass nur der Process bei sinnlichen Warnehmungen berücksichtigt wird, und doch von jeder *Gattung der Vorstellungen* (52, 18) die Rede sein sollte, d. h. sowohl von der Warnehmung als vom abstracten Begriff eines Dinges. Es fehlt also außer dem Vorgange des Denkens (des Urteilens und Schließens) auch die Bildung der Abstracta. Denn H. nennt jede Anschauung, jeden Begriff und jede Idee eine Vorstellung, insofern jene überhaupt Momente des Bewusstseins sind; er nennt sie alle Begriff, insofern sie Gegenstand der logischen Beurteilung sind.

Bleiben wir nun mit H. bei der Bildung primitiver Begriffe von sinnlichen Gegenständen, so werden von ihm folgende Stadien oder Phasen unterschieden: 1. eine Tätigkeit der Sinne; 2. eine innere Handlung des Geistes; 3. die Synthesis beider; in Folge dieser Verbindung entsteht im Bewusstsein eine Vorstellung, erschallt aber zugleich ein articulirter Laut; 4. die Vorstellung und der Laut treten in eine Synthesis; 5. diese Verbindung von Vorstellung und Laut tritt dem Subject gegenüber als Object, indem der Laut vom eigenen Ohre wargenommen und damit auch die mit dem Laut verbundene Vorstellung vom Bewusstsein objectiv aufgenommen wird. Weitere Bestimmungen in der Einl. zu §. 10. a.

Diese fünf Stadien, also die Mitwirkung des Lautes, sind für den Begriff wesentlich, weil erst durch den Laut die Vorstellung volle Objectivität für das Bewusstsein erhält, ohne welche Objectivität der Begriff nicht gebildet werden, keine Klarheit und Deutlichkeit erlangen kann. Die damalige Psychologie ließ keine größere Bestimmtheit, keine weitere Ausführung dieser Stadien zu.

Ist die Sprache als subjectiver, innerhalb des Subjects sich beschränkender Vorgang dem Denken notwendig, so kommt das Gespräch zwischen zwei Subjecten, als zu ihrer eigentlichen Natur gehörig, hinzu. Dieselbe Geselligkeit ist aber auch dem Denken notwendig: denn erst indem das gesprochene Wort vom Andren gehört ist und aus seinem Munde, mit derselben Vorstellung verbunden, dem Ersten wieder entgegentönt, wird die Objectivität des Lautes und ihrer Vorstellung vollkommen. Der Redner, der nun Hörer geworden ist, hört aus dem Munde dessen, der erst Hörer gewesen war, seine eignen Worte, d. h. seinen eignen Gedanken.

Es ist schon in der Einl. zu §. 6 beigebracht, dass H. hier, nämlich im Verstehen, welches nur die von der andren Seite angesehene Sprache ist, oder in der Wechselrede (und das ist jede Rede), den Beweis für die Einheit der Individuen findet.

Eine Stelle, die sich in diesem Zusammenhange befand, und die dann in die Abhandlung *Ueber den Dualis* herübergenommen ward, will ich hierhersetzen, und nur bemerken, dass durch eine spätere Ueberarbeitung des Ms.s auch jene Stelle mehrfach geändert ward.

Ueber den Dualis VI. 590, 29—592, 8 (H.[1] f. 24 und H.[3] §. 47):

Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede 40 *und Erwiederung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Dasein begleitet und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, auch zum Behuf seines blofsen Denkens, nach einem dem Ich entsprechenden Du; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewifsheit durch das Zurückstrahlen aus einer* 45 *fremden Denkkraft zu erreichen . . . .*

Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber etwas Subjectives; dennoch soll es im Geiste des Denkenden zum Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend werden. Es bleibt zwischen dem Worte und seinem Gegenstande eine so befremdende Kluft; das Wort 50 *gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem blofsen Scheinobject; die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur, indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort mufs also Wesenheit, die Sprache Erweiterung, in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen* 55 *drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind an und für sich selbst verschiedne, so wie man eines von beiden denkt, nothwendig einander entgegengesetzte Gegenstände, und mit ihnen ist auch alles erschöpft, denn sie heifsen mit andren Worten Ich und Nicht-ich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem* 60 *Ich und Er auf innrer und äufserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl.*(1) *Es ist auch ein Nicht-Ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, aufser dem Nicht-ich, auch ein Nicht-Du und es ist nicht blofs einem von* 65 *ihnen, sondern beiden entgegengesetzt.*

Die durch die Sprach-Tätigkeit des Volkes gewordene Volks-Sprache ist nach der Weise ihrer Entstehung ganz und gar subjectiv. Jede Sprache aber ist eben eine Weltansicht; und so wird sie noch in andrem Sinne ein Organ des Denkens, nämlich nicht bloß eines des subjectiven Vorstellens, sondern auch ein Organ der objectiven Erkenntnis (58, 22—59, 3).

Die Sprache aber ist in keinem Augenblick abgeschlossen. Liegt sie einerseits in einer Masse von fertigen Gebilden, welche aus der Vergangenheit überliefert sind: so besteht sie doch wesentlich aus Methoden, nach denen ihre Arbeit in alle Zukunft fortgesetzt werden kann. So ist sie eine unerschöpfliche Fundgrube für Neues.

Sie hat also ein eigentümliches Dasein. Eigentlich lebt sie nur im jedesmaligen Denken des Einzelnen: so ist sie subjectiv und flüssig; in ihrer

(1) Bernhardi, den ich bei diesen Materien immer gern zu Rathe ziehe, drückt das Nämliche folgendergestalt aus: Ich und Du sind entstanden durch Sprache, Gespräch, Gegenwart. Anfangsgründe der Sprachwissenschaft S. 191. 4.

57—58. *an und für sich — Gegenstände]* In der gedruckten Abh.: *wirklich verschiedene.*

59. *auch]* statt dessen in der Abh. *eigentlich.*

Gesammtheit aber ist sie von jedem Subject unabhängig, wirkt auf dasselbe und ist objectiv und fest. Dem Einzelnen steht die Sprache als Erzeugnis vieler Geschlechter und Eigentum einer ganzen Nation gegenüber; daher ist seine Macht ihr gegenüber gering. Indessen auch er wirkt mehr oder weniger, in einem ganz unbeträchtlichen Minimum oder auch in bedeutsamer Weise. Denn rücksichtlich ihrer ist er der Lebendige gegenüber dem tot Ueberlieferten, und bewährt die Freiheit in ihrer Gesetzmäßigkeit.

Der hier von 60,29—65,16 besprochene Gegensatz zwischen der Sprache als Subject und der Sprache als Object ist in der Einl. zu §. 1, Z. 291—5 tiefer erfasst, und es sind dort aus diesem Verhältnis auch noch andre Folgen gezogen.

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden
49 Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlich
5 von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist da-
10 her in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwicklungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden
15 oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen

---

7. *Gebrauch]* vgl. 91, 6—8. u. Einl. zu §. 11.

13. *Princip der Verschiedenheit]* ursprünglich stand in A. *Princip der Individualität und mit in* [leg. *mithin*] *der Verschiedenheit.*

15. *der inneren]* ursprünglich: *der allgemeinen innern* A.

Organismus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus 20 diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliedrung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muſs. Das Unerlaſslichste hierbei 25 ist, daſs dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner wei- 30 testen Ausdehnung, nicht bloſs in der Beziehung derselben auf die 50 Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugniſs, sondern auch in ihrem Verhältniſs zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt. 5

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaſsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äuſserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die

---

21. 22. *Innigkeit — Durchdringung]* urspr. *Art ihrer Verknüpfung.*

25—29.] Statt dieses Satzes hieß es: *Ehe ich aber diesen Weg weiter verfolge, muſs ich einige Worte über die Sprache überhaupt hinzufügen, nämlich über die Art und den Umfang der von dem Denken an sie gemachten Forderungen bestimmter anzugeben.* Dies ward zunächst so corrigirt: *hinzufügen, über ihren einfachsten Act und den Umfang ihrer Gesammtheit*, d. h. der Gesammtheit der Sprachacte. Und nun hieß es mit einem Absatz weiter: *Ihr einfachster Act ist die Bezeichnung eines Gegenstandes durch einen Laut. Sowohl die Dinge* weiter 51, 8.

30.] Das Stück *Ich nehme hier* . . . bis 50, 14. *werden* stammt aus dem Ms. H[1] f°. 15. Der Anfang lautete: *Ich nehme hier den geistigen Proceſs der Sprache* . . . vgl. die Einl. S. 271 f.

6.] Ursprünglich hieß es in unmittelbarem Anschluss an das Vorangehende und es begründend: *Denn es ist schon sonst dargethan und kann wohl, als unbestritten, angenommen werden, daſs die Sprache nicht bloſs die Bezeichnung des, unabhängig von ihr geformten Gedanken, sondern selbst das bildende. Organ des Gedanken ist.* Dieser verbindende Gedanke macht den Uebergang. Er ist aber hier gestrichen, weil er erst 58, 1 ff. eingeführt, überhaupt durch das Folgende begründet wird.

9 f. *Sie — einander]* Dieser Satz kommt zu früh. Er folgt nicht aus dem Voran-

10 Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der 15 Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indefs auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitz oder Stofse vergleichbar, die ganze Vor- 20 stellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliefst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende be- 25 ruht sichtbar darauf, dafs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfs, im articulirten Laut eines denkenden, im un- 30 articulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in

---

gehenden, sondern wird erst durch das Folgende begründet. Er sollte eigentlich erst etwa 60, 28. stehen. Man denke also, als hätte H. so geschrieben: Sie und die Sprache sind *sogar* Eins und unzertrennlich von einander. Denn sie ist auch in sich (nicht bloß um äußerlich zu werden) an die Notwendigkeit geknüpft u. s. w.

14. *Die* u. s. w.] Von hier bis Z. 30 aus dem Ms. H[8] f°. 58.

19. *Blitz]* H[8] f°. 58. *Blitze* A. D.

20. 21.] *sammelt: Einheit; ausschliefst: Schärfe.* Vgl. 51, 7—15. 67, 19. 20.

27. *Stimme]* bezeichnet hier nicht etwa die bloße Fähigkeit oder Tätigkeit des Stimm-Organs, und man darf nicht sagen, hier stehe das Vermögen statt des Organs; sondern da H. unter Laut vorzugsweise die Articulation dachte, so heißt *der der Stimme entschallende Laut* so viel wie die der Stimme entschallende oder in der Stimme erschallende Articulation. Die Stimme enthält den Laut; daher 51, 27. *den Laut der Stimme*, soviel wie die durch Stimme oder in der Stimme hörbare Articulation. Von einem *unarticulirten Laute* (Z. 29) dürfte H. allerdings eigentlich nicht reden. Indessen bedeutet ihm *Stimme* wol nur in abstracto die hörbar gewordene ausgeatmete Luft eines atmenden Wesens in Gegensatz zum mechanischen Schall. Da sie nun immer, also auch bei Tieren und ohne Articulation, doch Gefühle und Affecte kund gibt (51, 29): so liegt auch in der tierischen, unarticulirten Stimme mehr als der bloße mechanische Schall; und die Stimme mochte so ein unarticulirter Ton heißen.

seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel 51
nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist,
so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aufsen, und findet
einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft,
dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, 5
dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande
bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die
Dinge in der äufseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit
dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zu- 10
gleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer
mehr umschliefsender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des
Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Hierbei verdrängt dieser aber kei- 15
nen der andren Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äufseren
oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr
Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes,
und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffafst, zusammenhängenden Beschaffenheit 20
einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die

---

1—6.] Diese etwas schiefe Analogie findet ihre Erklärung und Berichtigung durch die ursprüngliche Fassung dieser Stelle im Ms. H[1] f°. 18: *Das Denken ist .... eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit. In dem, aus zwiefacher Natur in Eins zusammengeschmolzenen menschlichen Wesen geht dies Streben natürlich nach aufsen, und findet, durch die Vermittlung der Sprachwerkzeuge, in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen* u. s. w. (Z. 6) *entspricht, einen ihm wundervoll angemessenen Stoff.* Die Fortsetzung dieser Stelle s. zu 52, 6—18.

8—15. *Sowohl — vertreten]* liefert den Beweis dieser Unentbehrlichkeit. Man muß hinzudenken, was hinter *aufzufassen* (14) folgte, aber ausgestrichen ist: *Diese Auffassung gewährt keiner seiner Sinne in dem Grade und der Vollkommenheit als das Ohr in der schneidenden Schärfe des Lauts.* Dies wird weiter ausgeführt: *Der Laut aber trägt noch zugleich zwei andre hier vorzüglich mitwirkende Eigenschaften an sich.* Erstlich: *Indem er in der Vorstellung den Gegenstand vertritt, verdrängt er aber keinen* u. s. w. Z. 15.

10. *den Menschen]* A. *ihn* sc. den Verstand. 15. *Hierbei]* A.; übersehen von B. D.

18—21. *und fügt — hinzu]* Dieser Satz lantete ursprünglich klarer: *und fügt einen neuen* [sc. einen bezeichnenden Eindruck] *hinzu, da seine individuelle Beschaffenheit mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffafst, zusammenhängt.* Ist hier nur an den onomatopoetischen Wert des Lautes gedacht? Dagegen 55, 8—18. 58, 19. Die zweite Eigenschaft ist: *Zugleich* u. s. w.

Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Ein-
25 wirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht bloſs den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache,
30 Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das
52 Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Men-
5 schen, oder anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paſst die, den Thieren versagte aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den
10 Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergieſsen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

---

23. *absondernder]* vgl. 67, 21 f. und besonders Ueber d. Sprst. 241, 16—30.

25. *Da* u. s. w.] schließt sich nicht unmittelbar an das Vorangehende, sondern enthält ein neues Moment. Nachdem nämlich gezeigt worden, wie der Laut dem Verstande so zusagt, dass er ihm unentbehrlich ist, heißt es nun weiter, dass der Laut, dem vollen Menschen entspringend, auch den ganzen Menschen anregt, welche Anregung von dem intellectuellen Streben, das nicht einseitig verstandsmäßiges Tun ist, gefordert wird. So ist auch der Laut diesem Streben überhaupt, und nicht blos dem Verstande unentbehrlich. Der Satz *Da — befördert* (25—28) ist eingeschoben, und statt des folgenden *Denn* hieß es *Zugleich*, was doch die Hervorhebung eines andren Punktes andeutete.

27. *Laut der Stimme]* vgl. 50, 27. Anm.

4—6. *und — zusammenknüpft]* ist eingeschaltet. *Welt: Empfänglichkeit; Menschen: Selbstthätigkeit.* Dieser Satz bezeichnet kernhaft, wie sich Kant in H. spiegelt. Er ist aber wieder vorausgegriffen; denn er enthält alles, was 57, 30 — 59, 13. erst entwickelt wird. Vgl. besonders 58, 5—6. 23—27.

6—13. *Zum Sprachlaut* u. s. w.] Dieser Satz bis zu Ende des Absatzes *bezeichnet* ist die Abänderung eines Satzes, der dasselbe sagte. Nur fehlte ihm *endlich*, wie überhaupt eine anknüpfende Partikel, woraus hervorgeht, dass derselbe ursprünglich sich eng an das

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des
Lautes zu den Operationen des Geistes, können wir nun genauer 15
in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen.
Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine
Gattung der Vorstellungen kann als ein bloſs empfangendes Be-
schauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden.
Die Thätigkeit der Sinne muſs sich mit der inneren Handlung des 20
Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reiſst sich
die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum
Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene
zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem
in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, 25
kehrt das Erzeugniſs desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vor-
stellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne
darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die
Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschwei-
gend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende 30
Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, 53
unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Men-
schen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige
Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Ein-
samkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache 5

Vorangehende anschloss, dessen Fortsetzung ist, nicht einen neuen Punkt in der Natur des Lautes hervorheben sollte, wie er jetzt thut, da *endlich* indem es verbindet, vielmehr trennt. Dass der ursprüngliche Zusammenhang der bessere war, der durch das vorstehende Einschiebsel ungehörig unterbrochen und ungenügend wiederhergestellt wird, das leuchtet von selbst ein. Man lese nur (Z. 8): .... *wiedergiebt. Der Sprachlaut strömt aus dem Munde zum Ohre, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände begleitet und vereint so, zugleich in der gleichsam durch die Sprache nothwendig hervorgerufenen aufrechten Stellung, alles was den Menschen menschlich bezeichnet.* Ganz ursprünglich aber war der Gedanke in H^1 f°. 19 ausgesprochen, wo er sich an die oben zu S. 51, 1—6. mitgeteilte Stelle schloss: *(Stoff), in welchem, bei der menschlichen aufrechten Stellung, die Rede frei und ruhig von den Lippen zum Ohre strömt, der das Licht der Gestirne herbeiführt, und sich, ohne sichtbare Schranken, in die Unendlichkeit ausdehnt.*

17—53, 8. *Denn — geprüft hat]* aus H^1 f°. 19. hinübergenommen in H^2, woraus dann weiter unser ganzer §., immer mit Benutzung von H^1 und vielfach letzteres überarbeitend.

25. *das geistige Streben]* Objecte zu bilden. Vgl. die Einl. S. 274.

26. *das Erzeugniſs]* das im Laute gebildete Object.

27. *wirkliche Objectivität]* den körperlichen, hörbaren Laut.

29. *stillschweigend]* ursprünglich *ohne lautes Sprechen.*

nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität
10 aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliefsend Einem Subject angehört. Indem sie in andre übergeht, schliefst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte gemeinsame an, von dem jeder
15 Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je gröfser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht,
20 das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein
25 der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnifsgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, mufs

---

8. *geprüft hat]* Hier folgte ursprünglich: *Dies liegt schon in dem allgemeinen Grunde, dafs kein menschliches Vermögen sich in ungeselliger Vereinzelung entwickelt.* Für die Sprache insbesondre aber werden zwei Punkte hervorgehoben: erstlich, *dafs der Begriff der Geselligkeit nicht entbehrt werden kann, wenn man den einfachen Act des Denkens zu zergliedern versucht* (Z. 8—18), zweitens wird nicht bloß die Objectivität des Denkens gesteigert in der Gesellschaft, sondern des Menschen Gedanken gewinnen erst in Rede und Gegenrede Ueberzeugung, und die Denkkraft erhält in der Gegenrede eine besondre Anregung (Z. 18—54, 4).

9. *wiedertönt]* Aus diesem Zusammenhange ist die Stelle der Abhandlung Ueber den Dualis VI. 590 ff.: *Es liegt aber auch* bis *sondern beiden entgegengesetzt* herausgenommen aus H[1] (s. Einl. S. 274). Man füge hier Z. 23 hinter *Geschiednes* folgenden Satz aus den beiden Mss. hinzu: *Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber ist die einzige Vermittlerin die Sprache,* woran sich jene Stelle anschlösse. Darauf aber folgte in H[2] die Abh. über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen.

er sie sogar als etwas ausser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung an Andre. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muſs derselbe aus der eignen, innren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch so natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Andres bedeutet, als daſs jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstoſsend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äuſsere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müſste etwas Andres, als bloſs gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden, sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte

---

2. *an Andre]* A. *mit Andren* D. Es hieß ursprüngl. *gesellige Vereinigung mit Andren.* H. selbst hat *Mittheilung* corrigirt und demgemäß hätte weiter geändert werden müssen.

5—19.] vgl. 197, 4—21.

6. 7. *und Verstehen]* Ursprünglich: *und das Verstehen ist ebensowohl, als das Sprechen, eine Anregung der Sprachkraft nur in ihrer innern Empfänglichkeit, wie dieses in seiner äuſsern Thätigkeit.*

8. *Die gemeinsame* u. s. w.*]* bis 12. *Anregung* ist später eingeschoben.

12. *daher]* d. h. weil Verstehen ebenfalls Anregung der Sprachkraft ist, und der Verstehende die Anregung zum Sprechen erhalten hat.

12. *so]* H^1. f°. 26. H^2; *schon* A. D.

13—19.] Vgl. III. 13, 26—30: *Die Sprache kann nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung gedacht werden, in der nicht einer dem andren zu helfen im Stande ist, sondern jeder seine und aller übrigen Arbeit zugleich in sich tragen muſs.*

25 Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge.
Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas Andres, als das
Verstehen unarticulirter Laute, und faſst weit mehr in sich, als
das bloſse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des ange-
deuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheil-
30 bares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift
55 wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alpha-
betischen Zusammensetzung gewiſs zu sein, und es wäre möglich,
daſs die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens
so verführe. So wie aber nicht bloſs das thierische Empfindungs-
5 vermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und
es ist viel wahrscheinlicher, daſs es auch im Kinde keinen Moment
giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre),
so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun aber ist
dasjenige, was die Articulation dem bloſsen Hervorrufen seiner Be-
10 deutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkom-
menheit geschieht) hinzufügt, daſs sie das Wort unmittelbar durch
seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache,
darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die
Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis
15 ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmen-
den Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen
Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der
Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen
Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation eben-

---

25.] Von der Individualität bei der Einheit der menschlichen Natur war hier in einem längeren Stücke die Rede, das ich oben in der Einl. zu §. 5. mitgeteilt habe. Es sollte nämlich jene *bestimmt modificirte Kraft* (Z. 16) näher dargelegt werden: *Diese modificirende Kraft ist ... die allgemeine Sprachkraft, bestimmt durch den Volksstamm, die Nation, die Mundart ... durch alle inneren Beschaffenheiten und äuſseren Zufälligkeiten, die das Gemüth mächtig genug ergreifen, um die Wirkung in der Sprache fühlbar zu machen, zuletzt bestimmt durch die in keine allgemeinere Kategorie mehr zu bringende Individualität* (H[1] f°. 26). Hierauf das oben mitgeteilte Bekenntnis, wonach (f°. 28) wie hier *Das Begreifen* (Z. 26) fortgefahren ward bis zu Ende des Absatzes S. 56, 25.

27—29. *mehr — Gegenstandes]* vgl. 55, 8—13.

8. *aber ist]* H[1] f°. 29. H[2]; *ist aber* D.

13. *durch sie]* durch die Form.

14—18. *aus den Elementen — zu stiften]* vermöge der Wortbildung. Vgl. 75, 16—25.

sowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine 20
Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen.
Denn die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem
Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern
mufs als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die
Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und ge- 25
wissermafsen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt
bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen
von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnifs, und Wiedernach-
lallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachver-
mögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als blofs 30
sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht 56
Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals
halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit
dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft
plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Ver- 5
mögen, aus dem Gehörten immer mehr und schneller in das Ver-
ständnifs hinüberzuziehen, immer weniger davon als blofsen Klang
vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich da-
her in beständig sich selbst steigerndem Verhältnifs, da die Er-
höhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig 10
verstärken und erweitern. Dafs bei den Kindern nicht ein mechani-
sches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprach-
kraft vorgeht, beweist auch, dafs, da den hauptsächlichsten mensch-
lichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Ent-
wicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten 15
Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeit-
raums schwankenden Alter sprechen und verstehen. Wie aber
könnte sich der Hörende blofs durch das Wachsen seiner eignen,
sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen
bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden das-

---

23. *mittheilbarer]* vgl. 34, 14—17. 54, 8—12.

25—26. *Umfang — Erzeugnisses]* wie viele und welche und in welcher Form abgeleitete oder gebildete Wörter entstehen können, ist durch die Grammatik niemals bestimmt.

7. *Verständnifs]* H[1] f°. 30. *Gedächtnifs* H[2] D. Vgl. 110, 5.

selbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daſs ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd,
25 anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, daſs Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, daſs die
30 Sprache bloſs ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rück-
57 sicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen,
5 und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indeſs auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, daſs der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuum vor sich gehen kann.
10 Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äuſseren Anregung bedarf, muſs sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer
15 Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondre Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen
20 Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigent-

---

6. *zurückgeblieben ist]* H[1] f°. 31: *Die Abstammung übt einen unläugbaren Einfluſs auf die Stimmwerkzeuge aus, die doch individuell, und natürlich der Sprache der Väter gemäſs, modificirt sein müssen, und nun im Aneignen und Widerstreben, diese Modification jeder Wirkung auf sie beimischen.*

14—29.] Vgl. 198, 14.

liche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten, die vaterländische eine so viel gröſsere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, daſs sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüſst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem 25 Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten 30 wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloſs die schon an sich 58 wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äuſsere 5 nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern 10 des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, 15 da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum

---

28. *heimischen]* H[1] 31: *heimischen Laute.*

30.] H[1] f°. 32: *Ich habe im Vorigen* (von S. 50, 6. an; nach H.s eigenem Citat) *die Sprache als Organ des Denkens dargestellt, und mich bemüht ihr in der Thätigkeit ihres Erzeugens zu folgen. Ich wende mich jetzt zu dem durch das Sprechen, oder vielmehr durch das Denken in Sprache Erzeugte. Auch hier findet sich, daſs die Vorstellungsart, als thue die Sprache nicht mehr, als die an sich wahrgenommenen Gegenstände zu bezeichnen, weit entfernt ist, ihren tiefen und vollen Gehalt zu erschöpfen.* U. s. w. bis 59, 18.

5—6. *da ja — erhält]* vgl. IV. 125 (Einl. zur Abh. Ueber d. Gesch. Z. 36—43).

7—12.] Vgl. auch 377, 2—5.

17. *unten]* vgl. 62 f.; aber auch schon oben 51, 18—52, 6.

Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in der-
20 selben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und
25 äuſserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maaſs der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handlen in
30 ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschlieſslich so
59 wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist,
5 als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das

---

18. *hinzubringt]* H[1] f°. 33: *so daſs nunmehr in dem Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Worts, als Sprachlaut. In dieser letzten herrscht* u. s. w.

22.] Zu dieser ganzen Darlegung der Notwendigkeit der Sprache für die Bildung des Begriffs und das Denken vgl. *Ueber d. Sprst.* §. 16—21 und zu *Weltansicht* besonders das. 255, 22. und die noch unreife Darstellung III. 15. Allg. Einl. Z. 110 ff.

27. *Ausdrücke]* Die vorangehenden Sätze (von 22) *Wie — bearbeiten* sind später eingeschoben; demgemäß hieß es zuerst: *Dieser Ausdruck,* was sich auf *Weltansicht* bezog.

57, 30 — 59, 13.] Zu diesem Abschnitte über die Subjectivität der Sprache und der Individuen, wozu noch das gegen Ende des §. von 62, 9. ab Gesagte hinzukommt, vergleiche man H[2] f°. 15: *Wie Baco die Kunst durch den Menschen erklärt, der sich der Natur hinzufügt, so ist die Sprache der dem objectiven Gedanken hinzutretende Mensch. Wenn man nun verfolgt, wie unendlich schwer, bis in die tiefsten Anstrengungen des reinsten Denkens hin, das Subjective sich vom Objectiven abscheiden läſst, so tritt dadurch die gewaltige Uebermacht der Sprache an den Tag. Wenn man aber dann für die Sicherheit der objectiven Wahrheit selbst zu fürchten beginnt, so gereicht wieder zur Beruhigung, daſs die Subjectivität des Einzelnen durch die seiner Nation, die dieser durch die der vorangegangenen und gleichzeitigen Geschlechter, und endlich die Subjectivität dieser durch die der Menschheit überhaupt gebrochen, gemildert und erweitert ist.* Vgl. 53, 21 — 54, 4.

ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache 10 immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man 15 wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniſs gegenseitiger Hülfsleistung beimiſst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die 20 Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der sogenannten 25 Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müſsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniſs überschieſsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquillen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, 30 die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als 60 Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloſs eine unbestimmbare

14—60, s.] Dieser Absatz stammt aus H[1] f°. 20.

19. *und]* Das Folgende lautete ursprünglich: *und ihnen* [den Sprachen] *in einem eingebildeten Naturstande einen bestimmten Kreis von Ausdrücken vorschreibt.*

22. *hätten]* ursprüngl. stand hier der Zwischensatz: *wie man an den Thieren sieht.* Vgl. 204, 23.

24. *absichtslos]* H[1]; *absicht-* A. D.

29. *entquillen]* so in allen Mss.; D. *entquellen.*

4—28.] Dieser ganze Absatz ist die erst in A ausgeführte Entwicklung des folgenden Satzes, mit welchem in H[1] f°. 33 der Ausdruck *Weltansicht* von der Sprache gerechtfertigt werden sollte: *Weltansicht ist die Sprache nicht bloſs, weil sie, da jeder Begriff soll durch sie erfaſst werden können, dem Umfange der Welt gleichkommen muſs, sondern auch des-*

5 Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt: Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt; unser Nachdenken entdeckt in 10 ihr eine unsrer Geistesform zusagende Gesetzmäſsigkeit; abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äuſsere Schönheit, in welcher die Gesetzmäſsigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen wer- 15 den, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen: Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende; mit der Gesetzmäſsigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues ver- 20 wandt, und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniſs des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann; durch die dem Laute in seinen

---

wegen, weil erst die Verwandlung, die sie mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht. Denn erst indem sie den Eindruck der Wirklichkeit auf die Sinne und die Empfindung in das, als Organ des Denkens eigen vorbereitete Gebiet der articulirten Töne hinüberführt, wird die Verknüpfung der Gegenstände mit den klaren und reinen Ideen möglich, in welchen der Weltzusammenhang ans Licht tritt.

5. *aus der Natur]* insofern jede Vorstellung von Dingen auf sinnlichen Eindrücken der Natur beruht.

6. *dem Ganzen]* sc. der Natur, der Welt, ursprüngl.: *der Schöpfung.* Vgl. Z. 17.

11. *abgesondert]* ursprünglich: *abgesondert endlich.* Es werden also (4—15) vier Punkte als die Bestimmungen der Form aufgeführt: Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, Klarheit, Gesetzmäßigkeit der innern Organisation der Dinge, Schönheit der Umrisse. Die Zeichen : ; ; (Z. 7—10) habe ich statt dreier Punkte gesetzt. Ebenso Z. 17—24.

17—18.] Die Sprache bietet also erstens dieselbe Mannigfaltigkeit und zweitens diese in derselben Klarheit wie die Natur. Denn *Welt* bedeutet (IV. 27) *den geschlossenen Kreis alles Wirklichen,* als eine *Totalität,* ein *Ganzes* aufgefasst. Parallele zu Z. 6—9.

19—24.] drittens, parallel zu Z. 10.

23.] Vor *Entwicklung* hat A: *wenngleich unerklärliche.* Vgl. Einl. zur Abh. Ueber d. Gesch. S. 121.

24—28.] viertens, parallel zu Z. 11—15.

Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form 25
erhöht die Sprache, ihn in ein andres Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den bloſsen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele ein.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir 30
diesen Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser 61
Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge 5
des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht daher, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Elemente bilden zwar eine 10
gewiſsermaſsen todte Masse, die aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich trägt. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine 15
unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und groſse Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur 20
Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, daſs ihm neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in

---

26. *ihn]* den Schönheitseindruck der Natur.
28. *ein]* A., fehlt in B. D.
3. *alles — Verwandelte]* Vgl. 35, 18 f. 60, 5. 4—28 Anm.; ferner VI. 593, 30. *die Verwandlung der Welt in Sprache,* wofür das Genus der Nomina und der Dualis Beispiele.
7. *daher]* A., fehlt aus Versehen in B. D.
11. 12. *die aber — trägt]* A.; *diese Masse trägt aber* B. D.

eine unendliche, allmählich weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fliefst sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läfst, dann aber sich schliefst, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurückläfst. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältnifs zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dafs der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache

---

11.] Das ganze Stück von hier bis zu Ende des Paragraphs stammt aus H[1] f°. 34. 35.

11—13. *Es — anwächst]* ursprüngl.: *Aus dem Sprechen erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, und wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an.* Diese Macht gehört zu dem, was die Völkerpsychologie den objectiven Geist nennt.

15. 16. *ihr ... sie]* sc. Seele.

20. *ein fremdes Object]* vgl. Ueber d. Sprst. §§. 19. 20.

mufs nothwendig (S. 53. 54.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das 25
zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dafs die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigen- 30
thümlichkeit ihres Wesens aus. Es mufs dieser Widerstreit auch 63
nicht so gelöst werden, dafs sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, 5
eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil mufs immer im Denken auf's neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständnifs, und folglich ganz in das Subject übergehen; es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen: sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze 10
Einwirkung des Individuum; aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der 15
Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache

---

7. *lebendig]* sc. werden.

8. *und folglich]* A., *und muss folglich* B. D.; *es]* A. 5—8. *Denn — übergehen* begründet die subjective und abhängige Seite der Sprache, 8—10. *es — machen* die objective selbständige. Also war es keine gute Correctur, dass B. *Es* mit vorangehendem Punkt geändert hat. 10. *auf diesem Wege* d. h. auf der doppelseitigen Tätigkeit, bezieht sich also auf das Ganze von *Denn* bis *machen*. Darum darf vor *es* kein Punkt stehn. Ich darf mir aber erlauben, vor *sie erfährt auf diesem Wege* ein: zu setzen, während in A ein ; steht.

13—25.] Der Gegensatz zwischen subjectiver und objectiver Sprache wird hier genau so gelöst, wie in der Einl. zu §. 1. Z. 256—266 der Gegensatz zwischen der national-individuellen und der allgemein menschlichen Sprache. Vgl. besonders Z. 17 u. Anm. mit Z. 262.

14. *Natur]* cf. 54, 25. 56, 21. Einl. zu §. 5. Z. 7 ff. — *welches]* D. B.; *was* A. H[1].

16—17. *Die Sprache — thue]* H[1] f°. 35: *Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen*

gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, 20 ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhangender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich 25 individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, 30 und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende 64 Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnifs 5 unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermafsen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dafs er nichts als ein Ausflufs des ganzen Men- 10 schengeschlechts ist. Weil indefs doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung

---

kann, als ich thue, und da ... Offenbar hat der Copist das Gesperrte übersprungen, und H. (denn er selbst hat es getan) hat scheinbar corrigirt, indem er *nicht anders —n kann* in *so* änderte und Z. 18 *zugleich* hinzufügte.

18. *hiervon]* sc. von der letztern Natur der Sprache, ihrer Unabhängigkeit. Durch den Ausfall der Fremdheit jedoch bezieht es sich jetzt auf ihre Abhängigkeit. Nun ist aber das Folgende gerade der Grund für die Unabhängigkeit der Sprache. Darum hat H. *zugleich* nachträglich in A eingeschoben, als läge der Grund der Angehörigkeit auch in dem, was doch nur Grund des Gegenteils ist.

23. *zusammenhangender]* A. H^1 f°. 25.; *häng* B. D. — 23. 25. *Natur]* also gehört mir die Sprache an, obwohl sie mir gegenübersteht. Vgl. Z. 13—16.

entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und 15 Literatur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, daſs die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, 20 daſs aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Ver- 25 stehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann 30 man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) 65 als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluſs liegt die Gesetzmäſsigkeit der Sprache und ihrer For-

---

16. *wahrzunehmen]* Hier steht H[1] f°. 37 noch folgendes: *Da immer nur das Vorhandene, und immer nur von einer einzelnen gegen eine unendliche Masse anringenden Kraft verändert wird, so folgt hieraus schon von selbst, dass jede Veränderung in der Sprache und auch die Entstehung neuer Sprachen nur allmählich geschieht .... und die Mittel, durch welche alle neuen Sprachen gebildet werden, sind Entfremdung und Beimischung.* Hierauf wird der Begriff der Abstammung der Sprachen besprochen, eine Ursprache abgewiesen, zwischen Gleichheit der Sprachen durch geschichtlichen Zusammenhang und Gleichheit durch die Einheit des menschlichen Wesens unterschieden, von dem Verhältnis zwischen Gleichartigkeit und Individualität der Sprachen gesprochen (vgl. 47, 29), endlich f°. 44 wieder eingebogen: *Die Rückwirkung* u. s. w.

23—28. *Keiner — gehen]* vgl. 197, 9 — 198, 2.

27. *Auseinandergehen]* H[1] 45. hat hier noch: *Dies wird nur da nicht sichtbar, wo es sich unter der Allgemeinheit des Begriffs und der Empfindung verbirgt; wo aber die erhöhete Kraft die Allgemeinheit durchbricht und auch für das Bewuſstsein schärfer individualisirt, da tritt es deutlich ans Licht. So wird niemand ableugnen, daſs jeder bedeutende Schriftsteller seine eigene Sprache besitzt.*

2. *physiologisches]* Vgl. Ueber d. Sprst. 244, 18.

5 men, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umände-
10 rung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliefsen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich doch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung mufs die Er-
15 scheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

---

§. 10.

Lautsystem der Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph gibt sich dadurch als einen Abschnitt oder ein Kapitel zu erkennen, dass er in sieben Unterabteilungen zerfällt, deren jede auch ihre besondere Ueberschrift, ihrem Object gemäß, von H. selbst erhalten hat. So besprechen wir denn auch jede für sich.

a. Natur des articulirten Lautes.

Nachdem wir 49, 3—7 erfahren haben, dass sich in der Sprache **zwei** Principe zeigen, die Lautform und der Gebrauch: geht H., nachdem §. 9. uns das allgemeine Wesen der Sprache gezeigt hat, in unsrem Paragraph auf die Darlegung der Lautform über; und zwar kommt zuerst die Natur des articulirten Lautes zur Betrachtung.

Hierbei ist nun zum Verständnis H.s der Fortschritt, den die Physiologie seit einem halben Jahrhundert gemacht hat, wohl zu beachten, d. h. es ist davon abzusehen. Uns ist die Physiologie der Laute, eine Mechanik der

---

5.] H[1] f°. 46: *das Princip ihrer Freiheit.* Dass dies das Richtige, geht aus Z. 4 und dem Folgenden hervor; aber H. selbst hat in A so geändert, wie im Text steht.

5—16.] vgl. Einl. zu §. 6. Z. 51—58.

12. *doch]* A. u. H[1]; *dennoch* B. D.

Sprech-Bewegung, eine geläufige Vorstellung. Sie beruht wesentlich auf denselben Principien, wie die Mechanik der Geh-, der Tanz-, der Schwimm- u. s. w. Bewegung. Wir sehen also auch kein Hindernis, warum nicht eine Maschine gebaut werden könnte, wenn sie auch sehr künstlich werden müsste, auf welcher alle Sprachen gesprochen werden könnten. Wir bestimmen jeden Sprachlaut, wie jedes akustische Erzeugnis, nach den mehrfachen denselben erzeugenden Factoren, zuerst den festen Körpern, vermittelst deren die Luft in Schwingung versetzt wird, dann den Verhältnissen der Luftwellen, welche zum Ohre dringen. Physik und Physiologie erklären den Sprachlaut genau so und innerhalb der Grenzen, wie überhaupt die Sinneswarnehmungen, speciell die Gehörswarnehmungen.

Anders zu H.s Zeit. Um den Sprachlaut als etwas ganz eigentümliches, Dynamisches, Vergeistigtes, als Seelenhauch lag ein gewisser mystischer Nebel. Töricht zu glauben, irgend eine philosophische Ansicht habe diesen Nebel erzeugt; sie hat ihn nur nicht zerstreut, sondern zu formen gesucht. H. sieht also nicht nur von einer *physischen* (Sprst. 241, 30—34) Erklärung der Articulation völlig ab, sondern läugnet sie geradezu und hält gerade dies für die Bezeichnung ihres Wesens. Die Stimme sei etwas körperliches, wie jedes andre Zeichen; die Articulation aber sei ein Geistiges, das den Laut durchdringe und den tierischen Laut zum menschlichen mache. Articulation ist also auch nicht anders zu definiren als eben: Geistigkeit des Lautes, d. h. *Bedeutsamkeit*, und zwar mit *Absicht* erteilte *Fähigkeit zur Darstellung eines Gedachten*. Und hiernach ist nun auch der 3. und 4. Schritt der Wortbildung (Einl. zu §. 9 S. 274, vgl. oben 52, 21—25) zu verstehen. Aus der Synthesis der Sinnestätigkeit und des Verstandes reißt sich die Vorstellung los, *indem sich das geistige Streben im articulirten Laute Bahn durch die Lippen bricht;* d. h. im hervorbrechenden Laute wird die Vorstellung getragen, in ihm vollzieht sich jene Synthesis und bildet sich ihr Erfolg, die Vorstellung, und so wird in ihm die Vorstellung zu einem hörbaren Object.

In demselben Sinne hatte H. schon VI, 538 bemerkt: *Eine Definition* 1 *des articulirten Lauts blofs nach seiner physischen Beschaffenheit, ohne die Absicht oder den Erfolg seiner Hervorbringung darin aufzunehmen, scheint mir unmöglich.* — Das. 541: *Articulation = die gedankenbildende Eigenschaft der Laute.* 4

Dass die Articulation ein Moment des Lautes ist, welches erst zur Stimme hinzutritt, sieht man daran, dass sie von der Stimme abgelöst werden kann, wie von den Taubstummen geschieht, welche ohne Stimme durch bloße Articulations-Tätigkeit sprechen.

Der articulirte Laut, bemerkt H. 66, 3, kann *nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden*. Unsre Physiologen wollen auch nicht mehr als dies; eine *genetische* Definition dünkt uns die höchste. Für alle Sinnes-Objecte oder Sinnes-Erzeugnisse suchen wir nur eine solche, also auch für den musikalischen Ton, wie auch für die Farbe. Dagegen die *Beschaffenheit* aller dieser Objecte, z. B. des Heulens des Windes, ist gleich subjectiv, rein seelisch, nämlich einfach und unauflösbar. H., wenn ich nicht irre, wünschte diese Grenze in dem vorliegenden Falle gern überschritten, oder er sieht darin, dass sie in Bezug auf Articulation nicht zu überschreiten ist, etwas Besonderes. Er

5 sagt (VI. 538): *Versucht man nun aber die Unterschiede zwischen a und e, p und k, u. s. w. auf einen allgemeinen sinnlichen Begriff zurückzuführen, so ist mir wenigstens bis jetzt dies immmer mifslungen.* Ob es ihm gelungen ist, den Unterschied zwischen *rot* und *blau* auf einen allgemeinen sinnlichen Begriff zurückzuführen?

Für die Laut-Physiologie nimmt H. etwa den Standpunkt des Aristoteles ein; darum kann er Vocal und Consonant nur ungenügend unterscheiden. Auf das Einzelne gehe ich nicht ein. Nur dies bleibt noch zu betonen, dass er jene *Nebenbeschaffenheiten* (68, 11—13) wie Hauch und Nasenton, Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche, als nicht zum Charakter der Articulation gehörig ansieht (VI. 538). — So will ich hier nur noch einiges aus der Abh. *Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau* (VI. 526—561) ausziehen.

Zu 71, 3—7 giebt folgende Stelle (das. 539, 28 ff.) eine schöne Ausführung, die freilich mehr in § 9. gehört hätte, da sie die Sprache als Ganzes betrachtet und über die Lautform hinausgeht. Sie lautet:

Wenn gleich jede wahrhaft menschliche Thätigkeit der Sprache bedarf, und diese sogar die Grundlage aller ausmacht, so kann doch eine Nation die 10 *Sprache mehr oder weniger eng in das System ihrer Gedanken und Empfindungen verweben. Es beruht dies auch nicht blofs, wie man wohl zuweilen zu glauben pflegt, auf ihrer Geistigkeit überhaupt, ihrer mehr oder weniger sinnigen Richtung, ihrer Neigung zu Wissenschaft und Kunst, noch weniger auf ihrer Cultur, einem höchst vieldeutigen, und mit der gröfsesten Behutsamkeit zu brauchen-* 15 *den Worte. Eine Nation kann in allen diesen Rücksichten vorzüglich sein, und dennoch der Sprache kaum das ihr gebührende Recht einräumen.*

Der Grund davon liegt in Folgendem. Wenn man sich das Gebiet der Wissenschaft und Kunst auch völlig abgesondert von Allem denkt, was sich auf die Anordnung des physischen Lebens bezieht, so giebt es für den Geist 20 *doch mehrere Wege dahin zu gelangen, von denen nicht jeder die Sprache gleich stark und lebendig in Anspruch nimmt. Diese lassen sich theils nach Gegenständen der Erkenntnifs bestimmen, wobei ich nur an die bildende Kunst und die Mathematik zu erinnern brauche, theils nach der Art des geistigen Triebes, der mehr die sinnliche Anschauung suchen, trockenem Nachdenken nachhängen,* 25 *oder sonst eine, nicht der ganzen Fülle und Feinheit der Sprache bedürfende Richtung nehmen kann.*

Zugleich liegt auch in der Sprache ein Doppeltes, durch welches das Gemüth nicht immer in der nothwendigen Vereinigung berührt wird; sie bildet Begriffe, führt die Herrschaft des Gedanken in das Leben ein, und thut es 30 *durch den Ton. Die geistige Anregung, die sie bewirkt, kann dahin führen, dafs man, vorzugsweise von dem Gedanken getroffen, ihn zugleich auf einem andren, unmittelbareren Wege, entweder sinnlicher, oder reiner, unabhängig von einem, als zufällig erscheinenden Schall, aufzufassen versucht; alsdann wird das Wort nur als Nebenhülfe behandelt. Es kann aber auch gerade*

---

27. *Doppeltes]* VI. 530: *ihre Idealität und ihr Tonsystem. Ton* bedeutet hier Laut, und so im Folgenden. Vgl. 66, 21. Anm. Also *Lautform* und *innere Form*.

der in Töne gekleidete Gedanke die Hauptwirkung auf das Gemüth ausüben, 35
gerade der Ton, zum Worte geformt, begeistern, und alsdann ist die Sprache die Hauptsache, und der Gedanke erscheint nur als hervorsprieſsend aus ihr, und untrennbar in sie verschlungen.

Wenn man daher die Sprachen mit der Individualität der Nationen vergleicht, so muſs man zwar zuerst die geistige Richtung derselben überhaupt, 40 *nachher aber immer vorzüglich den eben erwähnten Unterschied beachten, die Neigung zum Ton, das feine Unterscheidungsgefühl seiner unendlichen Anklänge an den Gedanken, die leise Regsamkeit, durch ihn gestimmt zu werden, dem Gedanken tausendfache Formen zu geben, auf welche, gerade weil sie in der Fülle seines sinnlichen Stoffes ihre Anregung finden, der Geist von oben* 45 *herab, durch Gedankeneintheilung nie zu kommen vermöchte. Es lieſse sich leicht zeigen, daſs diese Richtung für alle geistige Thätigkeiten die am gelingendsten zum Ziele führende sein muſs, da der Mensch nur durch Sprache Mensch, und die Sprache nur dadurch Sprache ist, daſs sie den Anklang zu dem Gedanken allein in dem Wort sucht. Wir können aber dies für jetzt* 50 *übergehen und nur dabei stehen bleiben, daſs die Sprache wenigstens auf keinem Wege eine gröſsere Vollkommenheit erlangen kann, als auf diesem ....*

S. 543: *Sylbenmaſse, die sich, wie der Hexameter und der sechzehnsylbige Vers der Slocas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren bloſser Sylbenfall noch jetzt das Ohr in einen unnachahmlichen Zauber* 55 *wiegt, sind vielleicht noch stärkere und sichrere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Sylben-Längen und Kürzen aber zeugt von der* 60 *Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths, durch das Verhältniſs der Articulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden, daſs man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt.*

Dies liegt allerdings zum Theil auch in dem, der Sprache nicht un- 65 *mittelbar angehörenden musikalischen Gefühl. Denn der Ton besitzt die glückliche Eigenthümlichkeit, das Idealische auf zwei Wegen, durch die Musik und die Sprache, berühren, und diese beiden mit einander verbinden zu können, woher der von Worten begleitete Gesang wohl unbestreitbar im ganzen Gebiet der Kunst, weil sich zwei ihrer bedeutendsten Formen in ihm vereinen, die* 70 *vollste und erhebendste Empfindung hervorbringt. Je lebendiger aber jene Sylbenmaſse auch für die musikalische Anlage ihrer Erfinder sprechen, desto mehr zeugen sie von der Stärke ihres Sprachsinns, da gerade durch sie dem articulirten Laut, also der Sprache, neben der hinreiſsenden Gewalt der Musik, sein volles Recht erhalten wird. Denn die antiken Sylbenmaſse unterscheiden* 75 *sich eben dadurch am allgemeinsten von den modernen, daſs sie, auch in dem musikalischen Ausdruck, den Laut immer wahrhaft als Sprachlaut behandeln, die wiederkehrende, vollständige oder unvollständige Gleichheit verbundener Laute (Reim und Assonanz), die auf den bloſsen Klang hinausläuft, verschmähen,*

80 *und . . . genau dafür sorgen, dafs sie in ihrer natürlichen Geltung, klar und unverändert austönend, harmonisch zusammenklingen.*

Noch zwei Stellen über das antike Metrum mögen hier Betrachtung finden. In der Schrift über Herrmann und Dorothea werden c. XXI—XXVI Homer und Ariost mit einander verglichen und in Gegensatz zu einander gebracht. Der Hauptpunkt hierbei ist, dass Homer Form, Ariost Colorit habe. Die Form bei jenem liege darin, dass er mehr durch die in sich einheitliche Gestalt der einzelnen Figuren und die Verbindung aller zu einem Ganzen wirke, also durch die Umrisse des Einzelnen und des Ganzen; das Colorit des andren darin, dass, indem er eine große Mannichfaltigkeit von Figuren, in mechanische Gruppen verteilt, in denselben Rahmen einfasst, die neben einander gestellten Figuren mehr durch den Contrast als durch Einheit wirken, mehr getrennt auftreten und bloß durch Licht und Schatten, durch Farbe verbunden sind. In der Malerei erkennt man den Unterschied zwischen Zeichnung und Colorit am leichtesten. Die Form liegt wesentlicher in jener, die Gesetzmässigkeit, das Ebenmaß, die sich mehr an den Verstand wenden; im Colorit liegt Lieblichkeit, Weichheit, Leben, es wendet sich mehr an das Gefühl und die Stimmung. Ich verfolge die Vergleichung von Homer und Ariost nicht weiter und komme zum Schluss, dass für die vorherschende Form Homers das Metrum, für das vorwiegende Colorit Ariosts der Reim geeignet ist. Selbständig, aber, wie ich meine, aus H.schem Geiste, füge ich hinzu, dass das Metrum und Rhythmus auf dem Zusammenfassen der Sylben zum Fuße und der Füße zum Verse beruht, also auf Form, wogegen im Reim der Laut durch seine Qualität neben dem andren wirkt, ohne mit ihm zusammenzuhängen, also auf Colorit.

Schließlich eine Stelle aus der Einleitung zur Uebersetzung des Aeschyleischen Agamemnon (III. 30): *Der Rhythmus, wie er in den griechischen Dichtern, und vorzüglich in den dramatischen, denen keine Versart fremd bleibt, waltet, ist gewissermafsen eine Welt für sich, auch abgesondert vom Ge-* 85 *danken, und von der von Melodie begleiteten Musik. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergiefst, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist. Die Form jeder Anmuth und Erhabenheit, die Mannigfaltigkeit jedes Charakters liegt in ihm, entwickelt sich im freiwilligen Falle, verbindet sich zu immer neuen Schöpfungen, ist reine* 90 *Form, von keinem Stoffe beschwert und offenbart sich an Tönen, also an dem was am tiefsten die Seele ergreift, weil es dem Wesen der inneren Empfindung am nächsten steht.*

---

65 Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab, und das Thier würde das Näm-

86. 87. *ehe — verklungen ist]* Das *ehe* geht nicht auf *stellt dar*, sondern auf das *Wogen*; also: das Wogen, wie es statthat, bevor sich das Gemüth in Worte ergießt oder nachdem der Schall der Worte vor dem Gemüth verklungen ist.

19. *Drang seiner Seele]* vgl. Ueber das Sprst. §. 5, wo statt *Seele* bestimmter der *Verstand*, das *Selbstbewufstsein* genannt ist. Vgl. auch 67, 11.

liche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschliefslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, dafs ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es läfst sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen ist, und nur so viel Körper enthält, als die äufsere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, läfst sich sogar gewissermafsen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlofsen; sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen; sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das,

---

23. *ihre Durchdringung]* dass die *geistige* Natur den Laut durchdringe. Vgl. weiter unten 66, 21. Anm.

24. *in articulirten]* A.; den Artikel fügt D bei.

25—28.] H[1] f°. 17: *Die Articulation (deren Begriff ich hier nur nach ihrer Wirkung, als diejenige Gestaltung des Lautes nehme, welche ihn zum Träger von Gedanken macht)* ist u. s. w. H[2] f°. 57: *Der articulirte Laut oder, allgemeiner zu sprechen, die Articulation ist das eigentliche Wesen der Sprache, der Hebel, durch welchen sie und der Gedanke zu Stande kommt, der Schlussstein ihrer beiderseitigen innigen Verbindung. Dasjenige aber, wessen das Denken, um den Begriff zu bilden, in der Sprache strenge genommen, bedarf, ist nicht eigentlich das dem Ohr wirklich Vernehmbare; oder um es anders auszudrücken, wenn man den articulirten Laut in die Articulation und das Geräusch zerlegt, nicht dieses, sondern jener.*

11—67, 4. *Durch — Natur]* Diese Stelle ist aus H[1] f°. 17.

auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht bloſs angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht bloſs dadurch, daſs sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, daſs sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, daſs ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Aeuſserung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittlung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden

---

21. *Der Ton]* Besser *der Laut.* H^1 f°. 16 war *Ton* und *Laut* so unterschieden: *Den Ton erzeugt sie* [sc. die intellectuelle Tätigkeit] *aus freiem Entschluſs und formt ihn durch ihre Kraft; denn vermöge ihrer Durchdringung wird er zum articulirten Laut.* Der Ton ist das Hörbare am Laute, welcher aus Ton und Articulation zusammen besteht. Ob dieser Unterschied zwischen Laut und Ton von H. festgehalten ist? In H^1 überwiegt *Ton,* in A. D. *Laut,* und oft scheint es, als ließe sich das eine so gut wie das andre gebrauchen.

11—18. *Die — werden]* Diese Stelle stammt aus H^1 f°. 16 und schloss sich an die Stelle oben 50, 5—14. Derselbe Gedanke erhielt in H^3 f°. 58 folgende Fassung: *Wie der Verstand eine Reihe von Gedanken in beliebige Einheiten zusammenfassen kann, so ist dies der auf das Gehör bezogenen Einbildungskraft mit einer Reihe von Tönen möglich.*

12. *der Form seines Wirkens]* bedeutet die Gliederung des Gedankens; und die dieser entsprechende Behandlung des Lautes ist die Articulation. Vgl. 51, 7—25.

Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, daſs beide ihr Gebiet in Grundtheile 15 zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganze zu werden. Das Denken fordert auſserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und 20 eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in ein bestimmtes Verhältniſs zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, flieſst aber auch unmittel- 25 bar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklen thierischem Geschrei losmacht und als Erzeugniſs rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder 30 articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm 68 zur Seite oder gegenüber stehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne daſs sich angeben lieſse, wie 5 dies zugeht, brechen aus jedem Volke gerade die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunter-

---

20. *Einheit]* s. 50, 20. 21. — 28. *dunklen* A. B.; *-m* D.

21—22. *Beschaffenheit — vermag]* d. h. die Möglichkeit eines Lautsystems, (Z. 30 ff.) wo jeder Laut mit jedem durch teilweise Gleichheit und teilweisen Gegensatz in Beziehung steht. Hieraus folgt das Streben des Lautes mit andren zu einem Ganzen zusammenzugehen. — VI. 545, 25—31: *Die Gliederung ist das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte; die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst.*

6. *gerade]* A. fehlt in B. D, wird aber durch das Folgende durchaus gefordert. Das unmittelbar folgende *die* ist also betont, ist nicht Artikel, sondern Demonstrativum.

8—9. *Hauptunterschiede]* nicht der Laute im System, sondern der Lautsysteme der verschiednen Sprachen. *Die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge* d. h. das eine Volk bildet

schiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des
10 räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute
15 Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinns, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, daſs sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegen-
20 den Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet, aus-
25 sprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Oeffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In
30 dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben,

---

die Laute vorzugsweise mit diesem, jenes mit jenem Organ (aber nicht etwa, dass die Völker verschiedene Organe hätten); *des Ortes]* z. B. bei der Bildung des *t*.

11—13.] Außerdem unterscheiden sich die Völker in ihrem Lautsystem dadurch, dass sie den articulirten Lauten in verschiedener Weise *Nebenbeschaffenheiten* beigesellen.

23—28.] Hier ist von den Vocalen die Rede, ohne welche sich die Consonanten nicht aussprechen lassen.

24.] H[1] f°. 49. wird die Betrachtung des Lautsystems so eingeleitet: *Da wir nunmehr die Sprache überhaupt in ihrer zwiefachen Natur betrachtet haben, als geistigen Act im Sprechen und Verstehen* [vgl. oben S. 50—60], *und als durch diesen erzeugten, todten, zwar nie außer dem Menschen, aber immer außer den Einzelnen vorhandenen Stoff* [S. 61—63]; *da wir ferner in ihr den Naturzusammenhang getrennt haben von der nationellen und individuellen Freiheit* [S. 64, 10 — 65, 16]: *so gehen wir jetzt zu ihrem Verfahren im Einzelnen über . . .* f°. 50: *Unmittelbar beruht auf dem Lautsystem die Verständlichkeit, der Nachdruck und der Wohllaut der Rede; es wirkt aber zugleich auf die reine und feine Intellectualität der Sprache. — Das erste ist die Absonderung des Tones von allem mitschallenden Geräusch* [vgl. Z. 14], *welche ihn auf einen wahren Sprachlaut zurückführt. Er soll nur den Begriff anregen, aus dem er entspringt, und darf nicht mehr Körper besitzen, als dazu erforderlich ist. Gerade mit dem Wenigsten tritt das Charakteristische am schärfsten hervor.*

scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur 69
Ein auf eine bestimmte Weise herausgestofsener. Die Theilung der
einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man
sich beide als selbständig denken will, ist nur eine künstliche. In
der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegen- 5
seitig, dafs sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit
ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffen-
heit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische
Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, son-
dern blofs als Modificationen der Consonanten zu behandeln. 10
Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen
werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machen-
den Anstofses; und giebt diesen kein klar anlautender Consonant,
so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige
Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. 15
Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Con-
sonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiednen Stufen
dieser Verhärtung als eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal
verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die
Sylbe mufs diese doppelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocal- 20
system, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, den-
noch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht blofs
mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm
nachfolgenden Laute der ein reiner Consonant, aber auch ein blofser
Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das 25
Arabische schliefsende Elif, sein. kann. Gerade dort aber ist die
Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Con-
sonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute
an den Vocal anschliefst, für das Ohr schwieriger, als beim An-
laute zu erreichen, so dafs die Schrift einiger Völker von dieser

---

13. *Anstofses]* Wie jeder Consonant durch einen Luftzug entsteht, der an irgend einem *Orte* der Sprachwerkzeuge an diese *anstofsen* muss, so auch der Vocal.

18. *als]* A.; *durch* B. D. Unter *Buchstab* versteht H. eben nicht bloß das Schriftzeichen, sondern auch den Laut des letzteren. Vgl. 70, 15.

28. *Nebenbeschaffenheit]* wie Hauch, Nasenton 68, 18.

70 Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhält-
5 nissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute läfst sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr
10 oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lauten und das relative Verhältnifs dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmäfsigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele
15 Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst,
20 ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems
25 gleichmäfsig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Ueberflufs haben? Die wahre Gesetzmäfsigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, dafs jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche
30 das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem gan-
71 zen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge

27—29. *dafs jeder — durchgeführt sei]* d. h. dass das p, k, t seine Tenuis, Media, Aspirata habe.

an. Es ist aber auch keineswegs gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen 5 am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit an Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpreſst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in 10 andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloſs der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein 15 aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältniſsmäſsig wenigen ist die höhere und freudigere

---

3—4. *klangreich oder lautarm]* Vgl. III. 20, 26 ff.: *Mir hat es immer geschienen, daſs vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben, und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellectuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt, oder bezeichnet. Hierin aber war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will.*

7. *an]* A. B. *von* D.

7—26. *Selbst — wären]* ist eingeschoben, und dadurch die Beziehung des *jedoch* Z. 27 auf das Vorige (Z. 6 f.) gestört. Die Stelle stammt von *entpreſst* Z. 9/10 an aus H[1] f°. 20, und in Zusammenhang damit steht Folgendes (f°. 21): *Man muſs den Menschen, auch in seinen edelsten Bestrebungen, immer in seiner ganzen Natur, deren eine Seite er mit der Thierheit theilt, betrachten, und daher auch in der Sprache nicht das bloſse Tönen übersehen, wodurch gleichsam der thierische Laut in den articulirten übergeht. Hierbei ist nun zunächst das Verhältniſs dieses Tönens zur Ideenbezeichnung bemerkbar. Es kann dies mit dem Colorit in der Malerei verglichen werden. Die Sprachen sind darin bald reicher, bald dürftiger* ... [vgl. 90, 24.] — *Obgleich das Alphabet der ganzen Menschheit von gewissen, nicht einmal sehr weiten Gränzen umschlossen ist, so hat doch jedes Volk mit eigner Sprache, auch sein eignes Lautsystem in der Ausschlieſsung gewisser Töne, der Vorliebe für andre, der Bestimmung der verschiedenen zur Bezeichnung verschiedener Begriffe, der Behandlung der Töne in ihren Verbindungen u. s. f. Man kann dies mit dem verschiedenartigen Geschrei und den Tonarten der Thiergattungen vergleichen. Es ist darin, wenn auch die fortschreitende Entwicklung Vieles abschleift, doch etwas Festes, Stammartiges, tief in den Modificationen der Sprachwerkzeuge und dem Tongefühle Gegründetes. Das Lautsystem hat daher auf die wesentlichsten Theile jeder Sprache den bedeutendsten Einfluſs.*

20 Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Dafs die Vögel allein Gesang besitzen, liefse sich vielleicht daraus erklären, dafs sie freier, als alle andre Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, 25 wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das 30 richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn mufs 72 daher noch etwas andres enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung 5 wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur 10 einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen mufs, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

---

b. Lautveränderungen.

Einleitung des Herausgebers.

Dieses Stück dürfte einem Schüler und Anhänger Bopps wol als das am wenigsten genügende unserer ganzen Schrift, ja geradezu rätselhaft erscheinen.

---

23. *andre]* H[1]. A. andren D.
30. *Gleichgewicht]* 70, 20—26.
11. *-artig]* A. -mäßig B. D.
13. *gegenwärtig]* vgl. 85, 6—14.

Die Ueberschrift kündigt *Lautveränderungen* an, und uns ist es geläufig zu denken, dass es mehrere Arten derselben gibt, hauptsächlich einen mechanisch-grammatischen und einen historisch-substantiellen Lautwandel. In dem Stück selbst aber ist vorzugsweise von *Lautumformung* die Rede, welche, da sie Wort-Bildung und -Beugung umfasst, gar nicht zur Lautveränderung in unsrem Sinne gehört. Für uns ist Beugung etwas ganz andres als Wandel; und für H. sollte *Lautumformung* ebenfalls etwas andres als Lautveränderung heißen, nämlich Umgestaltung der Lautform, während dieses eine Veränderung des Lautes ist.

Statt nun mehrere Arten der Lautveränderung zu unterscheiden, spricht H. zuerst 72, 14—73, 6 wirklich nur von der wenigstens jetzt gewöhnlich gar nicht darunter befassten Umgestaltung der Lautform des Wortes, und bemerkt dann, 73, 6—22, dass dieselbe zwei einander widerstrebenden Gesetzen unterliege: einerseits will sich das geistige Princip der Sprache durchsetzen, die Bedeutung; andrerseits folgen die Sprach-Organe einem Trägheits-Gesetz. So führt H. den mechanischen Lautwandel und das geistige Princip als zwei antagonistische, aber gleichgeordnete Gesetze ein, denen die Lautumformung unterworfen sei: ersteres erstrebe Leichtigkeit der Aussprache und folglich Veränderung der unbequemen Laute; dieses halte sie bei unbequemen Lautverbindungen fest. Dabei bleibt ganz unbeachtet, dass die *Begriffe* (72, 28—30), also das geistige Princip, für die ganze Lautumwandlung *gesetzgebend* sind, ihn fordern und veranlassen, dass sie auf bestimmte Laut- oder Wort-Gestaltung gerichtet sind, also primär wirksam, und dass nun erst secundär das *organische* Gesetz hemmend, also verändernd entgegentritt, wenn jene es nicht vermögen, sich durchzusetzen. Zur Lautumformung tritt also die Lautveränderung als störender Gegensatz. Die Störung kann unschädlich sein, und sie kann sogar nützen, insofern sie die Harmonie der Lautform des Wortes fördert; wenn sie aber das Uebergewicht erhält, so zerstört sie das Leben der Sprache, welches doch ein durchaus geistiges ist: wie die chemischen Affinitäten, vom Lebensprincip nicht mehr beherscht, Krankheit und Tod herbeiführen. — So kommt H. zum historischen Sprachwandel (73, 22—30), ohne denselben als einen besondren Process der Lautveränderung hinzustellen, und ohne ihn auch nur seiner Erscheinung nach darzustellen.

Wenn H. die Lautumformung unter die Lautveränderung stellt, selbst wenn er sie als besondre Art darunter gebracht hätte, so erregt er den Verdacht, dass er von derselben die vor dem Ursprung der vergleichenden Sprachwissenschaft geltende Ansicht der Alexandriner festgehalten habe, wonach jedes Wort als ein unorganisches Continuum betrachtet wird, das einen festen und einen wandelbaren Bestandteil hat, wie sich ein Fels an der Oberfläche verändert. Dies wird in der Tat ausgesprochen 75, 23—26. 107, 13—15, also an durchaus bedeutsamen Stellen. Auch in der Abh. Ueber d. gr. F. 408, 15 ff. heißt es: *Modification der, Sachen bezeichnenden Wörter . . . allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form.* Und in einer Stelle aus H[3], die ich in der Einleitung zu §. 21 B. b. citiren werde, wird es gerade als das Wesen der Beugung (im Gegensatz zur Anfügung oder

Agglutination) angegeben: *dafs das Wort immer dasselbe, nur verschieden gestaltet, erscheint.*

Dies kann rätselhaft scheinen. Indessen aus den Stücken unsres Paragraphen b. α. und b. β. wird klar, dass H. die Redeweise, wonach auch die *erweiterte Lautform* (77, 23), d. h. die durch ein Suffix vermehrte Wurzel, als eine *Lautverschiedenheit* (78, 2) erscheint, nur nach seiner Maxime festhielt, Theorien, von deren Richtigkeit er zwar subjectiv völlig überzeugt war, die aber historisch nicht bewiesen werden können oder noch nicht bewiesen waren, nicht zur Grundlage seiner Darstellungen zu nehmen. Nennt er doch die Schöpfung der Sprache in einer Urzeit bloß eine *nothwendige Hypothese* (84, 13). Weiteres in den Einleitungen zu jenen beiden Stücken. Jene Scheu und Zurückhaltung den Theorien gegenüber gehört zu H.s innerstem intellectuellen Charakter; und wenn er sie, wie in dem vorliegenden Falle, bis zum Nachteil der Erkenntnis festhielt (indessen nicht mehr 112, 3—10), so geht wohl daraus hervor, wie fern er allem Gelüst nach geistreichen Paradoxen blieb. Nur beachte man auch dies. Auf historische Beweise bestand H. da, wo sie methodologisch gefordert werden, nämlich auf historischem Gebiet. Davon verschieden ist das ideale Gebiet. Hier bewies er den Mut der Ueberzeugung, Selbstvertrauen. Dort gab und verlangte er Beweise, hier Bekenntnis.

In dem ältesten der Manuscripte, H[1] (in den spätern kommt er darauf gar nicht) spricht H. wirklich nur von dem bedeutungslosen Lautwandel; und da er gerade von diesem in unsrem Paragraph eigentlich gar nicht spricht, so muss ich hier aus H[1] das Hauptsächliche mitteilen.

96 f° 53: *Die Lage und Bewegung der Sprachwerkzeuge und das Fallen der einzelnen Töne in dieselben oder verschiednen Sphären macht, dafs die Buchstaben in gegenseitigen Beziehungen und Verhältnissen zu einander stehen, und in dem Alphabet ein mehr oder minder vollständiges System von Tönen ent-*
100 *deckt werden kann. — In diesen Systemen liegen die Gründe und die Bedingungen der Buchstabenveränderung, die gleichfalls nur zum Theil durch die allgemeine Natur der Sprachwerkzeuge gegeben ist, außerdem aber auf den besondren Lautgewohnheiten jedes Volkes beruht. Denn wenn die Natur der Buchstaben auch die Art der Verwandlung bestimmt, so hängt es von dem Ohr*
5 *und den Sprachwerkzeugen jedes Volkes ab, wie empfindlich es für diesen gegenseitigen Einflufs der Laute auf einander bei ihrer Berührung ist. Je näher sich in einem sehr systematischen Alphabet von bedeutendem Umfange die Töne stehen, und je klarer und bestimmter in einem solchen ihr Verhältnifs erkannt wird, desto mehr wächst die Neigung zur Buchstabenverwandlung, so wie hin-*
10 *wiederum sie gar sehr zur feineren Lautunterscheidung und zur Systematisirung des Alphabets beiträgt. Man könnte glauben, dafs das Ohr uncultivirter Nationen diese Feinheiten der Töne überhörte und vernachlässigte; man findet aber gerade bei ihnen sehr häufige Buchstabenverwandlungen, was den beiden Ursachen zuzuschreiben sein mag, dafs gerade die Sinne des der Natur näher*

---

97. *Töne]* d. h. Laute, vgl. 66, 11. Anm.

stehenden Menschen eine schärfere Empfindlichkeit besitzen, und dafs der Uncultivirte die Rede vor dem Verstande wie ein sich überall berührendes Continuum ansieht, indefs der Gebildete auch in der fortlaufenden Rede das Verschleifen der Töne nach den Pausen des Verstandes durch die Zunge hemmt. Aber eine wahre Nationaleigenheit der Indischen Völker, für die sich kein weiterer Grund anführen läfst, ist wohl die so häufige Verkettung mehrerer Worte durch Buchstabenverwandlung und Zusammenziehung, von der es wenigstens nicht sichtbar ist, ob auch andre Nationen sie in dem Mafse gekannt haben. (Anm. Thiersch behauptet, dafs die Griechen wie das Sanskrit die Wörter verbanden.) Auf den ersten Anblick geräth man in Versuchung, die mannigfaltigen im Sanskrit hieraus entstehenden Regeln wenigstens zum Theil der Systemsucht der Grammatiker zuzuschreiben. Allein diese Vermuthung verschwindet bei der Vergleichung der lebenden, aus dem Sanskrit hervorgegangenen Indischen Sprachen. Von der Telinga, in welcher diese Verkettung gerade vorzüglich häufig und schwierig zu erkennen ist, sagt Carey (Grammar of the Telinga language, Vorr. p. II.*) ausdrücklich, dafs der Fremde, welcher dieselbe vernachlässigen wollte, gar nicht würde von den Eingebornen verstanden werden. Im Bengalischen dagegen wird sie nicht immer streng beobachtet (Haughton's Rudiments of Bengali Grammar* p. 147. §. 377*), so dafs man daraus noch deutlicher sieht, wie dieser Punkt von den individuellen Gewohnheiten der Stämme abhängt.*

Den nächsten Einflufs hat diese Eigenthümlichkeit natürlich auf den Wohllaut. Es schmeichelt dem Ohre, wenn das harte Zusammentreffen widerstrebender und unharmonischer Laute möglichst vermieden wird. Aber die Wirkung erstreckt sich auch auf die ideale Geltung der Sprache und die richtige Gliederung der Rede vor dem Verstande, dies jedoch nur dann, wenn die Buchstabenveränderung sich begnügt, Theile desselben Worts zu einem Ganzen zu verschmelzen, und nicht durch das Aneinanderreihen ganzer von einander unabhängiger Worte ein Ganzes vor dem Ohre bildet, das vor dem Verstande nicht, als solches, bestehen kann. Die letztere Gewohnheit kann ich nur insofern für nützlich halten, als sie in der Poesie ein Mittel mehr gewährt, die Worteinschnitte mit den rhythmischen in ein angemessenes Verhältnifs zu bringen. Es entstehen nämlich dadurch andre, und häufiger gröfsere Lautganze, als die blofse Worteintheilung gewährt. Dagegen ist es für den Verstand und das Ohr störend, wenn sich der Endbuchstabe durch Veränderung da auf den ihm nachfolgenden vorbereitet, wo der Verstand logisch und das Ohr rhythmisch eine Pause verlangt. Beschränkt sich hingegen diese Lautverwandlung auf die Gränzen des Worts, so wird sie zu einem phonetischen Mittel, die Rede in rein geschiedene Ganze zu zertheilen, und prägt dem Verstande auch sinnlich ein, dafs das Element der Rede das Wort ist. Die logische Gliederung derselben erfährt keine Störung, sondern wird gelegentlich, so oft nemlich eine solche Lautveränderung eintritt, noch herausgehoben. Diesen Grundsatz der Nothwendigkeit, die Wortganze durch besondre Toneinheit zu charakterisiren, verkennt zwar auch die Sanskrita-Sprache nicht, da in ihr andre Regeln für die Mitte der Wörter als für das Zusammenstofsen zweier

10 *gelten. Da aber diese Regeln in Einigem übereinkommen, und die für mehrere Worte auch für die Theile zusammengesetzter Wörter gelten* (1), *so erscheint die Wortabtheilung durch dies Mittel nicht in rein geschiedener sinnlicher Klarheit.*

(1) *Die Regeln für die Mitte der Wörter werden genau genommen nicht ganz richtig so genannt. Vollständig gelten sie nur bei der Umstempelung der Wurzel zum Wort, und bei den Flexionen von diesem. Schon bei den, das so gestempelte Wort weiter umformenden Taddhita-Suffixen treten die Regeln der Anfangs- und Endbuchstaben verschiedener Worte ein. Bopp's Gramm. S. 58. §. 85.* — [Bekannt ist, dass H. in Uebereinstimmung mit Bopp, für den Druck von Sanskrit-Texten die consequente Abteilung der Wörter, wie im Griechischen, forderte. Journ. Asiat. vol. 11. Jahrb. f. wissenschaftliche Kritik, April 1829. nr. 73. Uebrigens vergl. weiter unten S. 139, 29—148, 30.

---

72 Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Laut-
15 verknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf besondren Gesetzen und Gewohnheiten beberuht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an,
20 und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, daſs sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiednen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, daſs, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden,
25 dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in gröſserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung
30 der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache
73 gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig,
5 in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an

---

29. *diese]* sc. die Begriffe. Der Zusammenhang verschiedener Begriffe, das Gemeinsame und das Abweichende derselben mit und von einander wird an der Gemeinsamkeit und Verschiedenheit der Laute der sie bzeichnenden Wörter erkannt.

die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, sich oft gegenseitig unterstützenden, allein auch in andren Fällen einander entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein bloſs organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andre wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer bloſsen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muſs zur Beförderung leichter und flieſsender Aussprache dem andren, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andre, bloſs organische Uebergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, daſs, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläſst, das organische das Uebergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt. 74

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, muſs ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett,

7. *sich oft gegenseitig]* A. *gegenseitig sich oft* B. D.
8. *einander]* A.; fehlt B. D. Buschmann hat es wol absichtlich weggelassen, weil es nach seiner Umstellung von *gegenseitig* überflüssig erschien.

in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fließt; ihre allge-
10 meinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuell-
sten Erscheinungen weiſs eine beharrliche Zergliederung auf diese
Grundlage zurückzuführen.

---

b. *α.* Vertheilung der Laute unter die Begriffe.

Einleitung des Herausgebers.

Diese Ueberschrift klingt unsren Ohren wunderlich genug. Sie hält sich nicht nur ganz in jener Zurückgezogenheit, die ich in der Einl. zum vorigen Stück hervorhob, sondern scheint mir ein wahres Raffinement von Empirie. Völlig ab sieht hier H. von seiner Ansicht über die Einheit von Sprache und Geist, völlig ab von dem Durchdrungensein des Lautes von der Bedeutung und stellt sich die Sprache vor als ein in zwei von einander unabhängige Massen geschiednes Material von Lauten und Begriffen; und nun soll erst jene Masse über diese verteilt werden. Der Ausdruck kommt, irre ich nicht, nur noch vor 220, 4 und 377, 22, wo aber davor gewarnt wird, an eine absichtlich vollzogene Verteilung zu denken.

Aus der zusammenhängenden Rede löst H. das Wort aus, in welchem zwei Einheiten zusammenkommen (74, 16). Diese beiden Einheiten, des Lautes und des Begriffs, müssen doch wohl derartig zusammenstimmen, dass mit einander verwante Begriffe mit ebenso unter sich verwanten Lauten bezeichnet werden (75, 16—18). Der Genealogie der Begriffe steht eine solche der Wortlaute gegenüber, und diese lässt jene äußerlich erkennen. Die Lautverwantschaft zeigt sich darin, dass in den verwanten Wörtern ein Teil der Laute identisch ist, ein andrer einen regelmäßigen Wechsel erfährt. Der feste Teil heißt Wurzel, welche selten, eigentlich sogar niemals, nackt, als solche, in der Rede erscheint. So entsteht die Frage: ist die Wurzel bloß Frucht der wissenschaftlichen Wortzergliederung, oder hat sie auch ein wirkliches Leben im Sprachgefühl? Letzteres wird von H. bejaht (76, 5. 16 ff.). Dies könnte der Fall sein, selbst wenn man annähme, dass die Wurzelform allein niemals in der Sprache eine wirkliche Verwendung, dass sie immer ein bloß ideales Dasein gehabt hätte, dass das Wort der Rede immer nur eine nach Kategorien (76, 3) gebeugte Wurzel gewesen sei. Sie könnte aber auch, meint H. (76, 16—20), in einer Urzeit als Wort, wie noch jetzt in den einsylbigen Sprachen, gebräuchlich gewesen sein, sodass sie ursprünglich als wirkliches Wort gegolten hätte, allen Beugungen und Ableitungen als gegebener Grundstock vorangegangen wäre, und ein Teil dieser Wurzeln sich auch in die Zeit hinein gerettet hätte, wo die Sprache längst eine erweiterte und umgeänderte Gestalt angenommen hatte, wie z. B. im Sanskrit in der Tat gewisse Wurzeln gewöhnlich in der Rede vorkommen, die also einen aus einer ältern, verschwundenen Sprache geretteten Teil ihres Wortbestandes darstellen.

So behutsam äußert sich H. über den Ursprung der flectirten Wörter aus Wurzeln, und dazu fügt er noch ausdrücklich hinzu (77, 14—16): *Ich*

führe dies aber blofs als eine Möglichkeit an; dafs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden — kann aber geschichtlich nicht erwiesen werden. Nach seiner Methodologie musste H. so behutsam sein. Und so wenig also darf die Entwicklung, die er in der Abh. über das Entstehen d. gr. F. S. 422 f. gibt, auch nur für gewisse Sprachen als H.s feste Ansicht angesehen werden, abgesehen davon, dass er ausdrücklich leugnet, es könne ein solches Schema auf alle Sprachen Anwendung finden.

Und so ist der Standpunkt, den er in diesem ganzen §. 10 einnimmt, der zunächst so rätselhaft schien, völlig und wahrlich nicht zu seiner Unehre, völlig erklärt.

Wir verfolgen H. weiter. Er unterscheidet nun auch, nach der Sonderung des Wortes von der Wurzel, Grundwörter und grammatische Formen; wir würden sagen: Stämme oder Themata und volle Wörter (77, 17—78, 9); und erst hiernach geht er zu seinem Thema über, der Verteilung der Laute unter die Begriffe und zwar spricht er sachgemäß zuerst von den Lauten der Wurzeln.

Hier muss H. notgedrungen tiefer gehen, als er 75, 16—21 ankündigte. Dies bezog sich ja nur auf die Beugung der Wurzeln; jetzt betrachtet er diese an sich. Nicht nur muss sich die Lautform für den abgeleiteten Begriff als verwant mit der des Stamm-Begriffs erweisen, sondern es muss auch die Lautform des letztern einen Zusammenhang mit dessen begrifflichem Inhalt in sich tragen. So gewiss derselbe vorhanden ist, so schwierig ihn nachzuweisen (78, 18—21). So bestimmt H. zunächst die rein nachahmende Bezeichnung, aber in voller Mäßigung; dann die symbolische, der er weite Ausdehnung zuerkennt, obwohl ihr Nachweis voll Gefahren sei. In diesen beiden Punkten ist H. eben so verständlich, als im folgenden unverständlich. Er fügt nemlich noch eine dritte Bezeichnungsart hinzu: die analogische, die sehr schwer zu fassen ist. Sie soll die fruchtbarste (81, 3) sein; aber primitiv ist sie wohl nicht; denn als *primitive* Bezeichnung wird (79, 30) *vielleicht ausschliefslich* (80, 1) die symbolische angesehen.

Was bedeutet also hier die Analogie? B bedeute einen Begriff; L einen Laut, b einen von B abgeleiteten Begriff, l einen dem L ähnlichen Laut: so wäre die Formel für H.s analogische Bezeichnung die folgende: $B:b = L:l$, wobei B und L, folglich auch b und l nicht innerlich zusammenzuhängen brauchen (80, 29). Nur sieht man nicht ein, wie B und L zusammengekommen sein sollen. Man muss also annehmen, dass B und L symbolischen Zusammenhang haben, wie es nicht anders sein kann, dass weiter hingegen nicht auch b und l unter sich gleichfalls symbolisch zusammenhängen. Das könnte nur der Fall sein, wenn auch die Verwantschaft des b mit B gerade in derselben Richtung läge, wie die des l mit L, was kaum denkbar ist. Es genügt also, um b mit l zu verbinden, dass sie auf B L bezogen sind. Dies wäre Analogie.

Dies ist eine apriorische Interpretation H.s; jetzt folge die aposteriorische Probe. Erstlich hat H. im Ms. A. ein Beispiel gegeben, das er aber gestrichen hat. Seltsam ist es, von dem *Fruchtbarsten* (81, 3) kein Beispiel

zu geben. Das gestrichene Beispiel aber lässt die gegebene Erklärung zu. Der Begriff *Gischt* ist symbolisch benannt; mit ihm ist der Begriff *Geist* verwant; so erhält dieser den jenem Worte ähnlichen Laut *Geist*, ohne dass dadurch der *Geist* durch andre lautliche Symbolik bezeichnet wäre, als insofern, dass *Geist* ähnlich lautet wie *Gischt*. Warum hat nun H. dieses Beispiel gestrichen? (80, 26 Anm.) Wahrscheinlich doch, weil er das Verhältnis dieser Wörter anders angesehen hat, als dass es zur Analogie gepasst hätte.

Diese Bezeichnungsweise setze, heisst es (81, 1), *Lautganze von einem gewissen Umfange voraus.* Warum das? Das Beispiel hätte gezeigt, dass dies nicht notwendig ist, sondern nur günstig.

Versuchen wir die Interpretation durch Parallelstellen. Sogleich 81, 23 bietet dazu Gelegenheit. Nur ist da von der Beugung die Rede, und es bleibt völlig unklar, wie die Analogie gedacht werden soll. Die gegebenen Beispiele 81, 27—82, 24 aber gehören der Symbolik an. Beachtenswert bleibt, dass hier ein *ausgedehntes Lautsystem* (81, 21) verlangt wird. Ist dies dasselbe wie 81, 1? Die Stelle 106, 29. 30 belehrt nicht bestimmter, als die apriorische Interpretation tun konnte. Wenn aber 383, 23 die *Analogie* ausdrücklich *symbolisirend* genannt wird und ebenso 127, 8. 10, 128, 19. 29, 82, 19, so sieht man wohl, dass dieses Wort an allen diesen Stellen eine andre Bedeutung hat, als ihm S. 80. 81 gegeben worden ist. Hier kommt uns eine Stelle aus einem ältern Ms. zu Hülfe, H[4]. f[o]. 37, wo Analogie und Symbol ganz anders bestimmt werden: Reduplication als Zeichen des Perfectum heißt symbolisch. *Das Symbolische kann aber auch an der Natur der Buchstaben* [Laute] *hängen, und alsdann entsteht ein analogischer Zusammenhang zwischen Begriff und Laut.* Hier ist wohl klar, dass nach H.s älterem Sprachgebrauch *Symbol* den weitern üblichen Sinn hatte, Analogie aber, demselben untergeordnet, eine bestimmte Weise der Symbolik bezeichnete, nämlich die S. 79 unter 2 bezeichnete, speciell *symbolisch* genannte. Hieraus erklären sich die obigen Stellen, wie auch der Ausdruck 82, 12 *symbolisch nachahmend* durch eine Rückkehr H.s in seinen alten Sprachgebrauch, welcher bei den Grammatikern, alten und neuen, der übliche ist, vgl. auch 39, 25. 85, 13.

So lässt uns auch dieses Mittel der Interpretation vollständig im Stich. Es ist indessen noch nicht durchversucht. Wir müssen nämlich versuchen, ob der Sinn der Analogie vielleicht in Stellen sich ausgedrückt findet, wo ihr Name gar nicht genannt ist, und doch nur sie gemeint sein kann. Diesen Versuch wollen wir für die Einl. zum folgenden Stück aufbewahren.

---

74 Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine 15 Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte alle-

12—14.] vgl. Einl. zu §. 11. Z. 1—4.

mal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Character der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muſs. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedankens im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniſs des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniſs selbst an. Dem Satz und der Rede be-

---

17. *Elementen]* H[1] 62: *Das einfache Wort ist das wahre Individuum in der Sprache. . . . . Die Sylbe und der Buchstabe ist nicht mehr Sprache, sondern nur Element derselben.*

19—22.] Vgl. das.: [das Wort] *bildet die Gegenstände zu der eignen ideellen Welt, die in der Sprache überhaupt an die Stelle der wirklichen tritt.*

22. *vorstellt]* vgl. S. 58.

24. *zwar]* Das entsprechende *aber* folgt 75, 2.

27—75, 2. *Man kann — hervor]* vgl. 170, 6—23.

27. *als]* fehlt in A, dieses aber hat an dessen Stelle *erst.* Die Auslassung des letztern wie die Einschaltung des ersteren in B. D. wahrscheinlich von Buschmann.

2. *Sie werden* u. s. w.] Hiermit wird eingelenkt. Wenn auch die Wörter erst aus der Rede hervorgehen, so sind sie dennoch selbständige Elemente der Rede (74, 17).

4. *empfunden]* das ist noch dunkler als gefühlt; gefühlt werden die Wörter nur in den vollkommneren Sprachen (Z. 11—15).

5—10. *Der Umfang — Sprechenden]* eingeschaltet.

stimmt sie nur die regelnde Form, und überläſst die individuelle Ge-
10 staltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt; allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich
15 sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muſs ihr eine Ab-
20 stammung in den Lauten entsprechen, so daſs Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, daſs ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen
25 ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt

---

10. *Die Wörter erscheinen auch* u. s. w.] knüpft an Z. 2—5 an und enthält einen weiteren Grund dafür, dass die Wörter als selbständige Elemente anzusehen sind. Das *auch* ist aber erst später eingeschaltet; und *allein* Z. 11 zeigt, dass das folgende eine Beschränkung des Satzes *Sie werden — empfunden* 2—4 sein sollte.

16. *die Wörter]* d. h. die Wortlaute.

16.] Von allem, was von hier bis zum Ende des §. gesagt ist, finden sich in H[1] nur Anklänge. Das Princip der Onomatopöie, das hier S. 78, 28—81, 9 entwickelt wird, ist genannt, aber mehr um davor zu warnen. Doch muss ich folgendes citiren. f°. 66: *Die Verwandtschaft* [der Wörter] *läſst sich auf zwiefache Weise denken, durch* **Ableitung**, *indem der einfachere durch Anhängung, Vorschlag oder Einschiebung zum mehr oder minder zusammengesetzten wird, und durch* **Anklang**, *indem der einfache Ton auch einfach, aber verändert, wiederklingt, oder eine verwandte Idee durch einen verwandten bezeichnet wird* [vgl. 80, 25]. *Von dieser Entstehung jedes Worts aus einem andren Wort dürften höchstens die Naturlauten nachgeahmten auszunehmen sein, die zwar gewöhnlich gleichfalls von Geschlecht zu Geschlecht u. Nation zu Nation übergehen, aber auch plötzlich entstehen können, obgleich sie auch in diesem Fall sich immer der Lautanalogie der übrigen Sprache anschlieſsen werden. . . . . Zu den Gesetzen und Gewohnheiten der Wortbildung der Nationen gehören die Veränderungen der Wörter durch die Vocalreihe, die Einschiebungen und Veränderungen der Consonanten, die Erweiterungen der Wörter durch Vor- und Nachklänge, die Sylbenwiederholungen und Versetzungen.*

werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch in Gedanken eine ihrer Verbindung entsprecheude Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der andren Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der bloſsen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in groſser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtniſs der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber, bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe, als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich als solche dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie können aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteigens zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen sein, so daſs sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchstücke einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf diese Weise läſst sich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, wenn wir die uns be-

---

28. *Wurzeln erscheinen]* Zwischen diesen beiden Wörtern hatte A folgendes Ausgestrichene: *kann man nicht geradezu als einen Theil der Sprache ausmachend ansehen. Denn sie* .... Vgl. 115 ff.

2. *in Gedanken]* A. *im Gedanken* D.

5. *in allen Sprachen]* später eingeschoben.

7.] statt *lediglich* stand zuerst *mehr.*

8.] hinter *Grammatiker* stand ursprünglich *als wie einen Theil der Sprache selbst,* und hinter *ansehen* stand: *Die Sache selbst verhält sich wohl folgendergestalt.*

13. 14. *Prägen — ein]* Dadurch erhielte die Wurzel zunächst ein ideales Dasein im Sprachgefühl, das noch nicht zugleich auch eine wirkliche Anwendung bedingen würde; aber *so werden sie leicht auch* u. s. w.

16. *in wahrer Wortform]* d. h. die Wurzel selbst muss dem lebendigen Sprachgefühl als eine Wortform gelten, nämlich als (Z. 13) die allgemeine Bezeichnung des Begriffs an sich außer seiner Bezeichnung in der Rede. So hat die Wurzel in der Sprache als Wort ein wirkliches Dasein, wird als Wort verwendet.

kannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewisse Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in diesen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die In-
25 dischen Grammatiker sagen, daſs jede ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht bloſs die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form durch alle
30 Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies System der Verallgemeine-
77 rung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk.(1) Es giebt aber auch Sprachen, die in
5 dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinander legen oder erweitern; die Sprache besitzt bloſs

(1) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. [Hier ist ausgestrichen: *Wenn aber Bopp (Abh. der Akad. d. Wissensch. zu Berlin, hist. philolog. Classe 1824 S. 129 Anm. 2.) aus diesem Grunde die Wurzeln überhaupt für grammatische Abstractionen erklärt, so kann ich dieser Meinung nur unter den oben angegebenen Modificationen beitreten.]* Pott's treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

24—77, 4. *und wenn — Werk]* vgl. 111.

28. *bei]* B. D.; *in* A.

2—3.] A.: *beachten. Auch bei der Aufzählung der Wurzeln kam die Geschäftigkeit der Grammatiker hinzu, und die vollständige u. s. w.*

4.] Hinter *Werk* stand ursprünglich folgendes, was ausgestrichen ist: *Darum sind aber die Wurzeln nicht weniger ein wirklicher Theil der Sprache selbst, und der Unterschied besteht nur darin, ob eine Sprache sie bloſs als wurzelhafte Laute oder* (später ist hier eingeschaltet: *wenigstens einzeln auch) als in Wortform erscheinende Wurzeln besitzt. In groſsen Sprachstämmen, wo die Bildung der einzelnen Sprachen sehr verchiedenen Epochen angehören kann, scheint es begreiflich, daſs, wenn auch die Zergliederung in allen bis zu den Wurzellauten hinaufsteigen kann, diese doch nicht in allen späteren in der Rede selbst in nackter Gestalt hervorkommen, sondern in einigen in der That nur Abstractionen der Sprachforschung sind.*

Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, daſs andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so daſs die nackten Wurzeln der letzteren den in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Wortvorrath einer älteren Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloſs als eine Möglichkeit an; daſs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert. Wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verchiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so daſs dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem gröſsten Umfange ausdehnt.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, auſser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des

---

12—14. *den in ihnen — ausmachten]* In B. D. steht: *den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten.* In A hieß es: *sodaſs ihre nackten Wurzeln den Wortvorrath einer älteren Sprache ausmacht, der in ihnen* (sc. den jüngern Sprachen) *aus der Rede ganz oder zum Theil verschwunden wäre.* Dies sollte vermutlich geändert werden: der Adjectiv-Satz sollte Participium werden. Die Aenderung ward aber schlecht ausgeführt. Ich glaube in H.'s Sinne die Aenderung vollzogen zu haben. Vgl. 84, 20 f.

8. *Lautsystem]* bedeutet hier nicht, was es §. 10. a. bedeutet, z. B. 70, 18, sondern das System der Lautform der Sprache, d. h. nicht etwa ihren Vorrat an Lautgebilden, sondern die Methode, einzelne Lautformen zu bilden. Ebenso 81, 1.

Ohrs und außer der Neigung, dem Laute die größte Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äußeren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die innren Bewegungen des Gemüths bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen großentheils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daß damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftliche Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in

der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie *stehen, stätig, starr* den Eindruck des Festen, das Sanskritische *lî*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliefsenden, *nicht, nagen, Neid* den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie *wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch,* in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das, aus dem an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grofse, vielleicht ausschliefsliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge mufste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältnifs zu denselben Lauten treten mufsten. Vieles von dieser Art läfst sich noch heute in den Sprachen erkennen, und mufs billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines blofs die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zufall aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich grofsen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, andrer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewifs, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die

20 Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r;* und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiednen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst große Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschließen.

25 3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Be-
30 zeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem
81 Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in größerer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammen-
5 hang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete dergestalt verfolgt wird, daß beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

---

b. β. Bezeichnung allgemeiner Beziehungen.

Einleitung des Herausgebers.

Hier wird Begriff und Beziehung geschieden, unter letzterer aber nicht bloß die Beziehung des Wortes zu andren im Satze verstanden, sondern auch die Versetzung in einen Redeteil und die Ableitung. Fassen wir diese beiden, wie H. oft tut, unter *Kategorie* zusammen, so gibt es auch für diese dieselben drei Bezeichnungs-Arten, wie für die Begriffe selbst (81, 24—27). Wenn wir aber für die letztere kein Beispiel analogischer Bezeichnung fanden, so müssen wir hier um so mehr danach suchen.

Nun hatten wir dort gesehen, dass Analogie dies bedeuten sollte, dass, wo verwante Begriffe gegeben sind, diese auch mit verwanten Lauten bezeichnet würden, ohne dass es auf den Charakter der Laute an sich ankäme.

26.] Hinter *Begriffe* stand in A noch: *wie Gischt und Geist.* Der folgende Satz ist später eingeschoben.

Was sind denn nun verwante Begriffe in verwanten Lauten (75, 17)? Was sind verwante Wörter? Ihre Verwantschaft liegt nach 75, 21—25 darin, dass sie einen gemeinsamen Teil neben einem verschiedenen haben. Gemeinsam ist ihr Grundbegriff, der durch die Wurzel bezeichnet wird; verschieden ist ihre Kategorie, deren Lautform die Wurzel in zwei Stadien (78, 7) erweitert. So sehen wir, dass Analogie wenigstens meist und hauptsächlich Beugung ist, bei welcher *sich das Lautsystem zu dem gröfsten Umfange ausdehnt* (78, 8). Ganz dasselbe aber ist 55, 17. 18 gemeint, obwohl hier Analogie gar nicht genannt ist; und abermals dasselbe ist 56, 3 unter *Gleichartigkeit* zu verstehen.

Es sind also z. B. nicht bloß *giebst, giebt, Gabe* unter sich und wiederum *liegst, liegt, Lage* unter sich analoge Wörter, sondern es sind auch beide Reihen einander analog; *liegt* und *giebt, Lage* und *Gabe:* verwante Wörter in verwanten Lauten. So kann denn auch der Ausdruck H.s (81, 23), die Beziehungen und die Laute können *in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden* recht wohl, fern von Pleonasmus, so verstanden werden, dass z. B. die Analogie von *liegst* zu *liegt* und *Lage* begleitet wird von der Analogie von *liegst* zu *giebst,* so dass hier die Analogie sich selbst begleitet. Oder wäre dies doch eine zu künstliche Erklärung? Man erwartete dann wohl: in einer doppelten sich fortlaufend begleitenden Analogie. Dann wüsste ich nicht anders Rat, als dass man *sich* als Hörfehler ansieht und in *sie* verbessere.

Wir sehen hier aber erstlich, wie H. seinen oben dargelegten Standpunkt für die Lautumformung festhält, und obwohl er hier eine Erweiterung der Lautform in dreifachen Stadien nachgewiesen hat, dennoch das fertige Wort als Einheit ansieht. Wenn er nun aber trotzdem die Betrachtung der Begriffs-Bezeichnung und die der allgemeinen Beziehungen trennt, so durchbricht hier offenbar seine bessere Einsicht die in übermäßiger Sorgfalt festgehaltene Voraussetzung; nur zu völliger Entwicklung kann sie nicht gelangen. Soll Analogie wesentlich Beugung sein, so findet sie innerhalb der Begriffs-Bezeichnung keine Stätte; andrerseits aber weist H. der Symbolik ihren Platz innerhalb der Beugung, also der Analogie, an.

Indessen, und dies ist der zweite Punkt, die strenge Verfolgung des ganzen Gedankens wird nicht nur uns ziemlich leicht; sondern dass sie auch dem Geiste H.s vorgeschwebt hat, wird durch das gestrichene Beispiel *Gischt: Geist* verraten. In der Bezeichnung der Beziehungen kann freilich für ihn so wenig wie für uns von Nachahmung die Rede sein, aber wohl von Symbolik; und da das Volksbewusstsein nichts von der ursprünglichen Bedeutung des Suffixes weiß, ja da das Suffix nur ideal im Sprachgefühl liegt, das Volk wirklich nur Wörter kennt: so ist für das Volksbewusstsein die Beugung wirklich nur Analogie-Bildung, d. h. Lautumformung nach Analogie in jenem ganz empirischen Sinne, wo ein Wort als Ganzes gilt, dessen einer Teil wandelt, während der andre fest ist. So findet auch H.s zaghafter Standpunkt eine besondre wissenschaftliche Berechtigung, deren Wert danach abzumessen ist, dass ja H. eben nicht, wie der analytische Grammatiker, die Sprache bloß als Product, Ergon, sondern als Energie des Volksgeistes betrachtet. Daher benutzte H. früher schon gerade diese Anschauung, um daran

den Unterschied zwischen Agglutination und Flexion darzustellen. Er sagt in der Abh. Ueber d. vglde. Sprst. 250, 15 ff.: *So lange nun auf den früheren Stufen das Wort als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint*, u. s. w., nämlich so lange besteht Agglutination, nicht Flexion. So nämlich muss sich im Volksgeist der Unterschied darstellen.

Wo H. dagegen ganz aus sich spricht, da klingt es anders, wie 112, 3—13, wo er Wurzeln, Zusätze und Veränderungen aufführt. — Aus demselben Grunde mag es auch geschehen sein, dass H. im Abschnitt über die Bezeichnung der Begriffe nicht, wie wir erwarteten, auf die Wurzeln zurückgeht, die einerseits problematisch sind, andrerseits im Volksbewusstsein gar kein Leben haben, sondern auf die einfachen Wörter (78, 22), auf die primitiven (79, 30), aber doch Wörter, nicht Wurzeln. — Dass er aber auch auf diese die Analogie bezogen wissen wollte, hat er durch *Gischt: Geist* angedeutet, und ich fürchte kaum zu irren, wenn ich annehme, dass ihm hierbei Fälle vorschwebten, wie *froh, freuen, frei, Freund; blank, blicken, blinken, blinkern, blinzeln, Blick, Blitz; klappen, klatschen, klopfen; klaffen, Kluft, klauben, Klafter, Kloben, kleben, kleiben, klecken, Kleister, Klump, klemmen, Klette; klingen, klimpern, klingeln, klirren; Klofs, Klotz;* u. s. w., u. s. w. Hier sind *Wortganze von einem gewissen Umfange*, wie sie H. für die Analogie voraussetzte (81, 1). Auch ist diese Methode *die fruchtbarste von allen und klar und deutlich* (81, 3—5). Sie ist übrigens gerade von den älteren Etymologen für das Griechische und das Semitische angewant worden und konnte H. von dort her bekannt sein, abgesehen davon, dass die deutsche Sprache höchst fruchtbar an Beispielen für dieselbe zu sein schien. Ob H. hier richtig gesehen hat, kommt nicht in Frage. Wir wollten zunächst nur wissen, was ihm bei seinen Worten vorgeschwebt haben mag. Allerdings möchte man annehmen, dass er zur Richtigkeit solcher Beispiele, wie die obigen und sein gestrichenes *Gischt* und *Geist*, kein volles Vertrauen hatte. Bemerken aber muss ich, dass alle diejenigen Sprachforscher, welche secundäre Wurzeln annehmen, nämlich Wurzeln, welche durch einen hinzugefügten Consonanten, einen Determinativ-Laut, aus einfachen Wurzeln erweitert sind (wie für das Semitische sämmtliche Semitologen tun), H.s Princip der Analogie, wenn ich ihn recht verstehe, bestätigen.

---

10 In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeich-

10—20.] vgl. 95, 12—20.

nung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören 15 grösstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältniss zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt 20 nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. 78.) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbo- 25 lische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefasste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies 30 aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articula- 82 tionssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Aehnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde nahe kommt, so dass alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird([1]). Von ähn- 5 licher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie

([1]) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822. 1823. Historisch-philologische Classe. S. 418.

---

21. *ein ausgedehntes — Lautsystem]* d. h. Mehrsylbigkeit der Wörter,. Vgl. 78, 7—9. oben Z. 1.

22. *die Begriffe dieser Gattung]* die allgemeinen Beziehungen.

23. *in einer — Analogie]* s. Einl.

24—26.] Die folgenden Beispiele aber sind Fälle der nachahmenden und der symbolischen, keines der analogischen Art. In der Tat hieß es auch ursprünglich: *bei diesen Bezeichnungen können alle drei im Vorigen aufgezählte Bezeichnungsarten eintreten und lassen sich* u. s. w.

10 edle Sprachen die Sylbenverdopplung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern, und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schnei-
15 dend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermaſsen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muſs hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeich-
20 nung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so daſs die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

---

c. Articulationssinn.

Einleitung des Herausgebers.

Von Articulations-Sinn ist in den älteren Manuscripten und in den akad. Abhh. noch nicht die Rede. Er wird auch in unsrer Schrift nicht oft genannt, öfter jedoch ungenannt verstanden.

Unter Articulations-Vermögen versteht H. eine Tätigkeit, welche lediglich auf die körperliche Erzeugung der articulirten Laute gerichtet ist, obwohl in der Absicht, sie bedeutungsvoll zu machen. Was den articulirten Laut charakterisirt, ist seine Angemessenheit zum Ausdruck des Gedankens — aber dies ganz unbestimmt und allgemein. Er ist dem Gedanken dadurch angemessen, dass er, wie dieser, gegliedert ist (67, 11—22). Dies ist also eine rein äußere physische Eigenschaft. Dazu ist erforderlich Feinheit der Sprachorgane und des Ohrs, und auch Gefühl für Wohllaut (83, 19).

Jetzt aber ist vom Articulations-Sinn die Rede; er geht nicht auf Bedeutsamkeit des Lautes überhaupt, sondern auf eine bestimmte Bedeutung (83, 6). Eben zuvor war ja von der Verteilung der Laute über die Begriffe und ihre allgemeinen Beziehungen die Rede, von einem bestimmten Zusammenhange des Lautes mit seiner Bedeutung. Das ganze Lautsystem wird jetzt als fertig vorliegend gedacht, ihm gegenüber das Begriffs-System, und der Articulationssinn tritt nun an beide, um jedem Begriff mit jeder seiner Beziehungen einen Laut zuzuweisen 95, 25. 96, 9. Natürlich ist hier nur eine

abstracte Sonderung dessen gegeben, was in der Wirklichkeit des Geistes zusammenfällt (88, 5—10. 96, 11 f.) Der Articulationssinn wendet bald die nachahmende, bald die symbolische, bald die analogische Methode an, jede an ihrem passenden Orte und in jedem einzelnen Falle mehr oder weniger sinnreich. Er hat *Reinheit* (83, 18), welche sich in der sinnreichen Lautverteilung kund gibt, sodass jeder Begriff den für ihn geeignetsten Laut erhält; und er hat *Stärke* (das. 17), welche sich in dem Umfang seiner Wirksamkeit, in der Stetigkeit seiner Betätigung zeigt, sodass die Bedeutung den Laut *wahrlich durchdringt.*

Er bewegt sich also als der eigentliche Vermittler zwischen der innern Seite der Sprache und ihrer lautlichen Gestaltung. Da aber diese Gestaltung von innen her bestimmt wird, so geht er von der geistigen Seite aus und gehört eigentlich und wesentlich ihrem Gebiete an (82, 25 f.)

Des Articulationssinnes scheint mir nicht gedacht 9, 5—11. Eben so wenig 11, 10—20. 35, 22—25. 20, 20. In *Verschmelzung des Gedankens mit dem Laute* (17, 10) soll doch wohl noch mehr liegen, als der Articulationssinn, nämlich die eigentliche ganze Sprachkraft; aber in 49, 22 ist die *Innigkeit der Durchdringung* als sein Werk zu betrachten. Nicht erwähnt ist er 52, 17—30, muss aber als im 3. und 4. Stadium (Einl. zu §. 9, S. 274.) mit inbegriffen gedacht werden. Ebenso 86, 14. Namentlich aber muss er in dem Stücke 86, 18—89, 3 gedacht werden (s. Einl. zum folgenden Stück), wie er auch gegen den Schluss 88, 19. 89, 2 ausdrücklich genannt wird. An letzter Stelle heißt er sogar *innerer.* Dort auch unser letztes Wort über denselben.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intel- 25
lectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz
vorzügliche Weise noch ein andres, höheres Princip, nämlich der 83
reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu
geben, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschließlich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe 5
Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so größer, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in
seiner Totalität in die Klarheit des Bewußtseins tritt, doch dem

---

4. *geben]* A u. B. *verleihen* D.
6. *bestimmte Bedeutung]* Nicht *Bedeutung* wäre zu unterstreichen, wie D tut, sondern bestimmte.

10 Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Aehnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr 15 fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohl-20 laut, als den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, daſs die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und daſs dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts, als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen der Laut 25 gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine groſse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Arti-30 culationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbst-84 thätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloſs gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 72.) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze 5 Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniſs der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

---

d. Lautform der Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Dieses Stück trägt in A die Ueberschrift: *Lautsystem der Sprachen.* Mag dies nun eben bloß der allgemeine Titel des Paragraphen sein, oder

20. *als]* A; B. *für* D.

mag hier *Lautsystem* im Sinne von *Lautform* stehen (78, 10): ich habe letzteren Ausdruck (84, 8) als Ueberschrift gewählt, da er den Inhalt trifft.

Lautform ist die ganze äußere, sinnliche Seite der Sprache als solche. Kann sie verändert werden? H. gesteht zu, dass sie in hohem Grade erweitert und verfeinert werden könne, d. h. dass sowohl neue Wortformen gebildet, als auch der Sinn der vorhandenen Formen vergeistigt werden kann. So kann eine Entwicklung stattfinden, und eine Sprache kann alle andren Sprachen desselben Stammes übertreffen. Nur werde sie, meint H., das Princip des ganzen Stammes, wie fruchtbar sie es auch ausbildet, doch niemals aufgeben und dafür ein neues annehmen oder bilden. Die Lautform hat etwas Festes, und zwingt den Geist, die neuen Lautformen nach Analogie der alten zu bilden; ja sie lenkt sogar die Schöpferkraft der innern Form. Dieser wird es nicht leicht, sich die passende Lautform zu schaffen; es kommt auf die Stärke des Articulationssinns an, der ein im Innern erwachtes Streben unterstützen muss, wenn es gelingen soll. Ist dieser nicht mächtig genug, so lenkt die vorhandene Lautform das neu erwachte Bedürfnis in die alten Bahnen und lässt es nicht zur vollen Befriedigung gelangen.

Hier betrachtet H. die Lautform als ein *Gehäuse*, in welches sich der Gedanke (oder die Sprache: denn das ist hier gleich) *hineinbaut* (84, 9 f.). Eine andre Ansicht, von einem andren Gesichtspunkt aus gewonnen, zeigt uns das folgende Stück. Und so dürfen wir nun mit Zuversicht behaupten, dass auch der Articulationssinn nach H.s wirklicher Meinung nicht etwa eine besondre reale Kraft bezeichnen soll, sondern nur einen Gesichtspunkt bedeutet, der bei der mannichfachen Abstraction, welche die Erforschung einer Sache allemal erfordert, eingenommen werden muss. Wo auch immer H. eine besondre Kraft nennt, ist nicht zu vergessen, dass ja alle Kräfte bei ihm nur Ideen sind (oben S. 160), sagen wir kurz: Hypothesen, ja weniger als das, Standpunkte; und er hört nicht auf, immer wieder daran zu erinnern, dass es in Wahrheit nur eine Kraft gebe. Wenn man, wie H. getan hat, die Lautmasse einer Sprache von ihrer Bedeutung getrennt denkt, so muss man auch die Beziehung zwischen beiden gesondert denken und zu dieser Beziehung eine gesonderte Kraft. Dass in Wirklichkeit solche gesonderte Kräfte nicht vorhanden sind, spricht H. oft genug aus. Daher ist auch H. in der Anwendung des Articulationssinnes sehr willkürlich, wie wir gesehen haben.

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur

84

10

---

10. *sie sich]* Man erwartete vielmehr *er sich*. s. Einl. Vgl. 108, 2—14.

von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Laut-
15 form auf die innren Zwecke der Sprache aber läſst sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte durch innre Erleuchtung und Begünstigung äuſserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andre Form ertheilen, dass sie dadurch zu einer ganz andren und neuen würde.
20 Daſs dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, läſst sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, daſs Sprachen durch die klarere und besimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Laut-
25 form, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den andren auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi
30 vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf
85 welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

20—21. *Daſs — bezweifeln]* Dieser Satz ist erst nachträglich eingeschoben. Dafür ist Folgendes ausgestrichen: *Ich werde in der Folge zu der Frage zurückkehren, ob eine solche Annahme an sich zulässig und durch Thatsachen unterstützt ist? ob es sich z. B. denken läſst, daſs ein Volk aus einer Sprache, welche, nach Art der Chinesischen, mit bloſs einsylbigen Wörtern, weder durch innere Veränderung, noch äuſsere Zusammenfügung erweiterte Wortformen bildet, zu solchen aus sich selbst gelange?* Hiernach ist obiger Satz so zu verstehen: Ein Volk kann zwar seiner Sprache eine andre Form geben, aber nicht ein gänzlich verschiedenes *Formprincip* annehmen. Vgl. 77, 11—15.

22.] ursprünglich stand: *daſs in Sprachstämmen einzelne Sprachen;* dies wurde corrigirt: *daſs zu dem gleichen Sprachstamme gehörende Sprachen;* dann wie jetzt, offenbar des folgenden Satzes wegen.

25. *erweiternd]* indem eine neue Wortform nach vorhandener Analogie gebildet wird; oder 25. *verfeinernd]* indem von zwei gleichbedeutenden Formen eine einen besonderen Sinn erhält, ja dass auch sonst die vorhandenen Formen mit der gebildetern Intellectualität einen höhern Sinn annehmen. Vgl. 100, 15—21. 101, 9—15.

25—27. *In — vorgeschritten ist]* eingeschoben.

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, daſs es Andrem, noch nicht deutlich gewordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmählich, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muſs man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, daſs man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reiſst, gewissermaſsen gewaltsam, die neue Formung an sich und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich andren Weg einzuschlagen. Die verschiednen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschlieſsen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedne gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschlieſst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäſse Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, daſs die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche

5. *die Erscheinung im Ganzen]* jenes sich Hineinbauen des Geistes in die Sprache. die Entwicklung. die Bereicherung und Verfeinerung der Sprache.

6—13.] vgl. 84, 3—5. Ueber d. Sprst. §. 4. S. 248, 3—7.

8. *gegenwärtig]* vgl. 72, 2—13.

11—12. *Allein — allmählich]* vgl. 170, 14—17.

2—3. *dasjenige — wird]* vgl. 49, 18. Dagegen aber 299, 19.

wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht,
5 der Laut auch eine weit größsere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluſs entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man noth-
10 wendig muſs, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den innren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so muſs das schon wirk-
15 lich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Uebergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muſs die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung
20 ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Ueberwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich
25 verschiedne anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewiſsheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11, S. 94). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet.
30 Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich
87 gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich

---

3. 4. *körperliche — ausmacht]* Eine Uebertreibung, wie sie in solchem Maße bei H. höchst selten ist. Vgl. dagegen 87, 8.

7—8 *Ihr — aus dem]* Ursprüngl.: *Es entsteht aber zum Theil auch aus dem Einfluſs* u. s. w.

18. *Idee]* bedeutet hier eine grammatische Form, eine Flexions- oder Ableitungs-Form nach ihrer bloß inneren Seite, welche eine neue Laut-Formung, eine neue *Gattung der Bildungen* (94, 10) erfordert.

21. *Schwierigkeit]* vgl. 107, 21—28.

Fälle, wo es klar wird, daſs das innre Streben, in welchem man doch, nach einer andren und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen muſs, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 72. 73.) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen läſst, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vokal unverbrüchlich fest hält. In andren Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Groſsen aber üben wesentlich verschiedne Lautformen einen entscheidenden Einfluſs auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der, die Sylben starr auseinander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der, dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu

---

2—4. *das innre — muſs]* gegen 86, 4 gerichtet. Vgl. 91, 7.

6. *denjenigen]* ursprünglich *den Füllen.*

1—5.] H[4] f°. 48: *Die am sorgfältigsten und schärfsten die grammatichen Verhältnisse sondernden Sprachen sind auch die vollendetsten in der Behandlung des Lautsystems.*

bilden und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken
5 zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte, auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfaſst das
10 allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Auſsenwelt berührt, wie durch die Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muſs, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns be-
15 rechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulations-
20 sinnes der Grund, daſs diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemäſsen
25 Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich
30 umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale.

---

2. *des Verstandes]* hier ist der Articulationssinn als mit dem Verstande verbunden zu denken.

17. *dagegen]* gegen das Chinesische 87, 19 ff.

27.] *bearbeiteter Lautform]* ist Gen., Appos. zu *Vorzugs*, abhängig von *Erreichung*.

Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu gröſserer Feinheit (1). 89

(1) Den Einfluss der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (S. 144. §. 93. S. 165. §. 95.) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Daſs die Semitischen Sprachen dadurch, daſs sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschlieſslich durch Veränderungen im Schooſse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfsinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik S. 107—113.) [§. 108.]

---

e. Technik der Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Es ist schon in der Einl. zum vorigen Stück gesagt, dass auch hier nur ein Gesichtspunkt geboten, aber kein neues Factum betrachtet wird. Dieselbe Lautform, welche als ein Gehäuse gelten kann, das vom Articulationssinn für den Gedanken wohnlich eingerichtet wird, kann auch als Inbegriff der Mittel dienen, deren sich die Sprache zur Erreichung ihres Zweckes bedient; und dann gilt sie als ihre Technik. Die Grammatik und das Wörterbuch stellen dieselbe dar. Klar genug spricht es hier H. aus (89, 4—6. 20 f.), dass es sich nur um eine Betrachtungsweise handle, die für die Erkenntnis des Charakters einer Sprache und des sie redenden Volkes wichtig werden kann.

Zum Schlusse wird noch ein andrer Gesichtspunkt angedeutet: die Vergleichung mit der Malerei ergibt den Gegensatz von Zeichnung und Colorit. Das englische *thou hast, he has, you have, they have* ist ebenso genau gezeichnet, als lat. *habes, habet, habetis, habent*, aber dort ist fast nackte Zeichnung, hier volles Colorit. Vgl. Einl. zu §. 10. a. S. 300.

Ich sollte es, als bloßer Interpret, der ich hier bin, dem Leser überlassen, sich die Fruchtbarkeit dieser drei oder vier Gesichtspunkte, durch Verfolgung derselben, deutlich zu machen, namentlich auch zu sehen, wie sie ineinander greifen. Doch kann ich mich nicht enthalten (und der Leser möge es entschuldigen), hier einiges zur Verdeutlichung einzuschalten. Auch das Colorit kann doppelt sein, mehr bloß charakteristisch oder mehr bloß harmonisch. Die deutsche Sprache hat wenig Colorit; aber es ist charakteristisch, und das Wirken des Articulationssinnes ist darin sichtbar waltend: daher ihre ungemeine onomatopoetische Kraft. Die romanischen Sprachen haben ungleich mehr Colorit, aber mehr Harmonie, als Charakter, und Articulationssinn ist kaum spürbar. Man vergleiche franz.: *amour* und *Liebe, vengeance* und *Rache, haine* und *Haſs*, und die oben (S. 327) angeführten Fälle von Analogie, welche, sie mögen historisch irgendwie entstanden sein, doch den Articulationssinn verraten. Doch ich breche ab.

Auf eine andre Weise läſst sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Uebergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solche genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen, und diese Technik wieder in die phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloſs den Laut angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich bloſs durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Ansicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, so wie die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die, sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reiſsen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läſst sich ebensowohl denken, daſs Sprachen hierin über das Bedürfniss hinausgehen, als daſs sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedankens, nicht leidet, da alle

6. *solche] solcher* A. B. D.; *genommen* ist später zugesetzt; also streiche ich das *r*.
20. *Ansicht]* A. B. *Absicht* D. — 22. *so wie]* A. B. *und ebenso* D.

diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Uebergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen 15 behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmaſsen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Miſsverhältniſs immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden 20 Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maaſs nicht durchaus überschritten ist, läſst sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung 25 hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem bloſsen Umrisse gleich, in gröſserer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

---

§. 11.

Innere Sprachform.

Einleitung des Herausgebers.

Der Begriff der innern Sprachform ist von H. erst spät gefunden worden, wie überhaupt der Begriff der Form (Einl. zu §. 8. Anf.), an den er sich lehnt. Der Terminus kommt erst in unserer Schrift vor; der Begriff nach seinem Inhalt freilich zeigt sich schon in der Abh. *Ueber den Dualis*, fehlt aber in allen früheren Abh.*) und erscheint zuerst in dem Ms. H[1]. Er ist also H. an den amerikanischen Sprachen erwachsen, und zwar scheint er an der Bedeutung der Wörter erschaffen zu sein; denn er findet sich zuerst eben in dem Abschnitt über den *Wortvorrat***). Es heißt dort f°. 71:

---

16. *in der Folge]* wo?

23—29.] ist späterer Zusatz. Vgl. 86, 7. f. 71, 3—7. und Einl.

*) Ueb. d. Buchstschr. VI. 530 ist die innere Form *Idealität der* Sprache genannt.

**) Dieser Abschnitt f°. 62—105 enthält überhaupt viel Beachtenswertes, was teils in §. 11, teils in §. 20 gehörte, und er verdiente vielleicht einen besondren Abdruck. Es wird dort das Wort vom Zeichen, aber auch vom Symbol unterschieden f°. 84—86; und, was ich besonders zu bemerken finde, H. legt sich hier f°. 87 auch die Frage vor: *was sich eigentlich die Seele bei dem Wort sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im Ganzen? oder die in*

Die stätige Reihe der Vorstellungen erfordert eben so als die stätige Reihe der Töne, Eintheilung in, den Wortlauten entsprechende Gedankeneinheiten, durch welche ideale Objecte aufgefafst und verknüpft werden können. Jeder solcher Gedankeneinheiten, mithin jedem Worte, entspricht ein Gegenstand, ent-
5 *weder ein in der Natur körperlich aufzuzeigender oder ein durch den Geist, mehr oder minder unabhängig von sinnlicher Wahrnehmung, gebildeter. Denn obgleich das Wort selbst in diesem letzteren Fall dieser Gegenstand ist, so mufs man das Wort im Allgemeinen und an sich von dem in einem bestimmten Augenblick von einem bestimmten Individuum gedachten, ebenso wie auf gleiche*
10 *Weise die ganze Sprache unterscheiden. Das Wort macht, dafs sich die Seele den in demselben gegebenen Gegenstand vorstellt. Diese Vorstellung mufs von dem Gegenstande unterschieden werden; sie kann individuell verschieden sein,*

---

dem Wort daran aufgefafsten Eigenschaften? [also den Inhalt der innern Form des Wortes] *oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes?* Hieraus wird klar, wie mächtig H.s Bedürfnis nach einer guten Psychologie war.

1. *stätige Reihe]* ist der Satz, die Rede. Vgl. 74, 24. 67, 15.

2. *Gedankeneinheiten]* 74, 16.

3. *ideale Objecte]* Begriffe.

4. *Gegenstand]* zunächst ein Begriff; diesem aber ein wirklicher Gegenstand.

7—10. *so — unterscheiden.]* Im Worte an sich liegt ein einheitliches Gedanken-Element, dem ein ideales Object, ein Begriff vom Sinnlichen, mehr oder weniger abstract, entspricht. Dieses entsprechende Object tritt zum Gedanken-Element, das im Worte an sich liegt, erst in der bestimmten Rede eines Individuum hinzu. Das Gedanken-Element des Wortes ist ein Mittel, um das ideale Object, den Begriff, aufzufassen; aber erst in der Rede wird es vom Individuum angewant. Ist nun der Begriff ein sinnlicher, so ist der Begriff vermittelst des Gedanken-Elements des Wortes in das Wort aufgenommen; aber neben ihm besteht der äußere wirkliche Gegenstand, und dieser entspricht nun ebenfalls vermittelst des von ihm gebildeten sinnlichen Begriffs dem Worte mit seinem Gedanken-Element. Wenn dagegen der Begriff ein abstracter ist, so steht ihm kein körperlicher Gegenstand gegenüber, und das ideale Object (d. h. der abstracte Begriff) ist dann das Wort selbst, weil es in ihm ist. So muss man das Wort mit seinem Gedanken-Element immer von dem idealen Object unterscheiden, wenn dies auch eine Idee ist, und ebenso die ganze Sprache mit ihren inhärirenden Gedanken-Elementen von allem idealen Inhalt, den sie möglicherweise darstellen kann.

10—11. *Das Wort—vorstellt.]* Das Wort bewirkt, dass die Seele sowohl des Redners wie des Hörenden das von dem Gedanken-Element des Wortes erfasste ideale Object (und damit, wenn der Begriff ein sinnlicher ist, auch den körperlichen Gegenstand) sich vorstellt.

11—12. *von dem Gegenstande]* nicht bloß von dem äußern, körperlichen, sondern auch von dem idealen Objecte, welcher diesem Gegenstand entspricht. Denn diese Vorstellung ist das Gedanken-Element des Wortes. Sie ist genau das, was ich ebenfalls im specifischen Sinne Vorstellung genannt habe, und sie, das Gedanken-Element des Wortes, ist die innere Form des Wortes. So wird z. B. der Elefant im Sanskrit der *Zweizahnige* genannt (96, 8). Die Vorstellung *zweizahnig* ist das Gedanken-Element oder die innere Form des Wortes, womit das ideale Object, d. h. der Begriff, Elefant erfasst, d. h. vorgestellt wird. Diese Vorstellung *zweizahnig* ist verschieden vom körperlichen Elefanten und vom Elefanten, wie er als ideales Object im Bewusstsein des Inders lebte. Aber das Wort *zweizahnig* macht, dass die Seele sich das ideale Object und damit auch den körperlichen Gegenstand vorstellt. Und hierauf beruht es, dass ohne Wort kein Begriff sein kann, d. h. nicht entstehen, nicht gedacht werden kann.

12—17. *sie kann—Empfindung.]* Die innere Form oder die Vorstellung muss individuell sein; denn bei ihrer Bildung wirken alle geistigen Kräfte mit, auch Phantasie und

und mufs es, da sie von allen Seiten bestimmt ist, der Gegenstand aber, als Object, immer nur allgemeiner gefafst werden kann; sie hat neben dem objectiven Theil, der sich auf den Gegenstand bezieht, einen subjectiven, in der 15 *Art der Auffassung liegenden, sowohl in der intellectuellen Ansicht, als in der diese begleitenden Empfindung. Wiederum aber bedarf es kaum der Bemerkung, dafs diese Trennung nur auf der Abstraction beruht, dafs das Wort keine Stätte aufser dem Denken haben kann, und ebensowenig der Gegenstand desselben, wenn dieser ein unkörperlicher ist, dafs es selbst jedesmal ganz von dem Geiste* 20 *hervorgebracht wird, dafs es wahrhaft seine Vollständigkeit und Individualität nur in dem jedesmaligen Denken hat, und als Bestandtheil der Sprache, als Object der Sprachuntersuchung, nur eine allgemeine, auf verschiedene, jedoch durch seine Natur beschränkte Weise individualisirbare Form ist. Auch bei sinnlichen Gegenständen bleibt dies der Fall, da niemals sie geradezu, sondern* 25 *immer nur diejenigen Vorstellungen von ihnen der Seele gegenwärtig werden, welche das Wort von ihnen giebt.*

Es scheint mir immer höchst anziehend und für ein inniges Verständnis fast unerlässlich, einen Begriff bei seiner Geburt im Geiste des Urhebers zu beobachten; und ich glaube, dass die vorstehende Stelle uns bei der Geburt der inneren Sprachform Zeuge sein lässt. Ich glaube sogar, die Geburtswehen seien zu bemerken: und so habe ich ausführlicher als sonst interpretirt. Doch will ich noch ein Citat hinzufügen, das nun ohne weiteres verständlich sein wird (f°. 73):

... *da man die Vorstellung des Gegenstandes selbst* [das ideale Object] *von derjenigen unterscheiden mufs, welche das Wort, seiner Bildung und Entstehung nach, von ihm giebt* [von der innern Sprachform], *und von diesen* 30 *beiden Vorstellungen* [ideales Object und innere Sprachform] *keine die andre aufhebt, sondern beide in ein gewisses Verhältnifs zu einander treten.*

Kommen wir zu unsrem Paragraphen. Nachdem H. den Begriff der innern Sprachform erfasst hatte, hätte er in Gemäßheit dieser Errungenschaft manches Vorangegangene umzuarbeiten gehabt. Das hat er nicht getan.

Gemüt. Diese mitwirkenden Factoren bestimmen die Vorstellung. Das ideale Object dagegen soll als Product der Sinne und des Verstandes der Wirklichkeit adäquat sein; es muss *allgemeine* Geltung für jeden menschlichen Geist haben; es muss ganz und gar objectiv sein. Die Vorstellung, insofern sie das Object erfasst (z. B. der Zweizahnige, womit der Elefant aufgefasst wird), hat auch einen objectiven Theil, daneben aber einen subjectiven. Denn subjectiv bleibt die Art, wie das Object aufgefasst oder vorgestellt wird. Das eine Volk oder Individuum, oder die augenblickliche Rede ist z. B. von der Zweizahnigkeit des Elefanten getroffen; ein andres oder andermal von seinem Rüssel; und ein drittes oder ein drittesmal von seiner Weise zu trinken. So ist die Vorstellung oder innere Form des Wortes, sein Gedanken-Element, subjectiv; die Auffassung des Objects, welche in ihr liegt, wird bestimmt von Sinnlichkeit, Phantasie, daurender oder augenblicklicher Gemütserregung.

18. *Trennung]* der Wortvorstellung vom idealen Object.

18—24. *dafs diese—Form ist.]* Sowohl das Wort mit seiner inhärirenden Vorstellung, als auch sein ideales Object hat nur im lebendigen Denken Wirklichkeit, muss für jeden Augenblick, wo der Geist seiner bedarf, von ihm erst hervorgebracht werden und ist nach den Umständen, unter denen ein Denkact vollzogen wird, individuell. Als Element der objectiven, fixirten Sprache ist es nur eine mögliche Form, die erst in der Anwendung des Augenblickes ihre volle Individualität erhält.

Der ganze §. 9 und so auch S. 49 ist noch ganz im Sinne des entsprechenden Abschnittes des Ms.s H.[1] gearbeitet. Daher dort der vage Ausdruck *Gebrauch* und dessen eben so vage Definition 49, 7—12. Die innere Sprachform ist für H. ein, zu hoher Bestimmung geborenes, aber bei ihm immer schwächlich gebliebenes Kind. So wird es uns nun auch im Anfang unsres Paragraphen in kaum erkennbarer Weise und, abgesehen von der Ueberschrift, namenlos vorgeführt. Auch erhält es seinen eigentlichen, ich möchte sagen, seinen Ruf-Namen in unsrer ganzen Schrift nicht, abgesehen von den Ueberschriften dieses und des folgenden Paragraphen. Was Wunder, dass man die hohe Bestimmung dieses Kindes verkannte, es selbst kaum beachtete.

Wenn es für *innere Sprachform* 91, 5 heißt: *die auf die Sprache Bezug habenden Ideen,* so ist dieser Ausdruck (vgl. S. 339*)) unbestimmt; wenn dieselbe aber das. Z. 7 wie 49, 7 *Gebrauch* genannt wird, so kann dies geradezu misverstanden werden. Einen Gebrauch hat die Sprache, d. h. die Einheit von Laut- und innerer Form; beide Formen in einander, eben die Sprache, dienen zur Bezeichnung (vgl. unten S. 347). — Ist dann weiter 91, 13 von *Gesetzen* die Rede, so trifft auch dieser Terminus wegen seiner vielseitigen Möglichkeit der Anwendung die Sache nicht in den Mittelpunkt. Gesetze hat die Lautform der Sprache, wie die innere Form, wie es nichts gibt, was nicht nach Gesetzen entstünde oder erzeugt würde; hier aber handelt es sich um Gesetze, denen die innere Form nicht unterworfen ist, sondern welche sie dem Redenden zum Gedanken-Ausdruck anbietet und gebietet. Werden diese Gesetze das. 19 als die *Bahnen der Spracherzeugung* angesehen, so muss beachtet werden, dass die Spracherzeugung eine Gedanken-Bezeichnung oder Gedanken-Darstellung, in gewissem Sinne eine Gedanken-Erzeugung ist; sollen sie aber als *Formen* angesehen werden, so sind sie nicht Formen für die Ausprägung der Laute (das wären die articulirenden Bewegungen der Sprachorgane), sondern sie sind Formen (moules, Gussformen), in welche der Gedanke, das ideale Object, gegossen wird, während gleichzeitig (vom Articulationssinn) für diese Moules die Lautform zu schaffen ist.

So kann hier der Interpret nicht anders seine Schuldigkeit tun, als indem er H.s hin- und her schweifenden Gedanken auf den rechten Steg zurückdrängt, weil nur dadurch, dass diese Schwankungen gemessen werden, H. verstanden wird.

Man würde aber irren, wenn man meinte, die durch den Terminus *innere Form* bezeichnete Sache sei H. nicht klar geworden. Sie schwebt ihm in seinen empirischen Forschungen immer lebendig vor; nur definiren, theoretisch fixiren und begränzen, das vermag er nicht. Während in der Abh. *über das Entstehen der grammatischen Formen* sich noch keine Ahnung von ihr zeigt, wird in der *über den Dualis* klar und schön von ihr gesprochen. Dort heißt es (VI. 584. Abh. der Akad. 1827 S. 179): *Alle grammatische Verschiedenheit der Sprachen ist, meiner Ansicht nach, eine dreifache, und man* 35 *erhält keinen vollständigen Begriff des Baues einer einzelnen, ohne ihn nach dieser dreifachen Verschiedenheit in Betrachtung zu ziehen. Die Sprachen sind nämlich grammatisch verschieden:*

a) *zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff,* [dies wird bald darauf so erklärt: *die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in den Sprachen genommen* 40 *werden (denn dies ist es, was ich unter Auffassung dem Begriffe nach verstehe)],*

b) *dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,*

c) *endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten.*

Durch den zweiten und dritten dieser Punkte vorzüglich durch den letzten, 45 *erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, und die Aehnlichkeit mehrerer in diesem ist das sicherste Kennzeichen ihrer Verwandtschaft. Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht blofs als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in* 50 *jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen mufs.*

Zunächst legt sich nun H. die Frage vor, inwieweit die innere Form der Sprachen Verschiedenheit zulässt. Auch hier hat H. eine richtige und klare Anschauung, kann sie aber nicht darlegen, sondern verwirrt sich in Widersprüchen, wozu sich dann sogleich stylistische Mängel gesellen. So ist doch offenbar 92, 13 *dem Grade nach* neben den vorangehenden *Abstufungen* ein Pleonasmus. Was das. Z. 14. 15. bedeuten sollen, ist undeutlich; es scheint aber folgendes gemeint. Die *spracherzeugende Kraft überhaupt* wird größer oder kleiner sein, je nach der Neigung des Volkes, seinen Gedanken sprachlichen Ausdruck zu geben (vgl. oben S. 298.) Dann aber können auch *in dem gegenseitigen Verhältnifs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten* sich Grade insofern zeigen, als jede mitwirkende Kraft sich in verschiedenem Grade beteiligen kann, wohin z. B. das Ueberwiegen der phonetischen Technik gehört. Zu diesen Kräften gehört aber auch Phantasie und Sinnlichkeit. Geben sie der Sprache Anschaulichkeit, so ist diese, wie umgekehrt die Abstraction in verschiedenem Grade möglich (vgl. Z. 112). Für den Anteil des Verstandes, also für den wichtigsten Punkt, gibt nun H. 92, 23—95, 11 ein klares Beispiel. Der Verstand der Völker zeigt in ihren Sprachbildungen oft logische Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten. Ist die Sprache, wie H. dargelegt hat (Einl. zu §. 8 Z. 41), ein Werk der Freiheit, so sind solche Mängel des Verstandes wohl erklärlich.

Weitere Aufklärung hat H. schon in der, überhaupt ganz vortrefflichen, Abh. *Ueber den Dualis* gegeben, wo es namentlich klar gemacht wird, dass

---

38—42.] Hier ist klärlich das Wesen der inneren Sprachform bezeichnet und nach seiner Wichtigkeit vorangestellt. Schon VI. 546, 5 war *„Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache“* als ihr erstes Erfordernis bezeichnet.

43.] Es ist die Technik der Sprache gemeint, aber nicht in dem ganzen Sinne von §. 10 e.; denn dort ist die ganze Sprache eine Technik der Bezeichnung, und so genommen ist die Technik, wie eben die Sprache selbst teils eine phonetische, teils eine intellectuelle (89, 8 f.) Die intellectuelle Technik liegt in der innern Form, die phonetische in der *Wort- und Formenbildung, insofern sie blofs den Laut angeht* (das. 10). Oben ist nur diese letztere gemeint. In dieser Rücksicht sind die Sprachen verschieden, je nachdem sie Suffixe oder Präfixe anwenden, Anfügung oder innern Wandel u. s. w.

51. *das eigentlich—Princip]* vgl. 84, 8—25. 91, 9—11.

es sich niemals in der Sprache so schlechthin um eine Kategorie des Verstandes handelt. Ich muss die ganze längere Stelle teils wörtlich hierher setzen, teils dem Inhalte nach wiedergeben. H. geht hier natürlich vom Dual aus. Wäre die Sprache ein bloßes Verständigungsmittel, beginnt er, so würden die Völker gewiss einen eignen Zweiheits-Plural für überflüssig gehalten haben. Dann fährt er fort VI. 587, 3. Akad. 180—186):

Die Sprache ist aber durchaus kein blofses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden; die Geselligkeit 55 *ist das unentbehrliche Hülfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann. Was also aus der Aufsenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin auf-* 60 *genommen, angewendet und ausgebildet werden, und wird es wirklich, nach Mafsgabe der Lebendigkeit und Feinheit des Sprachsinns und der Eigenthümlichkeit seiner Ansicht.*

Hier aber zeigt sich sogleich eine auffallende Verschiedenheit. Die Sprache trägt Spuren an sich, dafs bei ihrer Bildung vorzugsweise aus der sinnlichen 65 *Weltanschauung geschöpft worden ist, oder aus dem Innern der Gedanken, wo jene Weltanschauung schon durch die Arbeit des Geistes gegangen war. So haben einige Sprachen zu Pronomina der dritten Person Ausdrücke, welche das Individuum in ganz bestimmter Lage, als stehend, liegend, sitzend u. s. f. bezeichnen, besitzen also viele besondre Pronomina und ermangeln eines allgemeinen;* 70 *andre vermannigfachen die dritte Person nach der Nähe zu den redenden Personen oder ihrer Entfernung von denselben; andre endlich kennen zugleich ein reines Er, den blofsen Gegensatz des Ich und des Du, als unter Einer Kategorie zusammengefafst. Die erste dieser Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die* 75 *letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung, wenn auch sehr oft erst der Gebrauch gestempelt haben mag, was vielleicht einen ganz andren Ursprung hatte. Es bedarf überhaupt kaum der Bemerkung, dafs diese drei*

---

57. 58. *der Einzelne—kann]* vgl. Einl. zu §. 6. Z. 19 ff. *also]* da die Sprache Abdruck der *Weltansicht* ist Z. 54. vgl. auch 14—17.

59. *vermag]* die hierin liegende Beschränkung ist eine doppelte oder dreifache: eine objective, in dem Element der äußern oder innern Welt gegründete, und, ebenfalls objectiv, eine in der Natur der Sprache gegründete, endlich eine subjective, aus der Eigentümlichkeit des Sprachsinnes folgende. Letztere ist sogleich Z. 61 angedeutet, und wird in dem nächst Folgenden ausgeführt, wie auch die beiden objectiven Bedingungen weiter unten besprochen werden. Vgl. Z. 93 ff.

62. *Ansicht]* der innern Sprachform.

64. *vorzugsweise]* ergänze dahinter *entweder*. Denn hiernach unterscheiden sich eben die Sprachen, wie Z. 67—75 ausgeführt wird. So ist auch Z. 63 *die Sprache* nicht die menschliche überhaupt, sondern die bestimmte einzelne.

66—69.] Vgl. Abh. Ueber d. gr. F. 419, 16—29, das sind also Sprachen, die echter grammatischer Formen entbehren.

75—77. *wenn auch — Ursprung hatte]* vgl. Z. 51. *umbildende*.

verschiedenen Ansichten nicht als in der Zeit fortschreitende Stufen anzusehen sind. Alle können sich in mehr oder minder sichtbaren Spuren in Einer und ebenderselben Sprache neben einander befinden. 80

Der Begriff der Zweiheit nun gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren an, und indem er sich lebendig und anregend der sinnlichen Anschauung und der äufseren Beobachtung darstellt, ist er zugleich vorwaltend in den Gesetzen des Denkens, dem Streben der Empfindung, und dem in seinen tiefsten Gründen unerforschbaren Organismus des Menschengeschlechts und der Natur. 85

Nun erinnert H., wie sich die Zweiheit in jeder Gruppe von zwei Gegenständen als geschlossen und von der Einheit wie von der Mehrheit verschieden heraushebt, wie sie in der Teilung der beiden Geschlechter in den Verstand und das Gefühl übergeht, auch in den Paaren der Glieder und Sinneswerkzeuge sich der Wahrnehmung aufdrängt, wie sie sich in der Natur in Sonne und Mond, Tag und Nacht, Erde und Himmel u. s. w. darstellt. — Im geistigen Leben aber tragen wir die Zweiheit in Satz und Gegensatz, Sein und Nichtsein, Ich und Welt.

Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit. Daher mag es stammen, dafs die erste und einfachste Theilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder, als gegliedert, zusammenzuschliefsen, in der Natur die vorherrschende, und dem Menschen für den Gedanken die lichtvollste, für die Empfindung die erfreulichste ist. 90

Ferner: Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, und hieran knüpft sich die oben in der Einl. zu §. 9 mitgeteilte Stelle. Dann fährt H. fort:

Der Begriff der Zweiheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes, besitzt aber auch die glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache, welche ihn vorzugsweise geschickt macht, in sie überzugehen. Denn nicht Alles, wie mächtig es auch sonst den Menschen anrege, ist hierzu gleich fähig. So giebt es nicht leicht einen mehr in die Augen fallenden Unterschied unter den Wesen, als den zwischen lebendigen und leblosen. Mehrere, vorzüglich Amerikanische Sprachen, gründen daher auf ihn auch grammatische Unterschiede, und vernachlässigen dagegen den des Geschlechts. Da aber die blofse Beschaffenheit, mit Leben begabt zu sein, nichts in sich fafst, das sich innig in die Form der Sprache verschmelzen liefse, so bleiben die auf sie gegründeten grammatischen Unterschiede, wie ein fremdartiger Stoff, in der Sprache liegen, und zeugen von einer nicht vollkommen durchgedrungenen Herrschaft des Sprachsinns. Der Dualis dagegen schliefst sich nicht nur an eine der Sprache schlechterdings nothwendige Form, den Numerus, an, sondern begründet sich auch 95 100 5

81—86. *Den Begriff — der Natur.]* Das ist nicht ganz genau. Der Begriff der Zweiheit ist kein objectives Wesen, das an und durch sich selbst dem einen oder andren Kreise von Wesen angehörte; sondern es kommt darauf an, woher ihn ein Volksgeist aufnimmt, und wie er ihn erfasst, und weiter wo und wie er ihn walten lassen will. In jedem Falle, und darauf kommt es hier an, zerstört er die Festigkeit der Scheidung von Verstand und Sinnlichkeit. — Vgl. auch Einl. zur Abh. Ueb. d. Geschschr. Z. 130 ff.

100—104. *Da aber — des Sprachsinns.]* So ist die Unterscheidung des Lebendigen und Leblosen Zeichen einer formlosen Sprache. Vgl. Z. 114—121.

im Pronomen eine eigene Stellung. Er bedarf daher nur in der Sprache eingeführt zu werden, um sich in ihr einheimisch zu fühlen.

Indefs kann es auch bei ihm, und giebt es in der That in verschiedenen Sprachen einen nicht zu vernachlässigenden Unterschied. Es waltet nemlich 110 *in der Bildung der Sprachen, aufser dem schaffenden Sprachsinn selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft. Hierin ist der Sprachsinn nicht immer das herrschende Princip, allein er sollte es sein, und die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, dafs alles was in denselben hin-* 15 *übergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache, und vollendet sich das Symbolisiren der Sprache auch vermittelst ihres grammatischen Baues.*

Zu einem Beispiel kann das Genus der Wörter dienen. Jede Sprache, welche dasselbe in sich aufnimmt, steht, meines Erachtens, schon der reinen Sprach- 20 *form um einen Schritt näher, als eine, die sich mit dem Begriff des Lebendigen und Leblosen, obgleich dieser die Grundlage des Genus ist, begnügt. Allein der Sprachsinn zeigt nur dann seine Herrschaft, wenn das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort giebt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie,* 25 *einem der drei Geschlechter zugetheilt wird. Wenn man dies unphilosophisch nannte, verkannte man den wahrhaft philosophischen Sinn der Sprache. Alle Sprachen, die nur die natürlichen Geschlechter bezeichnen, und kein metaphorisch bezeichnetes Genus anerkennen, beweisen, dafs sie entweder ursprünglich, oder in der Epoche, wo sie diesen Unterschied der Wörter nicht mehr beachteten,* 30 *oder über ihn in Verwirrung gerathend, Masculinum und Neutrum zusammenwarfen, nicht von der reinen Sprachform energisch durchdrungen waren, nicht die feine und zarte Deutung verstanden, welche die Sprache den Gegenständen der Wirklichkeit leiht.*

Auch bei dem Dualis kommt es daher darauf an, ob er nur als empirische 35 *Wahrnehmung der paarweis in der Natur vorhandenen Gegenstände in das Nomen, und als Gefühl der Aneignung und Abstofsung von Menschen und*

---

106. *Pronomen]* vgl. Z. 137 u. Anm. zu 134—139. 108—109. *giebt es — Unterschied]* d. h. es gibt einen Unterschied zwischen den Sprachen in Bezug auf Einführung der Zweiheit.

114—115. *dafs alles — annehme]* das tut eben die Unterscheidung des Lebendigen und Leblosen nicht, und kann es nicht. Vgl. Z. 118—125.

116. *Verwandlung der Welt in Sprache]* Vgl. 61, 3.

126—132. *Alle Sprachen, die — leiht.]* Dies darf also nicht so misverstanden werden, dass Semitisch und Aegyptisch und auch Romanisch von der ausgesprochenen Verurteilung getroffen würden; denn sie erkennen ja ein *metaphorisch bezeichnetes Genus* an (Z. 127). *Die natürlichen Geschlechter* (Z. 112) bedeutet das physiologische Geschlecht der Tiere, welches in allen Sprachen gelegentlich als Sache, sei es durch ein Adj. wie *männlich* oder *weiblich* u. s. w. sei es durch ein besondres Wort, wie *Ochs, Hengst* u. s. w. bezeichnet wird. Die genannten Sprachen sind ja absolut fern davon, nur das natürliche Geschlecht sachlich zu bezeichnen.

134—139.] Vorher (S. 579) hatte H. drei verschiedene Arten angegeben, auf welche die Sprachen den Dual behandeln: *Einige dieser Sprachen nehmen die Ansicht des Dualis von der redenden und angeredeten Person, dem Ich und dem Du her. In diesen haftet derselbe am Pronomen, geht nur so weit in die übrige Sprache mit über, als sich der Einflufs*

Stämmen, in das Pronomen, und mit diesem gelegentlich in das Verbum übergegangen, oder ob er, wirklich in die allgemeine Form der Sprache verschmolzen, wahrhaft mit ihr Eins geworden ist. 139

So dürfte wohl klar geworden sein, sowohl was H. innere Sprachform nennt, als auch, wie in diesem rein intellectuellen Teil der Sprache Verschiedenheit aufs vielfachste vorkommt, ja *in's Unendliche geht* (92, 22).

Auch die innere Sprachform dient wie die Lautform, und wie die Sprache überhaupt, zur *Bezeichnung* der Gedanken (95, 12 ff. 109, 8). Sie dient also der Begriffsbildung (oben Z. 11—17 Anm.) und der Bildung der allgemeinen Beziehungen des Wortes an sich und in der Rede. Da diese doppelten Beziehungen auf den allgemeinen Formen der sinnlichen Anschauung (des Raumes und der Zeit) und auf der logischen Anordnung der Begriffe *beruhen* (96, 16), so liegt in ihnen ein übersehbares System. Dieses System ist das, was H. früher (vgl. Einl. zu §. 9) *Typus* der Sprache nannte, dessen Darstellung der philosophischen Grammatik obliegt. Es enthält die Anforderungen des Denkens an die Sprache, oder kurzweg die Erfordernisse der Sprache, die Idee der Sprache. Es ist abstract, apriorisch. Damit lässt sich nun die concrete Form jeder einzelnen Sprache vergleichen. Hieraus ergibt sich die doppelte Methode des Sprachstudiums (Ueber das Sprst. 245, 25 bis 246, 9). Es kommt aber nicht bloß darauf an, dass jene Formen der Anschauung und des Begriffs vom Nationalgeist vollständig erfasst sind, sondern auch wie die wirklich erfassten Formen in der Vorstellung aufgefasst, und demgemäss in der Vorstellung (oben S. 343) zum Behufe des Ausdrucks bezeichnet werden. Da es sich um Ausdruck und Darstellung handelt, so ist die Vorstellung mit allen ihren Begriffs- und Form-Bezeichnungen *bildlich* (96, 27), symbolisch. Wenn man bedenkt, wie Bild und Symbol nicht anders als (in gewissem Sinne) freie Schöpfungen des Geistes sein können, so ist der Satz 97, 5—10, wonach hier individuellen Verschiedenheiten kein Raum gelassen wird, auffallend genug, auch wenn er nicht dem S. 92 Gesagten entschieden widerspräche. Ja auf der Verschiedenheit der innern Form der Sprachen beruht nicht nur ein Grundsatz der Methode seiner historischen Sprachforschung (außer *Sprst.* a. a. O. und VI. 585 ist hier auch die Einl. zu §. 13 zu vergleichen); sondern die noch allgemeinere, von H. so häufig und so stark betonte Forderung, die historische Forschung mit der philosophisch-abstracten zu verbinden, beruht hierauf. Wäre in allen Sprachen die innere Form übereinstimmend mit dem System der Formen, welche die philosophische Grammatik

---

des Pronomen erstreckt, ja beschränkt sich bisweilen allein auf das Pronomen der ersten Person in der Mehrheit, auf den Begriff des W i r. [Zur Ergänzung dient folgender Satz S. 590: *Der Mensch zieht nach der Sprache die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die wie er Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.*] *Andere Sprachen schöpfen diese Sprachform aus der Erscheinung der paarweis in der Natur vorkommenden Gegenstände. In diesen reicht dieselbe alsdann nicht über diese Begriffe, oder wenigstens nicht über das Nomen hinaus. — Bei andren Völkerstämmen endlich durchdringt der Dualis die ganze Sprache, und erscheint in allen Redetheilen, in welchen er Geltung erhalten kann. Es ist daher bei diesen keine besondere Gattung, sondern der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht.*

aus den Gesetzen des Anschauens und Denkens a priori deducirt, wie wäre dann Gelegenheit zu historischer Erforschung desselben Gegenstandes? Die
140 Sache liegt eben so (VI. 563, 29 ff.): *dafs die Sprache, aus der Tiefe des Geistes, den Gesetzen des Denkens und dem Ganzen der menschlichen Organisation hervorgehend, aber in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität übertretend, und in einzelne Erscheinungen vertheilt auf sich zurückwirkend, die durch richtige Methodik geleitete, vereinte Anwendung des reinen Denkens*
45 *und der streng geschichtlichen Untersuchung fordert.*

Endlich citire ich hier noch einen Satz, der ganz entschieden die Autonomie der Sprache in der innern Form ausspricht (H.[4] f[0]. 16[2]): *Wie die Sprache als Versinnlichung des Gedanken, aufserhalb des menschlichen Geistes, eine Welt einzelner Wörter, durch Laute gestempelter Begriffe, den Gegenständen gegenüberstellt, ebenso schafft sie eine, nur aus ihr entspringende und*
50 *nur ihr angehörende Andeutung der Gedankenverknüpfungen, und diese Andeutung, in der Einheit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit aufgefafst, ist die Form der Grammatik. Die Sprache tritt hier ganz eigentlich in ihrer, nur ihr angehörenden Wirksamkeit auf.* So wäre eine grosse Verschiedenheit in der innern Form an sich, ohne alle ablenkenden Einflüsse, schon erklärlich. H. meint aber, da dieselbe auch auf der logischen Form beruht, so werden die Sprachen in ihr trotz ihrer Autonomie, von der Logik nicht abweichen und also übereinstimmen.

Dagegen, fährt H. fort (97, 17), zeigt sich die nationale Eigentümlichkeit in der Bezeichnung der Begriffe, besonders auch der sinnlichen Wahrnehmungen. Hier beachte man wohl meine Bemerkung zu 97, 22 und die Wichtigkeit der Sache wird einleuchten.

Nun hebt er einen Hauptunterschied hervor: in einem Volke herscht entweder *mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit.* Nie vergesse man, dass alle von H. aufgestellten Gegensätze nicht absolut sind, sondern auf einem bloßen Mehr oder Weniger beruhen. So auch hier. Was er aber hier (97, 24) *objective Realität* und als Gegensatz *subjective Innerlichkeit* nennt, ist nicht ganz dasselbe, wie das was er 98, 5 *Objectivität* und *Subjectivität* nennt, obwohl es nach dem hier vorliegenden Zusammenhange so scheinen muss. Aus andren Stellen aber geht H.s wirkliche Meinung hervor, wonach der letztere Gegensatz, der das Griechische und Deutsche unterscheiden soll, ganz innerhalb der Seite liegt, die er oben als Innerlichkeit bezeichnete. H. hat hier den Uebergangs-Gedanken übersprungen und ist ohne Andeutung von dem übergeordneten Unterschiede in den untergeordneten Unterschied einer Seite des erstern hineingegangen. Das konnte ihm begegnen, weil vor seinem Bewusstsein gerade der untergeordnete feinere Unterschied lebendiger und bestimmter

142. *Individualität]* National-Individualität. Hierdurch ist auch die innere Form der Sprache den beschränkenden Bedingungen der Wirklichkeit anheim gegeben.

143. *in einzelne — zurückwirkend.]* Die Sprache entspringt dem Geiste nicht als ungeteiltes Ganzes, sondern allmählich in einzelnen Acten. So können sich die Einzelheiten einander modificiren, da jede schon geschaffene Form mächtiger ist als die erst zu schaffende und den Geist bei letzterer vom rechten Wege ablenken kann (86, 15—18. 23—27.)

dastand, als der übergeordnete gröbere. Belehrung aber bietet erstlich eine Stelle aus der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller (S. 16): *Die Kunst und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten,* 155 *ist keiner neuern Nation in dem Grade, als der Deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für grofs und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner gröfseren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfin-* 60 *dungen und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen.* Die letzten Worte zeigen, in welcher Richtung unsre Stelle zu verstehen ist.

Ausführlicher, aber in verschiedener Gliederung, hat er sich schon in der Schrift über Goethe's H. und D. geäußert S. 135 ff.

Er [Goethe] *verweilt nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des innern Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; son-* 65 *dern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Anderes und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur aufser uns liegt, etwas Idealisches, das über die äufsre Thätigkeit und den äufsren Genufs des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Dasein in sich selbst dem äufsren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas verfolgt, was diesem fremd ist,* 70 *und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den A l t e n, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.*

Hier hat H. den Gegensatz von objectiver Realität und Subjectivität gezeichnet, dort stehen die Griechen, hier die Modernen. Nun unterscheidet er weiter innerhalb der letztern Goethe und die Deutschen von den andren neuern Völkern in folgender Weise:

Aber die inneren Regungen des Geistes und des Herzens sind sehr ver- 75 *schiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke und der stille und sanft gehaltene.*

a) Der Gedanke gewinnt eine andere Gestalt,
  - *α) wenn er aus dem blofsen, von keiner äufsern Erfahrung unter-* 80 *stützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt als glänzende Sentenz auftritt,*
  - *β) und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfafst, und daraus gediegene Weisheit zieht.*

b) Das Herz fühlt andre Regungen, 85
  - *α) wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und*
  - *β) wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu er-*

---

186. ff.] Die Absetzung der Zeilen mit den disponirenden Buchstaben füge ich hinzu statt eines Commentars, ohne am Wortlaut zu ändern.

fassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch
190 *durchdrungen, still aber tief bewegt ist.*

Diese letztere [a, β und *b, β] Stimmung ist es, in der uns Goethe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen*
95 *ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neuern Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft, als Seele mahlen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.*

200 *Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es mit stolzer Freude behaupten, seinen Deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit*
5 *unsrer Nation . . .*

Durch Combination dieser beiden Stellen mit einander und mit unsrer Stelle ergibt sich folgendes Schema zur Deutung der letztern:

Objectiv		Subjectiv	
äußerlich	innerlich	äußerlich	innerlich
	Griechen.		Deutsche.

Auffallend ist, dass den Griechen hier eine, wenn auch von der deutschen verschiedene, Innerlichkeit zugeschrieben wird, da in der Schrift über Goethe's Herrm. und Dor. von den Griechen wiederholt so gesprochen wird, dass sie Goethen gegenüber z. B. 110 ff. 117 f. 120 als äußerlich erscheinen. Da bietet zunächst schon der Briefwechsel mit Schiller einen gewissen Aufschluss (S. 198): *Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daſs sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äuſseren Natur auf sie offen waren, daſs Alles was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daſs sie es aber nicht bloſs zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daſs sie die eigenthümliche Gestalt des-*
10 *selben nur sehr wenig veränderten.* Nun spricht er von ihrer *Klarheit, Ruhe und würdigen Anstand,* welche ihren Werken Größe, Einfalt und Würde geben, welche aus ihrer Auffassung der Natur folgen, *in welcher Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten,* und fährt fort (S. 199): *Weil aber diese Wahrheit doch nur eine sinnliche und äuſsere ist, und weil*
15 *die Form des Geistes selbst weit mehr durch äuſsere Einwirkung von selbst gebildet, als durch innere Thätigkeit ausgearbeitet ist, so entsteht daher unleugbar eine gewisse Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein wesentlicher Mangel der Griechen. Sie haben Gröſse und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten (Euripides) auch Scharfsinn und Feinheit des Raisonne-*
20 *ments, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich*

mit Tiefe gattet; sie haben s t a r k e *und* e r h a b e n e, *und* s a n f t e *und* z a r t e *Empfindungen, aber nicht die fein und mannigfaltig ausgebildete, die von Selbstbeschäftigung zeugt, sie haben fest gezeichnete und trefflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher thun sie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, indem bei den Griechen* 225 *sich eben so wie in der Natur Alles augenblicklich gruppirt. Ueberhaupt ist die griechische Poesie in einem noch ganz andren Sinne, als wir es gewöhnlich nehmen, sinnlich. Jedes poetische Stück muſs Eine Empfindung, Ein Bild geben.* Bestimmter heißt es in unsrer Schrift 214, 17—19, *daſs* die Griechen 30 *die äuſsere Anschauung,* die Deutschen *mehr die innere Empfindung* individualisiren, und das heißt innerlich auffassen, wie in 211, 10—14 klar wird. Der Grieche entwickelt das Innere an der äußern Anschauung, er verinnerlicht das Aeußere. Die Neueren, bemerkt H. in dem Briefe an Schiller noch kurz, haben durchgängig *gröſseren Gehalt* (S. 200), sind aber verschieden unter einander. *So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende.* — Vom französischen Charakter sagt er (Briefw. mit Goethe S. 47) in demselben sei mehr Verstand als Geist, mehr außer sich aufs L e b e n gerichtete, als eigentlich in sich gekehrte und künstlerisch gestimmte Einbildungskraft, mehr Heftigkeit und L e i d e n s c h a f t, als Empfindung. Doch findet er in der französischen Literatur (S. 145) *mehr Gehalt an Gedanken und Empfindungen,* als in der italienischen 35 und spanischen; er findet selbst in ihren Anfängen, in ihren Dichtern des 15. und 16. Jhs. *so tief menschliche, so rein sentimentale* Stellen, als ihm in Italienern und Spaniern nie aufgestoßen sind. Weiter ist noch vom Temperament der Franzosen, Deutschen und Engländer die Rede.

Ferner bemerkt H. in unsrem Paragraphen, dass sich der Einfluss der nationellen Eigentümlichkeit teils in der Weise, die einzelnen Begriffe zu bilden, teils in dem Reichtum an Begriffen gewisser Gattung zeige (S. 98). Also auch letzteres gehört zur innern Sprachform. Endlich ist hier auch die Redefügung wichtig, insofern sie von der grammatischen Form abhängt. Doch führt dies schon in das Kapitel vom Charakter der Sprachen §. 20, dem wir hier schon vorgegriffen haben.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller

91 … 5

5. *Ideen]* sind hier die in den Wörtern und den grammatischen Formen ausgeprägten Vorstellungen (vgl. Einl.), welche die Begriffe u. die begrifflichen Beziehungen bezeichnen sollen.

Theil macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, daſs die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen
10 vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die gröſsten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Uebereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens,
15 Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die geistige
20 Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren Gleichniſs als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge, und in ihr er-
25 kennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschlieſslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

92 Es kann scheinen, als müſsten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so ver-
5 schiedenen Ursachen entspringt, daſs sich die Möglichkeit seiner

---

7. *eigentlich die Sprache]* 87, 8, während die Lautform als Princip der Verschiedenheit der Sprachen vorzugsweise wichtig ist. 86, 2. 49, 12—20. Vgl. besonders Einl. Z. 11—17.

7. *Gebrauch]* s. Einl. S. 342. 9—11.] vgl. Einl. Z. 51.

13. *in ihr]* in der Sprache, aber genau genommen: in der inneren Form.

21. *die Formen — ausprägt]* s. die Einl. S. 342.

22. *Es giebt — thätig wäre]* denn es ist ja der Geist in seiner Totalität, der in der Sprache wirksam ist.

27. *ihrer]* sc. der Sprachen.

28. *derselben]* sc. der Geistesorganisation. Ursprünglich hieß es *dieses geistigen Organismus.*

Abstufungen nicht überschlagen läſst. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine gröſsere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch 10 in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniſs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. 15 Andrentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloſsen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die 20 Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloſs ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften 25 Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfniſs der Rede gemäſs, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch bloſse Ableitung von Begriffen ge- 30 funden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise voll- 93 ständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, daſs in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache 5 selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus

---

1—22.] vgl. Ueber d. Sprst. §. 17. 18.

15. *Verhältniſs — Thätigkeiten] die spracherzeugende Kraft* bezeichnet also einen ganzen Complex von Kräften oder Tätigkeiten. Vgl. 91, 22. und d. Einl. S. 343.

unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden (¹). Dasselbe findet bei dem Infinitivus statt, der
10 noch aufserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, mufs man gestehen, dafs es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur der Rede
94 begünstigt indefs Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läfst eine Form die Stelle der anderen vertreten (²), oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigent-
5 lichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben (S. 86.) bemerkt, dafs hieran bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen
10 gewöhnt, den Geist verleitet, auch neue Gattungen der Bildung

(¹) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Band. S. 465.) zuerst
15 bemerkt, dass der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besondren Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nach-
20 denkt, so findet man, dafs dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur dafs die ganze Redensart elliptisch erklärt werden mufs. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Noth-
25 wendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens u. s. w. geschiedne Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, dafs der Gebrauch
30 des Conjunctivus, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

(²) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in
35 meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abh. d. Akad. 1822. Hist.-philol. Classe. S. 404—407. [oben S. 73. C. III.]

94, 8. *hieran]* A.; *hiervon* B. D.
10. *verleitet]* A.; *leitet* B. D.
33. *unvermeidlich]* B. D.; *ausdrücklich* A.

fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sein innerer, vollständig in seine verschiednen Theile gesonderter Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschliefslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwicklung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äufserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze

---

15—17. *Ihr — leihen]* Dieser Satz lautete ursprünglich so: *Der Reichthum an Mitteln, welchen sie darbietet, ist auch so grofs, dafs es der Bezeichnung unmöglich an genügendem Ausdruck mangeln konnte.* H. selbst hat geändert — warum?

18—19. *vollständig — gesonderter]* ist eine Prolepsis; der Sinn ist: sein innerer Organismus entfaltete sich nicht vor dem Geiste, so dass er ihm vollständig und in seine verschiedenen Theile gesondert vorgeschwebt hätte.

7. *Kraft]* fehlt in A, war aus Z. 6. zu ergänzen, ist von Buschmann eingeschoben.

12—15.] vgl. 77, 19—21. 81, 12—20.

der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellec-
15 tuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird, oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so
20 dafs eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es mufs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere
25 festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äufseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die
30 Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es
96 ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heifst, so sind dadurch, wenn auch
5 immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulations-
10 sinne vorausgehend angesehen werden mufs, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

---

20. *drei]* vgl. 74, 2. 23—25. *Denn — werden]* vgl. 108, 19—22.

26—30. *Dies — Worterfindung]* vgl. 58, 9—11.

30.] Urspr. stand hinter *Spracherzeugung* für *im — Worterfindung: und zwar in der bestimmten Art, in welcher sie im Augenblicke der Worterfindung geschieht.* Im Worte an sich liegt weder der Gegenstand, noch der Begriff, sondern die Vorstellung. Vgl. Einl. S. 340. Also müsste es Z. 6 für *Begriffe bezeichnet* heißen: Vorstellung gegeben.

9. *als]* B. D.; feht in A; sollte vielleicht erst vor *gleichsam* stehen.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröſstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besondren Sprache hervorgehende vergleichen läſst und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft bloſser Verhältnisse gilt, so muſs der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft läſst es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr bloſs darauf beruhen, daſs in einigen theils ein fruchtbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewuſstsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl, und durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äuſse-

---

23. *ideell]* d. h. zum Behufe der Vorstellung.

2—3.] Dies führt die Abh. *Ueber die Verwandtschaft des Pronomen mit den Ortsadverbien* aus.

5—10.] Dies widerspricht 92, 22 ff. 99, 7 ff.

ren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich materielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle Eigenthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äufseren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenem Verhältnifs gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die grofse Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst allmählich in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern aneinander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und tiefer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einflufs der nationellen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwiefache Weise: an der Bildung der einzelnen Begriffe, und an dem verhältnifsmäfsig verschiedenen Reichthum der Sprache an Begriffen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und

---

22. *innerlich — entgegenbildet]* Hier stehen Begriff und Wortlaut als Extreme oder Endpunkte einer Bewegung da; jener soll diesem entgegengeführt werden: dies geschieht innerlich durch Vermittlung der innern Form oder Vorstellung und den Articulationssinn. Nur vergesse man nicht, dass durch diese von der innern Form vermittelte Bewegung der formende Geist mit dem Stoff der Natur erst in Contact gebracht wird, d. h. dass durch diese Vermittlung jene Extreme, Begriff und Wortlaut erst geschaffen werden müssen. Darum ist die Sprache Organ des Denkens, die Vermittlung zwischen Mensch und Welt.

30. *er]* fehlt A., von Buschmann eingeschoben.

5. *Objectivität — Subjectivität]* vgl. Einl. S. 348 ff.

das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. 15 Nicht minder deutlich ist das Uebergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solches ist z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man mufs hierzu noch hinzufügen, dafs diese Be- 20 griffe gröfstentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so dafs der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in 25 der äufseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, dafs im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Aeufseren der Stand, welcher sich dieser ausschliefslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gott- 30 heit, und Priesterthum, die vorherrschenden, die Nationalität be- 99 zeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das, oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Uebungen überschreiten zu 5 können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, dafs sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich grofsen Einflufs auf die Redefügung aus, und ist an ihr gleich er- 10 kennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder

---

20.] Ursprünglich: *Es kommt hierzu noch.* Bei der Aenderung ist vielleicht vergessen worden, *hierzu* in *hier* zu verwandeln.

1. *Priesterthum* B. D.; *Priesterstand* A., von H. selbst geändert.

langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so
15 ergießt, daß seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in be-
20 stimmten Gesetzen aus, und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen.
25 Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und

---

25—100, 8.] Dieses *Denn* und dann wiederum das folgende *Allein* (28) wird klar, wenn man Folgendes beachtet. Der vorangehende Ausdruck: „die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen *hängt* mit der Bildung der grammatischen Formen *zusammen*", sollte ursprüglich besagen, dass die Syntax des Satzes die grammatischen Formen *erzeuge*. In diesem Sinne fuhr H. ursprünglich so fort: *Denn wenn diese* [sc. Bildung der gr. Formen] *auch in der That aus den bloſsen Grundbegriffen z. B. des Verbum und Nomen, in Klarheit und Vollständigkeit sich zu entwickeln vermag, so scheint es doch, als müsse, damit dies wirklich geschehe, auch der Trieb nach einem längeren, sinnvoller verschlungnen, mehr begeisterten Periodenbaue hinzukommen. Denn ein sehr einfacher und sich an kurzen Ruhepunkten begnügender bedarf einer geringeren Anzahl von Formen und nüancirter Verknüpfungsmittel* [dieser Genitiv corrigirt aus einem frühern Dativ]. *Man kann nun zwar sagen, daſs ein so beschränkter Periodenbau einer Sprache durch den Mangel gewisser Formen und Verknüpfungsmittel abgenöthigt wird, und also die Ursach in das legen, was ich hier als die Wirkung geschildert habe. Indeſs würde der Trieb nach weitem Umfange des Periodenbaues immer solche Schwierigkeiten zu überwinden gewuſst haben, und er muſste in der Epoche* u. s. w. S. 100, 8. In dem Texte ist die ursprüngliche Behauptung abgeschwächt, und es wird nur gesagt, der Periodenbau werde bedingt durch Reichthum an grammatischen Formen, aber nicht ausschließlich dadurch, da er noch auf einem eigenen Triebe beruhe. Zum Schlusse aber wird doch zugestanden, dass dieser Trieb, wo er vorhanden ist, sich auch die Möglichkeit der Befriedigung erzeugt. Also ist doch der obige Ausdruck *zusammenhängen* nicht zu einem bloßen Neben-einander-sein oder zu einem Wechselverhältnis herabgedrückt, und darum ist statt *Denn* und *Allein* nicht ein blasses *Einerseits, Andrerseits* getreten, ist auch nicht hinzuzudenken. Freilich darf man auch nicht hinter *Denn* ein *zwar* und hinter *Allein* ein *weil* denken und so verbinden: weil noch ein innerer Trieb hinzukommen muss, so folgt hieraus, dass er ursprünglich schon sich die nöthigen Formen geschaffen haben muss. Denn solche Verbindung entspräche zwar genau dem Sinne des Ausgestrichenen; da aber H. gestrichen hat, so hat er sie doch nicht gewagt. So lässt sich endlich auch der wunderliche Ausdruck verstehen 100, 8: *Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt;* es liegt darin der Gedanke, dass die Sanskrit-Sprache ihre grammatische Form gemäß dem Satzbau der in ihr abgefassten litterarischen Producte schuf.

nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muſs doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen 30 soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller 100 verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb muſste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache ge- 5 lang, auch gewissermaſsen vorahnend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läſst sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal 10 Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in 15 ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaſs. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach 20 den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das 25 vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz andren Sinne den innersten Menschen selbst und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig ver-

30. *zur Vollendung gedeihen]* d. h. sich voll entwickeln. Vgl. Einl. zu §§. 2. 3. S. 185.
19. *Gehäuse]* 100, 15—101, 22 führt 84, 9—85, 4 weiter. Vgl. *Sprst.* §. 10. 21 f.

wachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind
30 daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer
101 und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet
hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eignem Triebe
entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch
in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der
5 Dichtergeist so lebendig, daſs der einer früheren Sprache des Stammes
in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum
sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen
einer Zunahme fähig ist, möchte schwer zu entscheiden sein. Daſs
aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte
10 den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen
tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an
allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben.
Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten
Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und
15 pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den
jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren
davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im
täglichen Gebrauch so ab, dass sie kaum noch empfunden werden.
In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen
20 den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluſs aus, der
ihnen in der groſsen geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts
angewiesen ist.

---

§. 12.

Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform.

Einleitung des Herausgebers.

Zur Erläuterung dieses Paragraphen vermag ich nur wenig oder nichts beizutragen. Es war H. nicht möglich, muss ich annehmen, was er hier fühlte, darzustellen (103, 29). Zu bedauren ist, dass er nicht einmal auf ein bestimmtes Beispiel hinwies. Nur daran muss ich erinnern, dass auch

8.] B. D. *schwerlich;* aber *lich* ist in A von H. selbst gestrichen.

hier, wie beim Articulationssinn und der Technik der Sprache bloß ein abstracter Gesichtspunkt hervorgehoben werden soll. Er betrachtet das Volk in seiner Sprachschöpfung wie einen Künstler. In beiden Fällen soll ein ideales Object mit einem Stoffe verbunden werden (103, 15—20). Nun unterscheidet man Künstler, deren Werke die Idee ganz im Stoffe versenkt, den Stoff ganz und gar zur Form der Idee verwandelt zeigen, und andre, welche die Idee nur notdürftig im Stoffe darzustellen verstehen, und wieder andre, welche den Stoff vortrefflich bearbeiten, aber nicht ideal durchdringen. In den beiden letzten Fällen ist allemal eine Schwäche der Idee bemerkbar, welche ihr teils ursprünglich innewohnt, teils dadurch angekränkelt wird, dass ihr Stoff zu mager oder zu fett, kurz nicht organisch gesund ist. Das, meint H., gelte auch von Sprachen; man sieht nur nicht, wie. Das aber sieht man, (wie dieser Gedanke auch seinem Begriffe des Articulationssinnes zu Grunde liegt), dass er dadurch hervorgerufen wird, dass der Laut (86, 20 ff.) als eine Schwierigkeit angesehen wird, welche die innere Form zu überwinden hat, wie der Stoff des Künstlers von seiner Idee überwunden werden muss; und auf all dem beruht es, dass er schon S. 9, 19 ff. in vielen Sprachen ein Streben angedeutet sieht, das denselben nicht durchzuführen gelingt. Ich weiß nur nicht, worin H. diese Andeutung findet. Klar ist auch aus letzterer Stelle, dass H. solch ein mislungenes Streben in allen nicht echt flectirenden Sprachen sieht; und wenn H. (103, 24) auf *weiter unten* hinweist, so wüsste ich nicht, was gemeint sein kann, wenn nicht §. 21, wo S. 249, 3. 248, 30 auf unsern Paragraphen ausdrücklich verwiesen wird. Aber was dort Synthesis heißt, ist doch etwas ganz andres, als was hier gemeint ist, wie sich dort zeigen wird.

Indem ich also hier mein Amt als Interpret ausdrücklich niederlege, erlaube ich mir aus meiner Kenntnis der Sprachen und meiner Beurteilung derselben gewisse Fälle zu nennen, welche H.s hier ausgesprochene Ansicht bewähren können. Dass das chinesische Volk eine Sprachidee hat, die sich nur mühsam im Laute verkörpert, nimmt auch H. an (87, 24 ff.). Schon dieses Beispiel allein könnte seine Weise, die Sache zu *betrachten*, obwohl sie gegen sein *ursprüngliches* Princip (88, 5—10) ist, wohl rechtfertigen. Ein andres Beispiel hätte das Aegyptische, wie mir scheint, geboten, das von H. völlig verkannt war. Wenn nun auch hier, wie im Chinesischen, die innere Form nicht die angemessene Lautform gefunden hat, so ist doch klar, dass in Begleitung dieses Misverhältnisses auch die innere Form ungenügend entwickelt ist. In diesen beiden Fällen war der Lautstoff zu dürftig, um ihr den angemessenen Stoff zu bieten oder gar sie anzuregen. Ein andrer Fall zeigt ihn vielleicht in *wuchernder Ueppigkeit* (102, 12), ich meine nämlich das Baskische, obwohl ich nicht weiß, wie H. über diese Sprache geurteilt hat. Hier also nehme ich an, hat ein höchst künstlicher, fein durchgearbeiteter, aber weit überschießender Bau der Lautform die Entwicklung der innern Form gehemmt. Dasselbe, aber in entgegengesetzer Richtung, scheint mir im Finnisch-Ugrischen obgewaltet zu haben: nämlich reich entwickelte Lautform; nur hat hier die ursprünglich dürftige Idee der innern Form durch den Reichtum der Lautform entschieden gewonnen.

Leser, denen eine weite Sprachkenntnis zur Verfügung steht, mögen diese von mir angeführten Fälle prüfen und nach dieser Richtung hin suchen, ob sie nicht analoge Fälle finden. Denn einen Gedanken H.s würde ich niemals kurzweg zu verwerfen wagen.

Wir haben es hier, wie ich zu Anfang dieser Einl. bemerkte, mit einem Gesichtspunkt zu tun. Die volle, wahre Ansicht H.s aber ist die, dass der springende Punkt der Sprache in der inneren Form liegt, diese aber gleich bei der Zeugung (welche ja eine *begeisterte Stimmung* ist, Einl. zu §§. 2—3. Z. 21. 56., in unsrem Paragraph 104, 2) ihre Stärke oder ihre Schwäche erhalten hat, mit welcher sie die vom Leibe ihr zur Verfügung gestellten Laut-Organe beherscht und zur Hergabe eines gerade genügenden Stoffes zwingt, um sich in diesen hineinzulegen. Hat sie nun die Kraft zum ausreichenden Zwang, so mag sie selbst aus dem Stoffe sich stärken, wie alle Dichter aus ihrem Stoffe idealen Gehalt zu ziehen wissen; hat sie diese Kraft nicht, so mag sie entweder immerhin so viel Stoff gewinnen, als sie bedarf, oder aber sogar weniger, so dass sie sogar von ihrem eignen, geringen innern Gehalt noch verliert, oder sie mag dulden, dass rein organische Kräfte und sinnliche Neigung den Lautstoff reichlich erzeugen, und mag darin ertrinken, oder neue Kraft gewinnen.

Kurz, was H.s Betrachtung principiell rechtfertigt (hätte er sie nur an mehreren Fällen ausgeführt!), das ist Folgendes. Bei allem geistigen Tun des Menschen, auch bei dem mit klarer Absicht und Reflexion unternommenen, um wie viel mehr bei instinctivem Schaffen des Geistes, mischen sich in die Wirksamkeit der notwendigen Kraft rein mechanisch, ungewollt und gegen den Willen und gegen besseres Wissen, auch andere Kräfte, welche bald mit jener in derselben Richtung wirkend sie verstärken, bald ihr entgegen arbeitend sie ablenken und schwächen. Was also überhaupt die Ursache aller Irrtümer ist, der Widerstand, den der psychische Mechanismus der freien Tätigkeit des Geistes entgegenstellt, ist auch der Grund für die Ablenkung, Irreführung und Schwächung der sprachschöpferischen Tätigkeit des Geistes.

---

101 Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt
25 dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, daſs diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein

23—24. *Sprachgesetzen — Sprachen]* urspr.: *Sprachgesetzen vollendet bildet die Sprachen.* Vielleicht ist zu ändern: vollendet die Bildung der Sprachen, d. h. das Entstehen der Sprachen.
27. *wahren — Durchdringung]* vgl. 83, 22.

synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliefsen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so dafs keins über das andere gleichsam überschiefst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne Bedürfnifs des Gedankens hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blofse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äufsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora wie im Arabischen nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum *sein* wirk-[103]lich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochnen

Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meißel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äußeren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äußersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äußert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft,

24. *unten]* vgl. §. 21. 2.] *welche* Acc., *Kraft* Nom.

welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluſs einer unvollkommneren Sprache in 10 den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoſs eine neue Geistesumformung derselben entsteht.

---

§. 13a.

Genauere Darlegung des Sprachverfahrens.

Einleitung des Herausgebers.

Schon in der Darlegung des Planes dieser Schrift (S. 163 f.) haben wir gesehen, dass dieser Paragraph die Fortsetzung der §§. 10—12 ist, dass wir also hier nicht bei einem neuen Abschnitt stehen. Wir sollen jetzt in das Einzelne geführt werden, nachdem wir das allgemeine Wesen der Sprache erkannt haben. Ist die Sprache ein Organismus, oder, anders ausgedrückt, hat sie eine Form: so muss jede Sprache durch alle ihre Teile oder Organe dieselbe Richtung ihres Verfahrens inne halten. Will man die Eigentümlichkeit der Sprache, ihren individuellen Organismus, erkennen, will man die Einheit der unzähligen Einzel-Gebilde erfassen, so muss man die Richtung ihres Grundtriebes, ihrer Lebenskraft zu erfassen suchen. Also nicht einzeln sind Redeteile und Formen zu betrachten, sondern sie alle beherschende, schaffende Eigentümlichkeiten. Jene *Fäden des Zusammenhangs in der Länge durch die verschiedenen Theile jeder Sprache*, Fäden, *welche ihre Richtung durch die Individualität jeder einzelnen Sprache erhalten* (Ueber d. Sprst. 245, 35 ff.), sind aufzufinden.

Es werden nun in unsrem jetzigen Texte drei Punkte aufgeführt: die Bezeichnung der Begriffe, die Satz-Verbindung und die ästhetische Seite der Sprache in ihrem Klange. Der letztere Punkt ist schon vorbereitet 60, 24—28; von der Satzverbindung war noch keine Rede; von den Begriffen dagegen haben wir in den vier vorangehenden Paragraphen schon viel gelesen. Freilich nicht nur von den Begriffen an sich, sondern auch von ihren allgemeinen Beziehungen war gesprochen, und darunter versteht H. wohl auch die Satz-Verbindung. Aber *in andrer Beziehung* soll nun von den Begriffen und ihren Beziehungen im Satze die Rede sein. In welcher Beziehung war denn bisher davon die Rede, und in welcher soll es nun geschehen? Das sagt H.

---

10. *eine solche]* geringere Begeisterung oder geringere Geisteskraft.
13. *derselben]* A., fehlt B. D.

nicht, und ich muss gestehen, es auch aus seinen Erörterungen selbst nicht ersehen zu können. Denn einerseits ist §. 13 nur eine Fortsetzung von den §§. 9—12 und so lässt sich kaum erwarten, dass diese *andre Beziehung* durchaus fest gehalten sein wird. Besonders konnte ja einerseits im §. 11 der Beweis der Möglichkeit der Verschiedenheit der innern Sprachform nicht wohl anders gegeben werden, als indem schon auch die Wirklichkeit derselben sowohl in den Begriffen wie in den Beziehungen durch tatsächliche Anführungen erwiesen ward. Andrerseits sehe ich nicht, warum nicht alles, was von 106, 27—119, 5 gesagt ist, teils schon in §. 9, teils in §. 10, 11, 12 gesagt sein konnte, ja musste.

Früher waren die Punkte, um die es sich im folgenden handeln sollte, anders, und wie mir scheint, besser angegeben, jedenfalls klarer, nämlich so (Anm. zu 105, 18): 1) *Bildung der Worteinheit*; dies verweist uns sogleich auf §§. 15. 16. 2) *das Streben nach Flexion* auf §. 14. 3) hier ist vermutlich die Satzgliederung gemeint, §. 17. 4) das *Verbum*, weist auf §. 21. Jetzt haben wir entsprechend dem Punkt 1) *Bezeichnung der Begriffe*, den Punkten 2) 3) und 4) gegenüber den zusammenfassenden Ausdruck *Verknüpfung des Gedankens im Satze*, was erstlich das Einzelne nicht so hervortreten lässt, und zweitens auch die Sache nicht scharf bezeichnet; denn der Gedanke wird nicht im Satze verknüpft. Der dritte Punkt aber, die ästhetische Rücksicht auf den Klang der Sprache findet in unsrer Schrift nirgends eine besondre Besprechung, konnte also sehr gut fehlen.

Aus all dem scheint aber hervorzugehen, was im Folgenden noch klarer wird, dass die §§. 13—20 nichts weniger als aus einem Gusse sind, weder unter sich noch mit den §§. 9—12, sondern dass sie vielfach überarbeitet und durch Einschiebungen aus verschiedenen Zeiten bereichert sind. Hier die Chronologie der Stücke und Gedanken herzustellen, dürfte aber unmöglich sein.

Dass in den angegebenen zwei Punkten (der dritte gehört ja einer andren Betrachtung an) sich die Sprache in ihren Bestrebungen zusammenknüpft, ist hier 105, 27 f. kurz begründet oder vielmehr nur angedeutet. Vollständiger dargelegt wird dies in folgender Stelle aus H[a]. f°. 44:

Es handelt sich hier um das Wesen des Sprachbaues, ja unläugbar um den ganzen Organismus der Sprache, denn es kommt auf die Verschiedenheit des Verfahrens an, vermittelst dessen die einzelnen Sprachen die Einheit des Gedanken aus den Elementen des Lautes zusammensetzen, und auf die Unter-
5 *scheidung dessen, was in der Auffassung dieser Einheit dem Verständnifs des Hörenden überlassen, und was der Sprache selbst, bezeichnend oder andeutend, beigegeben ist. Die verbundene Rede, also das Grammatische, ist der unmittelbare Gegenstand der Betrachtung, dies zieht aber nothwendig auch die Bildung der Wörter, das System der Laute und die ganze Bezeichnung der Begriffe*
10 *mit in den Kreis der Untersuchung. Denn wenn wir gleich gewöhnt sind, von den Lauten zu den Wörtern und von diesen zur Rede überzugehen, so ist im Gange der Natur die Rede das Erste und das Bestimmende. Das Streben des Geistes, welches die Rede erzeugt, individualisirt in demselben Augenblick und mit Einem Schlage Laut, Wort und Fügung, und wird durch die Anlagen*
15 *individualisirt, die es nach diesen drei Hauptrichtungen der Sprache hin in*

sich trägt. Sie selbst stehen daher in untrennbarer Wechselbestimmung. An 17
die Darstellung der Beschaffenheit des Sprachverfahrens mufs aber die Prüfung
des Einflusses desselben auf den Geist und den Menschen überhaupt geknüpft
werden, und da der lebendige Mensch eigentlich der allein wahre Träger der 20
sich immer nur in Möglichkeit geistiger Umgestaltung vorübergehend ver-
körpernden Sprache ist, so wirkt auch ihr Einflufs auf ihn wieder auf sie in
ihrer Totalität zurück.

Was endlich die ästhetische Rücksicht betrifft, so wird sie H[1]. f°. 124. H[4]. f°. 16[4]. umfassender und tiefer ausgesprochen: *Zu der logischen Anordnung der Begriffe tritt das darstellende und symbolisirende Vermögen der Sprache* 25 *in der auf sie gerichteten Einbildungskraft hinzu. Wie die Eurhythmie an einem Gebäude, die Harmonie an einem Musikstück, der Rhythmus an einem Gedicht, hängt diese Form, gleich einer Idee, an dem Inhalt.* Vgl. auch Abh. Ueber d gr. Fr. S. 410, 8—20. Dort erscheint die ganze Sprache mit ihrer Laut- und ihrer innern Form als eine künstlerische Darstellung des Gedanken-Inhalts. Als ein ganz selbständiges Kunstwerk tritt also die Sprachform auf, für welches der ausgedrückte Gedanke nur das Material ist, und welches unabhängig von der Idee des Inhalts seine eigne Idee besitzt, seinen eignen Charakter, wodurch es geformt ist. Hierbei ist noch gar nicht an die Kunst der Rede, an die Poesie zu denken.

17—23 *An — zurück]* Hierdurch wird 106, 20—26. erläutert.

Der Zweck dieser Schrift, die Sprachen, in der Ver- 104
schiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage 15
der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den
wechselseitigen Einflufs der einen auf die andre näher zu erörtern,
hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzu-
gehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, mufs ich diesen Weg
weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache 20
nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr
gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man
ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und

14. *Schrift]* in D. ist vergessen worden statt *Einleitung*, was für das Werk über die Kawi-Sprache passte, das hier notwendige *Schrift* zu setzen.

15. *nothwendige Grundlage]* B. D.; *nothwendigen Grundlagen* A.

17.] *der einen — zu* A. B. *des Einen auf das Andre zu* D. Gemeint ist: die Verschiedenheit der Sprachen auf die Fortbildung des Geistes, und umgekehrt. Vgl. 1, 1—6.

19—20.] d. h. meinen Zweck festhaltend muss ich die Natur der Sprache noch näher darlegen.

energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine 25 zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das 105 Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geistes- 5 kraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloſs Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. 10 Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nacheinander, wie in unsren 15 Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäſsiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete 20 Ziel erreicht werden soll, muſs die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten,

---

18.] Der Anfang dieses Paragraphen, vermuthlich bis zu dem Absatze „Wir haben schon im Vorigen“ 106, 27 lautete ursprünglich anders. Von dem Durchstrichenen ist folgendes bemerkenswerth: *Ich hebe als solche* [sc. „Haupttendenzen der Sprachen, welche wie grosse physiologische Gesetze, durch sie durchgehen“], *viere heraus, die sich immer bei sorgfältiger praktischer Prüfung mehrerer Sprachen als vorzugsweise wichtig und die Verschiedenheit des Sprachorganismus charakterisirend erwiesen haben. Es sind diese: 1) die Bildung der Worteinheit, 2) das Streben nach Flexion, 4)* [sic!] *die Bezeichnung des Verbum als Mittelpunkt des Satzes, 3) die Gränzen, innerhalb welcher die Sprachen, deren Organismus ganz auf Absonderung und Verschmelzung der* . . . Hier bricht das Ms. ab, das sich daran schließende Blatt fehlt. Die Zahlen bei der vorstehenden Aufzählung hat H. hinzugefügt, also für den 3. und 4. Punkt eine Umstellung beabsichtigt.

welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läfst. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur Verknüpfung des Gedankens im Satze. Beide fliefsen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedankens und des äufseren Verständnisses. Gewissermafsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein

---

23. *Diese — vorzüglich]* Statt dieses kurzen Ueberganges hieß es früher: ***Ob nun gleich die Frage, welche Eigenthümlichkeiten der Sprachen in demselben Stamme unverträglich sind, und dadurch zur Annahme eines verschiedenen berechtigen? in der Folge genauere Erörterung fordern wird, so steht doch immer zu erwarten, dafs man den charakteristischen Unterschied vorzüglich*** " u. s. w. H. hat diese Frage nicht behandelt.

24. *endlichen]* d. h. letzten, das eigentliche Ziel berührenden. Vgl. Anm. zu 25.

25.] Vor „Dies" ist ausgestrichen: ***Diesen Punkt glücklich zu finden, ist daher ein Haupterfordernifs des Gelingens der gegenwärtigen Untersuchung. — Dies Gelingen wird aber am meisten gesichert, wenn man ganz einfach die Endpunkte näher beleuchtet, welche die Sprachen, sowohl in der Erzeugung ihrer allgemeinen Eigenthümlichkeit, als in ihrer sich im täglichen Gebrauche immer wiederholenden Thätigkeit zu erstreben bemüht sind. Sie lassen sich auf drei zurückführen, welche der Sprache ein die Gegenstände bezeichnendes, den Gedanken im Satze verknüpfendes und künstlerisch schaffendes Verfahren anweisen. Die beiden ersten fliefsen u. s. w.*** (Z. 27) ***Verständnisses. Das dritte Verfahren hingegen kann unabhängig von diesen ihren äufseren Zwecken betrachtet werden und gehört ganz eigentlich ihr selbst an. Denn sie hat in der jedesmaligen Rede eine selbständige Gestalt, und tritt in dieser aus dem Redenden hervor. Sie macht ein Gewebe die Begriffe tragender Töne aus, und ist also, gleich jedem andren Kunstwerk, in höherem oder geringerem Grade auch der künstlerischen Wirkung fähig. Der Zusammenklang u. s. w.*** 106, 2. Wie diese Stelle im Texte überarbeitet ist, so ist sie selbst eine Bearbeitung der zu Z. 18 mitgeteilten Stelle. Die Punkte 1. 2. 4. der letztern, und wahrscheinlich auch der 3. entsprechen den beiden ersten Punkten jener Stelle und des Textes; der dritte Punkt der letzteren aber, die künstlerische Seite der Sprache, ist in der Stelle zu Z. 18 noch nicht erwähnt.

28] Der Gedanke wird erst fertig durch die Sprache. Vgl. 52, 24—54, 4.

29—106, 10.] Vgl. 60, 4—28.

ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen,
10 wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiefst.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht blofs ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es mufs derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Ge-
15 danken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie mufs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen und vermag dies durch die Identität der Gedanken- und Sprache-erzeugen-
20 den Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, dafs sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode,
25 und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

---

§. 13b.

Wortverwandtschaft und Wortform.

Einleitung des Herausgebers.

Da der §. 13 zwei Ueberschriften hat, so sondre ich ihn nach denselben in zwei Teile. In diesem zweiten Teil bespricht H. den ersten der angekündigten Punkte (105, 26).

H. sieht hier von der nachahmenden und symbolischen Methode der Wortbildung ganz ab, und gedenkt nur der analogischen. Zunächst (106, 27—108, 22) wird nur schon früher Gesagtes wiederholt; dann aber tritt die besondre

---

13. *derselben.* 14. *ihr]* sc. der Sprache.

15—17.] Vgl. S. 61.

20—23.] Die Gedanken- und Sprache-erzeugende Kraft schafft zunächst die momentane Rede; dieses Geschöpf wirkt aber auf die zeugende Kraft zurück und befähigt sie zu neuen Wirkungen.

23. *modificiren sich]* erscheinen modificirt, treten eigentümlich auf.

25. *dieser]* sc. Methode der Sprache.

Tendenz des Paragraphen hervor, die nationelle Verschiedenheit der Organismen der Sprache nachzuweisen, und zu zeigen, wie die Einheit des Wortschatzes zu finden ist. Hierbei wird nur die innere Form des Wortes beachtet (108, 21 ff.)

Die erste Frage, die hier aufgeworfen wird, ist die: kann man die Vollständigkeit und richtige Gliederung des Wortschatzes an dem allgemeinen System der Begriffe, das durch sie bezeichnet werden soll, durch Vergleichung mit demselben messen? Das wird geleugnet: denn zwischen dem allgemeinen Begriff und dem allemal individuellen Wort bestehe eine Kluft, die sich nicht überbrücken lasse. Vgl. 107, 23—27. — Früher dachte H. über diesen Gegenstand weniger schroff und abweisend. So schrieb er H[1]. f[0]. 95: *Von den reinen Begriffen verstanden ist dies* [den Wortvorrat mit der Masse der möglichen Begriffe, das Bezeichnete mit dem zu Bezeichnenden zu vergleichen] *unmöglich, da der Gedankenstoff sich nicht rein von dem Sprachstoff scheiden läfst, vielmehr die Bezeichnung erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet... Man kann jedoch an die Stelle* 5 *der rein zu denkenden Begriffe die in einer Anzahl von Sprachen wirklich bezeichneten setzen, und die Masse dessen, was Bezeichnung zuläfst und fordert, abmessen nach dem, was in den bekannten verschiedenen Sprachen etwa bezeichnet zu werden pflegt. Insofern dient das Studium der vorhandenen Sprachen zur Prüfung des Umfangs des im Menschengeschlecht wirklich ge-* 10 *wesenen Denkens und Empfindens. Verbindet man nun diese Methode mit der Untersuchung des reinen, von einer bestimmten Sprache geschiedenen Gedankenstoffs vermittelst der Aufstellung allgemeiner Kategorien von Gegenständen und Begriffen, und immer herabsteigender Eintheilung, aber mit dem beständigen Bewufstsein, dafs, wo man in diesem Herabsteigen auf den individuellen Be-* 15 *griff kommt, eine bestimmte Sprache eintreten mufs, so kann man, ohne in Irrthümer zu verfallen, doch den zu bezeichnenden Gedankenstoff nicht rein und vollständig, aber genügend für die Sprachuntersuchung, mit dem Wortvorrat einer Sprache zusammenhalten.... Es läfst sich daher angeben und es mufs angegeben werden, für welche Gegenstände und Begriffe eine Sprache Wörter* 20 *besitzt, was sie auf Erden und am Himmel, vom Leblosen und Lebendigen, an dem thierischen und menschlichen Körper, was endlich von Eigenschafts- und Verhältnifsbegriffen, was von unsinnlichen mit Wörtern bezeichnet hat.* Hier ist genau derselbe Weg angeraten, den H. auch für die grammatischen Kategorien vorschlug. Mit denselben Gründen aber, mit welchen H. S. 109 die Vergleichung des Wortschatzes mit dem Begriffsschatze abweist, könnte man auch die Aufstellung jedes allgemeinen grammatischen Kategorien-Systems abweisen: denn zwischen Wort und Begriff ist die Kluft wahrlich nicht größer als zwischen grammatischer und logischer Kategorie. Insofern nun aber dennoch H. eine Vergleichung des grammatischen Systems jeder Sprache mit dem der philosophischen Grammatik zulässt 96, 19 ff., hätte er es auch rücksichtlich des Wortsvorrats tun müssen. Andrerseits freilich hat auch der Ausweg, den H. in der eben citirten Stelle des Ms. vorschlägt, seine großen Bedenken. Er sagt (III, 13): *Man hat schon öfter bemerkt, und die Untersuchung sowohl als die Erfahrung bestätigen es, dafs, so wie man von den Ausdrücken* 25

absieht, die bloſs körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andren gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymieen, jede drückt den Begriff etwas anders, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer
30 *auf der Leiter der Empfindungen aus. Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, auch nur (was gerade vorzüglich denkbar wäre) des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, ist noch nie versucht worden u. s. w.* In demselben Sinne drückt sich H. auch in unserm Werke weiter unten 221, 27—224, 15 aus.

Der Wortvorrat jeder Sprache bildet eine Einheit, und nicht eine ruhende; sondern man muss ihn als fortgehendes Erzeugnis und Wiedererzeugnis ansehen. Diese Einheit soll nun näher betrachtet werden. Hier kommt er auf das wahre Wesen der Lautumformung oder Beugung, die wir in §. 10 vermissten (112, 3—13). — Dies führt H. auf die Wurzeln, und er unterscheidet nach Bopp objective und subjective. Weitläufiger, als hier am Platze ist, geht H. auf die Wurzeln ein und betont stark, was er eigentlich schon S. 75—77 gesagt hat oder dort hätte sagen sollen. Uebrigens scheint mir H. in seinen Betrachtungen über die *Einheit des Wortvorraths* (110, 24) zwei Standpunkte nicht gehörig gesondert zu haben. Alles was er 111 bis zu Ende des Paragraphs entwickelt, zeigt nur die *mechanische* oder *technische* Einheit (112, 11 f.), aber nicht diejenige, welche auf der *Einen Kraft* beruht, die den Wortschatz *erzeugt* hat, auf der *nationellen Eigenthümlichkeit* (110, 25. 108, 19—30. 97, 17—98, 17).

Endlich spricht H. noch von der Bildung der Themata.

---

106 Wir haben schon im Vorigen gesehen, daſs die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefaſsten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute
30 zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte
107 Form zu gieſsen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache, nämlich die der Laute, die logische der Begriffe und die aus der Rückwirkung der Wörter
5 auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter

---

27.] H. wendet sich jetzt zu dem ersten der Anm. zu 105, 18 und 22 aufgeführten drei Punkte.

27—30.] Vgl. S. 80, 25—81, 9. Dagegen 112, 8—12.

4. *Rückwirkung]* Vgl. 98, 14. Einl. Z. 5—7. Einl. zu §. 13a. Z. 17—28.

6. *Ideen]* Vgl. 86, 20 ff. = innere Sprachzwecke 87, 18 f.

nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charak- 10 teristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschliefst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch 15 sonst in der Sprache statt. Sehr oft läfst sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältnifs seiner Modifica- 20 tionen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle 25 Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch mufs die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigen- 30 thümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, 108 in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie mufs das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem 5 Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer gröfsere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre

---

10—13 *da—annimmt]* Vgl. 96, 13—18. 16. *sonst]* Vgl. 108, 15 ff.; oben S. 326.
23—27. *Der Begriff—wiederfinden]* Vgl. 58, 28—59, 5.
1. *desselben]* des Empfindens. *seine]* des Wortes.

10 Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

15 Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren und blofs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, 20 wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äufseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läfst, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben 25 seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so dafs man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammen- 30 hanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individua- 109 lisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache nach dem sie beseelenden Genius, in ihren 5 Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern,

---

22—26] äußere Empfindung: Extension: Raum; innere Empfindung: Intension: Grad; Tätigkeit: Veränderung: Zeit. Die Worte Z. 20 f. „wie in Vernunft — liegt" sind später eingeschoben, und weiter hieß es ursprünglich 22: „Tätigkeit an, und lässt sich entweder ganz" u. s. w. Z. 24. So erscheint die obige Proportion beabsichtigt.

15—28] Obgleich hier ganz eigentlich von der innern Form des Wortes die Rede ist, wird sie dort nicht genannt. Das Stück muss alt sein.

2—6 *Man — vermittelt]* Dieser Satz ist später eingeschoben.

von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die
Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur 10
Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Voll-
ständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird
aber durch ein inneres Hinderniſs gehemmt, da die Begriffe, so wie
man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloſs etwas
Allgemeines erst näher zu Individualisirendes darstellen können. 15
Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck
zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem
durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende
Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden
Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von 20
den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herab-
steigt, läſst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit dar-
stellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist,
und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu For-
dernde zeigt. 25

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise
als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne aus-
schlieſslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wort-
formen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks
lebt, ein fortgehendes Erzeugniſs und Wiedererzeugniſs des wort- 30
bildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache 110
ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Spre-
chens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehl-
bare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist
gewiſs nicht bloſs Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches 5
Gedächtniſs reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig
zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich

---

11. *Gattung]* nämlich die durch Ableitung möglichen Arten der Wörter, wie Patronymica, Gentilitia, Abstracta, causative und desiderative Verba u. s. w. H[1] S. 101.

16. *aber]* ist nicht adversativ, sondern copulativ, so viel wie: und versucht man nun also ... *Kategorien]* wie sie Z. 11 Anm. oder Einl. Z. 11. 18. 108, 25 — 30 bezeichnet sind.

19. *Kluft]* durch das nach Kategorien geordnete Begriffs-System gelangt man nie zum individuellen Worte der Sprache. Diese Unmöglichkeit war Einl. Z. 13 f. von H. nicht anerkannt.

27 — 28. *ohne ausschlieſslich]* wunderlicher Pleonasmus.

5 — 8. *Kein — trüge]* Vgl. 55, 8 — 56, 17.

trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, daſs man sich nach und nach, sei es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu
10 ihr bemeistert; nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganze, in dem nur glückliche
15 Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene
20 Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiete immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefassten Standpunkte aus, zeigt sich nun die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist
25 ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat, und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst
30 zu betrachten haben.

111 Die Indischen Grammatiker bauten ihr, gewiſs zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, daſs sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären
5 lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und

14. *Ganze]* A.; *Ganzes* B. D. 16. *im Stande ist]* D.; *vermag* A.

26—29. *Seine — Laute]* d. h. die Einheit des Wortvorrats beruht auf dem Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen unter einander, und der Laute unter einander, welcher Zusammenhang durch die Verwandtschaft der Begriffe geleitet werde. Nach dem auf der vorigen Seite und öfter Gesagten, hätte man eher erwartet: die Einheit des Wortvorrates beruhe auf dem Zusammenhange der die Begriffe mit dem Laute vermittelnden Anschauungen. Die Worte *„der vermittelnden Anschauungen und"*, welche Worte doch offenbar den Kern des ganzen hier ausgedrückten Gedankens enthalten, sind doch erst später eingeschoben. Vgl. 108, 15—28. Anm. 1.] Vgl. 76, 24—77, 4.

schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, daſs sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf 10 uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den 15 Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äuſseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, 20 folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache über- 25 haupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müſste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser 30 Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten und geheimniſs- 112 vollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, daſs eine mäſsige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen 5 auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmäſsigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder

10 innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den 15 Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die große Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die 20 schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschließliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung ([1]) richtig gezeigt zu haben, daß die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und daß es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache 25 anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache 113 geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzu- 5 stellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in 10 der äußeren Beziehung des Raumes und der inneren der Empfindung. Es schließen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersten sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten,

([1]) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus dem Jahre 1829. S. 1—6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827. S. 182—185.

4. *ihr]* sc. der Natur. 12. *ersten]* A. B.; *ersteren* D.

von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloſse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, 15 daſs die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein und muſs genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn auf der einen Seite werden alle, die inneren Empfindungen bezeichnenden 20 Wörter, wie die für die äuſseren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, daſs der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen 25 geben, und giebt deren wirklich, die von ganz concreten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden, die Präposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie *hinter* durch Rücken, *vor* durch Brust u. s. f. 30 Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkennt- 114 lich werden, daſs die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuleugnen, daſs jede Sprache ursprünglich solche 5 dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muſs. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf 10 welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

---

14. *letzteren]* A. B. D.

23—24. *daſs — ausmacht]* dass im Pronomen nicht eine Empfindung nach ihrem Inhalt, also objectiv, dargestellt wird; sondern der dem Subject in der Empfindung entrissene Laut wird als Pronomen zur Bezeichnung dieses Subjects selbst verwendet.

25—27.] So kann beispielsweise *Diener* für ich, *Herrschaft* für Du gesagt werden.

9.] Vor *in* hat A noch *wahrhaft*, das B. D. fehlt. Die Stelle 8—18. *und—eingeführt* ist später eingeschoben. Dadurch ist der Anschluss des folgenden Satzes gestört.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln
15 der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indefs nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die objectiven
20 tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar
25 die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermafsen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf
30 einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte
115 historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit grofser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft
5 anderer schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschliefsen. In diesem strengen Verstande des Worts brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum,
10 oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung läfst sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im
15 Sanskrit युध्, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind

---

20. *Analyse]* Vgl. 75 ff. 1.] Vgl. 75, 26 ff.

dies Ausnahmen, die ganz und gar noch nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, daſs, je mehr die 20 Stammlaute dem Ohre und dem Bewuſstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon 25 mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewiſs zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott gezeigt worden, daſs mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, 30 kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders 116 die, welche von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zu- 5 sammenziehung, Abwerfung von Vocalen oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmaſsungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkürlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu ver- 10 schlieſsen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr 15 in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäſser in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleich-

26. *oben]* S. 77. 18. 19.] Vgl. dagegen 76, 4—77, 16.
2. *welche von]* A. D. haben *welche sich von*.

20 sam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch 25 in der Natur der Sprachentwicklung selbst, dafs, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewe- 30 gung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und 117 ein lebhafter Sprachsinn reifst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Dafs die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre 5 Unterscheidung der *Krit*- und *Uṇâdi*-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst, blofs mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen sel- 10 tener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Uṇâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden 15 Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, dafs ein grofser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen 20 concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare

25. *sogar]* B. D.; *selbst* A.

bereits unter den Uṇâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem groſsen Theile der Uṇâdi-Wörter eine 25 eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr voll- 30 kommenen Baues schlieſsen sich aber an den Stammlaut, als den 118 den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den ein- 5 fachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher 10 Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhang steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne daſs dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu be- 15 handeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Uṇâdi-Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskrit-Wörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden 20 Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läſst

---

28. *der Stammsylbe]* welche aus der Wurzel das Thema bildet (?). Vgl. 118, 1. 2.

1—10. *Stammlaut, Nebenlaute]* Ist hier die Rede von den längeren thematischen Suffixen, welche z. B. nicht nur ein Nomen, sondern auch ein Nomen einer bestimmten Classe, etwa ein Patronymicum u. s. w. andeuten, also gewissermaßen zusammengesetzten thematischen Sylben? Sollte dieses Stück nur §. 14 einführen? Vgl. 112, 8, wo aber *Lautzusammenhang* etwas andres bedeutet als Z. 27.

13. *formell]* in Folge des Laut-Rhythmus oder Tonfalles.

sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung ge-
25 wirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein, Jahrhunderte
30 hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und
119 einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maaſse, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig
5 fallen läſst.

---

§. 14.

Wortformung oder Flexion.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph trägt mannichfach Spuren späterer Entstehung und Einschiebung. In den Mss. findet sich nichts entsprechendes. Abgesehen davon, kommt er, nachdem schon nicht nur im §. 10. 11. 12, sondern auch soeben in §. 13, von der Bildung der Wortformen durch Beugung vermittelst der Suffixe die Rede war, zu spät, und man wird davon überrascht. Wie er jetzt steht, stört er den Zusammenhang. Denn sogleich an den Eingang des §. 13. S. 106, 27 knüpft sich §. 15 S. 134, 9 an, wovon §. 16 nur eine Fortsetzung, und §. 17. bespricht den zweiten der S. 105, 26. 27. genannten Punkte. Daher enthält auch der Paragraph mehrfach sowohl Dinge, die schon vorher abgehandelt sind, als auch solche, welche noch abgehandelt werden. Das entspricht freilich scheinbar seiner Bestimmung eine Vermittlung zwischen dem Frühern und Spätern herzustellen. Diese Vermittlung ist aber unnötig, ist schon an sich durch die Sache gegeben; hinzugefügt wird nur ein fremder Gesichtspunkt. Denn diese ganze Nomenclatur von Flexion und Agglutination und

---

22. *oben]* vgl. 117, 21 und weiter unten 121, 7.

2. *Streben]* sc. des Sprachsinnes, einen Laut beharrlich zu halten; *Aufgeben* sc. eines Lautes, durch den innern Sprachsinn.

die sich daran anknüpfende Anschauung ist eigentlich und ursprünglich gar nicht Humboldtisch, wie diese Namen auch in der Abh. Ueber das Entstehen der gr. F. nur wenigemal, und kaum anders als in Parenthese vorkommen. Ja, der Unterschied zwischen Agglutination und Flexion in der üblichen Bedeutung dieser Termini wird dort geradezu geläugnet und aufgehoben, (vgl. auch unten S. 148 Anm.(¹)), und 411, 31 wird dem echt flexivischen Verfahren Agglutination zugeschrieben; das. 414, 31 ff. werden sie als Nebensächlichkeiten dargestellt. Kurz diese Abh. erstrebt etwas ganz andres, als die Fixirung jener Begriffe, die in H.s Ideengang von außen her geraten sind, und diesen oft, aber immer nur vorübergehend, in Verwirrung gebracht haben. In dem §. 14 ist H. keineswegs besser mit denselben fertig geworden, aber er glaubte doch, sich in dieser großen Schrift mit ihnen abfinden zu müssen. Hierauf kommen wir in der Einl. zu §. 19 zurück. Betrachten wir jetzt unsren Paragraphen.

Zuerst habe ich die Ueberschrift (da ich den Ueberschriften, die oft von Buschmann herrühren, keine Autorität beimesse) geändert. Von Isolirung der Wörter ist hier ja keine Rede, sie wird eben nur genannt; und Flexion bezeichnet zunächst nur ganz allgemein Umformung der Wörter. Von einer Einteilung der Sprachen ist hier überhaupt noch nichts zu finden; eine solche kann hier nur vorbereitet werden, wie in den vorangehenden §§. 9—13 überhaupt geschieht. Es ist hier die Rede von einer *Eigenschaft der Sprachen* (119, 7/8, 122, 28), also nicht bloß einiger, sondern bei weitem der meisten, in gewisser Weise aller. Es ist eine Eigenschaft, die sich in einer *Operation* (120, 13) offenbart, die keiner Sprache erlassen werden kann, und welche sich am besten durch Agglutination in weiterem Sinne vollzieht. Es handelt sich nämlich um die Zusammenfassung des Begriffs mit seinen allgemeinen Beziehungen an sich und in der Rede (119, 26—120, 11), um grammatische Kategorien und grammatische Formen, welche beide H. fast überall zusammen behandelt.

Bei dieser Zusammenfassung zeigen die Sprachen eine Eigenschaft, welche nach dem Maße und der Weise ihrer Wirksamkeit sich verschieden zeigt und durch ihre Stärke oder Schwäche die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke fördert, oder hemmt (119, 15); denn in irgend einem Maße muss jede Sprache jene Zusammenfassung erreichen (120, 18—20), da ohne sie menschliche Rede unmöglich ist, jede also in gewisser Weise Flexion haben muss. Die verschiedenen Grade, in denen die Sprachen dieselbe erreichen, lassen sich durch Isolirung. Flexion im engern Sinne und Agglutination bezeichnen; und danach ermisst sich ihre Vollkommenheit. Es kommt nämlich nicht bloß darauf an, dass die innere Tätigkeit, welche den Begriff erfasst und ihn zugleich in eine Kategorie versetzt, auch äußerlich vollständig bezeichnet werde, sondern vorzugsweise darauf, dass vor allem innerlich selbst die wirklichen Kategorien des Denkens, und zwar in ihrem Zusammenhange, erfasst seien (120, 22. 23). Denn statt nach diesen echten Kategorien der Rede greift eine Sprache wohl auch nach anderweitigen Unterscheidungen und bezeichnet sie (120, 28). So entstehen Bildungen, welche der inneren Forderung der Flexion durchaus widerstreiten, nämlich Zusammensetzungen (121, 15—24). Dennoch will H. hierin nur Stufen der Flexion erkennen

(121, 4), während er andrerseits zwischen echter und unechter unterscheidet, von wahrer Flexion spricht (163, 24. 26), woraus aber hervorgeht, dass Flexion ganz allgemein Wortformung bedeutet, die sich durch innern Lautwandel, oder durch ursprüngliche, lediglich zu diesem Behufe geschaffene Zusätze an die Wurzel, oder durch Anbildung von Suffixen und durch Anfügung selbständiger Elemente, also gewissermaßen Zusammensetzung vollziehen kann. Zuweilen wird der Name *Flexion* ersetzt durch *Beugung*, wie 172, 1. 7 in Bezug auf die Malayischen Sprachen und das. 9 kommen *Flexionen* im einverleibenden Mexikanischen vor, dem man *ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen* könne.

Nun construirt H. weiter (123, 6): Das Wort lässt nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch Aenderung des Wurzellauts oder durch Zuwachs desselben. In letzterem Falle scheint Zusammensetzung gegeben. Geschieht dies nun aber so wie die Flexion es fordert, so ist in Wahrheit doch keine Zusammensetzung, sondern ein einfaches Wort da, das ein angebildetes Suffix trägt (124, 4—15). So ist Anbildung von Zusammensetzung völlig verschieden; und sie nennen wir nun Flexion im engern Sinne. Dagegen nennt man die Zusammensetzung, insofern sie die Flexion bilden soll, Anfügung oder Agglutination. Vgl. Ueber d. Entst. gr. Formen C. X.

Wie der ganze Paragraph, wäre er von H. unmittelbar nach §. 11 geschrieben, mit entschiednerer Hervorhebung der inneren Sprachform abgefasst worden wäre: so kommen nun auch dadurch Widersprüche hinein, dass in den fertigen Paragraphen später Zusätze hineingebracht wurden, in denen sich nun eine andere Stimmung ausspricht, als die frühere. So wird in dem eingeschobenen Stück 124, 16—125, 30 die Verschiedenheit der Flexion im engeren Sinne von der Agglutination stärker betont; jene gehöre gar nicht in eine Klasse mit dieser 124, 18.

Suffixe allein bilden echte Flexion, nicht Präfixe (126). Mögen auch die Suffixe ursprünglich ihre selbständige Bedeutung gehabt haben, *durch die Behandlungsart im Ganzen* (128, 4. 5) sind sie doch echte Andeutung geworden, mag die Zeit ihre Laute entstellt haben oder nicht. Darin ist sich H. consequent, dass er die echte Flexion von der Agglutination weder dadurch unterscheidet, dass das Suffix notwendig bloß symbolisch sei, noch auch dass es entstellt, oder dass es fester mit der Wurzel verbunden sei. Worauf es ankommt, ist die innere Ansicht der Sprache (129, 20) und ein Verfahren, wie es 123, 21—124, 2 charakterisirt wird. Dabei wird die Wichtigkeit der subjectiven Wurzeln (112—114) erkannt (128, 25—29). Auch kann allerdings das Articulations-Vermögen dem innern Sinn zu Hülfe kommen, darf ihm wenigstens nicht hinderlich sein (129, 20—130, 7).

Die Agglutination, d. h. als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, dagegen, entspringt vor allem aus Schwäche des inneren Sinnes oder gar aus einer falschen Richtung desselben. Sie sollen dennoch nur gradweise, nicht der Gattung nach von der Flexion verschieden sein (131, 10—13). Indessen ist sogar ihre Symbolik roh (131, 29—132, 9). Uebrigens sei keine Sprache durchaus agglutinirend; einzeln sei in allen Flexionsbestreben sichtbar.

Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte 119
in der zusammenhängenden Rede übergehen, mufs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet.
Ich habe schon im Vorigen (S. 107. 118.) die Aehnlichkeit des 10
Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, 15
welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welche sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet, und wir müssen sie daher so betrachten, dafs wir nach einander untersuchen, aus welcher innren Forderung sie in der 20
Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsert, und wie jene innren Forderungen durch diese Aeufserung erfüllt werden oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend. 25

In allen, hier zusammengefafsten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden mufs. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch 120
eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes, und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen 5
in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs ge-

---

7. 8. *Ehe — übergehen]* d. h. dem zweiten der 105, 26 f. aufgeführten Punkte.

10. *im Vorigen]* auch 96, 13—18.

17. *zusammen-]* ist später zugesetzt; vielleicht sollte nun *fassen* statt *begreifen* geschrieben werden.

18. *welche]* A.; *welchen* B. D. Das *n* ist von H. selbst gestrichen.

22—23. *und wie — bleiben]* nach §. 12.

24. *Eintheilung]* in Laut- und innere Form.

hört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewuſstseins, durch wel-
10 chen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung,
15 ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende und ihre mehr den äuſseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiednen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen
20 Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äuſserlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Gel-
25 tung verschaffen. Denn diese Kategorieen bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch
30 aus einem Bedürfniſs der Unterscheidung und der Bezeichnung ent-
121 stehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läſst daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniſs des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene Stufen zu. Es giebt Sprachen,

---

28—121, 16.] Die Classificirung der Begriffe kann so geschehen, wie es im Vorstehenden gefordert war, dass der Begriff in eine *Kategorie des Denkens oder Redens* (z. B. der Substanz oder des Nomens) versetzt und das Wort demgemäß mit einem Suffix bezeichnet wird; oder aber er kann so bezeichnet werden, dass die *reale Gattung*, in welcher der von dem Begriffe aufgefasste Gegenstand steht, dem den Begriff bezeichnenden Worte bei- oder angefügt wird, wie *Baum* an *Eiche, Linde*.

2. *diesem]* sc. unreinen Ursprunge aus materiellem Bedürfnis der Bezeichnung.

welche den Benennungen der lebendigen Geschöpfe regelmäſsig den 5
Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und 10
ein subjectives logischer Eintheilung, sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, daſs hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen ganz ähnlich, 15
in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, daſs gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestim- 20
mung dieses Begriffs ausgingen. Daſs dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedner Natur ist, und verschiednen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen, die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und 25
Empfänglichkeit erreichen, aus welcher hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schlieſst in der Wirklichkeit nicht aus, daſs in den auf diese Weise gebildeten Wörtern 30
nicht auch bloſs aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz 122
finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe aus-

---

8. *erkennbaren]* d. h. auf den Gattungsbegriff zurückführbaren.

17. *Flexion]* Abgesehen von 119, 16/17 stoßen wir hier zum ersten Mal auf diesen Terminus. Hier bedeutet er aber (wie 122, 25) offenbar ganz allgemein Wortbeugung, als eine Eigenschaft der Sprache schlechthin, ohne Rücksicht darauf, dass dieselbe mehr oder weniger *ausgebildet* (122, 28) sein kann. Vgl. die Einl.

23. *bildet]* D.; *macht* . . . . *aus* A. 25.] *Selbstthätigkeit:* Kategorie; *Empfänglichkeit:* Gegenstand. Vgl. 120, 6—17. Also anders als 52, 5. 6.

gehen, allgemeiner gefaſst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z. B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auch auf ganz ähnliche Weise, als die aus den bloſs logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt bloſs einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefaſst werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniſs der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs, und eine Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise läſst sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unter-

---

6—18.] Vgl. Einl. zu §. 11. Z. 118—183.

12. *ihn auch auf]* A; *ihn auf* D. 13. *Wörter]* A. D. Man erwartete *Kategorien.*

14. *Man knüpft — einander]* wie in *Ziegen-Bock* zwei Begriffe liegen.

14—18. *man versetzt — könnte]* wie *Hund, Ziege, Schaf* in die Classe der Masc., Fem. u. N., deren Begriff auf empirischer Beobachtung beruht, aber deren Inhalt derartig verallgemeinert ist, dass er a priori construirt werden kann als Gegensatz von Selbstständigkeit = Masc., und Empfänglichkeit = Fem. [Indifferenz gegen beides = N.]

25. *von innen hervor]* aus der innern Sprachform.

scheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht muſs aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen. 5

Das Wort läſst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äuſseren Zuwachs. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äuſseren Zuwachses, einschlieſst, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen 10 innere Veränderung möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe doch 15 als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äuſseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfacheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, 20 Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muſs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen 25 das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser, gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muſs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst muſs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger 30 und abhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbst- 124

---

2. *stempeln]* Vgl. 109, 14. 12. 18.] Vgl. 122, 29.

19. *und]* A. D. Man erwartete eine starke Adversativ-Conjunction, etwa *aber trotzdem*. — *Im weiteren Sinne* ist erst später von H. zugefügt und soll wohl bedeuten: aber nur im weiteren Sinne, und es soll u. s. w. Vgl. übrigens 122, 23/24. 121, 19.

1. *abhängiger]* A.; *unabhängiger* B. D.

ständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, außer der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch Anbildung, und wir haben
5 alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die
10 Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die
15 Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt. Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Klasse gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man
20 sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume

---

3. 8. *Zusammensetzung]* im engern oder gewöhnlichen Sinne, wie in Ziegenbock Mutterschaf u. s. w. Dagegen Z. 7 hat dieses Wort einen weitern Sinn.

10. *ihre]* der angebildeten, andeutenden Sylben.

12. *Bewahrung]* der Erkennbarkeit der Laute der Wurzel oder des bezeichnenden Teiles.

13. *Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute]* des Suffixes.

13. *Die Zusammensetzung]* im weitern Sinne und zwar nur dann, wenn sie zur Anbildung wird. 14. *im Vorigen]* 118, 22—27.

15.] H[4] f°. 65: *Die Methode, welche der Zusammenfassung des Gedanken ein wahres Symbol in der Lauteinheit schafft, kann in Wahrheit nie allein durch die Zeit entstehen, sondern nur durch ein innres aus dunklem Gefühl oder klarem Bewußtsein entspringendes Princip.* Vgl. 119, 3—5. Abh. Ueber d. gr. F. 423, 19 ff.

16.] Von *Ich habe* bis 125, 30 ist erst später eingeschoben.

19—22.] *und auf keine — denken]* auch nicht als bloßen Erfolg der Zeit, was auch nur *mechanisch* wäre, obwohl unabsichtlich. Vgl. Z. 15 Anm.

22—25. *Das — Natur.]* Dieses Bild ist nur dann richtig, wenn man sich das Wort in seiner Einheit von Wurzel und Suffix als Product nicht des Articulations-Vermögens, sondern des Articulationssinnes denkt, oder, noch umfassender, als des Sprachsinns überhaupt.

es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des 25 Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die 30 Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so 125 weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem bloſsen Verstandesverfahren 5 niederzuziehen, muſs man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, daſs eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, daſs die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der 10 symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äuſseren Laute liegt, daſs sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer und nie läſst sich anders, als bildlich sagen, daſs das letztere aus 15 dem Schooſse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heiſsen, daſs der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins gieſst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vor-

---

24. *organisch]* 1. *aus der Wurzel]* Vgl. 125, 15 ff.

2—8. *Erst — eintreten]* Hier wird wohl etwas unmögliches zugestanden. Denn wenn das schöpferische Vermögen der Sprache erloschen ist, kann auch nicht einmal mechanische Anfügung eintreten; also könnte sie niemals eintreten. Unter *schöpferisch* ist hier wohl primitiv schöpferisch zu verstehen, und in Gegensatz dazu an die abgestuften Fälle 85, 26—30. 102, 24—30 zu denken.

10. *in der]* in A fehlt *in*.

12. *sie]* jene Vorstellungsweise. Z. 6/7.

18. *zusammen Denken]* Zusammendenken.

19. *oben]* 123, 18—124, 15.

20 gezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens, kann sie nicht zu Mifsverständnissen Anlafs geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische 25 Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der 30 Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

126 Da die Aechtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste 5 Verknüpfung der Sylben in ihrem Innern eine äufserlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die Ein- 10 heit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur von der Stammsylbe, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsäch-

---

23. *aber]* Die Verwahrung könnte zwar erspart und das Verständnis noch mehr gesichert werden bei der zweiten Darstellungsweise 124, 16—125, 7; aber die erstere ist für die Anwendung passender.

23/24. *Zerlegung in Anbildung und Worteinheit]* Vgl. 126, 1—7. Nach 124, 22—30 schlösse Flexion die Worteinheit schon in sich.

25—27. *weil sich — abscheidet]* und man folglich in diesen Fällen nicht wüsste, ob man von Zusammensetzung im gewöhnlichen Sinne oder von Anbildung sprechen solle. So mag Zusammensetzung im engern Sinne, obwohl dieser Sinn zu eng ist, doch einen bequemen Ausweg bieten. Es sind hier die agglutinirenden Sprachen gemeint. (130, 13. 14.) Für sie ist nicht Anbildung, sondern *Anfügung* der passende Ausdruck.

2—4. *so besitzen . . . Worteinheit]* ursprünglich stand: *so ist die Beugung leichter in Sprachen zu verpflanzen, welche zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit besitzen, oder, um es richtiger auszudrücken, zur Beförderung.* Hier wird die Flexion durch die Worteinheit gefördert. Im Texte erzeugt die Flexion die Worteinheit. Im folgenden Satze 4—7 befördern Worteinheit und Flexion einander.

7.] *gegenseitig* ist nicht zu streichen, sondern H.scher Pleonasmus. Vgl. 3, 8.

lich nur über das ihm Nachfolgende erstrecken. Die vorn zu-
wachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerem Grade mit
dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Be- 15
handlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vor-
schlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrum erst mit der
dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemer-
kung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen beson-
ders wichtig, die den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in 20
der Regel am Anfange anschliefsen. Sie verfahren mehr durch Zu-
sammensetzung, als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft ge-
lungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das, alle Nüancen der Ver-
bindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so voll-
kommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für 25
die Anschliefsung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Prä-
positionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zu-
sammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort
genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges 30
bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der 127
Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren
Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der,
dafs der ersteren ursprünglich gar keine andere Bedeutung zum
Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl 5
meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist
daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl da-
von versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung,
dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem
schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit 10
dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suf-
fixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprüng-
lich und ausschliefslich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann

---

20. *die]* A. B.; *welche* D. So hat Buschmann oft die Relativa umgetauscht.
4. *gar]* A.; fehlt in B. D.
6—11.] Vgl. 81, 26—82, 24. Ueber d. Entst. gr. F. 418, 9—33.
10. *Analogie]* = Symbolik. Vgl. Einl. zu §. 10, S. 316.

alsdann bloſs in den Lauten liegen. Es ist aber keinesweges noth-
15 wendig, daſs dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in
20 den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Ueberzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste ge-
25 sucht werden muſs, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstoſsung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äuſseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität
30 mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder
128 ganz innerlichen, noch ganz äuſserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloſs Symbolische und bloſs Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniſs der Sprache verlangt, durch die Be-
5 handlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbum angebildeten zu

---

14. *in den Lauten]* vgl. unten 129, 1—6.

15. *unrichtige]* sollte man wohl streichen.

5—10. *Man braucht — muſs]* Ueber die Verwandtsch. d. Ortsadv. mit d. Pron. S. 3: *Ich ist nicht das mit diesen Eigenschaften versehene, in diesen räumlichen Verhältnissen befindliche Individuum, sondern der sich in diesem Augenblick einem Andren im Bewuſstsein, als ein Subject, Gegenüberstellende . . . Eben so geht es mit Du und Er. Alle sind hypostasirte Verhältniſsbegriffe, zwar auf individuelle, vorhandene Dinge, aber in völliger Gleichgültigkeit auf die Beschaffenheit dieser, nur in Rücksicht auf das eine Verhältniſs bezogen, in welchem alle diese drei Begriffe sich nur gegenseitig durcheinander halten und bestimmen.* — S. 5: *Viel reiner und getreuer, als im Pron. selbst, ist der demselben zum Grunde liegende Verhältniſsbegriff in den Personen des Verbum ausgedrückt.* — In unsrer Stelle ist der Unterschied bestimmter ausgedrückt. Ich Du Er bezeichnen eine Substanz obwohl nur durch einen Verhältnisbegriff, und zwar durch ein Verhältnis, das durch die *Beziehungspunkte des Wirkens durch Sprache, als solche* (das. S. 2), also der Tätigkeit der Rede, gegeben ist: während die Person gar keine Substanz mehr, sondern lediglich und rein die Beziehung des Verbum auf eine Substanz andeutet.

vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbum nothwendig erscheinen muſs. Er be- 10 handelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, daſs die Entstellung der Laute dennoch die Erkennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun 15 wirklich stattgefunden haben, oder das angefügte Pronomen gröſstentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es 20 unbezweifelt ist, dass nicht bloſs im Sanskrit, sondern auch in andren Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben ange- 25 deutete Beziehung auf die Kategorieen des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an der Sanskritischen No- 30 minativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der 129 dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem 5 Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

---

11. *gestattet]* Dies Gestatten ist das Wesentliche. Vgl. 124, 15. 119, 1 ff.

19. *unmittelbare Analogie]* vgl. unten Z. 29.

23. *oben]* S. 112, 13 — 114, 13.

29. *Analogie]* = Symbolik. Vgl. Einl. zu §. 10. S. 316.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hindernifs der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache in verschiedne Formen gegofsne Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings gröfsere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäfs, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erfordernifs, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

---

11. *verschiedne]* A. B.; *verschiedenen* D.

27 f.] Vgl. 87, 17—30.

3. *was]* das Spalten mit seiner Folge Z. 1. 2.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches 10 Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit 15 Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Be- 20 griffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen 25 selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, 30 und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen 131

---

25. *sondern verfälscht sie]* sondern, da sie zwar Kategorien der Begriffe überhaupt und irgendwie, aber nicht die richtigen, wahrhaft grammatischen Kategorien oder die Kategorien in unrichtiger und ungrammatischer Auffassung in Lautformen ausdrückt, so verfälscht sie dieselben u. s. w. Vgl. Abh. Ueber d. gr. F. 425, 19.

27. *wirklich]* insofern nämlich eintritt, was Z. 20—23 gesagt ist. Davon verschieden ist das was Z. 30 und 131, 1. 2. ausgesprochen ist, und was in den agglutinirenden Sprachen nicht in *Menge*, aber doch *einzeln* vorkommen wird. Indessen selbst diese einzelnen Fälle, entweder in Zusammenhang mit den übrigen betrachtet (131, 4), oder genauer nach dem sie erzeugenden Triebe geprüft (131, 28 ff.) werden sie als unecht und *roh* erweisen (132, 2).

28.] *nirgends den wahren Begriff einer solchen Form zum Ausdruck bringen A.* Dies ist von H. geändert, wie im Text, und zwar verschlechtert. Denn nicht der Ausdruck wird nicht erreicht: der wird *sogar wirklich* erreicht; aber der Ausdruck trifft nicht den wahren Inhalt der geforderten Form: und darum ist ihre Menge von grammatischen Formen, innerlich angesehen, nur scheinbar.

scheinbar in Flexionen verwandeln, so daſs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammen-
5 fassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Spra-
10 chen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger miſslingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode
15 den richtigen Weg eingeschlagen hat, — und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen —, ergieſst sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau, und die hauptsächlichsten Aeuſserungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Ver-
20 bindung des Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entsprühen; und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden,
25 alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich groſsem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äuſsert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umge-
30 staltung der Wörter, wo es eine solche giebt, meistentheils von

---

19. *haben wir]* oben 130, 5—7. 21. *spaltende]* 130, 1.

22. *da, wo]* 130, 29 ff.

25. *einzelnen]* von H. geändert aus *einseitigen*. Gemeint ist ein Abweg; die Aenderung ist auch hier wie 130, 28 abschwächend.

28. *einzelnen Fall]* d. h. es kann dadurch im einzelnen Fall eine Form entstehen, worin sich das 25—27 Gesagte klar offenbart.

der Art, dafs sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam 132
durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das
Präteritum z. B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch
heftig aus der Kehle hervorgestofsenen Hauch bezeichnet, und gerade
da, wo rein gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die gröfste 5
Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des
Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation
beinahe verlassend auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt.
Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, 10
und bei den einzelnen Fällen läfst sich oft nicht entscheiden, wie
viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix
hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äufsern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist
einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Ueber das Ganze der Erscheinung 15
aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer
solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

---

§. 15.

Nähere Betrachtung der Worteinheit.

Einleitung des Herausgebers.

Wenn es richtig ist, was ich in der Einl. zu §. 14 ausgesprochen habe, dass §. 14 später entstanden ist, so muss freilich §. 13 b. und der Anfang von §. 15 ebenfalls später zur Anknüpfung hinzugefügt sein, und ursprünglich möchte S. 135, 1 als Anfang des letztern zu denken sein.

Einerseits knüpft unser Paragraph, wie er uns vorliegt, an §. 14 dadurch an, dass sogleich die Wirkung der Flexion auf die Worteinheit hervorgehoben wird. Es wird aber zugleich auch bemerkt, dass Flexion, Wort-

---

1. *dem inneren angedeuteten Verfahren]* der inneren oben 127, 6—11 angedeuteten symbolischen Umwandlung des Wortes.

2] *folgt, und den* A. 2—4] vgl. 82, 1—5.

15. *einzeln]* 130, 29 ff.

15—17.] *Ueber — werden]* Vgl. 131, 4 f. Dieser Satz ist nach 130, 26—30 zu beurteilen.

einheit und Satzgliederung *aus einer Quelle* fließen, *aus der lebendigen Auffassung des Verhältnifses der Rede zur Sprache.* Dies entspricht 105, 25—28 mit dem Unterschiede, dass dort erst die Forderung, jetzt die Erfüllung durch Flexion ausgesprochen wird. Aber zu Anfang des §. 17. S. 164, 1—5 wird dasselbe wiederholt, nicht als Rückblick, sondern als etwas Neues, eben in jenem Paragraph Auszuführendes, während es in §. 15 nicht nur schon erwähnt, sondern auch wenigstens a priori erörtert ist.

Ferner 133, 17—134, 8 greift zurück auf 106, 11—20.

Besonders auffallend ist das Stück 134, 9—30. Es beginnt Z. 10—14 mit einem grundlegenden, aber noch unvollkommen erfassten Gedanken, der hier längst, zumal in dieser unvollkommenen Auffassung, nicht mehr angebracht ist, da vom einzelnen Begriff und seiner Verknüpfung zur Rede schon viefach ausführlich und vollkommen die Rede war, und der sogar auch eben erst 132, 20—133, 6 ausgesprochen ist. Dabei beachte man, dass 133, 12 *Rede* in Gegensatz zur *Sprache* steht, während hier 134, 11 *Rede* eben die Sprache bedeutet. *Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes* (Z. 14) ist fast buchstäblich 133, 3. Dann wird Z. 21—24 auf 121, 19—23 verwiesen, aber mit dem Adverbium *bisweilen* (23), das hier ganz wunderbar steht, da die Zweiheit des Begriffs, nämlich Inhalt und Form, überall vorliegt. Daraus wird die Unterscheidung einer *obigen äußeren* und einer neu genannten *inneren* Einheit gefolgert, obwohl die innere schon oft und soeben Z. 9—11 aufgeführt war. Und nun wird der inneren Worteinheit, je nach dem sie in Flexion oder in Agglutination zu Stande gekommen ist, eine engere oder eine weitere Bedeutung zuerkannt.

Und das alles wird 135, 1—25 noch einmal und zwar gut gesagt.

Hier liegen Zufälligkeiten vor, die der Interpret zu enträtseln sich nicht anmaßen darf. Nur darauf hinzuweisen ist seine Pflicht. (Einl. zu §. 13. S. 368). Dem allgemeinen Schluss aber, dass §. 15, wie §. 14, später eingeschaltet ist, kann ich mich kaum entziehen; und zwar wird er früher abgefasst sein als §. 14, da er, abgesehen vom Anfang, so oft an §. 13 anknüpft. Nur die Bemerkung will ich hinzufügen. Wenn es auch in H.s Schreibweise sicherlich liegt, dass er den Gedanken, den der Gang der Entwicklung herbeiruft, an jeder Stelle, wo er auftritt, ausführlicher bespricht, als hier geeignet und nötig ist, und er sich dabei notwendig unnütz und den Zusammenhang störend, den Fluss hemmend wiederholt: so wird diese Neigung doch durch die Gewohnheit Abhandlungen zu schreiben, verstärkt sein, da hier naturgemäß Lehnsätze eben so unentbehrlich sind, als sie auch, da ein bloßes Verweisen nicht möglich ist, ausführlicher entwickelt werden müssen; ferner aber sind jene Wiederholungen oft die Folge davon, dass die große Schrift aus Stücken zusammengesetzt ist, die in früherer Zeit, mit weniger entwickelter Ansicht in verschiedenem Zusammenhange geschrieben sind, und dass bei solcher Benutzung älterer Stücke und dem Zusatze ganz neuer, eben für diese Schrift gearbeiteter längerer und kürzerer Stellen ihm nicht immer gegenwärtig war, inwieweit und in welcher Weise ein Gedanke schon in Früherem behandelt ist.

Auch möchte ich nicht, wo ich Anknüpfungen hervorhebe, damit immer gesagt haben, dass dies mit Bewusstsein und Absicht geschaffene Bindemittel sein sollen; es mögen oft ganz unbewusste in der Natur des entwickelten Inhalts liegende Uebereinstimmungen sein, zumal wir wohl schon Gelegenheit hatten, zu bemerken, wie solche Uebereinstimmungen sich sogar zwischen seinen Briefen aus dem vorigen Jahrhundert und unserer Schrift zeigen. Nachdem ich also schon mehrfach Parallelen zwischen dem Anfang des §. 15 und §. 13 gezeigt habe, führe ich noch die an zwischen 135, 25—30 und 106, 20—23, und betreffs §. 14 und §. 15 vgl. 134, 15 mit 124, 29.

§. 15 a) b). §. 16.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit:

a) Pause. b) Buchstabenveränderung. c) Accent.

Diese Stücke scheinen mir einer erklärenden Einleitung nicht zu bedürfen. Zu §. 15 a) b) vgl. Einl. zu §. 10 b. S. 311 f.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entsprin- 132
gende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht 20
namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst 25
begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht bloſs an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich gram- 133
matischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Aengstlichkeit auf, ihn, wie ein einzelnes Wort, zusammenzuhalten, und er- 5
muthigt zu der Kühnheit ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie

---

18. *aus — Sprache]* aus der Weise wie die Sprache in ihrer inneren Form Welt und Gedanken auffasst.

25. *Worteinheit]* vgl. 126. 131, 20.

4—6. *Sie — zerschlagen.]* Damit wird das Einverleibungssystem angekündigt. S. 168.

weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in
10 seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigenthümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die
15 Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert, gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblik meſsbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem
20 Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwicklung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie
25 sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äuſsren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des
30 Denkens durch die Regelmäſsigkeit des eingeschlagenen Weges er-
134 leichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedankens, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde, und es ist
5 jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht

---

10. *seine]* des Satzes. — *alle drei]* näml. Flexion, Worteinheit, Satzgliederung. Vgl. 164. 1.

12. *der Rede]* des Gedanken-Inhalts. Vgl. Z. 8—10.

27. *deren — welche]* d. h. welche, da ihr Charakter ... betrachten, das Fortschreiten des Denkens u. s. w.

mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwickelung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben 10 zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Ge- 15 danken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in 20 verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, daſs sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äuſseren, eine 25 innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist, und sich bloſs zum zusammengesetzen Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen muſs, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung. 30

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in 135 dem innren, sich auf das Bedürfniſs der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muſs das Bedürfniſs des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe 5 symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maaſsgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäſsigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht

22. *oben]* 120, 18—123, 5. 25. *obigen]* Z. 12—21.
5. *alle — Begriffe]* einfaches Wort, Compositum, syntaktische Verbindung.

der Laut, seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificatio-
10 nen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniſs
zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder
folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch
weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze
für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut,
15 wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren
anschlieſst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird
dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit.
Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergieſst sich als geistiges Princip
über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch be-
20 handelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine
engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich
schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach
auſsen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin
bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Reg-
25 samkeit schöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause,
Buchstabenveränderung und Accent.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit: Pause.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äuſseren Einheit
dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine
30 Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem
136 geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der
Wörter, um die Elemente des Gedankens kenntlich zu machen,
natürlich. Indeſs steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der
Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung
5 des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Ein-
heit des Gedankens im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich
ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte

---

28. *äuſsere Einheit]* bedeutet hier nicht Einheit der Lautform in Gegensatz zur innern Form; sondern die Pause übt eine compressive, vom Ende des Wortes her wirkende, das Wort von andren Wörtern trennende Kraft, nicht wie die beiden andren Mittel der Wort-Einheit eine attractive, vom Centrum aus die Teile zusammenhaltende Kraft aus.

Absicht kund, und ebnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen (¹), weil diese 10 Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschliefsen, und erkennt also 15 dadurch schon die selbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, dafs es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schliefsenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr als in einer andren Sprache ihres 137 Stammes, der Verschlingung des Gedankens auch die Verschmelzung der Laute, so dafs, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so 5 entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar

(¹) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gern, dafs ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da*) keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiednen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

---

*) *da keine — sie in]* A liest: *da ihn keine — in.*

6—19.] H⁴. f°. 72: *Wenn z. B. t in der Mitte des Worts vor a unverändert bleibt, aber am Ende vor dem Anfangs-a eines andren in d übergeht, so erkläre ich mir dies dadurch, dafs in jenem Falle das a, aller Selbständigkeit beraubt, nur die vocalische Herausstofsungsart des t ist, dagegen am Anfange des Worts Selbständigkeit und einen eignen Hauch (den spiritus lenis des Griechischen) besitzt, gegen den der ihm fremde [vorangehende], mit kleiner Unterbrechung ausgesprochene Endconsonant anstöfst. Die Verwandlung der dumpfen Endconsonanten in tönende vor Anfangsvocalen ist daher zugleich eine Trennung der Wörter durch augenblickliches Anhalten und eine Verbindung durch Lautassimilation.*

wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an
10 den Endconsonanten anschliefst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indefs stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich
15 aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstofsender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber
20 ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, dafs man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, dafs es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und
25 für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedankens spricht, so ist es doch merkwürdig, dafs auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, grofse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammen-
30 hängende und daher wohl nicht leicht blofs aus einer Sprache in
138 die andere übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden mufs; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu
5 einer inneren und äufseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst,
10 und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit: Buchstabenveränderung.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zu- 15 lassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Be- 20 deutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, daſs sie nun bloſs als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sachliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung 25 unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs 30 mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von 139 statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, 5 von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestoſsenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein muſs. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solchen Veränderung erklärende Analogieen 10 an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltig-

12. *innere]* vgl. 135, 28.
24. *sachliche]* A; *sächliche* D.

berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne daſs sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läſst es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu groſse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechts sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfasst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indeſs die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschlieſsen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbum, da sich

der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läfst.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit von einander abweichen. Man mufs sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt (was ich schon einmal bemerkt habe) das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden mufs. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äufsert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Ueberzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Mafse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache, und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indefs bleibt doch der Einflufs jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausfliefst, dafs überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wich-

---

21.] die Parenthese fehlt A B, rührt also von Buschmann her.

25. *woran — kann]* später eingeschoben. Aber schon der ganze Satz 19—27 *Man mufs — Gefühl* ist spätere Ausführung des folgenden Satzes: *Ich sehe hierin aber durchaus nichts absichtliches, so wie ich überhaupt Absicht (da dieser Ausdruck auf Verabredung hindeutet) den Sprachen fremd glaube. Allein ein Gefühl der u. s. w.* Z. 27.

15 tigem Einfluſs, daſs sowohl die Casusendungen, als die Suffixa, nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen gröſser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich 20 noch mehr erweitert.

Auſser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Consonanten, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende Lautbehandlung des Worts, nämlich diejenige, welche 25 seiner Gesammtbildung Einfluſs auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschlieſsung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die, schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluſs ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstoſsungen 30 am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren 144 Vocal denen des Wortes oder diese sich ihnen assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Uebergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein 5 phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stamm- 10 sylbe, deren Festigkeit erhalten werden muſs, den Endungen; es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäſsiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt,

---

15. *Suffixa]* bezeichnet hier nur die Thema-Suffixa.

1. *sich ihnen assimiliren]* A; *ihm* B D.

10.] Hinter *Endungen* stand noch: wie es z. B. der gothische Plural *halpum* gegen den Sigularis *halp* thut. Dies ist in B gestrichen und fehlt D.

dafs die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist (¹). Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaafses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Uebergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guna* und *Wṛiddhi* zwei so kunstvoll ausgebildete, und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, dafs sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschliefslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guṇa und Wṛiddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um (²), und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guṇa und Wṛiddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem

(¹) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *r*-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbum कृ, *kṛi*, (कुरुतस्, *kurutas*) lässt sich anders erklären.

(²) Hr. Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen des *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46—49. §. 36—39, selbst nach.

Verständniſs im mindesten Eintrag zu thun. Im Guṇa und Wṛiddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guṇa und Wṛiddhi nicht als einen bloſsen, sonst in vielen
20 Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, daſs bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im
25 Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursache gesucht
146 werden muſs, und daſs daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guṇa und Wṛiddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेद्मि,
5 *wêdmi,* und den, nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima,* mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

10 Guṇa und Wṛiddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht bloſs gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maaſse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist
15 diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guṇa, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wṛiddhi: स्तव्य, *stawya,* ein Preiswürdiger,
20 स्ताव्य, *stâwya,* ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender.

5.] Gegen diese Erklärung, die Bopp später aufgegeben hat, spricht sich H. H[s]. f°. 180[19]. — f°. 180[28] höchst ausführlich aus, und ohne eine feste Meinung auszusprechen, bemerkt er doch f°. 180[29]: *Ich glaube, daſs der Grund des Vocalwechsels in* [der Unterdrückung] *der Reduplication zu suchen ist, oder doch auf das genaueste mit ihr zusammenhängt.* Er meint f°. 180[30]: *daſs die Reduplication offenbar die Grundlage, mithin der Vocalwechsel das später hineingebrachte ist.* Damit wendet er sich auch gegen Grimm's Ansicht vom Ablaut.

Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar mufs man hier das Wṛiddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewissermafsen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, dafs durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guṇa und Wṛiddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde; man mag nun annehmen, dafs im Guṇa ein kurzes, im Wṛiddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder dafs immer ein kurzes *a*, im Guṇa vor den einfachen Vocal, im Wṛiddhi vor den schon durch Guṇa verstärkten tritt (1). Die blofse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wṛiddhi gerechnet. Da nun in Guṇa und Wṛiddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht und seinen Grund ausschliefslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guṇa- und Wṛiddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guṇa, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte

(1) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r. 33.) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme läfst sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guṇa und Wṛiddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne dafs es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren Diphthongen des Guṇa übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichartigkeit der Töne liegt, so ist es begreiflich, dafs Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, dafs die Guṇa-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Dafs sie gegen die Diphthongen des Wṛiddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen *(ay, aw* gegen *ây, âw),* läfst sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so mufste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*ṛ*.

---

24. *Ungleichartigkeit]* A. *Ungleichheit* B D.

Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloſs symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können (1). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guṇa nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, auſser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muſs, ist die Guṇirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guṇa hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermaſsen dem Accent, indem die gleiche Wir-

(1) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier, S. 50.) zu führen. [H4. S. 108: *Allein die Flexionen entstehen dadurch eigentlich nicht, und noch weniger hebt dies auch im Sanskrit die Affigirung auf. Der Unterschied liegt bloſs darin, daſs mit dieser eine weniger materielle, entschiednere und innigere Wortverschmelzung verbunden ist. Ich kann daher auch der groſsen Abtheilung in Sprachen der Flexion und der Affigirung, wie ich öfter erklärt, nicht beipflichten.* [Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, daſs dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte und daſs er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin machte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblöſst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift. [Vgl. schon Abh. über gr. F. 415, 5—12].

16. *inneren]* 135, 28. 17.] Vgl. Z. 27. 33. *machte]* A; *gethan hatte* B. D.

kung, das Uebergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guṇa und Wṛiddhi durch die erweiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in [149] bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, daſs sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu leugnen, daſs sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehuug, daſs das Guṇa in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kṛidanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixa gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wṛiddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guṇa, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkühr des Sprechenden; auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guṇa annehmen. Es entsteht dies daraus, daſs die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslauten läſst. Die Bedeutsamkeit des Wṛiddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haḅen. In allen diesen Fällen

---

15. *der Stammsylbe der Declinationsbeugungen]* hiermit ist die Wurzelsylbe der Nomina gemeint.

22. *was — geschieht]* D; *wie sonst nicht* A.

26. *auslauten]* A; *auslaufen* B D.

30 erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe
150 Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, daſs die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wṛiddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das
5 Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guṇa bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen
10 guṇirten und guṇalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wṛiddhi gegen Guṇa hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermaſsen als Ausnahme über-
15 sehen muſs, doch gewiſs im ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die
20 Endung unmittelbar an die Wurzel anschlieſst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guṇa fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einfluſs

---

30.] H⁴. 160: *Der Hauptbegriff, der das Lautgefühl bei dieser Andeutung leitet, ist der der Abstammung. Das Zeugende erweitert gleichsam sein Dasein im Erzeugten:* Drupada; Draupadi *seine Tochter. Dazu gesellt sich auch unmittelbar die Andeutung der Menge und der Erweiterung des Begriffs:* Uksha *ein Ochse,* aukshaka *eine Heerde Ochsen;* suhṛid *Freund,* sauhṛida *ja auch mit doppeltem Wṛiddhi* sauhārda *die Freundschaft. Das Adjectivum läſst sich als abstammend von Substantiven ansehen, . . . es ist auch, da es vielen Substantiven zugleich zukommt, eine Erweiterung des Begriffs . . . Auch in Substantiven zeigt sich der Begriff der Abstammung:* dwipa *Tigerfell,* dwaipa *ein mit Tigerfellen behängter Wagen, gleichsam Sohn des Tigerfells.*

10—18.] H⁴. 165: *Wo in einem Tempus Personen mit und ohne Guna vorkommen, folgt Wṛiddhi nicht nur dieser Spaltung, sondern stiftet im reduplicirten Präteritum auch gegen das Guna wiederum eine neue, indem dort bei den vocalisch endenden Wurzeln die 3. sg. immer, die 1. nach Willkühr, die 2. niemals Wṛdhi annimmt. Wo in diesen Personen Wṛiddhi ausfällt, tritt Guṇa ein. Auch die Spaltung zwischen Parasmaipadam* [Activum] *und Atmanepadam* [Medium] *findet sich beim Wṛiddhi. Dasselbe gehört alsdann ganz dem ersteren an, sodaſs, wenn einmal Spaltung vorhanden ist, das Atmanepadam immer in der Vocalerweiterung hinter dem Parasmaipadam zurückbleibt. Bloſs im Precativus verhält es sich umgekehrt.*

der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, lässt sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guṇa, obgleich er auch da in bestimmten Fällen 25 regelmäſsig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guṇa überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des 30 Verbum geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr 151 dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guṇa, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in 5 der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich und gröſstentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guṇa abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guṇa annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache 10 den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das 15 fehlende Guṇa, ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Präteritum, bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer guṇalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guṇa (unser jetziges Augment-Präteritum der Wurzeln der 20 ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, daſs es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Präterita giebt, so daſs die Bildungen

3—6. *Vielleicht — entsprang]* Vgl. 154, 10—22. Ueber diese Vermutung vgl. Einl. zu §. 21 B. b.

des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guṇa, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermaſsen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guṇa verdrängt oder angenommen worden ist? und man muſs sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guṇa und Wṛiddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie reichen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklickem Ausdruck, »bis auf den Grund und Boden« derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniſs geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmählich entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Be-

---

2. *reichen]* H[4]. f°. 155 und bei Grimm selbst, Deutsche Grammatik II, 5. *gehen* A. D.
5—6.] *den dunklen — antreffen]* H[4]. 169: *den unregelmäſsig breiten und rauhen Lauten, die eine Sprache durch ungebildete Mundarten erhält.* Hierdurch erhält das Wort *gemildert* (7) erst seinen vollen Sinn, wird aber namentlich Z. 14 erst verständlich.

13.] Ueber das Sanskrit überhaupt jedoch bemerkt H[4]. f°. 147: *Die Sanskrita-Sprache verräth durch unverkennbare Spuren, daſs mit ihr schon viele grammatische Veränderungen vorgegangen waren, ehe sie in den Zustand kam, in welchem sie uns überliefert wurde. In diesem ist sie ferner offenbar die Landessprache des gebildeten Theils der Nation gewesen, und muſs sich zur Volkssprache, dem Prakrit, auf ähnliche Weise verhalten haben, als das Hoch-Tamul und Hoch-Telugu zum Volks-Tamul und Volks-Telugu. Wir besitzen daher, meiner Vorstellung nach, im Sanskrit eine der relativ späteren Niedersetzungen der Sprache und zugleich eine aus dem vereinigten Sprachgebrauch der höheren Classen, der Dichter und Gelehrten und der Grammatiker hervorgegangene Anordnung derselben.*

17. ff.] Vgl. S. 82.

deutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als bloſse Lautgewohnheit, den Sprachen vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, 20
wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluſs des Lautgefühls, daſs nicht immer der Wurzelvocal, sondern lediglich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daſs man fünf oder sechs verschie- 25
dene, durch die Sprache vertheilte Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber flieſsen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung 30
ist bisweilen so künstlich, daſs die eigentlich dem Worte voranzu- 153
gehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daſs dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als 5
solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenflieſsen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt ([1]). Es ist dies ein merk- 10
würdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten. 15

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu verbinden, äuſsert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen

([1]) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Pluspuamferfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

17. *im Sanskrit]* fehlt A., in B. D. eingeschoben.

Wurzellaut, so daſs der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll.
20 Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vieltörmigen Präteritum der Causalverba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs-
154 und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Uebergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guṇa gesehen, die enge Ver-
5 bindung der übrigen dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich
10 eigen. Aber auch hier, wie beim Guṇa, wird man auf die Vermuthung geführt, daſs sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln lieſsen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba
15 der dritten Classe unterscheiden sich bloſs durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guṇa. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des
20 individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlaſs geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine, die Wort-
25 einheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den, Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da

27. *da]* = während.

das *Alpha privativum* sich bloſs mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, be- 30 stimmte gröſsere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber 155 in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guṇa, und erweitert sich zu Wṛiddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so groſses Uebergewicht, als möglich, geben will. 5 Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Auſser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen 10 noch eine Reihe andrer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe 15 durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermaſsen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den, sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entpringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus 20 der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äuſsern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön 25 geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem an- 30 deren Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten 156

Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp) zugleich versehen mit Augment und Reduplication liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniſs zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (अजगदं, *ajagadam*, ⏑⏑⏑⏑, von गद्, *gad*, reden) oder spondäisch (अदध्राडं, *adadhrâḍam*, ⏑––⏑, von ध्राड्, *dhrâḍ*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (अदुदूषं, *adudûsham*, ⏑⏑–⏑, von दुष्, *dush*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achîkalam*, ⏑–⏑⏑, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaaſs. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte quantitative Verhältniſs dieser Formen, so findet man, daſs die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloſs das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, daſs dies keineswegs der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven,

sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stöfst, giebt sie ihr Vorhaben auf, läfst die Wurzelsylbe unverändert, 10 und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach, kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältnifs ist. Zugleich beachtet die Sprache 15 die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herfliefst. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel, und läfst also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Be- 20 merkenswerth ist es, dafs auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer 25 Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, 30 wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unter- 158 schiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten (1).

(1) Was ich hier über diese Form des Präteritum der Causalverba sage, habe ich 22 158 aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die ver- 25 schiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, dass eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenig Leser interessiren könnte.

---

28. 30. *Alphabet. Lautsystem]* mit einer großen Menge von verschiedenen Lauten einen systematisch geregelten Lautwandel verbindet. Vgl. 78, 8.

§. 16.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit: Accent.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche
5 Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigenschaften unterscheiden: die eigenthümliche Geltung ihrer Laute, ihr Zeitmaaſs, und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigne
10 Natur bestimmt, und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelen-
15 volleres Princip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die Betonung der sie
20 unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten läſst, aufgehoben, und diese Auf-
159 hebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor.

---

8. *Geltung]* A.; *Gattung* B D.

10. *ihre]* der Sylbe.

13. *ihr von ihm]* der Sylbe von dem Redenden.

17. H[1]. S. 57: *Er ist das Mittel, durch welches die Sprache die Rede, welche, ohne ihn, aus bloſs an einander gereihten Grundtheilen bestehen würde, in verschiedene neben- und untergeordnete Ganze verknüpft und absondert . . . Er schafft verschiedene Tongebiete, und trennt die Sylben indem er eine neue Betonung anheben läſst. Er folgt hierin unmittelbar der Richtung des Gedanken, und dient, den Fluſs der Rede dem Fluſs der Gedanken ähnlich zu machen, aber er wird bedingt durch die Gesetze der Aussprache und fügt sich, jedoch mehr oder weniger, denen des Wohllauts.*

Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung bedingen einander, und jede zieht unmittelbar und von selbst die andre nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort läſst sich ohne einen Accent denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen (1).

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluſs der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor. Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluſs wird auch diesem Erforderniſs auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das bloſse Verständniſs gehende Bedeutsamkeit. Es drückt

(1) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande abführen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschließen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie οὐκ in Sophocles. *Oedipus Rex. v. 334—336. Ed. Brunckii),* wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete Betonung besaſsen. Dass jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero. *Orat. 18. natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht ließen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (περὶ τόνων. *Ed. Barkeri. p. 190.*) von Aristophanes: τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.

---

9. *zwei Wörtern]* H[1]. 58: *Das Wort entsteht erst durch den Accent, der ihm die Einheit des Begriffes einhaucht. Wenn sich in einem einfachen Worte zwei ganz gleiche Betonungen fänden, so stellte sich die Einheit des Begriffs nicht sinnlich auch vor dem Ohre dar, und die Angemessenheit der Begleitung des Gedanken durch den Laut wäre gestört.*

sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedankens und seiner Theile weit über das Maafs des blofsen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaafs, und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd, mit sich fortreifst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das, durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in grofser Reinheit und Schärfe aufgefafsten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau (¹). Wäre das Bedürfnifs starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfnifs der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der grofsen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung

(¹) Diesen interessanten und zugleich schwierigsten Theil der Englischen Aussprache, die Betonung, hat Buschmann in seinem Lehrbuche der Englischen Aussprache ausführlich behandelt und gröfstentheils selbst geschaffen. Er giebt für dieselbe im Wesentlichen drei Richtungen an: die Betonung der Stammsylbe oder ersten Sylbe (§. 2—15, §. 26. 27. und 33.), die Beibehaltung der fremden Betonung (§. 16—22.), und eine merkwürdige Attraction des Tones durch Endungen (§. 23—25.), zwischen welchen, wie besonders in §. 28—32. und in Anm. 34. entwickelt ist, die Sprache in ihrem nicht-Germanischen Wortvorrathe oft rathlos herumtappt. — Den von mir oben berührten Nebenaccent versucht Buschmann (§. 75—78.) für die Englische Sprache nach einer Sylben-Distanz (von zwei, und, aus Gründen ursprünglicher Bedeutsamkeit, gelegentlich von drei Sylben) festzustellen.

9—161, 8] Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 314—340.

15. *ernste Feierlichkeit*] Briefe an Goethe, S. 48: *Da ein Engländer in der That alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, mit Pathos thut.*

22—32.] Diese Anmerkung findet sich in A. nicht. Buschmann hat vergessen, sie als seinen Zusatz zu bezeichnen.

stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschliefsen, 10 ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen ἔγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent, und fällt in das Gebiet des Accents des ge- 15 wichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine, den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und schliefst dadurch das gewichtlosere an sich an (1). Durch diese Anschliefsung soll 20 aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern 25 das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich auf. 162

(1) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (ἀναβιβάζειν τὸν τόνον). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, daſs das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

8.] H[1]. 58: *Die wichtigste Art des wahren Accents und diejenige, welche am meisten der Sprache angehört, ist der Wortaccent. Der Redeaccent wechselt natürlich nach der Beschaffenheit der Rede und kann nicht an den Theilen der unverbundenen Sprache haften. Aber seine Behandlung im Ganzen gehört allerdings doch zu der Natur der Sprache. Sie liegt zwar in der der Nation eigenthümlichen Vorstellungs- und Empfindungsweise, allein die Sprache kann von dieser auch niemals getrennt werden, und besteht, aufser den gleichsam todten Elementen, immer zugleich aus der in der Seele der Redenden liegenden Eigenthümlichkeit des lebendigen Vortrags.* [Dieser unterscheidet sich f°. 60] *durch das mehr oder minder starke Herausheben der Verstandesgeltung der Wörter und Sylben, da wohl jedes Volk hierin einem eignen Gefühl folgt.*

9. Das. 59: *Obgleich mehrere Worte eigentlich bloſs durch den Redeaccent verbunden werden, so geschieht dies in einigen Fällen doch auch durch den wahren Sprachaccent . . . enklitische Wörter, die es bei weitem nicht bloſs im Griechischen, sondern wenn man genau darauf achtet, in allen Sprachen giebt und geben muſs.*

1. *auf sich auf]* Vgl. Z. 3 *an sich an.* Buschmann hat in B. das letzte *auf* gestrichen; und so fehlt dieses auch in D.

Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schliefst ein andres an sich an. Die besondre Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einflufs auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei aufeinander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung (1). Ich habe diese Einzelheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

(1) z. B. Ilias. I. *v.* 178. *θεός που σοὶ τόγ' ἔδωκεν.*

16.] Hier ist ein Stück ausgefallen über *Die Trennung der Wörter in der Schrift*, wovon eben nur die Ueberschrift, oder genauer diese Anfangsworte erhalten sind. Der ganze §. 16 stammt aus einem andren Zusammenhange, wie aus A. bestimmt ersichtlich.

---

§. 17.

Gliederung des Satzes.

Einleitung des Herausgebers.

Wir kommen hier zu dem zweiten der zu Anfang des §. 13 S. 105, 26 angegebenen beiden Punkte. Es sieht aus, als wäre in dem ersten Satze unseres Paragraphen auch auf §. 13 verwiesen. Aber auch in §. 15. ist von der Zusammenfügung der Elemente die Rede (132, 28—134, 21), noch abgesehen von §. 10. Dies beweist also nichts gegen meine Vermutung des späteren Ursprungs von §. 13b. Vgl. auch Einl. zu §. 15.

Von den drei Methoden der Gliederung des Satzes wird aber die echt flexivische, besonders durch das Sanskrit vertreten, die lautlose mit Hülfe von besonderen Wörtern, durch das Chinesische vertreten, hier nicht näher betrachtet: dies geschieht später. Nur die dritte, die Methode der Einver-

leibung, wird ausführlich dargestellt, und als ihr besonderer Vertreter das Mexikanische betrachtet; doch wird ihr Auftreten auch anderwärts nachgewiesen. Also liegt hier keine Einteilung der Sprachen vor.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bis hierher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes, betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache muſs also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht bloſs weil sie von gröſserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschlieſslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Worts seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschlieſsen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, oder durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständniſs festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetzes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich

---

17. *bis hierher]* A.; *bisher* B. D.
18. *Zusammenfügung seiner Elemente]* Vgl. §. 13. *in seiner Einheit]* §§. 15. 16.
6.] *Verstande nur* A.; *Verstande, theils nur* B. D.
7.] *ist, oder durch* A.; *ist, theils durch* B. D.
9. *beiden]* d. h. das sanskritische und das chinesische Mittel.

einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so
zerschlagen Sprachen, die sich dieses Mittels bedienen, die Einheit
des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung,
20 sie immer fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar
die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der
Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht
daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit
zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexions-
25 sprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, daſs die Fle-
xion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat,
wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung
ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigent-
lichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile
30 trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern
164 gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes derge-
stalt enge zusammen, daſs eine unvollkommene Ausbildung des
einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, daſs
keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprach-
5 bildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorg-
fältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung,
die ganz indirecte und gröſstentheils lautlose Andeutung derselben,
und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer
möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft
10 die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen.
Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen ein-
zelne stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben
bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da
lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder loserer Conse-
15 quenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder
derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich
gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

---

18. *die sich]* A. B.; *welche sich* D. So hat Buschmann häufig das Relat. *der die das* in *welcher, e, es,* verwandelt, was ich stillschweigend corrigire. *dieses]* sc. dritten.

Einverleibungssystem der Sprachen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine lautverbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere (¹) das Verbum, als den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt, soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Gepräge eines

(¹) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens *Mexico.* Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung *Mejico* ganz unwiderruflich gewordenen, durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäfs, ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes *Mexitli* und des davon herkommenden der Stadt Mexico ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben lässt, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, dafs Castilien auf Mexicanische Weise *Caxtil,* und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar,* wägen, *pexuvi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmafsung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. *(Saggio di storia Americana.* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Da die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x.* Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechslung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französchen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Aeufserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke [Dafs das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: dafs die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegenden Laute, so wie diese selbst, bezeichnen]. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müsste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiäner aussprechen, genauer genommen aber so, dafs der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

---

26. *Mexitli* B. D.; *Mexitl* A.

17. *Da]* A.; *Weil* B. D.

21. *Exjesuiten]* von H. in A.; Buschmann hat in B wie in D Ex-J.

26—31. *Dafs — bezeichnen]* Dieser Satz findet sich in A nicht, und das weiter Z. 31 folgende *also* bezieht sich nicht auf ihn. Buschmann hat vergessen, ihn als seinen Zusatz zu bezeichnen, und hat auch nicht beachtet, dass durch *also* eingeleitet etwas ganz anderes folgt, als was er sagt. Auch dürfte sich zwischen dem stummen *sch* und dem tönenden frz. *j* schwerlich eine Mitte finden lassen.

verbundenen Ganzen: *ni-naca-qua,* ich esse Fleisch. Man könnte hier das mit dem Verbum verbundene Substantiv als ein zusammengesetztes Verbum gleich dem Griechischen *κρεωφαγέω,* ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, daſs sie mit dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema der Construction zu haben verlangt: *nic-c-qua in nacatl,* ich esse es, das Fleisch. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum läſst sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbestimmtes Pronomen: *ni-tla-qua,* ich esse etwas, *ni-te-tla-maca,* ich gebe jemandem etwas. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird, und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, daſs jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung, hinzutritt. So ist von *ni-nemi,* ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen,* ich habe gelebt, von *maca,* geben, *o-ni-c-te-maca-c,* ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, daſs die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einver-

---

5. *hier — als] diese Verbindung dem Verbum als* B. D. *des Substantivs mit hier das mit dem Verbum verbundene Substantiv als.*

16. *jemandem]* so von H. selbst zu Z. 17 aus *jemanden* corrigirt.

19. *Wörter]* objectiven Nomina.

leibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze 20
Methode misslich für das Verständniss werden würde, und die man
daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Die Nomina
legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer
begleiten, und sie als Nomina charakterisiren. *Fleisch*, das wir im 25
Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heisst absolut *nacatl* ([1]). Von
den einverleibten Pronominen wird keines in gleicher Form abge- 167

([1]) Der Endlaut dieses Worts, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermaßen 166
zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen
Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno *(Arte novissima de lengua
Mexicana.* 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, dafs die beiden Consonanten zwar im Anfange 5
und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende 167
nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich
beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht,
claclacolli nnd *clamancli* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittlung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexikanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, dafs die heutige 10
Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. [Hierfür zeugt auch das
in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *claco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb.] Der Cora-Sprache fehlt das *l*, und sie nimmt daher bei Mexicanischen 15
Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein *c*), so dafs *tlatoani*, Gouverneur,
tatoani lautet. [Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden
Cahita-Sprache in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch 20
nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist,
wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatacoli* hat. *(Manual
para administrar á los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos.* Mexico 1740.
pag. 63)]. Ich schrieb den Herren Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die
aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth 25
nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, dafs die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursach darin liegt, dafs der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender ist? Auch in der Aussprache
von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst erprobt, dafs diese 30
Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund
für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten,
mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre
Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zenteno's Aeufserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lauts hervorzugehen, die er 35
nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

12—15. *Hierfür — halb]* nicht in A, also wohl von Buschmann.
18—24. *Dafselbe — pag. 63]* nicht in A. Zusatz von Buschmann.
24. *den Herren A. u. C.]* B D. *beiden gedachten Männern* A.
24. 25. *die — hervorgehende]* B D. *diese* A.

sondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder 168 weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, daſs die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständigen persönlichen Pronomina können zwar den hier 5 geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eignen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, daſs in dieser allemal bei der dritten Person ein sie 10 andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, daſs das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiednen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen 15 daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschlieſsen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stöſst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren für 20 oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müſste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder 25 vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, auſserhalb nachfolgen lassen: *chihua,* machen, 30 *chihui-lia,* für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a*

in *i* nach dem Assimilationsgesetz, *ni*[1]-*c*[2]-*chihui*[3]-*lia*[4] *in*[5] *no*[6]-*piltzin*[7] *ce*[8] *calli*,[9] ich[1] mache[2] es[3] für[4] der[5] mein[6] Sohn[7] ein[8] Haus[9]. [168]

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, daſs sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen auſserhalb des Verbum stehenden Theilen aber kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, läſst sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern läſst, wo sie nicht alles in Eins zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniſs zum Satze gemäſs, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder es so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. [170] Es liegt vielmehr offenbar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt,

nicht aus Theilen allmählich aufgebaut, sondern als zur Einheit ge-
5 prägte Form auf Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzu-
steigen, so verbindet zwar der Mensch gewiſs immer mit jedem,
als Sprache, ausgestoſsenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn,
also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloſs, seiner Absicht nach,
10 ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer
Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das
ursprüngliche Verhältniſs des Satzes zum Worte nicht so denken,
als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur
nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie
15 es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muſs
man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem
unterlegen. Das sich im Laut äuſsernde Gefühl enthält Alles im
Keime; im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur
wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und
20 Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige
Verständniſs den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlos-
senen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten
hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine
gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin,
25 das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich
das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas
durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Ge-
bliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, daſs,
da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie
30 im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirk-
171 lichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen
zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im
Zustande der Selbstständigkeit denken muſs. Man darf mich
darum nicht so miſsverstehen, als schiene mir deshalb der Mexi-
5 canische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die An-

---

14—17. *Denkt — unterlegen.]* 85, 11. 12.

wendung von Zeitbegriffen auf die Entwicklung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Mifsliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammen- 10 fügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmäfsige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomen an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich 15 schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbum selbst, ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, dafs, was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schliefsende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes 20 Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überläfst, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt. 25

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Aehnlichkeit, dafs sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbum angeben, und dadurch den Mangel 30 an Beugungen für das Verständnifs des Satzes zu ersetzen suchen. 172 Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise am Verbum, so dafs sie sogar gewissermafsen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben, wie man die anderen 5 Theile des Satzes darauf beziehen soll. Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos. Der Mexicanischen kann man

---

21. *da]* = während. Vgl. 209, 17.

am Verbum, in welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schoofs seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht blofs das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache festgesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart des Verbum mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundernswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, dafs das Verständnifs an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomen in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen gröfstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so mufs es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Mifsverständnifs vorgebeugt werden. Hieraus entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbum. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des grofsen Delaware-Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische,

---

15. *an ihm]* B D; *am Verbum* A.
25.] B D *bewundrungs-*
4.] B D *hierdurch.*

einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu 10 hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so dafs man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, meistentheils gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, nament- 15 lich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomen durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in 20 dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, dafs das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkürlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick 25 in der That willkürlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin immer *du greifst mich* und *mich greift er*, nicht umgekehrt, sagt. Indefs mag doch ein Grund darin liegen, dafs die 30 beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor 174 der Phantasie des Volkes ausübten, und dafs das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Uebergewicht zu haben; denn die dritte wird, als 5 leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend, mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht 10

13. *meistentheils]* A, fehlt in B D, wohl weil Buschmann glaubte, es sei gestrichen, was es mir nicht scheint, wie auch das sogleich Folgende beweist.

für diese Ansicht, daſs in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomen in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt ge-
15 wordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, daſs man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daſs auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Be-
20 ziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben bloſs Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's (1) Paradigmen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden
25 Regelmäſsigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel
175 erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den gröſsten Theil der Beugungen aber führen die
5 erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, läſst sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, daſs sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äuſseren Umständen, den Sprachbau
10 auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu groſse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, groſsentheils ein für
15 allemal gestempelter Ausdrücke bedienen muſs, von welchen sie

(1) John Eliot's *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering. Boston. 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau. Philadelphia. 1827. und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering. 1823.

---

18. *oben]* 72, 4—18.

nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als dafs ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorge- 20 nommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, dafs sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern 25 die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbum selbst legt; allein sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbal- 30 form eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pro- 176 nomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbum selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren 5 in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination 10 zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vor- 15 beugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem

---

20.] Ursprüglich: *So leidet die Worteinheit, wenn man sie über ihre wahren Gränzen hinaus ausdehnt.* Vgl. 176, 19 f. 27.

Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, daſs dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Be-
20 griff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomen und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das bloſs in der Construction Zusammengehörende auch
25 im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomen minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theil des Satzes vorherrschend, sondern wurde bloſs als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum
30 durchaus frei erhalten.

177 Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomen in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nämlich des Besitzpronomen mit dem Nomen, nicht erwähnt, weil derselben zugleich, und sogar hauptsächlich, etwas anderes, als das, wovon wir
5 hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung, und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Haupttheile der Sprache. Im Mexicanischen, und nicht bloſs in dieser Sprache, hat diese Verbindung zugleich eine syn-
10 taktische Anwendung, und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nämlich der Zusammenfügung des Pronomen der dritten Person mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen läſst, *sein Haus der Gärtner*, statt *das Haus des Gärtners*, sagt. Man sieht,
15 daſs dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem, ein nachgesetztes Substantivum regierenden Verbum, ist.

Die Verbindungen mit dem Besitzpronomen sind im Mexicanischen nicht bloſs überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern
20 mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und

27. *Theil]* A *Theile;* B D *Theils.*

der Glieder des menschlichen Körpers ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmaſsen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli,* die 25 Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan,* jemandes Mutter, und ebensowenig *maitl,* die Hand, sondern *to-ma,* unsere Hand. Auch in vielen andren Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar 30 kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vor- 178 stellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, faſst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Ver- 5 knüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich 10 erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitz- 15 pronomina dergestalt des Wortes, daſs die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, daſs es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine bloſs gelegentlich in der Rede 20 vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluſs der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schlieſsen

25 sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbum an, weil dieses gar nicht ohne sie gedacht werden kann. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbum zu dem Stamme hinzu. Nach 30 rein logischen Gründen, sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn 179 man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die gröſsere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen ge- 5 fordert. Daſs die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund als den haben, daſs dies Verhältniſs in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man streng ge- 10 nommen thun muſs, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlicher so vor, daſs sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung 15 von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomen und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. 20 In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbt an die Composita 25 zu erinnern, die, wie die *Bahuwrîhi's*, ganze Relativsätze in sich schlieſsen. Die letzteren sind nur in geringerem Maaſse in die Grie-

25. *oben]* 176, 1—8. 27. *gar — kann]* A.; *sich gar nicht ohne sie denken läſst* B D.
14. *gewöhnlicher]* A; *gewöhnlich* B D.

chische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden 30 gelassene Constructionen, als sie durch allzu große Zusammen- 180 ziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze 5 auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen läßt, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem 10 Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprüng- 15 lich eigen war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenem Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

5. *in Sätze]* ist in A gestrichen.

§. 18.

Congruenz der Lautformen der Sprache mit den grammatischen Forderungen.

Einleitung des Herausgebers.

Wenn uns dieser kurze Paragraph als ein selbständiges Stück und ohne Ueberschrift vorläge: so würden wir uns damit außerordentlich freuen, obwohl wir es nur teilweise genügend klar und deutlich fänden. In seiner jetzigen Stellung dagegen als Paragraph 18, dem die §§. 10—17 vorangegangen sind, und §§. 19. 21 folgen, ist er noch überraschender als §. 14.

Er trägt eine Ueberschrift, die sehr entschieden an die des §. 12 erinnert. War das Verständnis dieses Paragraphen schwierig, so lag doch die Entstehung seiner Ueberschrift nach §§. 10. 11 auf der Hand. Jetzt sind die Lautformen ausführlichst betrachtet, und selbst die Satzgliederung ist in ihrer mehrfachen Erscheinungsweise geprüft; die Lautformen sind von Anfang an als Erzeugnisse des innern Sprachsinns immer mit Rücksicht auf ihre Bedeutung und die Forderungen des Denkens betrachtet worden; die innere Form selbst ist nach dem Maße der möglichen Verschiedenheit untersucht, — was soll nun noch ein Paragraph mit solcher Ueberschrift? ein Paragraph, dem solche Ueberschrift passte? Betrachten wir ihn näher.

Das Denken vollzieht sich nach logischen Gesetzen. Daraus nun, dass der Gedanke nach seinem idealen Inhalt wie nach seiner logischen Form sprachlich dargestellt werden soll, entstehen neue Gesetze, Gesetze solcher Darstellung des Denkens in Sprache. Diese nannte H.: *durch das Denken vermittelst der Sprache sich ergebende Gesetze* (180, 19—20 Anm.). Sind dies nun Gesetze des Denkens oder des Sprechens? Eigentlich und streng genommen: keins von beiden. Denn es sind Gesetze des Denkens in Sprache. Da aber Sprache, lebendige, vollzogene Sprache, nur Denken in Sprache ist, so kann man, zumal das Denken an sich seine eigenen logischen Gesetze hat, kurzweg sagen: es sind Gesetze der Sprache, und dies hat nur den Sinn: Gesetze des Denkens in Sprache. H. hat aber besser gesagt und hat den bestimmtesten, bezeichnendsten Ausdruck gewählt, den ich mir denken kann: es sind gar nicht Gesetze des Denkens, sondern solche, welche durch das Denken in Sprache, d. h. dadurch sich ergeben, dass man vermittelst der Sprache denkt. Er fügt hinzu, dass ohne solche Gesetze die Sprache [in Bezug auf den Redenden] *weder die Deutlichkeit des Denkens befördern, noch* [in Bezug auf den Hörenden] *das Verständnifs der Rede bewirken könnte.*

So wäre also der einführende Gedanke gut und klar ausgedrückt gewesen, und in nicht schlechterer Satzbildung, als sie häufigst bei H. vorkommt. H. hat aber den Ausdruck geändert und sagt: *Gesetze des Denkens durch Sprache.* Das ist eine Verdunklung des Ausdrucks. Es kann ganz dasselbe sagen, wie die früher gewählte ausführlichere Ausdrucksweise: es sind nicht Gesetze des Denkens an sich, sondern des Denkens-durch-Sprache. Aber wie leicht übersieht oder vergisst man die Bindestrichlein vor und hinter *durch* — und dann ist der hier gemeinte Gedanke verfälscht, und es bewegen sich vor unsrem Bewusstsein *Gesetze des Denkens* schlechthin, *durch Sprache* ist abgekoppelt, bewegt sich durch den einmal empfangenen Stoß immer langsamer und langsamer noch eine Strecke mit, bleibt endlich stehen und entzieht sich unsrem Blick, oder unser Blick entzieht sich der Sprache. Also hüten wir uns.

Aus diesen Gesetzen *fliefst* oder *entspringt* die grammatische Formung [das eine wie das andre Verbum ist ein sinnlicher Ausdruck, und wir müssen uns abermals hüten], und sie *beruht* [abermals ein sinnlicher Ausdruck, also ein neues NB.] *auf der Congruenz* [wieder NB.] *der Lautformen mit denselben* oder *mit diesen Gesetzen.* Ich sehe zunächst nicht ein, wie der Sinn dieser sinnlichen Ausdrücke ein andrer oder irgend mehr sein kann, als der:

die grammatische Form ist die lautliche Bezeichnung der Denk-durch-Sprache-Form. Letztere war §. 11 innere Sprachform genannt. Freilich umfasst letztere außer den Formen des durch-Sprache-Denkens auch seinen Inhalt; und wenn wir auch schon im §. 12 erfahren haben, dass es sich um eine Synthesis von innerer Form und Lautform handelt, so haben wir doch §. 13 bis 17 noch so viel Bestimmteres über die Bildungsweise der Lautform erfahren, dass es sich lohnen mag, jetzt von neuem an diese Synthesis zu erinnern mit specieller Beziehung auf die Form, abgesehen vom Inhalt der Rede. Aber gar nicht erinnernd spricht hier H., sondern er will etwas noch nicht Dargelegtes sagen, und führt das neue Wort *Congruenz* ein. Congruenz aber ist etwas ganz anderes als *Synthesis, Durchdringung*. Also ist auch letztere hier gar nicht gemeint, und die sinnlichen Verba, deren sich H. bedient, wollen mehr oder andres sagen als *ist*.

Also ist die eben gegebene Interpretation falsch. Da ich aber grammatisch nicht anders zu interpretiren wüsste, so bleibt mir nur die psychologische Interpretation. Ich mache also die Hypothese, H. habe jene entscheidenden Bindestriche vergessen, und darum hat er den ganzen schleppend und sinnlos gewordenen ersten Ausdruck gestrichen und so geändert, wie wir jetzt im Text lesen. Und nun bekommen auch die sinnlichen Verba ihren Sinn.

Gesetze des Denkens sind etwas ganz anderes als grammatische Formung; aber da es jene gibt, gibt es auch diese. Jene sind der Grund für diese: d. h. diese *entspringt* aus jenen. Aber wie entspringen? Denkgesetze sind und bleiben zunächst nur ein Inneres, auch wenn sie sich vor dem Geiste ausbreiten, sich dem Bewusstsein vorlegen. Grammatische Formung also *beruht* darauf, dass die innerlich erfassten Denkgesetze auch noch gewisse Lautgebilde vorfinden und sich in dieselben hineinlegen, wodurch eine Lautform zum Ausdruck einer Denkform wird und die Lautformen überhaupt mit den Denkgesetzen congruiren.

Durch nichts erinnert hier H. an §. 11, an die innere Sprachform; und wir können allerdings, wenn wir unsren Paragraph mit §. 12 vergleichen wollen, nur einen Widerspruch finden: dort muss die innere Form die Lautform durchdringen; hier müssen die Lautformen mit den Denkgesetzen congruiren. Die vermittelnde Stellung der innern Form zwischen Laut- und Denkgesetz bleibt ganz unbeachtet, wie auch der Articulationssinn.

Eine solche Congruenz, fährt H. fort, muss auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein. Natürlich; denn man denkt ja in jeder Sprache. Die Sprachen unterscheiden sich aber doch in der grammatischen Formung, und wie? Gradweise. Die Congruenz ist nicht in jeder vollendet. Dann hätte aber H. nicht sagen müssen *auf irgend eine Weise*, sondern in irgend einem Maße und Grade. Woher aber die mangelnde Vollendung? Wenn Jemand eine Figur einer andren congruent construiren soll und sie nicht völlig congruent construirt: so kann es sein, dass er das Muster nicht deutlich, nicht vollständig sieht, oder dass seine Hand nicht die Geschicklichkeit hat, was er sieht, nachzubilden. So kann auch im Volke die Schuld unvollendeter Congruenz der Lautformen mit den Denkformen eine doppelte

Ursache haben: entweder die Denkgesetze schweben der Seele des Volkes nicht in gehöriger Deutlichkeit vor, oder sein Lautsystem ist nicht geschmeidig genug, und eins wird immer auf das andere zurückwirken. Die ungeschickte Hand lässt auch das Auge nicht zu völlig scharfer Auffassung der Umrisse kommen, und das ungenügende Auge lässt die Hand ungeschickt.

Hierin ist allerdings dasselbe gesagt, was schon §. 11. S. 96, 15—20 und öfter über den Einfluss des Lautes gesagt ist. Darum wäre das ganze an sich überflüssig. Dass hier wesentlich dasselbe gesagt sein soll, was im §. 12 anders gesagt ist, geht schon aus dem mehrfach hier und dort gebrauchten Ausdruck *Vollendung* hervor (101, 24. 25. 103, 7. 180, 23. 27. 181, 4). Erstlich aber soll das Gesagte nur das Folgende einleiten; und zweitens, da es ja doch von §. 12 stark abweicht, es ist wieder ein andrer Gesichspunkt gegeben. Wir haben auch hier wieder eine völlige Zerreißung des einheitlichen Actes der Sprachschöpfung; doch kann gelegentlich der angedeutete Standpunkt förderlich sein.

Zunächst aber kommt H. auf einen Punkt, der längst hätte bemerkt werden müssen, also ein sehr schöner Nachtrag über die Stempelung des Wortes zum *Redetheil.* Sie geschieht durch *Flexion* (181, 5), und dieses Wort scheint hier den ganz allgemeinen Sinn der Beugung zu haben. Nicht der Verstand, nur die Sinnlichkeit hat in der Sprache schöpferische Kraft. Die lebhafte sinnliche Anschauung erfasst die Wirklichkeit nicht bloß in ihrer qualitativen Beschaffenheit, den Gegenstand nicht bloß in seiner concreten Einzelheit, sondern auch in seinem allgemeinern Gattungsbegriff, der sich ebenfalls an der Einzelheit sinnlich kund gibt (181, 16—182, 3), und daraus entspringt die Flexion und der Redeteil.

Aber doch nicht bei allen Völkern hat die Anschauung diese Regsamkeit, und darum haben manche oder viele Völker mehr oder weniger unvollendete Flexion und mangelhafte Stempelung der Wörter zu Redeteilen. So weit ist alles verständlich, und wir freuen uns des hier gewonnenen Zuwachses an Belehrung.

Das Folgende aber (182, 4—18) bietet dem Verständnis bedeutende Schwierigkeiten ohne, wie es scheint, entsprechenden Gewinn. Mein Commentar zeigt in den drei ersten Zeilen einige Gewaltsamkeiten. Z. 10 erfahren wir, aber nur beiläufig, dass die Aufnahme des Gegenstandes in seiner Gliederung auch unrichtig, und also auch mannichfach geschehen kann, und wohl auch dass die *Gestaltung im Laute* mangelhaft sein kann; denn nur in der echt flexivischen Satzbildung geschieht es richtig. Diese aber ist unerklärlich: sie bricht *unmittelbar* Z. 13 aus dem Geiste hervor. Sowohl diese Unmittelbarkeit, als auch der folgende Satz 14—18 erinnert uns an die Schöpfungsweise des Dichters, welche ja H. öfter als einzige zulässige Vergleichung herbeiruft. Hier erinnern die Worte 16—18 *dadurch — scheint* unmittelbar an folgende Stelle der Schrift über Herrmann und Dorothea und finden darin ihre Erklärung (S. 38): *Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Object der Phantasie zu verwandeln* [dasselbe lässt sich von dem sprachlichen Satze sagen], *fängt er an und hört damit auf, das gröſste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung*

aufgegeben ist, sich und die Aufsenwelt um ihn her auf das innigste mit einander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen [hier Z. 8. 16], *dann aber als einen frei und selbst organisirten wieder zurückzugeben* [im gegliederten Satze], *auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen.* — So ist auch 181, 26—29 genau das, was H. *Objectivität des Dichters* nannte, von dem er ferner nicht nur Totalität in der Hinsicht forderte, dass sein Gegenstand mit allen andren seines Kreises, also nach außen, verbunden erscheine, sondern auch Einheit und Gesetzmäßigkeit innerhalb des Gegenstandes, sodass alle Momente desselben zugleich klar auseinander gehalten und mit einander verwebt hervortreten (H. u. D. WW. IV, 130. 234, 14—19).

Das Folgende über die Einverleibung wird durch den Commentar völlig klar sein.

Der Satz 182, 29—183, 6 bezieht sich jetzt unleugbar auf die Einverleibung, und dann muss man ihn auf 166—168 beziehen.

Und nun folgt eine Stelle, welche den durch die Ueberschrift des Paragraphen gegebenen Gesichtspunkt zur Anwendung bringt. Die Lautformung erscheint als selbständige Schöpfung, welche den innern Sprachsinn geradezu beschränken kann, aber auch zuweilen ihm eine Fülle von Mitteln vorrätig anbietet, die erst allmählich vom innern Sinn benutzt werden. So entsteht erst später und allmählich die Congruenz der innern grammatischen Form mit der Lautform und nicht überall in gleicher Vollendung; sie ist ein Erfolg der Entwicklung der Sprachen. Vgl. 84—90.

So erscheint dieser Paragraph als eine Aneinanderreihung von vier verschiedenen, zum Teil heterogenen Gedanken. Der Eingang 180, 19—27 ist schwach und drückt einen schon besser ausgesprochenen Gedanken nur aus, um das letzte Stück vorzubereiten, wo §. 12 durch einen andren Gesichtspunkt ergänzt werden soll. In der Mitte findet sich der neue Gedanke von der Stempelung der Redeteile, wonach ohne verbindenden Uebergang von der Einverleibung gesagt wird, was im §. 17 teils schon gesagt ist, teils hätte gesagt werden müssen.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen 180 des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der 20 Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz mufs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in

19—20.] Urspr.: *fliefst aus den durch das Denken vermittelst der Sprache sich ergebenden Gesetzen, ohne welche die letztere weder die Deutlichkeit des Denkens befördern noch das Verständnifs der Rede bewirken könnte. Sie beruht u. s. w.*

21. *denselben]* Urspr.: *diesen Gesetzen.*

der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, daſs jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewuſstsein der Sprache läſst sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äuſseren Anschauung, so wie der innren Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar: in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorübergehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles, sich in dem Angeschauten

---

27. *Die Vollendung]* Vgl. Z. 23, S. 99, 30. 101, 24. 25. 103, 7. 180, 29. 181, 4. 183, 8. 19.] Die besondere Beschaffenheit macht die Dinge, indem sie dieselbe unterscheidet, individuell; sie ist der Grund der Individualität und Differenz der Dinge gegen einander.

Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhält- 30 nisses und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorge- 182 brachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. 5 Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich 10 der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluſs der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die 15 äuſsere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, daſs in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom 20 Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluſs des inneren Sprachsinnes wieder zu

---

3. *Flexion]* im engern Sinne verschieden von 181, s. 5. Vgl. Einl. zu §. 14, S. 388.

4/5. *verschiedenen]* nicht von dem vorher angedeuteten Wege verschieden; sondern die *geistige Ansicht der Völker* gelangt auf verschiedenem Wege zum Satze, nämlich teils auf dem der Flexion, teils auf dem der Einverleibung.

6. *Sie]* die Satzbildung durch Flexion. *nicht von seiner Idee]* d. h. nicht von der abstracten Auffassung der Satzbildung durch Reflexion. Vgl. Z. 18. 20 f. 25. 181, 8 ff.

9. *dies]* die Aufnahme des Eindrucks und dessen Gestaltung im Laute.

12. *hier]* Z. 8—11.

15. *sie]* die geistige Verrichtung Z. 12.

16. *dadurch]* s. die Einl. S. 454. 20.] vgl. 169, 17.

11—18. *In ihrem — scheint]* ist später eingeschoben; nach „zusammen" (11.) hieß es in engem Anschlusse weiter: *Daher befindet sich die Einverleibungsmethode* u. s. w.

ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, daſs durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit 25 und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre 30 allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, 183 ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der 5 Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet 10 worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hinein baut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectum aus einer bloſs verschiedenen Form eines San-15 skritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden

---

23. *zu ihr]* zur Flexion. *in ihr]* der Einverleibung. *seine]* des Sprachvermögens.

23—29. *Immer — Gedankenverbindung]* Diese beiden Punkte sind später eingeschoben. Der Satz *Immer aber* beschränkt das Vorangehende: *selbst wenn und wo sie zur Flexion zurückkehrt* u. s. w. Der Satz *Indem sie aber* modificirt wieder diese Beschränkung. So gelangt man auf einem verwickelten Wege zu dem Satze *Die Beziechnung*, in dem eben gezeigt wird, wie die Einverleibung auf ihrer Bahn durch die Verwendung der Pronomina zur Flexion zurückkehrt. Ursprünglich aber galt dieser Satz nur von der Flexion.

1. *symbolischer* B D; *symbolischster* A.

3. *ihre]* der Beziehung 182, 29. 4. *oben]* 128, 20—29.

4—6.] Dieser Satz ist zwar auch Zusatz am Rande, aber, wie aus den Schriftzügen, aus Tinte und Feder hervorgeht, früher als die vorstehenden zwei Punkte *Immer* und *Indem*, und noch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Vorangehenden.

7. *Flexion in einer Sprache wahrhaft]* urspr.: *Flexion in ihrem wahren Wesen in einer Sprache wahrhaft.* Nun ist *in ihrem wahren Wesen* gestrichen. Ich hätte lieber diese Worte stehen lassen und hätte *wahrhaft* gestrichen.

9. *oben]* 84, 14 ff.

Einfluſs der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der 20 Sprache ein Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände 25 dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondere Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmählich gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch 30 im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich 184 bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, daſs das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen um- 5 gränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in gröſserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält. 10

---

§. 19.

Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips.

Einleitung des Herausgebers.

Auch dieser Paragraph umfasst zwei ganz heterogene Stücke, zwischen welchen, wie schon bei der Darlegung des Planes (vgl. oben S. 165) bemerkt ist, die Linie geht, welche unser Werk in drei große Abschnitte teilt.

Das erste Stück führt einen neuen Punkt der Untersuchung ein: zur Betrachtung der Gestaltung der Sprachform muss sich die des Entwicklungsganges der Sprachen gesellen; oder: im Leben der Sprachen gibt es zwei Perioden 184, 11—185, 2. Zugleich (185, 21—27) wird §. 21 vorbereitet.

Hierauf folgt ein Stück, welches psychologisch den Uebergang zum zweiten Teil des Paragraphen und zum dritten Hauptteil des Werkes macht; aber es enthält nur Bekanntes, früher schon Gesagtes. Dass jede Sprache eine Einheit habe, welche die Folge eines in ihr waltenden Princips ist, oder dass jede Sprache eine Form ist und ein Form-Princip in sich trägt, wissen wir nun ja längst aus §§. 8. 10. 11. 13. Dass dieses Princip sich oft nicht durch den schon vorliegenden Sprach-Stoff durcharbeiten kann, hat uns §. 10. 11. und 18 oft genug vorgeführt. Nun aber wird jetzt hinzugefügt, dass von diesem Princip des Formbaues auch der Entwicklungsgang der Sprache abhängt. H. macht hier die Theorie der Erhaltung der Kraft für den Geist geltend.

Statt nun diese Gedanken zu verfolgen, wie im §. 21 geschieht und daran die Betrachtung der litterarischen Entwicklung (§. 20) zu knüpfen, und dann hieraus in Zusammenhang die Folgen für die Classification oder Einteilung der Sprachen zu ziehen, geht H. schon hier (186, 30) zur Folgerung über, dabei ganz einseitig an das in §. 19 Bemerkte anknüpfend. So kommt H. zu zwei Sprach-Classen, zu solchen *Sprachen, welche in sich ein reines Princip kräftig und consequent entwickelt haben, und solche, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können* (187, 4—6). Dies ist ein *Unterschied, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist* (das. 2—3). Die ersten sind die *gelungenen Früchte*, die genialen Schöpfungen, des unter den Menschen in mannichfaltigen Bestrebungen wuchernden (6, 15) Sprachtriebes. Sie stellen die Sprachvollendung dar. So knüpft H. im Ausdruck an §§. 2. 3. an. In den andren Sprachen war entweder der Sprachsinn zu schwach, oder sie sind auf einseitige Bahnen geraten, wo jede Bildung die Kraft noch mehr schwächte und vom rechten Wege weiter abführte. — In den §§. 9—18 ist der Weg gezeigt, wie dies Form-Princip jeder Sprache aufgefunden, und wie daran die Vorzüge und Mängel nachgewiesen werden können. So ist die §. 8. S. 39, 15—18 gestellte Aufgabe gelöst. Und, füge ich hinzu, sie ist es noch mehr, wenn §. 21 hinzugenommen wird.

H. tut noch mehr. In dem dritten Theile, der uns noch bleibt, gibt er auch Beispiele der Darlegung und Prüfung der verschiedenen Formen der Sprachorganismen an mehreren besonders klaren und durch scharf ausgeprägte Eigentümlichkeit hervorragenden Sprachen. Die Flexionsmethode ist in den früheren §§. 14—18 mehrfach und durchaus genügend erläutert. Von ihr kann man behaupten, dass sie das *reine geniale* (188, 24) *Princip der Sprache* enthalte. Die Einverleibung, die Agglutination, die Isolirung zeigen ein schwächeres sprachbildendes Princip. Diese Principien treten in keiner Sprache ausschließlich auf; in jeder zeigen sich mehrere. In der Weise der Mischung aber offenbart sich die Indivualität der Sprache. Auch darin können sich einzelne Vorzüge geltend machen. Doch kommt es immer darauf an, ob die wesentlichen Forderungen des Geistes an die Sprache erfüllt werden.

Dies deutet H. hier nur an; es ist entschieden vorausgegriffen. Vgl. aber schon 43, 27. Anm. Ausführliches bieten §§. 22. 23. Dort werden wir eine weitere Zusammenfassung versuchen.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, grofsentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äufsren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einflufs des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältnifs mit der sich geltend machenden Kraft des

---

11. *im Obigen]* Vgl. S. 41. 62, 24. 64, 21—28.
15. 16.] Vgl. S. 110, 5—22.
19—21. *Es ist — zu sein]* Vgl. S. 64.
22. *Perioden]* Ueber das Sprst. §. 2. 8—12.
1. *in der Folge]* 279—296.

Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muſs sie dieselben, selbst unwillkürlich und ohne zum deutlichen Bewuſstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniſs möglich wäre. Eben dies müſste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschlieſslich vorwaltenden Princips sein. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwicklungsganges dergestalt durchlaufen, daſs an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, daſs die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schlieſst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch 186 gröſserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwicklungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein muſs, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit; und man kann es als ein

---

12. *Einheit]* 46, 29. 72, 5—13. 96, 19—20. 110, 24.

30. *rein organischen Stoff]* solcher Stoff wäre entweder eine vom Principe nicht durchdrungene Lautform oder eine die Lautform allerdings beherschende, aber vom Denken nicht geforderte, gar dasselbe hemmende innere Form.

sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, 10 mit der Freiheit auch Gesetzmäſsigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfniſs des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so 15 muſs, was rein aus ihrem Begriffe abflieſst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. 20 Umgekehrt muſs das intellectuelle Vermögen aus sich selbst Hebel seines Aufschwunges finden, wenn ihm eine, von jenem richtigen und natürlichen Entwicklungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen 25 nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vor- 30 handenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied fest- 187 stellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedner Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäſsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich 5 dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel

---

24—29. *Es wird — geführt hatte]* Vgl. 84, 14—85, 4. 183, 10—184, 10.

an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, daſs an eine, nicht aus der Sprache nothwendig herflieſsende Lautform andere, durch sie an sich gerissene, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues flieſst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Maaſsstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäſs, auseinander wirft, so bleibt es unzweifelhaft, daſs sie auschlieſslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältniſsmäſsigen Gewichte durch darnach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, voll-

---

13. *gerissene]* A; *gerissen* B D. Zur Sache vgl. 185, ff. 86, 1 ff.

23. *die Form]* Vgl. §. 8.

3—4. *zwiefachen — Sprache]* Inhalt und Form.

6. *darnach* A; *danach* B D.

ständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine 10
wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des
Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten
und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache 15
und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschliefslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren
die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache 20
durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode
als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem jene ängstlich bemüht sind, 25
das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf
einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil
der jedesmaligen Gedankenfügung gemäfs und kann, ihrer Natur
nach, in der Rede gar nicht sein Verhältnifs zu dieser von ihm
trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes läfst bald, wie im 30
Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, 189
bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung
des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. 5
im Malayischen die Bestimmung des Verbum durch modificirende
Präfixe bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen
Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer

12/13. *Semitischen]* Vgl. besonders 88, 16—89, 2. 17. *zu]* A B; *zur* D.
22. *einverleibenden]* Vgl. §. 17. S. 169. 175, 8—21. 176, 9—30.
23. *lose anfügenden Verfahren]* d. i. Agglutination. Vgl. §. 14. S. 130—132.
25. *jene]* sc. die Agglutination und die Einverleibung. B. D. *solche Sprachen.*

10 darnach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer sol-
15 chen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältnißmäßige Ausbildung.
20 Hieraus und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auch in Sprachen entstehen, in welchen man sonst nicht gerade den Charackter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann leugnen, daß das Chinesische des alten Styls dadurch, daß lauter gewichtige Begriffe un-
25 mittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Größe erhält, daß es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der großen
30 Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Se-
190 mitischen Sprachen bewahren eine bewundernswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Aus-
5 drucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Wort eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden.

---

10. *darnach]* A; *danach* B D.

10—13.] *Der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen* = Isolirung; *das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben* = Agglutination; *der Nothbehelf das Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte* = Einverleibung.

16. *Anwendung derselben]* d. h. aus der Weise, wie die Mischung ausgeführt wird, in welhem Redeteil jedes waltet u. s. w.

1. *bewundernswürdige]* A; *bewunderungs-* B D. 3. *in]* D; fehlt A.

Alle diese Beispiele beweisen aber nur, dafs der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Grofses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervor- 10 zubringen vermag. Ueber den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum ge- 15 nügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäfsigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läfst. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen 20 fortbewegen kann, dafs die Quellen, welche sie ihm zuführt, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist. Diesen formalen Maafstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man 25 sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

12—19.] Vgl. 20, 12—26.

21. *zuführt]* B A; *zuführen* D. Die Quellen führen nicht die Wogen zu, und die Wogen führen nicht die Quellen zu; sondern die Sprache in ihrer formalen Beschaffenheit führt, als energisches Bett, dem Geiste die Quellen zu. Der Geist ist im Bilde eines Stromes gedacht, welcher ein Bett, Wogen und Quellen hat; das lebendige Sprach-Bett aber ist ein solches, welches die Tiefe, aus welcher die Quellen kommen, mit umfasst, welches selbst die Quellen hervorsendet, sodass der Geist sie als Wogen (im Sprachbett) fortbewegen kann. Die Sprache also führt dem Geiste (dem Strome) die Quellen zu. Sie ist die Tiefe, über welcher der Geist schwebt, aus der er schöpft, aus der ihm ohne Unterlass zufließt. Der Hinweis oder die Correctur, *das Bett* nicht in gewöhnlichem Sinne als träges, bloß in sich fassendes und einschließendes Bett zu nehmen, ist in *wirklich* Z. 22 gegeben. Dieses Wort bezeichnet hier einen Gegensatz, und bedeutet „in Wahrheit", d. h. die Sprache in ihrem idealen Wesen erfasst. Es fordert die Vergleichung mit demselben Wort 38, 5 heraus und die Vergleichung unserer Stelle mit der dortigen. Dort weist es auf den ersten der drei geltend gemachten Standpunkte, hier auf den zweiten. Vgl. für die Bedeutung von *wirklich* 42, 4. 41, 1 mit 11. Dagegen bedeutet dieses Wort 41, 21 nur Actualität, das Hervortreten in die Erscheinung.

§. 20.

Charakter der Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph knüpft, wie schon in der Einl. zu §. 19 ausgesprochen ist, nicht an das Ende von §. 19, sondern an dessen erstes Stück an. Er sollte aber hinter §. 21 stehen. Denn die zweite Periode der Sprachentwicklung (184, 22) bietet der Betrachtung zwei Seiten dar: erstens die Entwicklung des Baues selbst, die Aenderung der Sprachformen innerhalb des ursprünglichen Princips, vielleicht auch dieses überschreitend, es erweiternd, zweitens die Anwendung der Sprache in der geistigen Entwicklung überhaupt, ihr Leben in der Litteratur. Während nun §. 21 jene erstere Seite betrachtet, ist die letztere Gegenstand unseres Paragraphen, was gegen die natürliche Ordnung ist.

Jene beiden Seiten sind schon 36, 13—37, 2 angedeutet, und zwar schon in der notwendigen Beschränkung; denn tatsächlich verlaufen sie nicht getrennt nach einander; sondern es ist nur ein Mehr und ein Weniger, ein Vorwiegen und Zurücktreten der einen oder der andren Seite in der ersten und in der zweiten Periode, wie hier ebenfalls ausgesprochen wird 192, 1—25.

So unterscheidet also H. den Bau der Sprache und den Charakter derselben, was nicht hindern kann, dass der Charakter, obwohl sich mehr in der Anwendung der Sprache kund gebend, doch auch schon in dem Bau sich ausspricht, sodass Sprachen mit ganz nahe verwantem Bau sich doch durch den Charakter unterscheiden, der selbst die Verschiedenheiten der verwanten Sprach-Organismen bedingt (192, 25—193, 24). Nur uns, dem Forscher, ist der Charakter leichter erfassbar und erkennbar in den Litteraturen, oder vielmehr in Sprachen, die auch eine Litteratur haben, sodass wir ihn an dieser und an dem Bau studiren können.

Hierauf (194, 3—15) folgt in kurzen Strichen eine meisterhafte Zeichnung des Sprachgeistes in der vorhistorischen Periode in Bezug auf Sprache und Litteratur, eines Zustandes, der die spätere Zeit vorbereitet, in der endlich auch Grammatiker auftreten. Auch der Perioden der Ermattung wird gedacht (195, 8—20). Dann aber kommt H. zu dem Problem, wie die Sprache, trotz des ihr eigentümlichen Charakters, im Gebrauche jedes Einzelnen auch den individuellen Charakter desselben ausdrücken kann (195, 21—198, 2). Daraus wird, um dies beiläufig zu bemerken, auch erklärlich, wie die Sprache mit ihren nur allgemeinen Ausdrücken auch das Concrete darstellen kann. Diese beiden Probleme, von der Individualität und Allgemeinheit der Sprache, hatte Schiller bemerkt und zusammengefasst (vgl. meine Gedächtnisrede auf H. 1867. S. 11 f.

Dies führt H., aber lediglich durch psychologische Association, weiter auf den Zusammenhang der Sprachen und Nationen (198, 3—200, 4), ein Stück,

das in §. 9 gehört hätte. Dann kehrt er zur Bestimmung des Charakters zurück.

In der Tat, wir wissen ja bis jetzt nur, dass er etwas andres ist als die Form des Sprachbaues, dass er zwar auch in dem Baue selbst liegt, besonders aber erst in der Litteratur sich entwickelt und klar hervortritt; aber was ist er? Die Antwort, die H. gibt (200, 8. 9), er bestehe *in der Art der Verbindung des Gedankens mit den Lauten*, scheint so verstanden werden zu müssen, dass hier unter *Lauten* dasjenige gemeint wird, woran die Form der Sprache schon vollzogen ist, welche sowohl in ihrer Lautform an sich als auch in ihrer innern Form ausgeprägt ist, kurz: die Sprache in ihrem bestimmten Bau. Also der Charakter läge dann in der Art der Verbindung des Gedankens mit der Sprache als einem Erzeugnis selbst schon des Geistes mit geistigem Gehalt. Gerade so definirt Böckh in seiner Encyklopädie der Philologie (S. 615) das Object der Litteraturgeschichte. Dass H. hier unter Lauten eben die Sprache als geistiges Wesen denkt, scheint sogar das Folgende (Z. 13—20) zu beweisen. Und dennoch dürfte dies nur Schein sein. Laute sind nur Laute und H. hätte sich nicht so ausgedrückt, wenn er die Sprache gemeint hätte. Was ihn also zu jener Definition veranlasste, war dies, dass ja auch der Bau an sich eine Verbindung des Lautes mit dem Gedanken ist; und darum liegt auch in ihm der Charakter. Dieser, insofern er fixirt wird, wirkt ja sogar zur vollen Herstellung der Form mit (200, 20), und so lässt sich auch bei litteraturlosen Völkern in der Sprache selbst, also in der Form des Baues, ihr Charakter studiren — wenn auch nur unvollkommen. Nur wo Litteratur besteht, ist ein zusammenhängendes Bild des Nationalcharakters aus der Sprache zu gewinnen.

Dies veranlasst H., der Philologie zu gedenken. Der Umstand, dass diese Stelle erst nachträglich eingeschoben ist, mag den undeutlichen Ausdruck von 202, 7—9 verschuldet haben. Indessen aus dem Zusammenhange wird folgendes als H.s Ansicht klar. Es gibt zwei Arten, *Gattungen* (202, 2) der Sprachforschung: die eine strebt nach *Zergliederung der Sprache*, sucht *ihren Zusammenhang mit verwandten* auf, ihr Object ist der Bau der Sprache (das. 12—14); die andere Gattung sucht den Charakter der Sprache auf, was nicht möglich ist ohne philologische Bearbeitung der schriftlichen Denkmäler in dieser Sprache, wie hinwiederum die Philologie, indem sie ihre einzelnen Beobachtungen anstellt über das, was in der Sprache der Denkmäler dem *Individuum, dem Zeitalter, der Localität* (203, 4. 5) und, füge ich nachträglich hinzu, der litterarischen Gattung, angehört, immer von dem *Eindruck eines Ganzen begleitet* (das. 7. 8) sein muss. Denn *auch bei dem* Philologen *ist das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt* (202, 7. 8). Weder könnte er den Charakter der Sprache eines schriftlichen Denkmals erkennen, ohne ein *zusammenhängendes Bild* (201, 21 f.) vom Charakter der *allgemeinen* (203, 6) National-Sprache zu besitzen, noch auch dürfte er, da er die litterarischen Denkmäler *zu zuverlässiger Kenntniſs des Alterthums benutzen* soll (202, 11) die Kenntnis der Sprache an sich von seinen Bestrebungen ausschließen. So mögen immerhin die Erforschung des Baues der Sprache und die philologische Betrachtung der Sprache oder die

Erforschung ihres Charakters *sichtbar zwei verschiedne Richtungen des Sprachstudiums sein, die verschiedne Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedne Resultate hervorbringen:* immer müssen beide *eng mit einander verbunden bleiben* (12. 15), und keine darf sich von der andren ablösen.

Dies ist unzweifelhaft H.s Meinung, und was den Ausdruck unklar gemacht hat, mag teils in der gelegentlichen Herbeiziehung dieses Punktes liegen, teils aber darin, dass in H.s Worten scheinbar nur von zwei Richtungen die Rede ist, während es sich in der Tat in seinem Geiste um drei handelt: erstens um philologische Interpretation und Kritik der Denkmäler, zweitens um Erforschung des Charakters der Sprache und drittens ihres Baues. Die beiden ersten Punkte sind ihm zusammengeflossen. So beweist gerade die Unklarheit seines Ausdrucks, wie sehr ihm die Erforschung des Charakters der Sprache Sache der Philologie schien, und wie eng mit einander nicht nur diese und die Zergliederung des Sprachbaues, sondern auch beide (nicht nur erstere, sondern auch letztere), mit der philologischen Bearbeitung der Sprachdenkmäler zusammenzuhängen schienen.

Und hiernach kann es auch nicht zweifelhaft sein, dass in H.s Sinne, wer das Sanskrit oder Chinesische, oder Französische und Deutsche nur nach der Richtung hin untersucht, wie der Bau dieser Sprachen beschaffen ist, mit welchen andren sie verwandt sind, welche Wandlungen ihr Bau im Laufe der Zeit erfahren hat, Linguist heißen muss; wer aber die sanskritischen alten und jungen Denkmäler kritisch, überhaupt philologisch, namentlich auch litterar-historisch betrachtet, wer den Sprachgebrauch Wolfram's von Eschenbach oder Goethe's untersucht, die Geschichte des französischen Epos oder Dramas vielleicht bis in unsere Zeit verfolgt, ein Philologe heißen muss. Von unwissenschaftlicher Vertrautheit mit Sprachen ist hier gar keine Rede.

Verfolgen wir nach diesem Excurs H. weiter (203, 10). Alles, sagt er, was den Geist berührt, hat auch auf die Sprache Einfluss, wenn es sich auch im Einzelnen nicht nachweisen lässt. Dies aber führt H. erst zu der eigentlichen Tiefe dieser Frage vom Charakter. Wir wissen ja bis jetzt immer nur erst, wo wir ihn zu suchen haben: in dem Bau der Sprache an sich und in der Litteratur; und wo er seine Geburtsstätte hat: in der Verbindung der Sprache, ja sogar des Lautes mit dem Gedanken. Immer aber ist die Frage noch nicht beantwortet: was ist der Charakter der Sprache? Um hier H. aufzuklären, müssen wir weiter ausholen.

Die Sprache hat eine Form, hat also eine Gestalt, und ist (ästhetisch ausgedrückt) eine Figur. So können wir sie überhaupt nach Analogie ästhetischer Betrachtungsweise und gewissermaßen als ein nationelles Kunstwerk ansehen. Dies hat H. selbst ausgesprochen (Einl. zu §. 13a. S. 369.) Die Form haben wir in der Einl. zur Abh. über die Geschichtschreibung kennen gelernt. Was dort von derselben gesagt ist, passt alles auch auf die Sprache. Durch die Form hat die Sprache, als Kunstwerk, Einheit, ist sie ein Ganzes, zwar nicht vor der Anschauung, aber vor dem Gedanken oder vor dem Verstande (Einl. Ueb. Gesch. 109). Weil sie eine Form hat, hat sie auch Formen (das.) d. h. kleinere und kleinste Teile mit eigener Begränzung (Satz- und Wortformen, Sylben und Laute). Fragen wir, was als Stoff für die Form der

Sprache gelte, so ist die Antwort: entweder die Sprache, oder das Lautvermögen und das Denken (das. 108., Einl. zu §. 8. S. 258). — Ferner: der Zusammenhang der Teile oder die Form wird durch das Gesetz bedingt (das. 109). Hier muss ich etwas, was ich dort schwankend gelassen habe, weil H. es so gelassen hat, nachholen.

H. hat die Differenz zwischen Wissenschaft und Kunst wohl gelegentlich erwähnt, aber niemals sorgfältig und allseitig erwogen. Nach seiner Betrachtungsweise und seiner Neigung überwog ihm die Verwantschaft und Gleichheit beider so sehr ihre Verschiedenheit, dass diese vor seinem Blicke verschwand. So erwähnt er in der Schrift über Herrm. u. Dor. wohl öfter, dass die Einheit der Begriffe eine andere sei, als die des Kunstwerks; aber er legt die Verschiedenheit nicht dar. Dies führt nun natürlich zu weitern Unbestimmtheiten, wie sogleich bei Beginn der Untersuchung in jener Schrift (S. 19), wo die Kunst definirt wird, hervortritt: *Die Kunst ist die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen.* Nirgends aber sagt H., welche *Gesetze* er meine. Sind es die Gesetze der Phantasie? oder des Objects? Die mehrfach wiederholte Behauptung der Einheit oder Uebereinstimmmung unsres Geistes mit der Natur und der Geschichte kann hier um so weniger ausreichen, als eben auch die Gesetze des Verstandes andre sind als die der Phantasie. Darum sind die Gesetze der Form des Geschichtschreibers und Naturforschers ganz andere, als die des epischen Dichters und Künstlers; jener arbeitet nicht nur in einem andren Material, sondern in einer andren Sphäre. Die Phantasie des Dichters soll ihr Object in das Reich der Idealität erheben, dabei doch concret und objectiv bleiben; der wissenschaftliche Forscher soll die Wirklichkeit in ihrer eignen Sphäre lassen, dabei doch sich ideal verhalten, aber abstract. Der Künstler zeigt die Dinge, wie sie nirgends sind; der Forscher zeigt sie, wie sie überall sind; gerade darum zeigt jener ein volles anschauliches Ding, dieser nur das abstracte Wesen desselben.

Es fasst sich der ganze Unterschied zwischen Künstler und Forscher zusammen in dem völlig verschiednen Sinn der Notwendigkeit, die beide geben sollen. Jener stellt das Nothwendige in dem Möglichen dar (Einl. Ueb. Gesch. S. 111), dieser im Wirklichen. Daher bietet jener nur Form, reine Form; dieser nur Wesen, reines Wesen; und jene Form ist gerade so abstract, wie dieses Wesen concret.

So sind denn endlich auch die Gesetze verschieden: dort Gesetze der Form, welche ebensowohl dem Object wie der Phantasie gehören, den Zusammenhang der Teile der Gestalt bestimmend, den Zusammenhang von Linien, Flächen; hier Gesetze des Wesens, dem Verstand wie dem Object gehörig, den Zusammenhang des Daseins bestimmend, den Zusammenhang von Begriffen. Denn wie in Linien und Flächen die mögliche Gestalt: so in Begriffen das reale Wesen.

Nun zu den Gesetzen der Sprachform. Es sind die aus dem Denken-in-Sprache sich ergebenden Gesetze; aber nicht die Denkgesetze der Logik, noch der Psychologie. Letztere beide sind der Inhalt der wissenschaftlich erfassten

Wirklichkeit eines Wesens; erstere bestimmen die bloße Form einer möglichen Darstellung. So liegt die Sprachform ganz auf Seiten der Kunstform.

So wird sogleich die Verschiedenheit der Sprachformen bei den verschiednen Völkern begreiflich, trotz der einen Form des Denkens und Anschauens. Die Wirklichkeit lässt nur ein Notwendiges zu; die Möglichkeit lässt mehrfach Notwendiges zu. Wie mannichfach die Aphrodite angeschaut werden könne, sie in ihren möglichen Formen, deren jede notwendig ist, zeigen uns die Künstler, wie die Namen dieser Göttin in allen Sprachen.

Die Phantasie, welche eine Gestalt schafft, schafft sich damit zugleich das Gesetz ihrer Form: dasselbe tut das Volk indem es das Kunstwerk schafft, das Sprache heißt. So wenig die physiologischen Gesetze, wonach der Löwe lebt, also die wissenschaftliche in Begriffen erkannte Form seines Lebens, dieselben Gesetze sind, welche die Form des künstlerisch geschaffenen Löwen bestimmen: so wenig sind es die logischen Denkgesetze, welche die Form der Sprache bestimmen. Aber der Künstler soll die Anatomie und Morphologie und Biologie des Löwen kennen; sogar der subjectivste Künstler, der Satiriker muss es; so kann auch jede Sprachform darauf hin geprüft werden, ob sie die Anatomie, Physiologie und Biologie des Gedankens erfasst hat: das ist unsere sprach-ästhetische Kritik, die sich beifällig oder misfällig auszusprechen hat.

Wir haben nun schon oben (das. 115) gesehen, dass die Form einen Gehalt hat, und dass dieser der Charakter ist, der auch ihr Gesetz bestimmt. Der Charakter und Gehalt ist aber ein doppelter: einmal liegt er in der sinnlichen Form selbst als äußerer Charakter, dann aber auch in dem Dargestellten, als innerer Gehalt und innerer Charakter, und dieser soll jenen bestimmen. Der innere Charakter ist die gesetzgebende Seele (192, 29) der ganzen Form. Dies auf die Sprache anzuwenden ist leicht. Auch sie hat eine sinnliche Form im Laute und dieser hat außer seinem Laut-Charakter auch einen innern Gehalt, dessen Ausdruck er ist, und insofern einen innern Charakter, der den Laut-Charakter bestimmt, ihm das Gesetz erteilt. Insofern hat der Sprachbau seinen Charakter. Denken wir uns nun diesen körperlich-geistigen Bau, die Sprachform, als einen Gedanken-Inhalt darstellend, so tritt in ihm ein dritter Charakter auf, der als eigentlich geistiger Charakter die sprachliche Darstellung bestimmt, unbeschadet des der Sprache immanenten Charakters. Drei Charaktere also sollen in dem Rede-Werk zusammenstimmen.

Nehmen wir noch eine Aeusserung H.s hinzu (III. 165, 14. 15), wo der Charakter bestimmt wird als *die Art, wie der Mensch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann*, so erfahren wir nur, was wir schon wissen, dass er das Gesetz der Form ist.

In keiner der älteren Schriften, obwohl er darin so viel von ihm spricht, hat sich H. so tief auf das Wesen des Charakters eingelassen, wie in unsrem Paragraphen. Hier haben wir wohl eine Entwicklung H.s zu erkennen. Er scheint erst jetzt, obwohl er schon im vorigen Jahrhundert so viel über Charakter und Charaktere nachgedacht hat, zu dem Kernpunkt gekommen, aus dem alles frühere über den Charakter klar wird.

Wir hätten nach dem bisher Dargelegten sagen können, Charakter sei die Art, wie der Mensch künstlerisch, wissenschaftlich oder praktisch, formt. Denn der Geist ist es, der erkennende, bildende oder schaffende, welcher sich das Gesetz der Form gibt; von ihm her stammt der Charakter. Die Form liegt in der Wirkung oder Schöpfung; der Charakter, von der wirkenden oder schaffenden Kraft abhängig, gibt sich in der Wirkung auch *als solche* Kraft *auf eine eigne Weise* kund, *die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend* oder durchdringend (206, 30. 207, 1. 2.) Die Form ist die Einheit des Werkes; der Charakter nach der obigen Stelle (III, 165) ist die Einheit des Wirkens oder des wirkenden Menschen selbst. Denn, aufnehmend oder hervorbringend, *der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber* (207, 2 f.) Nun aber fügt H., tiefer gehend, noch folgendes hinzu.

Man unterscheidet die Tätigkeit, die Bewegung, noch von der wirkenden Kraft, dem Impulse. Die Kraft ist das eigentliche, wahrhafte *Sein* des Menschen (2, 12. 13), das die Ursache alles erscheinenden Denkens, Empfindens und Handelns ist. Das Sein des Individuums liegt gar nicht im Individuum: denn es ist nur Erscheinung (30, 17/18); sondern es liegt in der allgemeinen Urkraft. Und in diesem Berührungspunkte des Individuums mit dem Absoluten, dem Sein, liegt der Charakter. Man halte die Stelle 207, 26—30 mit den Stellen zusammen, die wir am Schlusse der Einl. zu §. 1 (S. 162) angeführt haben: sie werden einander erklären, und das transscendente Wesen des Charakters klar machen.

Und nun sieht man auch, wie tief (transscendent) der Zusammenhang der Sprache mit dem Charakter der Individualität gefasst ist: denn sie entspringen beide demselben Punkte im Gebiete der Idee; wie auch jetzt erst das gegenseitige Verstehen der Individuen seine volle Begründung findet (208, 13—24). Vgl. auch Einl. zu §. 6. S. 227, Z. 10—15 und S. 240.

Die Sprache als Form, als Bau, ist eine Wirkung, und wenn sie auch als Energie aufgefasst werden soll, und nicht als Ergon, als Tätigkeit und nicht ruhend: so ist sie doch, als Form gedacht, erscheinende Bewegung, also immerhin der bewegenden, erzeugenden Kraft gegenüber ein Stoff. In ihr oder an ihr offenbart sich aber auch diese Kraft selbst nach ihrer Eigentümlichkeit. Denn so wie das Absolute einen Stoff bewegt, in die Erscheinung tritt, wird es individuell; und dieses in der Sprache zur individuellen Kraft gewordene Absolute ist je nach ihrer Individualisirung der Charakter der Sprache.

Ich bemerkte oben (vorige S.), dass in der lebendigen Rede oder in der Litteratur, als höchster Form der Rede, drei Charaktere zusammentreffen, deren zwei in der Sprache liegen, in der äußern und in der innern Form derselben; zu diesen beiden, welche in der Sprachform in Einheit zusammengefasst sind, tritt der dritte, der Charakter des Nationalgeistes. Dies spricht H. in einer spätern Stelle unseres Werkes (291, 8—16) so aus: *Der Beginn einer Litteratur ist immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes ... Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit.*

Nicht in jeder Sprache, nicht in jedem Volke liegt der Trieb, auch die Kraft merkbar werden zu lassen, den Charakter in der Sprach-Form zu offenbaren. Die *treibende und stimmende* Kraft tritt vor dem materiell Gewirkten zurück. Man begnügt sich, die Wirkung zu erzielen, ohne ihr die schöpferische Kraft mit zu verleihen. Letzteres geschieht überall da und dadurch, wo und dass alles vereinzelt Gesprochene nicht als *Bruchstück* (209, 7) verharret, sondern nach seinem Zusammenhange mit allen Gedanken und Empfindungen angeregt wird (das. 4), dass in jedem Wort die volle, einheitliche Subjectivität, die ganze Seele erklingt und im Hörenden erklingen macht.

Treibend und stimmend (208, 27) ist nicht ein zufällig gewählter Ausdruck, sondern ein humboldtischer Terminus; und es ist wohl beachtenswert, hier, da wir uns in der höchsten Sphäre des Humboldtischen Denkens bewegen, einem Terminus zu begegnen, der aus der Aesthetik stammt. Dort ist er ihm entstanden. In der Schrift über Herrm. u. Dor. also begegnen wir ihm zuerst. Die Kunst, heißt es dort (IV. 19) *macht* die Einbildungskraft productiv, zunächst im Künstler, dann, durch das hingestellte Werk, im Beschauer; sie macht dieselbe *herrschend* (das. 31, 16), sie *nötigt* sie (34, 28), einen Gegenstand idealisch zu machen. Sie *stimmt* (31, 28) das Gemüt, indem sie jede andre Stimmung unterdrückt, d. h. sie macht es *geneigt* (31, 24), irdische Gestalten zu erfassen; sie *bestimmt die Einbildungskraft, frei und gesetzmäſsig einen Gegenstand aus sich selbst zu erzeugen* (42, 7).

Für H. ist ja die Kunst nicht ein Spiel und ein Luxus des Menschen, sondern sie gehört zur Vollendung seines Wesens, wie bei Schiller (das. 44, 17):

1 *Der Künstler soll den Menschen mit der Natur in die engste und mannigfaltigste Verbindung bringen. Um dies Geschäft ganz zu vollenden, muſs er bald den äuſseren Gegenstand, bald die innere Stimmung stärker geltend machen. Ja selbst ohne dies zu wollen, kann er es kaum vermeiden.* [Denn] *um einen*
5 *Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, muſs er zugleich bildend und stimmend verfahren, das Object darstellen und das Subject zubereiten.*

Die bildende Tätigkeit des Künstlers ist demnach auf das Object gerichtet, auf das Werk, das er hervorbringen will, die stimmende auf den Beschauer, der das Werk aufnehmen soll. Da aber das beschauende Subject nur dadurch gestimmt wird, dass es das Object nachbildet, so muss die bildende Kraft des Künstlers auch auf das Subject gerichtet sein. Er bildet und stimmt die Phantasie des Beschauers: er stimmt sie, überhaupt tätig zu sein; er bildet sie zu einer bestimmten Tätigkeit, nämlich gerade diese Gestalt aufzunehmen oder zu produciren. Hiernach unterscheiden sich sowohl die Künstler, als die Mittel und die Arten der Kunst, welche sie anwenden, je nachdem sie nämlich das eine oder das andre mehr erstreben und zu erreichen geeignet sind. Homer und Goethe und die Plastik wirken überwiegend bildend, Ariost und die Musik überwiegend stimmend. In der Malerei herscht ein gewisses Gleichgewicht beider Richtungen, obwohl sich auch wieder die Maler in dieser Beziehung unterscheiden. Die Umrisse, die Zeichnung, arbeitet mehr darauf hin, uns den Gegenstand zu zeigen (wirkt also bildend, plastisch), die Farbe soll uns lebendig genug stimmen, ihn voll-

kommen zu sehen (65. 71). Auf der bildenden Seite der Tätigkeit des Künstlers liegt seine Objectivität.

Ist die Sprache, ist Reden eine künstlerische Tätigkeit (ohne noch an Dichtung zu denken), so muss auch bei dieser Tätigkeit, die ja auch einerseits Darstellung und andrerseits Wirkung auf einen Aufnehmenden, Hörenden ist, seine doppelte Rücksicht des Bildens und Stimmens obwalten. Was aber in der ästhetischen Schrift *bilden* hieß, heißt hier, in unsrem Werke, *treibend* (208, 27). Die treibende Kraft der Rede geht darauf, das Object hinzustellen und den Hörer zu veranlassen es hinzustellen; die stimmende soll den Hörer geneigt machen zu verstehen. Wo beides völlig gelingt, da geht die Kraft des Redenden, nicht materiell, aber dynamisch, auch in die Rede über und damit in die Seele des Hörers, in welcher sie die gleiche Kraft weckt und sie veranlasst, das was in der Rede nicht ausgedrückt werden kann, aus sich zu ergänzen, nämlich den Zusammenhang des dargestellten Bruchstückes mit der Totalität der Weltanschauung.

Die Griechen häuften in ihrer Poesie die Mittel, indem sie dem Worte Gesang, Musik, Tanz und Geberde hinzufügten, nicht um den sinnlichen Eindruck zu verstärken, sondern um, wenn sie durch das Wort bildend wirkten, bestimmte Gedanken erregten, auch durch das Colorit, wozu Rhythmus und Musik gehören, das Gemüt zur lebendigen Aufnahme der Gedanken zu stimmen. (Ueber Colorit vgl. auch Einl. zu §. 10a. S. 300).

Das Gefühl jener schöpferischen, treibenden (oder bildenden) und stimmenden, Kraft ist aber das Gefühl einer Individualität (210, 15), weil diese Kraft selbst unmittelbar die Individualität ist: und so liegt in ihr der Charakter, und wo jenes Gefühl lebendig ist, da findet der Charakter seinen lebhaften Ausdruck — nur da, sonst nicht. Da aber der Charakter etwas Transscendentes ist, aus einer Region stammt, die jenseit der Erscheinung liegt: so setzt der sprachliche Ausdruck des Charakters und des Gefühls jener treibenden und stimmenden Kraft einerseits das mehr oder weniger klare Bewusstsein voraus, dass die Sprache, die zunächst auf den Gegenstand gerichtet ist und zu allen Zwecken der Mitteilung dienen muss, unmittelbar gar nicht jenes transscendente Gefühl äußern kann, andrerseits aber doch den Trieb, alles was in der Seele liegt, nicht nur das Object das sie denkt, sondern auch die Weise wie sie es denkt und im Gemüte trägt, in die Rede zu legen. Und dies beides beruht auf der Ueberzeugung, dass es etwas gibt, wovon der Mensch nur die Ahnung haben kann, was aber über sein Begreifen und über den sprachlichen Ausdruck hinausgeht, während doch die Sprache das einzige Mittel ist, jene Ahnung zu befruchten und auch von jenem unbetretbaren Gebiete etwas zu entdecken (206, 3—13).

Hierzu gehört nun freilich eine *innerliche* Stimmung (210, 27), wie eben die Griechen sie hatten, eine Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit, d. h. von der gemeinen Auffassung der Wirklichkeit, und eine Zuneigung zur wahren, idealen Realität. Die Wirklichkeit in gemeiner Auffassung oder die schlechte Wirklichkeit ist die, welche zu unseren Sinnen spricht, oder insofern sie dies tut; die künstlerisch oder wissenschaftlich aufgefasste spricht zur Phantasie und zur Vernunft. *Daher kommt es auch,* sagt H. (Herrm. u.

Dor. S. 24), *dafs die Kunst* [und die Wissenschaft] *uns immer in uns zurück versenkt, da* [= während] *die Wirklichkeit* [die sinnliche] *uns aus uns herausführt, unsere Begierde zum Genufs, unsere Thätigkeit zum* [egoistischen, nicht zum sittlichen] *Handeln weckt. Das Werk der Kunst ist zu edel für den Genufs, und erregt zu sehr die innersten Kräfte des Menschen, um sie plötzlich in Bewegung zu setzen; es flöfst die höchste und schönste Begeisterung zu grofsen Thaten ein, aber erst indem es den Menschen sich selbst giebt, schenkt es ihn der Welt. Es spricht gar nicht zu demjenigen Theile seines Wesens, mit dem es der Wirklichkeit angehört*).*

Die geforderte Innerlichkeit also kann von der Realität, von der Objectivität nicht abziehen, wie die Griechen beweisen. Gerade durch die volle in alle Einzelheiten des Objects eindringende Anschauung erreichten sie die Erfassung des Charakters. Sie verfuhren ja *bildend* im strengsten Sinne, echt plastisch. Ihre auf Erfassung und Mitteilung des Charakters gerichtete Natur ward nun auch durch historische Verhältnisse unterstützt (212, 18—214, 8).

Vom Charakter zu unterscheiden ist das Charakteristische (212, 6), während der Charakter nur ideal erfasst und in einem Ganzen dargestellt werden kann, ist das Charakteristische immer ein vereinzelter Zug, der einen vorübergehenden Zustand, ein unfreies Moment erfasst und also nur eine einzelne Stimmung, eine Leidenschaft, einen Affect zum Ausdruck bringt. Der Charakter ist das ganze Innere der Seele, die in der ganzen Form oder Gestalt schönen Ausdruck gewinnt; das Charakteristische ist der interessante Ausdruck einer vereinzelten Erregung oder Seite des Charakters (I. 253 f.)

Dass der Charakter der Sprache zur Befestigung des National-Charakters mitwirkt, also auf das Volk zurück wirkt, ist schon S. 200, 20 ausgesprochen. Jetzt aber wendet sich H. zu der Wirkung der Sprache, wenn sie vorzugsweise charaktervoll behandelt wird, auf das Selbstbewusstsein des Volkes von ihrer Individualität (214, 20 ff.)

Das menschliche Gemüt oder die Subjectivität bildet eine Einheit, alles darin Erzeugte bildet ein Ganzes; folglich hat das menschliche Gemüt eine Form. Die Erzeugnisse der Subjectivität bilden aber darum ein Ganzes, weil sie aus Einer Kraft fließen. In dieser Kraft liegt der Charakter. Und gerade insofern hat jede Sprache (insofern ihre Elemente eine Einheit bilden) eine Form und (da diese Form aus der einen individuellen Kraft fließt) einen Charakter. Bei der Anwendung der Sprache oder in der Litteratur haben die Völker mehr oder weniger den Trieb, nicht nur Gedanken und Gefühle, die idealen Objecte, darzustellen, sondern auch die schöpferische Kraft, welche diese idealen Objecte erzeugt hat, mit zum Ausdruck kommen zu lassen, indem sie das Einzelne nach seinem Zusammenhange im Ganzen des Gemüts darstellen. Dadurch findet der Charakter nicht nur in der Form

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier darauf hinzuweisen, wie leichtfertig (Leichtfertigkeit mag wohl zum Pessimismus gehören, als Ursache wie als Wirkung) mancher über die sogenannte ästhetisirende Ethik Schillers, Goethes, Humboldts und Herbarts (dessen Ethik gar nicht in diese Classe gehört) aburteilt. Die Kunst soll den Menschen zur Sittlichkeit stimmen, wie man oben im Text sieht; die Ethik mag darum jede Strenge und jede über die Kunst hinausreichende Höhe bewaren.

und dem Sprachbau, wo er tatsächlich verkörpert ist, sondern auch in der Rede seinen Ausdruck. Indem er so von hervorragenden Geistern für das ganze Volk objectivirt, in Kunstwerken der Rede dargestellt ist: so tritt er selbst in die Erscheinung, wird als solche gefühlt und, wenn auch nur dunkel, wargenommen, und so gelangt er mehr oder weniger klar in das Selbstbewusstsein des Volkes oder seiner bedeutendsten Individuen.

Wie kann letzteres geschehen? Wie kann ein Volk ein Bild seiner ursprünglichen, d. h. die Individualität des Volkes selbst bedingenden oder ausmachenden, Kraft gewinnen (214, 28)? Nur so, sagt H., dass ihm die Bahn seines Strebens zum Bewusstsein kommt, sein Ziel, sein Ideal (oben S. 240, Z. 315). Sein Ideal, d. h. seine Weise, das allgemeine Menschen-Ideal zu erfassen und zu erstreben (214, 20—30). Danach bestimmt H. die Hauptrichtungen des Charakters der Völker, namentlich die Verschiedenheit zwischen den Griechen und den Neuern (215, 2—216, 7). Es scheint mir aber, als wäre H. hier nicht consequent gewesen. Denn was er hier hervorhebt, die Verschiedenheit der Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abstracten Denken (215, 10. 11) gehört nicht zum Charakter, sondern zur Form des Nationalgeistes (207, 12—14), und ist in der Tat dort, wo von der Form der Sprache die Rede war (97, 24—99, 6) schon besprochen; während umgekehrt schon dort, wo nur von der Form die Rede sein sollte, auch das, was den Charakter bedingt, schon erwähnt ist (vgl. 99, 12—15 mit 207, 15. 16. Einl. zu §. 11. S. 348 ff.)

Wir begreifen freilich, dass wir eine Kraft nur an ihren Wirkungen erkennen. Aber nicht in den Taten und Schöpfungen der Völker an sich liegt ihr Charakter, sondern an der *Gemüthsstimmung, welche diesen lebendigen Aeuſserungen zum Grunde liegt* (216, 21) und H. hat auch, indem er von dem Ideal sprach (214, 30), eine ganz andre Wirkung des Charakters angedeutet, als er in der Ausführung 215 angiebt. Ich meine, der Charakter der Griechen, der Römer, der Neuern sei in der Antwort auf die Frage zu suchen: wen nennt ein Grieche einen Griechen, wen ein Römer einen Römer, wen ein Deutscher einen Deutschen? oder warum sehen wir in einem Scipio, Cäsar u. s. w. einen Römer, in einem Perikles einen Hellenen, in Luther einen Deutschen? Und noch besser erkennen wir den deutschen Charakter an der Antwort auf die Frage: was und wie soll ein Deutscher sein? Kurz, es müssten die verschiedenen Ideale der Völker dargestellt werden, um ihren Charakter zu erfassen.

Endlich kommt H. zu der Frage: *woran der Charakter in den Sprachen haftet? an welchem ihrer Teile er erkennbar ist?* (217, 2 f). Ueberall und zu allen Zeiten, ist die Antwort; und das gegebene Beispiel vom männlicheren Dorischen *a* gegen das weiblichere Jonische *ae* ist treffend (217, 27). Auch in dem Folgenden (218 ff.) scheint die Besonderheit der Betrachtung des Charakters gegen die Form festgehalten. Namentlich ist klar, wie sich die Einheit des Wortvorrats, welche 110, 23 ff. gesucht wird, von derjenigen unterscheidet, welche 223, 2—4 verlangt wird. Dort ist es eine grammatische Einheit, hier eine im höchsten, metaphysischen, Sinne psychologische. Nur könnte man finden, dass 108, 25 der hierher gehörigen Untersuchung vorgreift. Indessen ist doch dort *Intension* objectiv von dem Inhalt der Begriffe

zu verstehen, während hier (223, 10) von der subjectiven Verschiedenheit der Anspannung und des Zusammenwirkens der Geistestätigkeit die Rede ist, wobei denn auch wieder auf die Verknüpfung der Begriffe im Geiste (223, 11—13) hingewiesen wird. So wird es wohl auch nicht allzuschwer sein, was 224, 16—30 angedeutet wird, von dem was 99, 10—100, 15 gemeint ist, zu unterscheiden. Schließlich aber ist festzuhalten, dass ja auch in dem Sprachbau an sich schon der Charakter liegt, und dieser, da er tatsächlich doch nur an der Form erkennbar ist und immer in ihr erscheint, auch für die Untersuchung nicht immer streng von der Form unterschieden werden kann.

Der Charakter der Sprache, der sich doch am entschiedensten erst in der Litteratur ausspricht, führt H. auf das Wesen von Poesie und Prosa. In diesen sieht H. nicht bloß Gattungen der Litteratur, sondern geradezu Erscheinungen der Sprache selbst, im eigentlichen Grunde aber Entwicklungsbahnen der Intellectualität überhaupt, wie sich bei der Einheit von Sprache und Geist von selbst versteht (225, 3—18). Hier geht H. ausführlicher auf den Unterschied von Dichtung und Wissenschaft ein, als er es sonst tut. Beide, Poesie und Prosa, sind um die Wirklichkeit bemüht und suchen ihren idealen Zusammenhang; aber jene will das Idealische ihrer Erscheinung darstellen, diese die Wurzeln ihrer Idee im Dasein erfassen. Darum ergänzen sich beide einander, und schließen sich nicht aus, sondern fordern einander. Der Volksgeist, in welchem die eine glücklich gedeihen soll, muss auch für die andere gestimmt sein; und niemals kann die eine, in ihrem wahrhaften Wesen entwickelt, Schuld sein, dass die andere mangelhaft bleibe. Ein Volk ohne volle Poesie kann auch die echte Prosa nicht haben und umgekehrt.

Unter Prosa ist nicht der Gebrauch der Sprache zu äußerlichen Zwecken zu verstehen, sondern allein (227, 16) die Gefährtin der Poesie; sie muss ja den Charakter des Geistes in sich tragen und darf nicht bloß als Mittel der Bezeichnung von Sachen dienen. Ihr Inhalt sind die Ideen des Daseins; ihre Form ist die logische Eurythmie (228, 3). Wenn der Künstler eine Gestalt als seine freie Schöpfung hinstellt, welche aber (in Bezug auf F o r m) eine höhere Objectivität beansprucht, als der Wirklichkeit zugeschrieben werden kann: so stellt der Prosaiker in gleicher Freiheit und Unmittelbarkeit seinen Gedanken der Wirklichkeit als die reale Idee oder als die zur Idee verwandelte Wirklichkeit, also als absolute Objectivität hin, und zwar in Bezug auf Inhalt und Form. — Bei aller Verwantschaft aber bleiben doch Poesie und Prosa durchaus verschieden (das. 20).

Auch geht die Prosa nicht aus der Poesie hervor, sondern nur aus eignem Keime, freilich aus derselben, beide umfassenden Individualität, und auch immer später als die Poesie.

Trotzdem zeigt sich gelegentlich eine Verbindung des poetischen Gehalts mit prosaischer Form in passendster Weise. Denn wie einerseits das Leben in seiner Geistigkeit gesteigert wird, so nähert sich die sprachliche Form der Prosa der Rede des gewöhnlichen Lebens, und sie schmeichelt sich dadurch dem Gemüte leichter ein; und wenn nun die Poesie solch gesteigertes Leben darzustellen hat, so wird sie in der Prosa leichter die volle Wahrheit in der

größten Einfachheit darstellen. H. erinnert an Goethe's Werther. Dies muss nun wieder Einfluss auf die Sprache haben.

Dass solche Mischung nur bei den neuern Völkern, nicht bei den Griechen vorkommt, dass bei letztern auch keine prosaische Stellen in poetische Werke gemischt werden, hängt von der eigentümlichen Färbung ab, welche jedes Volk nach seinem Charakter der Poesie und Prosa erteilen, und von der Weise wie dadurch beide gegen einander gestellt werden. Die Griechen hielten sie scharf aus einander, weil bei ihnen die äußere Kunstform, welche in der Poesie so verschieden von der Prosa ist, überwog. (231, 16 ff.) Dies führte sie auf eigentümliche Mittel, Gegensätze auszugleichen, Mittel der Form.

Schließlich bemerke ich noch, dass das Verhältnis der Poesie und Prosa zum Gebrauche der Schrift 241—245 ganz ausgezeichnet erörtert wird.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Großen betrachtet haben, und der äußerlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher Betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschießt. Die Bildung geschieht allmählich, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst,

14—16.] Vgl. 85, 6—13. 170, 15. 16.
17—24. *anfänglich — erfahren]* Vgl. 183, 20—27. 18. *Sache]* Vgl. 192, 24/25.

20 die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schieſst in einigen sichtbar über das Bedürfniſs des Gedankens über, und mäſsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluſs reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die 25 Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

30 Man würde indeſs sehr irren, wenn man, was ich hier mit 192 Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche 5 einen bestimmten und fortlaufenden Einfluſs; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschlieſslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des 10 Gedankens oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiſs, daſs, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle 15 ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher geringer; und je mehr sich der Geist nur des schon Geschaffenen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Lauten

26/27. *hineinzubauen]* 84, 10. 1—12.] Vgl. 36, 19—30.
2. *Natur]* zuerst *That,* von H. corrigirt.
16. *geringer* A B; *schwächer* D.
17. *nur]* A; *nun* B D.
19. *Lauten]* A; *Bauten* B D.

hervorgebrachten Stoffs, und diese nun auf den Geist zurückwirkende, äufsere Masse, macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man mufs also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äufseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, dafs diese Wirkung dem äufseren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, dafs jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, das der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und dafs er wenigstens nicht verkennen mufs, dafs es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen mufs. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes läfst sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht blofs eine, in der Sprache sichtbar werdende des Charakters der Nationen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen

---

23/24. *Unterschiede]* Der beiden Perioden S. 191, z. 26.
28. *äufseren]* sc. Bau.
3. *individuelle Leben]* d. i. der Charakter.
6. *das der]* A; *welches der* D.

Charakter dieser hier noch verweilen und schmeichle mir, sicher sein zu können, daſs dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloſs subjectiv verkannt werde.

25 Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniſs des Augenblicks, mindert sich allmählich. Die Thätigkeit der Nation geht 30 von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt 194 mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich 5 ausgedrücktem. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreiſsen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlagen der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmählich von der Gesammt- 10 heit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniſs behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende 15 Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, 20 der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der

22. *als]* fehlt A.
5. *ausgedrücktem]* A; *-ten* D.
8. *Grundlagen]* A; *-ge* D.
14—15. *zwei — Quellen]* eine Quelle der Kraft und eine Quelle der Läuterung, jene aus dem Volke, diese aus den Dichtern und Schriftstellern flieſsend. Vgl. 195, 4—8.

End- und Anfangslaute volksmäſsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, 25 vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewuſstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, bloſs durch die Stelle, 30 die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche 195 Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muſs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäſsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und 5 Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Ein- 10 fluſs auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel 15 treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äuſseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner groſser Männer geweckt und emporgerissen werden. 20

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hin-

---

18/19. *diesem]* dem zweiten Ermatten.

führenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner
25 Gedankenentwicklung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, daſs die Sprachen, auſser demjenigen, den ihnen ihr äuſserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verchiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn, ohne des Unterschiedes der Ge-
30 schlechter und des Alters zu gedenken, so umschlieſst eine Nation
196 wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art es zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die
5 Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig blei-
10 bende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es läſst sich auch nicht behaupten, daſs die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren, und vermittelt das gegenseitige Verständniſs; den Unterschied selbst aber
15 vergröſsert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewuſstsein bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszu-
20 setzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen läſst. Sie umfasst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen andrer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen.
25 Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht,

---

3. *es]* A; fehlt in B D.

findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung. 30

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, 5 etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloſs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, daſs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daſs sie sich gegen- 10 seitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daſs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht 15 aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, le- 20

197

4—16.] Vgl. S. 54 f.

8—198, 2.] Vgl. S. 64, 23—28.

13. *Kette]* Vgl. 72, 5—10.

19—22. *jeder — unter]* Die Stelle scheint dictirt, ist aber von H. nachgesehen; denn sie trägt Spuren seiner Hand. Sie besagt: Die Vorstellung, die von verschiedenen Menschen demselben Worte, z. B. Pferd, untergeschoben wird, ist bald sinnliche Anschauung, bald mehr Begriff, und das Wort wird bald als ein bedeutungsvoller Inhalt, bald als ein totes Zeichen genommen. Es sind also *sinnlicher, rationeller* Attribute zu *Vorstellung*, also für *eine sinnlichere* oder eine *rationellere*; dagegen ist *lebendiger* ein Adv. zu *unterschieben; einer Sache* ist Appos. zu *dem Worte*, und auch *näher* ist Appos. zu *Worte* und in der Apposition entgegengesetzt der *Sache*, also so viel wie *oder als etwas den todten Zeichen näher Stehendem*. Denn *Zeichen* kann sich nur auf das *Wort*, nicht auf die *Vorstellung* beziehen.

bendiger, als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entstehen in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden 25 ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von 30 dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Ge- 198 präge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschliefst aber die nationelle Gleichtörmigkeit, die wiederum 5 jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der der besonderen, jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation und wirkt gleichförmig be- 10 stimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser 15 liegt auch gewifs das undurchdringliche Geheimnifs der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf

---

22. *entstehen]* A; *entsteht* D.

6. 7. *der der — Anregung]* Das erste *der* ist Dativ und bezieht sich auf Gleichförmigkeit, das zweite *der* ist ein vom ersten abhängiger Genitiv des Artikels zu *Anregung*. Das Komma hinter *besonderen* habe ich gesetzt. Ursprünglich stand *aus der der besonderen Anregung, welche jeder Sprache eigen ist.* Vgl. Z. 30.

14.] Vgl. 57, 14—29.

man hier die Sprache ausschliefsen. Denn in ihr ist die Verbin- 20
dung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich
Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern,
so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnifs nicht
näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet.
In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individua- 25
lität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einan-
der unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher
und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation mufs vorzugs-
weise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner mensch-
lichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist 30
durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines 199
auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und
einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Cha-
rakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unter- 5
scheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der er-
steren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft;
auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fort-
blühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und
macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung 10
aus, ob alle, dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen
Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfäng-
licher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen
Erdstrich, unter dem Einflufs gleichförmig wirkender Ursachen, ent-
standen ist? Welche Bewandtnifs es aber auch mit den, uns uner- 15

---

28. *darauf]* sc. auf die Individualität. *vorzugsweise]* urspr.: *mehr auf sie, als auf die Gemeinschaft der Abstammung.* Vgl. 199, 5. Durch die Aenderung muss doch wohl ausgedrückt sein, dass die Sprache mächtiger zu Erzeugung der nationellen Individualität und Naturanlage eines Volkes beiträgt, als irgend ein Grund der angeführt werden kann.

29. *seiner]* statt *der,* pleonastisch, um so mehr da auch *im Menschen* (Z. 30) als Pleonasmus angesehen werden kann.

1—2.] Sinn: Da ursprünglich erst durch Sprache der Mensch entsteht, so ist eine Nation ein Haufe von Wesen, welche unter derselben sprachlichen Bedingung zu Menschen geworden ist; und da immerfort die Entwicklung des Menschen wesentlich notwendig von der Sprache bedingt wird, so ist eine Nation später ein Haufe von Menschen, deren geistige Entwicklung unter derselben sprachlichen Bedingung vorgeht.

forschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiſs, daſs die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewuſstsein gebracht, und erhalten von ihr
20 Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr
25 der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, daſs der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn
30 Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprach-
200 gebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, das sie uns sichtbar machen würde.

5 Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äuſseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedankens mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist,
10 der sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen
15 Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen

---

20. *Gegenstände]* nämlich Wörter und Formen, und das heißt Begriffe und Denkweisen.

6—9. *der Art — Lauten]* Vgl. die Einl. S. 469.

11. *Folge]* Wesentlich Ursache und Energie (Z. 9—11. 193, 8), erscheint er als Folge und Abstractum. Vgl. 42, 18—43, 18.

hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniſs bedient, in welchem das Maaſs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. 20 Aus jeder Sprache läſst sich daher auf den Nationalcharakter zurückschlieſsen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Ame- 25 rikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese 30 Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl 201 aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, 5 so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen 10 führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, daſs die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner 15 Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche

---

3. *hiervon* D; *hievon* A.
5. *und Thieren]* A; *und den Thieren* D.
14. *lassen* D; *läſst* A.
16. *inneren geistigen Gestaltung]* 1, 5 f.

alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen
20 Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, läſst sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur
25 ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, die sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in die ein-
30 zelnen Elemente zerschlagen ist, nicht mehr an diesen erkennbar
202 zu haften vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denk-
5 mäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie

---

28. *die]* A B; *welche* D.

29. *die]* urspr. *jene einzelnen;* H. hat *jene* gestrichen und dafür *die* gesetzt. D *diese Elemente.*

30—202, 1. *nicht mehr — haften vermag]* A; *man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag* B D. Vgl. 203, 4. 41, 18. 43, 25.

2—203, 9.] Dieses Stück ist eingeschaltet. Dafür stand ursprünglich folgendes: *In diesem Sinne nun wird der Charakter auch solcher Sprachen verschieden sein, welche, zu demselben Stamme gehörend, dieselbe oder eine sehr nahe verwandte Form mit einander theilen. Ja in derselben Sprache erhält im Laufe der Zeit der Charakter verschiedene Modificationen. Denn nicht bloſs die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit wirkt auf sie ein* u. s. w. 203, 11.

7. *dieser]* sc. philologischen Behandlung (Z. 6); vielleicht soll vor *bei dieser* noch ein *auch* wenigstens gedacht werden: wie bei dieser Gattung der Sprachforschung (Z. 2/3) so auch bei der Philologie. In ihrem höchsten Gesichtspunkt fällt diese mit jener zusammen.

dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu 10 bewahren, und sie zu zuverlässiger Kenntniſs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben muſs, so sind es 15 doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschlieſslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die 20 man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewiſs ist es wenigstens, daſs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahr- 25 haft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die groſsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die 30 Sprache beständig unter dem beherrschenden Einfluſs geistiger In- 203 dividualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die 5 allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfaſst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne daſs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

---

19. *Linguistik und Philologie]* Vgl. Ueber d. Sprst. §. 10. 12.

2. *dieses Zusammenhanges]* zwischen der National-Sprache und dem Sprachgebrauche der Schriftsteller.

10 Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloſs die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äuſsere Ereigniſs, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls 15 ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur daſs die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die 20 Sprache einer andren mit dem ihr selbst eignen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, daſs unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren 25 ausschlieſst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen

---

11. 12. *jede durch die Zeit]* jede im Laufe der Zeit durch die Processe des Bewusstseins und überhaupt des innern Volkslebens, der Civilisation und Cultur, herbeigeführte Aenderung der Richtung des geistigen Strebens. Dies sind innere Ursachen in Vergleich zu den „äuſseren Ereignissen", in Krieg und Frieden, aber es sind mechanische Ursachen in Vergleich zum Impuls der genialen Menschen (15). An diesen Satz schloss sich ursprünglich folgendes Ausgestrichene, wodurch die Verbindung mit dem weiter Folgenden „Ewige Vermittlerin" u. s. w. klarer wird: *Dennoch würde es irrig sein, diese Veränderungen nur als Veränderungen des National-Charakters anzusehen, welche die Sprache, die ihnen gewissermaſsen nur den Körper leiht, wenig oder gar nicht angehen. Die Sprache, wenn man in ihr auch nichts erkennen wollte, was über die Bedeutung der Wörter und die grammatischen Regeln und Formen hinausgeht, bleibt bei diesen Veränderungen keineswegs gleichgültig. Ewige u. s. w.*

22. *umzubilden]* Hier stand noch folgender Satz: *Ein Sanskritischer Homer oder ein griechischer Tacitus lassen sich eben so wenig denken, als Centauren und Tritonen in diese Wirklichkeit herabsteigen können.*

22. *oben]* S. 47. 24. *Bahn]* Vgl. 80, 12.

26—28.] Diesen Gesichtspunkt hatte H. schon im Jahre 1796 ausgesprochen, (V. 176 f.), es sei zu *erforschen, wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne daſs dennoch eine Form gerade einen geringeren Werth, als die andere hat. Denn darauf würde ich vorzüglich sehen, immer solche Verschiedenheiten aufzusuchen, die sich nicht durch Fehler, sondern durch Vorzüge unterscheiden. Denn nur eine solche Verschiedenheit ist wesentlich … In dieser letztern Hinsicht kann ein einzelner recht origineller Mensch bedeutend sein, sobald er eine Seite der menschlichen Natur zeigt, die ohne ihn unerkannt geblieben sein würde.* Dies lässt sich auch auf die Sprachen anwenden.

vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln muſs, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache bloſs und ausschlieſslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloſs als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es lieſsen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Personen von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Auſserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daſs der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein bloſser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 59.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülflosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülflosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber,

30. *des Standpunktes]* Vgl. zu dem Folgenden die Abh. Ueber das Sprst. §. 21.
10—11. *wirkliche — nicht geben]* Eine solche Sprache kann es in Wirklichkeit nicht geben.
13. *Personen]* A; *Leuten* D.
17—26. *Ja — sucht]* Diese Sätze sind als Parenthese zu betrachten.
21. 23. *Hülflosigkeit]* A; *Hülfs-* D.
25. 26. Die Freiheit ist nur transscendental zu begreifen; sie ist eine Idee. Vgl. Einl. zu §. 1. S. 160. 26. *Gebiete]* D; *Gebiet* A.

auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm, bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschloſsnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloſs wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluſs höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniſs des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läſst eine leise Spur in der Sprache zurück.

---

14. *beschränkt.]* Dieser Absatz Z. 6—26, *Dieser Unterschied — zu legen,* war früher anders abgefasst. Aus dieser älteren Fassung hebe ich folgendes heraus: *Auch dem bloſs wissenschaftlichen Gebrauche kann es genügen, ja nothwendig sein, das zu Bezeichnende so bestimmt in den Ausdruck zu fassen, daſs durchaus nicht mehr oder weniger bei demselben gedacht werden kann.* Hier wird die strenge Bestimmtheit der wissenschaftlichen Terminologie als *nothwendig* anerkannt, was in der vorliegenden Abfassung geschwächt ist, aber S. 228, 15—19 wieder anerkannt, besonders aber S. 233 ff. ausgeführt wird.

17—18.] Denn der einheitlichen Subjectivität (207, 1 f.) steht auch eine einheitliche Welt gegenüber (IV. 27, 18 ff. 30, 31—33).

20. *zurück.]* Das in diesem Satze Gesagte war ursprünglich ausführlicher ausgedrückt. Unmittelbar nach dem in Anm. zu 14 Mitgetheilten hieß es weiter: *Ueberall dagegen, wo eine höhere Freiheit herrscht, und es nicht auf etwas Aeuſseres, oder wenigstens nicht allein, ankommt, wird die subjective Individualität angeregt, und mischt sich zugleich dem Gebrauch und dem Verständniſs der Sprache bei. Das unbestimmt Gelassene, innerlich zu Er-*

Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daſs die Sprache
nicht bloſs ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniſs,
sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und
die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muſs,
so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und 25
in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter
greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist
die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung be- 30
griffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, 206
Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein
Gefühl, daſs es etwas giebt, das die Sprache nicht unmittelbar
enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muſs, und 5
den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut
zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, daſs
das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches
über die Sprache hinausgeht, und das durch die Sprache eigentlich
beschränkt wird; daſs aber wiederum sie das einzige Mittel ist, 10
dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und daſs sie gerade
durch technische und sinnliche Vollendung einen immer gröſseren
Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist
die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je
lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen 15

---

gänzende beruht nämlich einerseits auf der nicht ganz vollendeten Abgränzung des Begriffs durch das Wort, anderseits aber auf der durch beide geweckten Empfindung. Das erstere muſs allerdings richtig verstanden werden. Jedes richtig gebildete Wort muſs allerdings den Begriff im ganzen genommen bestimmt und vollständig wecken. In seinen individuellen Lauten, ihrer eignen Natur, ihrem Abstammungsverhältniſs und ihrer ganzen Verbindung mit der übrigen Sprache gemäſs, kann es dies aber nicht von allen den Eindrücken aus, mit welchen der Gegenstand auf den Menschen eindringt . . . Von Seiten der innern Auffassung . . kann in dem Gebrauche der Sprache mehr oder weniger Lebendigkeit und Vielseitigkeit liegen und gleichsam an den Faden des Ausdrucks die Vorstellung des Gegenstandes mit Einwirkungen und Beschaffenheiten aus dem Gebiete der Anschauung herausgezogen werden, welche das Wort bei gröſserer Trägheit der Auffassung der Seele nicht zuzuführen vermöchte.

23—24. Vgl. S. 58, 22—27.

4. *das]* A; *was* B D. 12. *technische]* Vgl. 89, 4—90, 29.

Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läfst in das Innere des Sprechenden schauen.

20 Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, 25 oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählich entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äufsert 30 sich unmittelbar als solche, und eben darum auf eine eigne, 207 schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maafs der Bewegung, in welchen er die 5 Gegenstände erfafst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unter- 10 scheidet, der die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer

---

21. 28. *qualitativ. quantitativ]* Was einen Begriff als Combination von Qualitäten der Objecte oder ein logisches Begriffsverhältnis andeutet, hat qualitative Geltung; was dagegen als Grade der Heftigkeit, Veränderlichkeit, Schnelligkeit der subjectiven Tätigkeit, nicht durch die Sprache, sondern an ihr (Z. 29—2) angedeutet wird, ist quantitativ. Das *eher* Z. 28 beweist, dass H. mit den Terminis *qualit.* und *quantit.* nicht zufrieden war. Nach einer andren Darstellung (vgl. 207, 11—16 Anm.) hätte man hier *materiell* und *formell* erwarten dürfen. Diese Termini waren hier darum unzulässig, weil H. Charakter und Form der Sprache unterschied.

27. *Unendliches]* Vgl. 61, 12—30. 10. *der]* A; *welcher* B D.

11. *das Erstere]* was dem sich bewegenden Körper entspricht, also die Tätigkeit.

11—16. Dasselbe sagt H. in einem Briefe an Körner von 1795 (Ansichten über Aesthetik und Literatur von W. v. H. Seine Briefe an H. G. Körner. Herausgegeben von

Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideen- 15 gange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, son- 20 dern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung mufs dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äufsere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, 25 so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt.

F. Jonas. S. 39): *Ueberall wo man von Charakteren liest oder hört, wird darunter fast blofs gleichsam die Materie desselben verstanden, das, worauf die Empfindungen und Neigungen (deren Summe doch hier der Charakter genannt wird) als auf ihre Gegenstände gerichtet sind. Auf die Art hingegen wie die Seele von den Empfindungen bewegt wird, den Rhythmus, in welchem sie fortfliefsen, mit einem Wort auf die Form wird wenig geachtet . . . Gerade hierauf aber beruht eigentlich das Wesen des Charakters . . . Es würde mich zu weit führen, auch nur alles nennen zu wollen, was zu dieser Form gehört, da ich, meinen Ideen nach, dahin nicht blofs die Langsamkeit oder Geschwindigkeit, Heftigkeit oder Sanftmuth des Empfindungsganges rechne, sondern auch die Gleichmäfsigkeit und Ungleichmäfsigkeit und vorzüglich die so sehr verschiedene Manier in dem Uebergange von einer Empfindung zur andren, die gewifs eben so gut ihre eigenen Gesetze hat, als die Association der Ideen. Ich erinnere Sie aber nur an das Eine, an die Weile zwischen dem Empfindungswechsel, deren Verschiedenheiten auch schon im alltäglichen Leben einen so grofsen Einflufs ausüben. Denn gewifs lassen sich eine Menge von Sympathien und Antipathien zwischen Menschen aus dieser Quelle allein herleiten.*

14. *das Letztere]* was dem Impulse entspricht, also die Kraft.

16. *In Beidem]* d. h. indem wir hier ein zwiefaches erkennen, (Z. 6 ff.), unterscheiden wir damit das Sein, nämlich den Impuls oder die Kraft, von dem Wirken oder der Tätigkeit.

17. 20. 22. *Sein]* Vgl. 1, 14.

21. *bestimmend]* insofern es die Ursache, die Urkraft ist, durch welche das erscheinende Sein individuell bestimmt, d. h. hervorgebracht wird. Vgl. 208, 27. 214, 26 f.

26—30.] Darin liegt der Charakter, wie der Mensch, als erscheinendes Individuum, die in ihm liegende Urkraft mit der in der erscheinenden Wirklichkeit, als Realität derselben, liegenden Urkraft verbindet und so das Absolute in es selbst wieder zurückführt.

Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit
30 Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner
208 Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sein,
je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren
keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen
versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und
5 Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, daſs ein solcher Maſsstab bloſs
bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In
den Aeuſserungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich
unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der bloſsen Be-
10 friedigung der Begierde unterscheidet und ob sie, als ein wahrer
»Götterfunke«, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche
Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen,
hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann,
der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthüm-
15 lichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache
durch. Indem sie mit allen Aeuſserungen des Gemüths verschmilzt,
bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, indivi-
duelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte
und innige Bande mit der Individualität verknüpft, daſs sie im-
20 mer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muſs,
um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des
Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht
um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und
eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

25 Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die
Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätig-
keit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und
dem wirkenden Sein, die richtige und verhältniſsmäſsige Würdigung
beider uud die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach,

---

1. *Verknüpfung]* Vgl. 207, 26—28.
16—18.] Vgl. 200, 11—20. 20. *solche]* Bande.
26. *aufnimmt — Thätigkeit]* Vgl. 207, 26—28. 14, 13 ff.

obenan stehenden vor dem Bewufstsein liegt nicht gleich stark 30
in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des 209
Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der
mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammen-
hanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch
die ganze Zeit seines Daseins und des gleichen in der Natur ge- 5
ahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so
ist es nur Bruchstück; und je beweglicher und lebendiger ihre
Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstu-
fungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne
schiefst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes über, 10
oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer
Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und
geht durch den Ausdruck in der Sprache in den Andren über, der
gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende har-
monisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür 15
lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Aus-
druck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahn-
dung entsteht, dafs über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen
könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine
zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offen- 20
bar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths
und nach der äufseren Wirklichkeit.

Die Griechen, die in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste
Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders
aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Intrumentalmusik, 25

---

2. *des Unterschiedes]* **ist wahrscheinlich zu streichen, wenn man nicht** *hiervon* **streichen will. Das eine wie das andre Wort aber bezieht sich nicht auf 208, 25 den Unterschied von Stoff und Kraft, sondern auf 208, 30 den Unterschied der Völker in dem Gefühl jenes Unterschiedes.**

5. *gleichen]* **Zusammenhanges.**

8.] Das Komma hinter *alles* **ist von H. gesetzt, damit man nicht versucht werde,** *in verschiedenen Abstufungen* **auf** *regt sich* **zu beziehen, da es zu** *Verwandte* **gehören soll.**

20—22.] Diese Stelle klingt zwar fast ganz wie die 208, 1—5. Indess ist dies nur Schein; denn dort ist von der wahren Wirklichkeit die Rede, hier nur von der äußern oder, wie es 211, 7. 8 heißt vom *Gebrauche der Wirklichkeit.*

23. *die in]* **A B;** *welche in* **D.**

Tanz und Geberde. Daſs sie dies aber nicht bloſs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, daſs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im
30 Dialekte muſsten sich einer und ebenderselben ursprünglich natio-
210 nellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Äolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die,
5 nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu
10 Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schooſse dieser Begeisterung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und
15 Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschlieſst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

20 Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschieſsendem, ihm selbst Mangelnden, sprach, so darf man

---

3. *das Treibende und Stimmende]* Vgl. 208, 27., also die Kraft. Vgl. die Einl. S. 474.
5. *nicht als Idee geltende]* ? nicht mit einer bestimmten Vorstellung verbundene?
9—10. *nur zu Gedanken — Handlungen]* nur überhaupt, nicht zu bestimmten begeistert die Musik das Gemüt. Den bestimmten Gedanken, die bestimmte Handlung muss das Wort angeben.
17. *die Kraft]* Vgl. Z. 3. Die Kraft treibt und stimmt die Seele; folglich ist sie eine individuelle alle Tätigkeit beherschende, also Individualität; folglich ist das Gefühl jener Kraft das Gefühl der Individualität.
18. *einer solchen] einer* ist Artikel; denn H. hat grosses *E* in kleines *e* geändert. Eine *solche* ist: eine *bestimmte*.
20. *im Vorigen]* 209, 10. 205, 4 f. 20 Anm. 206, 20 ff.
21. *Mangelnden]* A; *-m* D.

sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äufsere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters hinaus, immer aber mit dem Gefühle, dafs nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und dafs das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit gerichteten Tacts geordneten

---

27. *dafselbe Gefühl]* jenes Gefühl der Individualität. Vgl. Z. 16—19. Vielleicht ist *Gefühl* zu streichen, und *dasselbe* bezieht sich auf das *Ueberschiefsende*.

28. *Wirklichkeit]* auch hier ist wohl nur die äußerliche Wirklichkeit gemeint, wie 209, 22.

29. *es]* D; *dasselbe* A.

9. *innere]* Indem sie die innere Wahrheit der Wirklichkeit hervorkehrten, diese nicht in ihrer Aeußerlichkeit gelten ließen.

16. *hinaus]* A; *aus* D; in B ist *hin* gestrichen. 20. *gerichteten]* A; *hinstrebenden* D.

Verknüpfung der Einzelheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie
25 sie allmählich fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne daſs sie je zu einer bloſsen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, daſs die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individua-
30 lität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine
212 Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in diese ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee
5 angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloſs das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da
10 das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte
15 des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur
20 Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Verthei-

---

24. *z. B.]* D; *wie* A. 3. *diese]* A; *die* D.
10. *Zusammenwirken der Individualitäten]* 14, 26 ff. 213, 14—16.
14. *Mittelpunkte]* Vgl. Ueber Gesch. 310, 22—31 Briefe zw. Sch. u. H. S. 27, 34.
20. *Ausbildung des Charakteristischen]* Dies widerspricht nicht Z. 6/7, sondern bedeutet eben die Erhebung des nur Charakteristischen zum idealen Charakter. Vgl. Anm. zu 213, 14—16.

lung in einzelne, in Dialekt und Sinnesart verschiedne Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschloſs das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Aeuſserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis 25 zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, daſs keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum bloſsen 30 Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben 213 wurde, und daſs dies gleiche Aufsprieſsen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf ge- 5 richtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Ge- 10 brauch der Sprache ein[1]. Das bloſs Volksmäſsige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unter-

[1] Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen 17 Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den, seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und groſsentheils bis 20 dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch faſslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. 25 Es wäre ungemein zu wünschen, daſs dieser, die ausgedehnteste Kenntniſs der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluſs ausführte, dem Einfluſs des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand 30 in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeuſserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom.* I. *de metris Pindari.* p. 253. *nt.* 14., besonders aber p. 279.

worfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemerken, dafs ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeufserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einflufs der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröfse entwickelt sich auf einem andren, dem Gepräge, das sie ihren äufseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen aus, nur dafs, so wie diese die äufsere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, dafs alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausflufs Einer Kraft, ein grofses Ganzes ausmacht, und dafs das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen mufs, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Aeufserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft als erste

---

14—16. *So veredelt — zusammenzustreben]* Dieser Satz lautete ursprünglich so: *So veredelt wurden sie als eigne Arten des Styls und der Dichtung in die Kunst eingeführt und dadurch das Charakteristische in ihnen zum Charakter erhoben, und dieser idealisch zusammenzustreben fähig gemacht.*

15—19.] Ueber den Charakter der Griechen und Deutschen vergleiche auch die Einl. zu §. 11; u. über die deutsche Sprache vgl. WW. V, 151. 152. 195.

20. *das Gefühl]* 208, 25. 209, 8—9. 210, 27. 214, 11.

Ursach aller Geisteserzeugungen, zum Bewuſstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein anderes, als das mensch- 30 liche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbst- 215 anschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschlieſsen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitig- 5 keit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmähliches Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen An- 10 schauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen. In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äuſseren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine 15 stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander. Ebenso sehr ist dies

---

28—30.] Dieser Satz, an sich schwierig, wird es noch mehr dadurch, dass einiges gestrichen ist, was sich nicht vollständig und mit Sicherheit reconstruiren lässt, weil offenbar Hörfehler darin liegen. H. scheint selbst nicht im Stande gewesen zu sein, diese Fehler zu verbessern und scheint nur darum gestrichen zu haben. Man liest: *Sie* [jene Kraft] *sammelt sich in reiner Einheit ihrer Eigenthümlichkeit und ihr Bild tritt klarer in den Kreis der Erscheinungen, indem der Mensch aus der Stärke seiner eignen empfundenen Individulität äuſserlich* [d. h. durch Hervorbringung von Erscheinungen, durch Taten und Schöpfungen] *zu individualisiren* [und] *dem Gefühle des eignen Charakters zu suchen* [leg. genügen] *strebt.* Hieraus entnehmen wir wohl mit Gewissheit den Gedanken, dass je kräftiger die Individualität sich in ihren Gebilden ausprägt und ihren Charakter zur Erscheinung bringt, sie damit auch um so klarer ihr eignes Bild von sich selbst schafft und gewinnt. Nun folgt wie im Text *Das Bild u. s. w.*, wo das *aber* nun erst seine Bedeutung erhält, und weiter: *erscheinen, und da eine solche doch über* [leg. immer] *ein Ziel fordert* [welches eben das menschliche Ideal ist], *so knüpft sich dadurch von selbst an die Vorstellung der eignen Individualität die des menschlichen Ideals. In diesem Spiegel u. s. w.*

17. *einander.]* Hier ist ausgestrichen: *Das Gefühl ihrer Unendlichkeit geht in uns aus diesem ununterbrochenen Zusammenhange des einzelnen über.*

in der bildenden Kunst der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinn-
20 lichen, äufseren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Uebermäfsigen und Uebertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränder-
25 lichkeit der Gemüthsstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmaafses und des Zusammenklanges zu halten. Sie besafsen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geschmack; und der sich in
30 allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise
216 dadurch aus, dafs die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen
5 des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen finden sich daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, bei den Neueren.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmefsbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe.
10 Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, dafs ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äufsert
15 sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, wel-

---

18. *Fall.]* Dahinter ist folgendes ausgestrichen: *wo das vollständige Aufnehmen der gestalteten Züge zu der Empfindung der auf dem Ganzen beruhenden Schönheit und Erhabenheit führt.*

5—7. *finden sich — bei den Neuern]* A; *bieten — die Neueren dar* D.

ches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeusserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluss desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache lässt sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeusserungen überall in Verbindung bringen. Es muss das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluss modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äusserlich gleich bleibende Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluss, indem jene äussere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muss, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammen-

hang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läſst. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde
25 Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (η) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche
30 wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden
218 Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewuſstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht
5 den Einfluſs der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermaſsen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiſs am mächtigsten und einfluſsreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da
10 sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmt-
15 heit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäſsigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfniſs nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Ge-
20 müths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äuſserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiſs liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewiſs aus ihnen herleiten lassen. Sollte
25 nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen

und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit 30 scheint zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Con- 219 trast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, daſs jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen ver- 5 glichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorsprieſsen zu lassen. Gewiſs wenigstens scheint es mir, daſs man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden 10 muſs, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann 15 die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte, findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die 20 ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäſsiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäſsigen und lebendigen Energie an sich zu tragen. 25

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen

---

3—18.] Vgl. S. 101, 13—22.
18. *selbsterzeugten]* D; *eigen erzeugten* A. *oben]* S. 190, 12—16.

und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Form zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, daſs man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der

4—5. *Vertheilung — dieselben]* Vgl. 74, 12.
20—24.] Vgl. 118, 27 ff. 27. *Erklärungsgrund]* für Z. 2—4. 10—12.

Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so dafs bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und gröfseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und grofse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufsprießsen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der grofsen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, gröfsere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maafs, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich, findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (S. 197. 204. 205.) ausgeführt, dafs nicht leicht irgend ein Wort, es müfste denn augenblicklich blofs als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann

daher geradezu behaupten, daſs in jedem etwas nicht wieder mit
5 Worten zu Unterscheidendes liegt, und daſs die Wörter mehrerer
Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen,
doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschlieſsen, und oft läſst sich
nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem
10 sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung
aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten
ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem
15 Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen
roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen ihrer Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt
zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete
Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es
20 lieſse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben
Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen
Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von groſser
Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in
die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam in beständigem Flusse.
25 Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfniſs des
Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich,
eine doppelte Vergleichung der für den im Ganzen gleichen Be-
30 griff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter und derjenigen
223 derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthüm-

---

12.] Hier ist hinter *erwähnt* folgendes ausgestrichen: *Es giebt aber auch Fälle, wo in weniger feinem Sinne die Sprachen selbst nicht einmal im Ganzen wirkliche Synonyma aufstellen. So z. B. bei einigen Theilen des menschlichen Körpers, wo die nationelle Ansicht nicht auf dieselbe Weise abgränzt und daher die Bedeutung der Ausdrücke nicht völlig übereinstimmt.* Diese Bemerkung hätte allerdings vielmehr in den §. 11 gehört.

16. *ihrer]* A; *der* D. 21. *Synonymik]* WW. III, 13,2—14,20.

24.] *im beständigen* D.

lichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von ver- 5 schiedenen Seiten aufgefaſst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammen- 10 wirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche 15 sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der In- 20 dische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewuſstseins, und zeigt, wie beide immer wechselweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung 25 der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniſs gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen gemeinschaft- 30 lichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von 224 Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Be- 5

9. *In beiden Fällen]* Z. 2 und 4. 22.] eine Parallele zu Sprst. §. 11.

griffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefaſst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen 10 Sprachen an den Ausdrücken für *Wollen, Wünschen* und *Werden.* Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Maaſsgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders 15 zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannig- 20 faltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschlieſsen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint 25 hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, läſst sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem 30 Ganzen.

Charakter der Sprachen: Poesie und Prosa.

225 Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo 5 sich auch dermaſsen der Einfluſs des Ganzen offenbart, daſs

11—14.] Vgl. §. 10, b, α. 10, c. S. 95, 20—96, 12.
4. *alle]* Punkte, als einzelne gedacht.
5. *des Ganzen]* aller Punkte zum Ganzen zusammengenommen, also der ganzen Sprache.

selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man mufs sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft grofsartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäfsigem Verhältnifs giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältnifs zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas: die Poesie fafst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äufserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stöfst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Ver-

---

6. *der Begriff des Einzelnen]* ein Einfluss, der sich gar nicht mehr auf Einzelheiten erstreckt, noch von ihnen ausgeht, sondern wo nur die Sprache als Ganzes und der Charakter in seiner Einheit auf einander wirken.

11. *wieder — zurückwirkt]* und die *Entwicklung beider*, von Poesie und Prosa, auf die Sprache zurückwirkt. Vgl. S. 231, 13—15. Insofern (5—11) sind Poesie und Prosa Erscheinungen der Sprache selbst und sind nicht wie Speculation und Reflexion, Anschauung und Beobachtung oder aber Abstraction, innere Geistesrichtungen, welche ja auch in der Sprache ihren Einfluss zeigen. Die Kehrseite aber folgt sogleich Z. 12. 13.

22. *die]* A; Punkt und grosses d in D.

25. *wodurch — ist]* die Causalität, durch welche sie eben erscheinendes Dasein inmitten der daseienden Dinge hat. Vgl. den Gegensatz hierzu Z. 29. 30.

29. *die Prosa]* Vgl. I. 107, 26—25: *Man sollte nicht alles Prosa nennen, was nicht Vers ist.*

226 bindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem
Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und
strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der
Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem
5 wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloſs auf die
mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf
eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleich-
gültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in
gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden,
10 meistentheils aber nur auf Kosten beider, so daſs das poetisch aus-
gedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der
Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie.
Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand
herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, daſs Dichter im Gefühle
15 dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben.
Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzu-
kehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche
die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit
dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannig-
20 faltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die
consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muſs diese
wieder so aufgefaſst werden, daſs sie die Verfolgung des entgegen-
gesetzten im Geiste der Nation nicht ausschlieſst, sondern viel-
mehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung,
25 müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in
die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein
Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element er-
heben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel

---

16. *um — zurückzukehren]* da H. hier Z. 5—15 von ihrem *wahren Wesen* abgewichen war und nur von mehr zufälliger Erscheinung gesprochen hatte.

17. *Umfang]* Zusammenfassung aller Seelenkräfte. Vgl. 227, 19. 22.

18—20. *Verbindung — erfordert]* es soll verbunden werden die Durchdringung der Wirklichkeit, also die volle Objectivität, mit der Zusammenfassung des mannichfaltigen Einzelnen in einer unendlichen einheitlichen Idee in der Subjectivität.

22. *diese]* Verfolgung des einen Pfades, entweder der Poesie oder der Prosa.

erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muſs, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei bloſser Darstellung des Wirklichen und bei ganz äuſserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermaſsen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, auſser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedankens gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie

---

6—9 *Darstellung — Dann]* Statt dessen urspr.: *Darstellung der Wirklichkeit und bei den unmittelbarsten Verknüpfungen derselben stehen bleiben und sich alles Weiterblickens und Aufsteigens zu allgemeinem Zusammenhange enthalten. Dann . . .*

20. *denselben]* ihren Gegenstand.

25. *das Gepräge — Stimmung]* Dies verleiht dem Ausdruck Charakter, schafft den individuellen Styl. Vgl. Z. 29. 30.

aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus
30 dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offen-
228 bart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die, der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondren Zweck geboten
5 wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläſst, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt,
10 gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesen ergiebt sich, daſs Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muſs
15 ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muſs sich mit dem Gedanken nach der äuſseren und inneren Welt hinbewegen,

---

28. *sittliche]* Dass der Eintritt des Charakters in die Darstellung *sittlich* sei, hat H. sonst nirgends gesagt. Bedenkt man aber, was bei H. Individualität und Charakter bedeutet, so muss jedes Hervortreten des Charakters, indem dadurch das Unendliche in die Erscheinung übergeführt wird, auch den Kern aller Sittlichkeit enthalten. Aeußerung des Charakters ist geradezu eine intelligibele Tat, im Kantischen Sinne.

30 ff.] Vgl. I. 107: *Je schärfer und reiner in ihm der Gedanke vorwaltet, desto weniger kann der Geist es ertragen, daſs nicht auch die Form der Rede den Inhalt angemessen begleite . . . Der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa, und selbst vom Sylbenmaſs ist sie nicht sowohl frei, als vielmehr eine Erweiterung des enge gefesselten poetischen. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, dass sie durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur, dienend, begleiten zu wollen, da der poetische Vortrag auch des Scheines nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen.*

10.—12.] Da H. eine Harmonie zwischen der Form unsres Geistes und der der Realität voraussetzt, gewissermaßen eine Einheit von Denken und Sein, so kann die in und auch an dem Objecte erkannte Idee, der durch genaue Beobachtung und eindringende Reflexion gefundene Gedanke, auch wie eine reine Schöpfung des menschlichen Geistes dargestellt werden, eben so wohl wie die dichterische Idee. Dies, und nur dies, ist der wahre Kern der Hegel'schen Dialektik, der von Hegel selbst misverstanden ist. Vgl. Einl. zur Abh. über d. Gesch. S. 105, Z. 11. S. 110, 32—35.

13. *diesen]* A; *diesem* D.

und, indem er Einzelnes erfaſst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden und können 20 eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daſs die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschlieſslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist be- 25 kannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher 30 der natürliche Bund zwischen groſsen Dichtern und Componisten, 229 obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läſst sich nie sagen, daſs die Prosa aus 5 der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch ([1]) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, daſs die Prosa aus einem, durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. 10 Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug 15 des Geistes, der das Bedürfniſs der Prosa hervorbringt. Beider Ent-

([1]) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Uebersicht des Ganges der Griechischen Litteratur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

---

28. *oben]* **209, 23—214, 8.**

5—6. *daſs — hervorgeht.]* **Das hatte H. selbst früher, 1826, gesagt. I. 107, 29—31. 108, 8—17.**

wicklung war vollkommen naturgemäſs aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äuſsere Umstände hätte an der Vollendung seiner
20 Entwicklung verhindert werden können. Noch weniger läſst sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache
25 aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen
230 Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem
5 Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läſst; der durch keine äuſsere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwicklung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammen-
10 fügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniſs zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt:
15 ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die
20 Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend

---

20. *Entwicklung]* A; *Entfaltung* B D.

3. *Ton]* ist ein in Hinsicht auf Dichtung noch bezeichnenderer Ausdruck als *Colorit* für Stimmung.

21. *selbst]* urspr. *sogar*.

und seine reinen Aeuſserungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmucks, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der 25 Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äuſsere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daſs dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern 30 gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiſs wenigstens (und dies 231 hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen) liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht 5 seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äuſsere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz 10 verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äuſseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluſs haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren. 15

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemäſsheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äuſsere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer engen und durchgängigen Verknüpfung 20 mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem sie die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstanden. So kleidete sich die alte Ko-

20. *engen]* A; *regen* B D.
22. 23. *sie — verstanden* A; *dieses Volk — verstand* D.

mödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand.
25 Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äufseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf
30 Sitteneinfacheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der ge-
232 haltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und
5 Shakespeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfnifs, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, dafs auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unter-
10 scheiden mufste, liefs für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaafse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein und gab auch ihr eine äufserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigen-
15 thümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der grofsen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeufserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung
20 des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnafs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indefs nicht zu läugnen, dafs, Einseitigkeiten und Spitzfindig-
25 keiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener grofsen Muster mit auf diesen Einzelheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlich-

keit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefaſst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, 30 mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser 233 Auffasung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniſs zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammen- 5 zufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einfluſsreich auf die Sprache sein. Von der, sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 223.) 10 gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschlieſslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem 15 nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äuſseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer 20 Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniſs und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Cha- 25 rakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit

16. *Nothwendigkeit]* Vgl. 228, 10—12 Anm.
19/20. *Abwägung]* ?

30 des Verständnisses schädlichen und dem bloſsen Zwecke der Dar-
234 stellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich,
5 anschlieſsen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben darnach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmählich waren, so schloſs es
10 sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft.
15 Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Er-
20 kenntnisse, die sein riesenmäſsiger Geist umfaſste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weit umfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntniſs gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung
25 alles verführerischen Scheins auszeichnete, muſste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwicklungsperiode stellen, muſs die Platonische Diction als den Gipfel einer
30 nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue
235 Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die

---

13. *und der]* A; *und zwischen der* D.
25. *auszeichnete]* A; *ausgezeichnete* D.

Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniſs. Man irrte gewiſs sehr, wenn man Aristoteles mehr von Anmuth entblöſste, schmucklose und unleugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen groſsen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, würden wir wahrscheinlich ein ganz anderes Urtheil über den Umfang seines Styles fällen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel groſser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden groſsartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu groſsen Entdeckungen führen kann. 236

13. 14.] *so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfällen* (sic!) D.

26.] *Die* ursprünglich: *Auch die u. s. w.* Man vermisst an Stelle des gestrichenen *auch*, das wegen *vorzugsweise* (Z. 27) fallen musste, eine andre Partikel.

Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

5 Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten 10 Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; und alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der, auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung 15 und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewufst ist, seinem angeborenen Triebe gemäfs, nach jener grofsen Ver- 20 knüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken einer gebildeten Nation von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine grofsartige Prosa, oder zerfällt, 25 wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeufserungen seiner geistigen 30 Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfin- 237 dung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit,

---

10. *und]* A; fehlt in B D. 11. *welcher] welchen?*

21—25.] Mangel an Erhebung: *entsteht nie eine grofsartige Prosa;* Sinken des Geistes, Verflachung desselben: die Prosa *zerfällt.* Der letzte Adverbialsatz *wenn — verflacht* stört durch seine Stellung den proportionalen Bau der Periode.

22.] *eines gebildeten Volkes* D.

helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben zu erheben, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem ein- 5
zelnen Falle zusteht: so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äufseren Form an, der breitesten und 10
sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fliefsen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne dafs auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache ge- 15
langt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit grofsen und bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einflufs fremder gestalteter 20
Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äufsere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der 25
Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mäfsigen 30
Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der 238
Gröfse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergiefsen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne

4. *zu erheben]* A; *aufzuschwingen* D.

5 wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebendige Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller 10 Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurden und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verbanden, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und 15 mit ihm das lebendige aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines grofsen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und 20 eines ideenreichen aufserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Frei- 25 heit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen mufste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmähliches Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte 30 sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten 239 Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so dafs zugleich ein grofser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben sich immer gleichen, aber durch

---

9. *lebendige]* A; *lebhafte* D.
11.] *wurde* D.
13.] *verband* D.
19—20. *in — Mannes]* später eingeschoben. Daraus erklärt sich die nun nicht angemessene Nennung des Aristoteles.

äufsere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läfst sich, unserer Kenntnifs der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêśa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie als die Griechische. Hierauf wirkte (bei den Rö-

---

12—17.] Vgl. I. 109: *Die attische Prosa dürfte wohl überhaupt allgemein für die am höchsten ausgebildete anerkannt werden. Es wirkten aber auch, um sie auf diesen Gipfel zu führen, drei mächtige Umstände zusammen: das Reden vor dem Volke und in den Gerichtshöfen, die ganz dialektische und selbst sophistische Geistesrichtung der Athenienser, und das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen. Zu diesen kam aufserdem, und sich durch sie immer mehr veredelnd und verfeinernd, die Eigenthümlichkeit der attischen Mundart und der Reichthum und die Gewandtheit der ganzen Sprache.*

25. *als wir ihr jetzt kennen]* Diese Worte sind von H. selbst nachgetragen. D *an ihr.*

1. *bei den Römern]* nicht in A. Der Satz *Hierauf — Originalität* 1—3 hatte ursprünglich folgende Gestalt, indem er sich eng an das Vorangehende schloss: *was aus den*

mern) gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äuſseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andere Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäſse Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluſs jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die groſse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschlieſsenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniſs. Sie hat viel weniger eine bloſs intellectuelle Farbe, und muſs aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, die bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, daſs ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa muſste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstoſsenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso

---

beiden Ursachen herstammt: aus dem Umstande, daſs die Römer in der Griechischen Litteratur ein Muster vor sich hatten ... dann aber aus ihrer ... Originalität u. s. w. — I. 109: *Die römische Prosa erfuhr bloſs den Einfluſs der öffentlichen Beredsamkeit, und auf eine weniger vielseitige Weise.*

11. *Charakter]* praktischen Charakter.

25. *beide]* die Prosa und die Sprache.

wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuern 241
Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da
die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden
konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu
werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin 5
unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Poesie, Prosa und die Schrift.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen
über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein
anerkannt, daſs die Poesie eines Volkes noch lange nach der
Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und daſs beide 10
Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt,
die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung
festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten
Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig
zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung 15
der Hörer hervor, als daſs ihr die Absichtlichkeit kalter Auf-
zeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den
Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte
in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und
Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von 20
diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich ver-
bunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich über-
liefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Ver-
schlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in
dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben 25
Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung.
Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine
Zeit hindurch bloſs natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine

---

1.] *und ebensowenig* (da sie in der Römischen Nationaleigentümlichkeit nicht gegeben war) *eine solche* (geschmeidige Prosa) *erzeugen*. Ursprünglich hieß es: *und* (eine geschmeidige Prosa) *hieraus* (aus solcher Ungeschmeidigkeit des Nationalcharakters) *sich nicht erzeugen*.

7.] Die Ueberschrift habe ich gesetzt.

größsere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche
30 den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge
242 dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuſs loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch groſsentheils über-
5 flüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läſst sich zwar, meiner Ueberzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Ge-
10 dächtniſs anzuvertrauen. Es giebt gewiſs bei den Völkern auch bloſs nationelle, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des
15 Styls, welchen man es ansieht, daſs sie gewiſs nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu
20 erinnern (1). Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, daſs auch, und ganz vorzüglich, die äuſsere Form dabei beachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertragung in das Spanische
25 verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, daſs sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise
243 verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer

(1) Mariner. Th. II. S. 377.

12. *sicher]* D; *gewiſs* A.
15.] *denen* D.
22/23. *beachtet]* A; *beobachtet* D. H. hat in A *ob* gestrichen.

kleinen, dem Lande vorliegenden Insel (1) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa 5 nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerich- 10 tete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stöſst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfniſs darnach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und ver- 15 knüpfenden Verstandes eine, die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muſs in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der 20 Zweck selbst ist möglichste Verewigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten; Lehre zu weiterer Entwicklung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet und befestigt auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkun- 25 digungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der Geschichtschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom 244 Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stim-

(1) Izaro in der Bucht von Bermeo. [Hier stand ursprünglich noch: *Meine ungedruckte Reise durch Biscaya* S. 186. Dieses Ms. mag wohl verloren sein. Gestrichen ist dieses Citat von H. selbst].

---

21. *Verewigung]* A; *Vereinigung* B D.
24. *und befestigt]* fehlt in D.

mung zur Prosa muſs daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

5 In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen (1), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeisterung ohne Absicht und Bewuſstsein der Kunst entströmende, und eine spätere 10 kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke 15 Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stöſst dann auch, so lange sie ohne Bewuſstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte 20 Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiſs in den groſsen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Al-245 cibiades entwickelten gewiſs mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alter-5 thum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von Andren, als ihren Verfassern, gehalten zu

(1) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. von Schlegel's Râmâyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

---

17. *oben]* 141, 12—15.
5. A *zugeschriebene.*

werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, daſs diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, 10 weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiſs ebenso, wie jene Poesie, nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffne Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede 15 ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Groſses und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und 20 Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches muſste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

14. *Hier aber]* Wenn das *aber* nicht etwa rein copulativ zu nehmen ist, so liegt darin die Erinnrung an die Litteratur-Geschichte, welche von jener natürlichen Beredsamkeit zu reden weniger Veranlassung hat.
21.] *vermöchte* A B D.

---

§. 21.

Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln.

A. Act des selbstthätigen Setzens in der Sprache.

Einleitung des Herausgebers.

Es ist schon bei der Betrachtung des Planes unseres Werkes und in den Einll. zu den §§. 19 und 20 bemerkt, dass die Stellung des §. 21 nicht die naturgemäße ist. Man merkt dies unmittelbar daran, dass zwischen dem §. 20 und unsrem Paragraphen gar keine Ueberleitung, keine Anknüpfung stattfindet. Mit dem Eingange des letzteren könnte ein besonderes Werk beginnen.

Wir sagten, in den eben angeführten Stellen, unser Paragraph knüpfe an den ersten Teil des §. 19 an. Man könnte dies bezweifeln wollen, indem

man annähme, dass dort von der Entwicklung einer und derselben Sprache die Rede sei, hier von der Entwicklung eines Sprachstammes und einer Sprache aus der andren. Aber dies beides ist gar nicht von einander zu trennen; und der Zusammenhang unseres Paragraphen mit §. 19 zeigt sich einerseits in der ausdrücklichen Erklärung 248, 19 und in der Uebereinstimmung von 248, 16—24 mit 185, 18—186, 12 und andrerseits in der Ankündigung der 279—296 folgenden Untersuchung auf S. 185, 1.

Es wird also hier wie §. 19 Stärke und Gesetzmäßigkeit verlangt, nur dass hier die letztere als in jener liegend dargestellt wird (248, 21), während dort umgekehrt, und entschieden besser, die Stärke erst aus der Reinheit und Gesetzmäßigkeit gefolgert wird. Doch bildet dies keinen Widerspruch; denn der Einheitspunkt hier wie dort liegt in der Kraft, die nur auf *richtigem* Wege volle Stärke gewinnt (186, 3—5. 248, 22).

Dagegen stoßen wir hier auf einen Zwiespalt der Ansicht, insofern unser Paragraph nicht nur an §. 19, sondern auch an §. 12 anknüpft (103, 7/8). In letzterm aber ist von der Synthesis, in ersterm vom Princip die Rede. Doch ist auch dies in H.s Sinn keine Verschiedenheit der Sache. Denn das Princip ist eben das Princip einer Synthesis, d. h. ein solches, welches eine doppelseitige Entwicklung des sprachlichen Innern und des Sprach-Lautes und deren derartige Vereinigung fordert, dass daraus ein Drittes, die ganze und volle Sprach-Form, entsteht. Dieses Princip ist also eine Kraft, die sich dreifach bewähren muss: nach innen, nach außen und in der Zusammenfassung. Der Sache nach ist freilich diese dreifache Richtung nur eine einzige; bloß unsere Reflexion unterscheidet diese drei Momente. Die Erscheinung der Sprachen aber in der Wirklichkeit bietet, wie wir §. 12 gesehen haben, auch objective Veranlassung zur Scheidung jener drei Momente. Und dann allerdings liegt das Hauptgewicht für die Abwägung der Sprache in dem dritten, in der Synthesis. So hängt das scheinbar Verschiedene in H.s Sinn zusammen, ohne innern Widerspruch.

Zunächst wird der Zusammenhang dieser Synthesis mit dem früher Aufgestellten weiter dargelegt. Durch sie wird die Sprache vom Geiste selbsttätig gesetzt, als etwas, wodurch der Geist mit der Welt vermittelt wird. So wird an den §. 9, speciell an S. 58, 22—27, angeknüpft. Man erkennt aber die Synthesis in drei Acten (250, 12—15), erstlich in der Satzbildung, zweitens in der Wortbildung, welche beide 105, 26. 27 aufgestellt, und von denen der zweite in §§. 13 und 15, der erste in §. 17 ausführlich behandelt sind, und drittens in der Verbindung des Begriffs mit dem Laute, wovon §. 10 und 12 gesprochen haben. So liegt allerdings in der Synthesis das *beseelende Leben* (250, 24), als welches 184, 30. 185, 18. 186, 26 das Sprach-Princip angesehen werden konnte.

Die Synthesis ist aber (249, 17—250, 8) ein reiner Act, der Act, auf welchem die sprachliche Bezeichnung des Denkens beruht, der dieselbe erzeugt, und der also nicht selbst wieder mit irgend einem Zeichen bezeichnet werden kann, sich aber dennoch, wie alles in der Sprache, in der Lautformung kund geben muss (250, 25—251, 12). Hiermit geht H., ohne es hier auszusprechen oder irgend wie anzudeuten, auf §. 14 zurück.

So sehen wir uns hier in der Tat auf einen Punkt gestellt, in welchem alle bisher von H. angelegten Fäden der Entwicklung zusamenlaufen.

Ehe wir nun auf die drei Punkte näher eingehen, an denen H., weil sie sich hier so zu sagen nackter zeigt, die Synthesis nachweist, nämlich das Verbum, die Conjunction und das Pronomen relativum, will ich folgende Stelle aus einem älteren Ms. einschalten.

H[4] f⁰. 4[a]: *Ihr* [der Grammatik] *Wesen kann nicht einfacher und nicht allgemeiner beschrieben werden, als indem man es in die Bestimmung setzt, die Sprachelemente in Festigkeit und Innigkeit zu einer der Gedankeneinheit entsprechenden Lauteinheit zu verknüpfen. Die Gedankeneinheit aber ist keine Sache, kein Gegenstand, der, als solcher, der Bezeichnung fähig wäre. Sie ist eine blofse und reine Handlung des Geistes. Das Zusammenfassen der Grammatik, welches ihr entsprechen soll, kann daher nur durch eine Andeutung geschehen, welche den Geist vermittelst sinnlicher Wahrnehmung zu jener inneren Handlung anregt. Eine solche Andeutung läfst sich eine symbolische nennen. Was also auch die Grammatik einzeln bezeichnen möge, so mufs, aufser diesem Allem, nothwendig noch dieses ihr Zusammenfassen sein geeignetes Symbol in ihr finden.* 1 5 10

So mag hier auch der Ort sein, zu erklären, was bei H. Symbol bedeutet. Er hat sich darüber ausführlich H[1] f⁰. 84 f. ausgesprochen: *Das Symbol verlangt die Verschmelzung des Unsinnlichen mit dem Sinnlichen, jenes sich in diesem offenbarend, dieses sich zu jenem erweiternd... Insofern das Wort den Begriff in einen sinnlichen Stoff vor der Einbildungskraft verwandelt, gleicht es dem Symbol. Denn es schiebt der Idee eine Gestalt unter.* Was aber dennoch das Wort (und somit wohl alles Sprachliche) vom Symbol unterscheidet, ist dies: *Das Symbol verlangt eine vollständige, für sich bestehende Naturform, die auch ohne alle Beziehung auf eine inwohnende Idee betrachtet werden kann, aus der aber, so wie sie sich als Symbol darthut, die Idee aus allen Theilen hervorstrahlt. Der Laut im Wort ist hingegen nichts ohne Beziehung auf den Begriff, da er ausschliefslich die Bestimmung hat, diesen gestaltet hervorzurufen. Es ist daher ein ganz verschiedenes Zusammenfallen des Sinnlichen und Unsinnlichen im Symbol und im Worte... Der symbolisirende Verstand und der Sinn und das Genie zur Sprache stehen daher in natürlichem Gegensatz mit einander. Das Symbolisiren führt zur Vertiefung in den einzelnen Gegenstand, dessen Schale gleichsam durchdrungen werden mufs, um die sie durchstrahlende Idee wahrzunehmen; der Sprachsinn reifst den Geist in unaufhaltsam lebendiger Bewegung fort. Denn er folgt der Flüchtigkeit des Gedankens und strebt nach seiner Unendlichkeit.* Hiernach möchte ich behaupten, der Unterschied zwischen Symbol und Sprache sei der, dass jenes in einem vorhandenen Natur-Gegenstande gefunden werde, wogegen diese ein vom Menschen selbst geschaffenes Symbol ist, durch welches gerade auch die Flüchtigkeit und die reine Handlung des Gedankens im Laute symbolisirt wird. Um so mehr findet hier Bestätigung, was ich schon oben (Einl. zu §. 8. S. 258) bemerkte, dass die Sprache reine Form, nichts weiter als Form sei, wie ein echtes Kunstwerk, das ja auch symbolisch erscheint, aber kein Symbol ist. 15 20 25 30

Ich mache zunächst ausdrücklich darauf aufmerksam, wie sich die hier citirte Stelle durch Anwendung derselben Ausdrücke wirklich als gleichen Inhalts mit dem Eingang unseres Paragraphen erweist. Wir haben dort Z. 6. 11 *Zusammenfassen*, entsprechend unsrer *Synthesis*. Nun scheint zwar eine Verschiedenheit darin zu liegen, dass in jener Stelle des Ms.s von der Einheit des Gedankens die Rede ist, der eine Lauteinheit entsprechen soll; folglich bedeutet hier die Synthesis die Handlung, welche diese Einheit einerseits des Gedankens, andrerseits des Lautes erzeugt; hier wäre also eine doppelte Synthesis, deren eine das Symbol der andren ist. In unsrem Paragraphen dagegen scheint nur von Einer Synthesis die Rede, welche das Zusammenfassen der dortigen beiden Synthesen bedeutet. Das ist aber nur Schein. Dass wir es hier und dort mit derselben Sache zu tun haben, beweist schon die weiter zu verfolgende Gleichheit des Ausdrucks hier und dort. Der Ausdruck in der dortigen Stelle Z. 6 *reine Handlung* wird hier 249, 18. 19. näher bestimmt. Die *Bezeichnung* wird dort Z. 5 wie hier 20. 21 abgewiesen; und was dort *Andeutung* 7. 9 heißt, steht hier, und zwar gerade so in Gegensatz zu *Bezeichnung* wie 123, 12 f. — Doch lässt sich auch sachlich oder durch Ueberlegung zeigen, dass hier und dort dasselbe gemeint wird.

Ist die Lauteinheit Symbol der Gedankeneinheit, so ist nicht nur diese mit jener gegeben, sondern diese hat jene erst erzeugt. Eben darum ist, wie die andre Stelle des andren Ms.s lehrt, das Wort kein bloßes Symbol: denn das Symbol zwar hat noch außer seiner Bedeutung, außer seiner Beziehung auf eine Idee, ein Dasein für sich; das Wort aber, das den Begriff bedeutet, ist das Erzeugnis des Begriffs und hat ohne diesen überhaupt kein Dasein. Der Parallelismus der Laut- und der Gedanken-Synthese löst sich also bei näherer Betrachtung auf in die einheitliche Synthesis des Gedankens mit dem Laut. Ja, auch diese eine Synthese ist einerseits in Wahrheit nicht ein Zusammenfassen zweier gegebener Momente, sondern ein S e t z e n des Wortes oder der Sprache und damit zugleich des Begriffs oder Gedankens. In diesem Setzen liegt ja aber andrerseits sogar nicht bloß die Synthese von Gedanken und Sprache, sondern des ganzen Subjects mit dem ganzen Object, des Menschen mit der Welt.

So passt auch das Beispiel, welches H. zur Erläuterung der Bedeutung der Synthesis gibt (249, 29 — 250, 8) viel besser zu der Darstellung, welche er im Ms. gegeben hat, als zu der unsres Paragraphen. Denn die Synthesis des Suffixes mit der Wurzel ist das Symbol der Synthesis des Begriffs mit der Kategorie der Substanz. Die eine hat darum die andre zur Folge, weil sie ihre Ursache ist, weil sie also beide zusammen in Wahrheit nur die eine Synthesis sind.

Alle diese Synthesen sind nur für unsre Reflexion; in der Tat und Wahrheit sind sie e i n Act. Die spaltende Reflexion ist aber notwendig, und darum muss ich noch auf etwas von H. Vergessenes aufmerksam machen, weil es für ihn und für die Sache von Bedeutung ist. Ich habe vier Synthesen genannt: die des Lautes, die des Gedankens, die des Lautes mit dem Gedanken, die des Subjects mit dem Object. Sie alle aber sind doppelt: im Redenden und im Verstehenden, oder vielmehr zu denselben kommt noch eine hinzu: die

Synthesis des Subjects mit einem andren Subject. Man sieht, die Synthesen vervielfältigen sich, je nach unsren Gesichtspunkten. Eine aber muss noch genannt werden als die allerwesentlichste, und doch von H. übergangene, die sogleich klar wird, sobald man an die innere Sprachform denkt. Wir haben in der Einl. zu §. 11 gesehen, dass H. recht wohl, (wenigstens in manchen Augenblicken) Laut, Vorstellung und idealen Inhalt unterschieden hat. Nun muss nicht bloß der Laut, um zur wahren Lautform zu werden, seine Synthesis haben, und eben so die Vorstellung die ihrige; und nicht bloß müssen sich Vorstellung und Laut durchdringen, sondern mit all dem entsteht nur die Sprachform an sich; diese aber muss nun auch erst mit dem idealen Inhalt zusammengefasst werden, worin sich ja vorzugsweise der Charakter kund gibt, weil sich darin erst die lebendige Rede, die Sprache in ihrer Anwendung, in ihrer Wirklichkeit zeigt. Nennen wir den idealen Inhalt Anschauung und Begriff, so fehlte also oben die Synthesis der Vorstellung mit Anschauung und Begriff. Ich sagte schon, dass H. sie nicht immer außer Acht lässt; er benannte sie aber zuweilen anders, d. h. nach einem andren Gesichtspunkt. Was er z. B. 121, 25 f. *Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit* nennt, schließt sowohl die Synthesis von Welt und Mensch oder Object und Subject, als auch die von sinnlicher Anschauung und Vorstellung, und auch weiter von Begriff und Vorstellung in sich. Denn die Vorstellung gerade bezeichnet die Subjectivität und Selbsttätigkeit; und Begriff und Object (Begriff und Welt) sind auch identisch.

Ist es nun gewiss und klar, dass jene ältere Stelle dasselbe sagt, wie der Eingang unseres Paragraphen, so tritt das nicht abzuweisende Bedenken hervor, dass jene Stelle ganz am Anfange einer Untersuchung *Vom grammatischen Bau der Sprachen* oder von der *Redeverbindung* (s. über die Mss. in der Vorrede) steht. Dort ist sie auch offenbar an ihrem Platze. Wir aber, zu unsrem Paragraphen gelangt, mussten wol glauben, dass der grammatische Bau durch die §§. 10—18 erledigt sei.

Wir haben freilich den engen Zusammenhang unsres Paragraphen mit jenen schon nachgewiesen: das ist ein Zusammenhang sachlich objectiver und psychologisch subjectiver Art; aber er beweist nicht die Richtigkeit der Methode. Der Gesichtspunkt des *Setzens* konnte vorn hingestellt oder auch am Ende als erwiesen betrachtet werden; hier aber wird er an's Ende gestellt, um ihn nun erst mit einem Durchgang durch die Hauptpunkte der Grammatik insbesondere darzulegen. Hierauf ist schon bei der Darlegung des Plans unsres Werkes und des Humboldtischen Styls hingewiesen; es musste hier näher dargelegt werden.

Ein hier nicht erwähnter Punkt, der eine Differenz zwischen unsrem Paragraphen und nicht bloß der oben angeführten älteren Stelle, sondern auch gegen die §§. 9, 12 und 18 bildet, soll in der Einleitung zu 21 Aa. besprochen werden.

---

245 Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von
25 Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraus-
246 setzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Frucht-
5 barkeit und Gesetzmäſsigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwicklung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Ver-
10 derbniſs und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwicklung
15 des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besaſs.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Car-
20 thago Rom besiegt und das Europäische Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich über das Abendland ver-
25 breitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter,

---

24. *bewundernswürdig* A; *-drungs-* D.
7. 8. *wenn — Entwicklung]* ?

nicht äufseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einflufs dieser Weltherrschaft auf unsre bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innre Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, dafs man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem innren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch mufs jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes ausgehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, dafs eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, dafs es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der, einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

13—18. *Sprache — nicht sein]* Vgl. S. 87.

28. *in der Folge]* ist leider nicht ausgeführt. Auch 48, 2 ff. wird dieses Punktes gedacht, der das Object des zweiten Kapitels in H[2] bildet. Vgl. oben über d. Mss. S. 9.

Es ergiebt sich von selbst, dafs die Sprache, deren Bau dem
30 Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten
248 anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen mufs, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zn lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen
5 Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in andren Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Hand-
10 lung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäfse, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der
15 Aufsenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäfsigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Princip. Es
20 ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmäfsigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stöfst auf eine die vollkommne Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen min-
25 destens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

10—11. *und dieser Act — verfahrend]* Vgl. 42, 18—20.

13. *nur — erkennbare]* Denn sonst ist die Verbindung von Begriff und Laut unbegreiflich.

14—16. *und dadurch — geschaffen]* Vgl. S. 58.

16. *dieses Actes]* Der Verbindung von Begriff und Laut. *Stärke* Vgl. 103, 10.

17. *Vollendung* S. 101, 24.

22—23.] Vgl. 185, 18—186, 12.

Wir haben im Vorigen (§. 12.) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen 30 wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den bei- 249 den zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher 5 diese Synthesis mit der gröſsten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, 10 was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen läſst.

Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit 15 denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes 20 Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muſs gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muſs inne werden, daſs 25 sie, gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen, in ein-

2—3.] Vgl. S. 102, 2—4.

ander verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispiels zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes, diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nämlichen Bestreben fließende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und läßt es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet, und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, den-

17—19.] Vgl. 52, 20—28. 25—27.] Vgl. 105, 8.

selben auf andrem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch 251
hier äufsert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, dafs das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durchgreifend lebendig ist, dafs 5
es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äufseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht blofs seine Wirksamkeit im 10
Geiste, sondern seinen wahren Uebergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum; und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

---

§. 21 A. a)

Das Verbum.

Einleitung des Herausgebers.

Dass H., während er unsern Paragraphen so vielfach mit den vorigen in Verbindung gesetzt hat, doch den §. 11, die innere Sprachform, außer Acht gelassen hat, wie in der Einl. zu unserm Paragraphen (S. 539) gezeigt ist, rächt sich notwendig bei seiner Betrachtung des Verbum. Denn von einem solchen lässt sich eigentlich nicht reden, ohne daran zu denken, dass es vor allem eine Kategorie der innern Sprachform ist, die also vor allem innerlich im Sprachgeiste erfasst sein muss. Ist sie dies nicht, so kann auch die Synthesis nicht darauf gerichtet sein, ein wirkliches Verbum zu bilden. H. dachte deswegen nicht hieran, weil er meinte, innerlich, im Sprachgeiste, müsse das Verbum in jedem Volke liegen (251, 4); nur die synthetische Kraft, den Gedanken oder die Kategorie des Verbum im Laute auszuprägen, sei mehr oder weniger stark. H. beachtet hierbei nicht, dass die Synthesis nur ein relativer Gesichtspunkt ist (88, 15), passend für solche Fälle, wo etwas Inneres erweislich vorhanden ist, das nur den Laut nicht kräftig genug beherschte, um ihn zu seinem Ausdruck zu machen; und dieser relative Gesichtspunkt, der in §§. 12 und 18 herscht, überwog in H.s Bewusstsein den absoluten, wonach die die Bezeichnung und die das zu Bezeichnende schaffende Kraft

identisch ist (88, 8), und zwar deswegen, weil er an die letztere, d. i. die innere Sprachform, nicht immer lebhaft genug denken konnte, indem er sie mit dem Denken gegeben ansah. Anders 260, 19—23.

H. setzt also Verbum und Nomen, beide als überall gegebene Kategorien voraus und fragt nur, ob sie überall ihre angemessene lautliche Einkleidung gefunden haben. Uebrigens definirt er das Verbum durchaus richtig, nicht nach seiner stofflichen Bedeutung, sondern nach seiner grammatischen, formalen Function (251, 18. 19) des synthetischen Setzens. Eine Uebertreibung aber ist es, wenn die andren Wörter *gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff* (27) genannt werden, der nur durch das Verbum Leben erhalte. Wo gibt es im Organismus ein an sich totes Organ, das erst durch ein andres Organ Leben erhielte! Jedes Organ hat und erteilt Leben.

Hier liegt aber noch eine ganz andere Unklarheit vor, und hiermit komme ich zu dem am Schlusse der Einl. zu unsrem Paragraphen A. angedeuteten Punkte. H. spricht nicht bloß von einer Synthesis, sondern von einem synthetischen *Setzen*, und d. h. von einem Setzen durch Synthesis (250, 10. 11. 251, 18. 19.) Es wird nicht bloß das Prädicat mit dem Subject zusammengefasst, wie auch die Logik es tut, sondern es wird das zusammengefasste Subject und Prädicat in die Wirklichkeit hinausgesetzt. Im Verbum liegt die projicirende Kraft; es setzt ein Object als ein Sein und ein Handeln (252, 1—9).

Hierin liegt nun einerseits die volle Consequenz, aber eine Ergänzung dessen, was 52, 20—28 gesagt ist; es tritt nicht, wie es 58, 23—27 heißt, die Sprache als eine Vermittlung zwischen Menschen und Welt; sondern die Sprache, die erst eigentlich den Menschen macht, setzt auch erst die Welt aus dem Gedanken des Menschen heraus und erschafft ihm eine Welt, setzt ein Sein. Dieses Setzen ist aber an sich von der Synthesis, die eine rein logische ist, gänzlich verschieden. Synthesis ist nach den mannichfachen, oben dargelegten Beziehungen in allen Wörtern der Sprache; das Setzen, das mit dem Denken an sich noch gar nichts zu tun hat, ist die Function des Verbum. Folglich ist das Verbum aus keinem Denkgesetz irgendwie zu deduciren. Weder das kategorische noch das assertorische Urteil, rein logisch genommen, drückt eine Wirklichkeit aus; kein logisches Urteil hat die Function, das S e i n z u s e t z e n.

Ist das Verbum der Kern und Mittelpunkt der Sprache, nach H. und in Wahrheit, so beweist gerade dieses am schlagendsten, dass die Kategorien der Sprache nicht aus den Denkgesetzen folgen, und folglich nicht als in jedem Volke mit dem Denken gegeben vorausgesetzt werden dürfen, sodass es sich nun bloß um die Synthesis von Kategorie und Lautform handeln könnte.

Auch dieser Doppelheit des Begriffs der Synthesis, oder vielmehr der völligen Verschiedenheit der beiden Acte, welche H. in dem Ausdrucke *Setzen durch Synthesis* als einheitlich bezeichnet, ist er sich nicht bestimmt bewusst geworden. Es ist allerdings richtig, dass das Verbum den doppelten Act vollzieht: das Prädicat mit dem Subjet zur Einheit des Gedankens zusammenfasst und zugleich auch diese Einheit als wirkliches Sein setzt; aber es sind zwei Acte, deren Verschiedenheit sich H. durch den gebrauchten

Ausdruck, und noch mehr durch den andren: ***synthetisches Setzen,*** stark verschleiert hat.

So vieles zusammengenommen mag wohl erklären, warum die innere Sprachform niemals bei H. zu voller Anerkennung gelangt ist. So erklärt sich aber auch, wie H. einerseits nicht merkte, dass er hier von etwas spricht, was teils in §. 9, theils in §. 18 hätte erörtert werden müssen, und dass er andrerseits doch fühlte, wie das hier zur Sprache Gebrachte bemerkt werden musste. Es war ein Gedanke, der neben dem früher Gesagten stand, und den H. nicht hinein zu arbeiten wusste. Und weil dies der Fall war, so gelangte er schließlich dahin (275, 24—27), diese das ganze Leben der Sprache bedingende, alle ihre Folgen auf den Geist erzeugende Kraft der Synthesis zu einer bloßen Eigenschaft der Lautform zu machen, auf ***die Enge der Verknüpfung*** zurückzuführen, wobei nicht gesagt wird, was verknüpft werden soll.

Auf seine Darlegung des Sanskritischen Verbum, welche doch im Wesentlichen zugleich für den ganzen indogermanischen (von H. *sanskritisch* genannten) Stamm Geltung hat, gehe ich nicht ein; ebenso wenig auf seine Bemerkungen über das Verbum in den amerikanischen Sprachen. Alles das wird, hoffe ich, für sich mit den wenigen Bemerkungen des Commentars verständlich sein.

Nur erlaube ich mir noch den Leser zu bitten, auf folgendes wohl zu achten. Erstlich auf das Gewicht, welches nach H. auf ein wirkliches formales Verbum substantivum zu legen ist: zweitens auf die Unterscheidung von *Pronomen* und *Person* (275, 10—14. 128, 7—10); und dagegen drittens die Gleichgültigkeit gegen Formen, welche bloß materielle Modificationen der Wurzelbedeutung bezeichnen, mögen diese Formen noch so wohllautend, noch so fest gefügt, noch so symbolisch sein (275, 14—20).

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, dafs ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden, es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu 15 251 … 20

16. *und den]* A *und von den* D.

19. *grammatische]* hat hier den engern Sinn von satzbildend, wie das sogleich Folgende zeigt (Z. 23).

19—21. *eben so — entstanden]* Vgl. 249, 29—250, 8.

21. *durch — Act]* durch eine Synthesis.

besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des ein-
25 fachen Satzes ein Unterschied, der, diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen, verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der, Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft
30 es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen,
252 allein so, dafs das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das blofs als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blofs den einschlagen-
5 den Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht blofs den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläfst durch das Verbum seine innre Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

10 Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbum liegt, so mufs die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von
15 der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ihnen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbum, insofern es
20 der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist? (1) äufsert; und diesen Punkt läfst man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und

(1) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht. [Dieselbe liegt jetzt auf der Kgl. Bibliothek.]

nicht bis zu den wahren innren Bestrebungen der Sprachforschung 25
zurück, sondern bleibt bei den Aeufserlichkeiten des Sprachbaues
stehen, ohne zu bedenken, dafs diese erst dadurch Bedeutung erlangen,
dafs zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Rich- 253
tungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden
Kraft des Verbum allein auf der grammatischen Behandlung dieses
Redetheiles, und läfst, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlech- 5
terdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem
hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des
einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im San-
skrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen
vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem ge- 10
formten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies
ist aber weiter nichts, als dafs das Nomen, ohne Rücksicht auf
diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird.
Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil,
erfährt dabei mehrfache Aenderungen. Auch kommt gewöhnlich, 15
aufser der in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch
eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des
Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe
काम्य्, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich.
Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* 20
u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbal-
beziehungen dadurch formal aus, dafs sie bei den primitiven, aus
wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man
in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge
Weise Platz finden. Dafs Nomina ohne solchen Zusatz in Verba 25
übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Ueberhaupt hat aber
von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere
Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

---

25. *Bestrebungen]* *Richtungen* 253, 2. Vgl. 105, 9.
1. *Richtungen]* 252, 25.
9. *durchaus]* D; *schlechterdings* A.
19.] Das *y* von *kâmy* hat die *reale Bedeutung* (21) *gehen; in Verlangen gehen* = *verlangen*. Vgl. 259, 26.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Func-
30 tion niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen,
254 von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm
auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen,
erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und
selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich,
5 auch nicht aus einem Theile des Verbum, sondern aus der Wurzel
selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der
Sprache zu nennen, die in der That die ganz eigenthümliche Na-
tur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch
mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von
10 dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache,
und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen der-
selben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende
Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt
es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu be-
15 merken, daſs es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben
der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbum als den Grund-
formen des Nomens entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba
der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich
weiter unten die Rede sein wird, so bleiben nur Vocale, mit oder
20 ohne eingeschobene Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische
Zusätze zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere
Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch
die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so
25 kann man mit Wahrheit behaupten, daſs diese Einheit in den San-
skritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen,
geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam ge-
macht, daſs das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stamm-
vocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die

7. *die in der That]* A; *welche wirklich* D.
7—8. *die — scheint]* vgl. 93, 9—11.
27. *Vorigen]* 149, 15.
28/29. *Stammvocal]* der Wurzelvocal ist gemeint, wie auch 30. *Stamm* = Wurzel.

Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von 30
dem Suffix, die sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch 255
allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa
in den Personenendungen, ist auch die Bedeutung der nicht bloſs
phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung 5
der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren
Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und
der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln
ganz unverständliches Zeichen zu bilden, oder zwei bedeutsame Be- 10
griffe nur eng aneinander zu heften, so tragen in der ganzen
Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an
sich. Diesem Gange zufolge, ist die Bezeichnung jeder einzelnen
Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig, und
der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allge- 15
meinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des
Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel
verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. 152--155.) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft 20
bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen
die Sprache eine so ungemein groſse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur
eben dadurch möglich, daſs alle Umänderungen der Laute, sie mögen

---

14. *nur analogisch gleichförmig]* = 15. *nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie.* So wird zwar dieselbe Beziehung immer z. B. durch Reduplication oder das Augment (20) ausgedrückt, aber diese Mittel erscheinen mannichfach 16—20.

23—30.] Nachdem Z. 13—20 von dem Mittel die Rede war, die Lauteinheit herzustellen (254, 24): kommt H. Z. 23—30 auf einen ganz entgegengesetzten Punkt, dass nämlich verschiedene Combinationen derselben Laut-Umänderung (24—26) auch ganz unabhängig von den Lauten der Wurzel (gegen 16) vollzogen werden, und jede derselben von dem in der innern Sprachform gegebenen System der Beziehungen zum Ausdruck eines bestimmten Verhältnisses gestempelt wird, nicht weil solche Combination für diese Beziehung gerade besonders geeignet wäre, sondern weil es überhaupt nur darauf ankommt, dass bei der Verteilung der Lautformen auf die Begriffe und ihre Beziehungen jede Stelle des Schema's von einer Lautform gedeckt werde. Man sieht gerade hier die Macht der Synthesis recht deutlich, weil sie hier ohne Hülfe der Symbolik und auch ohne Hülfe des specifischen Arti-

blofs phonetisch oder bezeichnend sein, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch blofs dadurch, dafs er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personen-256 endungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich blofs auf den Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichsten Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Aufser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo sie nicht auch blofs phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbum gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit grofsem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewifsheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augment-Präteritum als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as*, sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, इ, *i*, oder या, *yâ*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne dafs die Gegenwart des Verbum *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten, ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Aehnliches

---

culationssinnes wirkt. Den Uebergang macht der Hinweis auf die Schöpfung so vieler Verbalformen durch so einfache Mittel, welche doch einerseits allen Bedürfnissen der einheitlichen Lautform an sich und andererseits auch denen genügen müssen, welche die innere Form an den Laut stellt.

20. *betrachten]* D; *ansehen* A.

als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen 25
in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier
zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung,
als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der
Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung
zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere 30
Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes thun oder 257
machen andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung des zugesetzten Verbum nur leise fufsend, sich seines Lautes als blofsen
Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbum
die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. *Gehen* 5
liefs sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von
Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein
thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung
als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von 10
phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste,
um wesentlich als Suffix zu dienen, und diese Zwitterrolle zwischen
Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, dafs die
erstere, wenn auch der Laut von ihr ausging, dabei ganz in Schatten
gestellt wurde. Denn er dient schon an sich im Verbum häufig 15
als Zwischenlaut, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und
ay vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der
Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat einen zu
eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller
Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbum sein läfst sich nicht 20
dasselbe, aber doch auch Aehnliches sagen, da es auch zum Theil
phonetisch gebraucht wird, und seinen Laut nach Maafsgabe des
ihm vorangehenden Vocals verändert ([1]).

([1]) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu. Th. I.
S. 329.) eine gröfsere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, dafs dieser treffliche 25
Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten
Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmafsung, als um die logische
Feststellung des Verbum neutrum und des Passivum zu thun gewesen wäre. Denn man
mufs offenherzig gestehen, dafs der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des

25. *oben]* 128, 30 ff.

258 Wie in den Sprachen eine Entwicklung immer aus der andren, so dafs die frühere dadurch bestimmend wird, hervorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwicklungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen läfst, davon 5 ist das Passivum der Sanskrit-Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activum, und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. Indem aber, dem Sinne nach, der Wirkende zum Leidenden und umgekehrt, wird, soll, der grammati-

---

258 Passivum an sich, sondern erst dann einigermafsen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch, nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem, den Uebergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische *γίνεσθαι*, das Lateinische *fieri* und unser *werden* ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur dafs sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare, divenire, devenir, to become.* Im Sanskrit mufs daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivum in der neutralen Conjugation (der des *Atmanêpadam*) liegen und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht nach aufsen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, dafs die Intensiva nur im *Atmanêpadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, dafs sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, dafs das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und dafs die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das 259 *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum pafst der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es möchte daher doch vielleicht nicht zu mifsbilligen sein, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe dieser Verba *i*, und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142. Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmäfsig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch काम्य्, *kâmy,* aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von काम, *kâma,* Begierde, und इ, *i,* gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmafsungen weiter auszudehnen, so liefse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurum Anwendung fände. Was Bopp (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache. S. 29—33. *Annals of oriental literature.* S. 45—50.) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des Potentialis und zweiten Futurum ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

schen Form nach, dennoch der Leidende das Subject des Verbum 10
sein, und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefafst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivum ausgedrückt 14
werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der 259
Person Vorgehendes, sich auf sie, mit Ausschliefsung ihrer Thätigkeit, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach aufsen und das Erfahren im Innern in der ganzen Abwandlung des Verbum von 5
einander zu trennen, so fafste sie, der Form nach, auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, dafs diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivum die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam 10
als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so ist es in der Zusammenschliefsung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und kaum von Nebenbegriffen 14
rein zu erhalten. In der ersteren Beziehung sieht man, wie einige 260
Sprachen, z. B. die Malayischen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische, mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzubringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, dafs der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren 5
Werken sehen, richtig auffafste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und läfst es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie 10
sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommener Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzu-

13. *Zusammenschliefsung]* D; *-fassung* A.
14. *nicht — und]* spät r eingeschaltet.
1. 4. *ersteren]* Vgl. Z. 11. 12. *letzteren]* Vgl. Z. 13. 14.

kehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbum
15 die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht
bloſs einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden
Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner
Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern
bemerkt, daſs, wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste da-
20 steht, sie in die, sonst die äuſsere Sprachbildung leitende äuſsere
Entwicklung eingreift, sich selbst geltend macht, und nicht zugiebt,
daſs im bloſsen Fortspinnen angefangener Fäden, statt der reinen
Formen, gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sans-
krit giebt uns hier zugleich vom Gelingen nnd Miſslingen in diesem
25 Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbum drückt es rein
und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivum läſst es sich
auf der Verfolgung des äuſseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren
Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbal-
30 function ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und
261 Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht wer-
den; jedes Nomen läſst sich zum Verbum stempeln; die Kenn-
zeichen des Verbum modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine
Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das
5 Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pro-
nomen ist so lose, daſs man gezwungen wird, zwischen demselben
und dem angeblichen Verbum, das eher eine Nominalform mit
Verbalbedeutung ist, das Verbum *sein* im Geiste zu ergänzen. Hier-
aus entsteht natürlich, daſs wahre Verbalbeziehungen zu Nominal-
10 beziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste
Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht
nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen
Sprachstamm, der auf der einen Seite mit wenigen Ausnahmen, an
Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht,
15 wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit ver-

---

3—4. ***modificiren — charakterisiren]*** **bezeichnen also die Bedeutung, statt die Beziehung anzudeuten, sind also von materieller, nicht von formeller Wirksamkeit.**

schmähender Resignation zurückstöfst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen 20 kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheiles sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht blofs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröfserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der 25 Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, dafs im Javanischen, durch die blofse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung; 30 ich habe aber im zweiten Buche meiner Abhandlung über die Kawi- 262 Sprache gezeigt, dafs diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche jener Schrift von mir ausführlich erörtert worden ist. 5

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommne Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, mufs, als Verbum 10 *sein*, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbum da, wo einer Sache blofs eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen 15 an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbum nichts zu schaffen, sondern ist blofs eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen,

5. *Schrift ausführlich]* A; Buschmann hat *von mir* eingeschoben.

welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen,
20 diesen Constructionen eine besondere Form, und ziehen dieselben dadurch gewissermaſsen in den Bau des Verbum hinein. So kann man im Mexikanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla,* als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomen mit dem Stamme des Verbum, das Letztere die gleiche
25 mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht ([1])) enthalten,
263 doch in der Rücksicht Participia heiſsen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik ([2]) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies
5 ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müſste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, daſs derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomen und
10 eines Nomen mit ausgelassenem Verbum *sein,* ist. *Ich liebe* hat den reinen Verbalausdruck; *ich bin ein Liebender* (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermaſsen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des
15 Verbalpronomen erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, daſs sie demselben die von ihm regierten

([1]) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassenen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivum (nicht eines bloſs qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardi, meiner Ueberzeugung nach, richtig begründet und erwiesen. [Vgl. Heyse's System der Sprw.]

([2]) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico. 1673. S. 6.

---

1. *in der Rücksicht]* D; *insofern* A.

Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni,* ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum als schon dem Sub- 20 stantivum anhängend bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Redetheile. Im ersteren muſs das Attributivum auf das Substantivum 264 folgen, im letzteren demselben vorausgehen: *ñaha quadza,* die böse Frau, *quadza ñaha,* die Frau ist böse ([1]).

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbum zu legen, welches in den 5 eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen läſst, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell dahin eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er 10 ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbum haben muſs, und wieder nur die Verbindung des Seins mit einem energischen Attributiv sein kann, so entsteht immer wieder die nämliche, und der Unterschied ist bloſs 15 der, daſs, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbum, daſs der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbum einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff der- 20 selben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz sein, für eine in den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen, häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nämlich bei dem, wo die 25

([1]) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

---

2. 3. *ñaha]* Ms. Ueber das Verbum in den Amerik. Sprachen und in der handschr. Grammatik der Mixteca-Sprache. A. D. *naha.*

Function des Hülfsverbum (der Hinzufügung des Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nämlich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

265 In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Casanare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomen mit den Partikeln der Tempora gebildet. Diese Verbindungen machen für sich 5 das Verbum *sein*, und einem Worte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum *sein* gänzlich; und da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben bloſs aus den Personen des Pro- 10 nomen selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden (1). Die drei Personen des Singulars des Verbum *sein* heiſsen daher *que, mé, di* (2), und in buchstäblicher Uebersetzung bloſs ich, du, er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem 15 Nomen, *ui ri-di*, Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er aſs. Hiernach also bedeutete *que* ich bin, und 266 diese Form des Pronomen drückte eigentlich die Function des Verbum aus. Indeſs kann diese Verbindung des Pronomen mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, daſs dadurch vermittelst eines andren Wortes, das

(1) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar gröſser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qua;* und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, daſs der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

(2) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleiſs des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten, die sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingeborenen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so daſs hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben, allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preuſs. Gesandten in Rom, Herrn Bunsen, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im Collegio Romano niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten Forneri her.

aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que, di* 5 heißen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ui di* es ist Wasser, *jura-n-di,* mit euphonischem *n,* er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer 10 Auslassung und Ergänzung des Verbum *sein* bei der Zusammenstellung des Pronomen mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein, Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re,* welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber bloß 15 die Präposition *in,* die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re,* im Essen, edendo; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomen zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt: wenn ich oder daß ich äße. Hier wird der 20 Begriff des Seins mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden, und es fallen daher die, sonst unveränderlich mit ihm verknüpften Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re, ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma 25 des Verbum *sein* auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomen bestimmt, mit welcher beständig und ausschließlich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, 30 daß nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, 267 doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer 5 Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie

17. *findet]* Vgl. Entst. d. gr. F. S. 405,17—31. Also: *im Sein = wenn ich wäre.*

nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz,* ich war, *tâtâ-itz*, du warst,
10 u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andre Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als daſs sich entscheiden lieſse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist.
15 Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschlieſslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser
20 Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um Heftigkeit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur aus-
25 schlieſslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden sein ([1]).

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan ge-
268 sprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig ([2]). Sie besitzt ein Pronomen, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des
5 Verbum immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die andre

([1]) *Noticia de la lengua Huasteca que dà Carlos de Tapia Zenteno.* Mexico. 1767. S. 18.

([2]) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franziscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico. 1684.) geschöpft, welche er in der Bibliothek des Collegio Romano fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu sein.

besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seins nur in Ver- 10 bindung mit einem anderen Worte hinzubringt, die andere aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Präsens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum *sein*. In den beiden ersten Personen des Singular und 15 Plural lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex;* dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wird sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen, außer den hier genannten drei Gattungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum sein dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die 20 den Begriff des Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomen entbehrt, verbindet es sich regelmäſsig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*cah* und *ah*, nach 269 bestimmten Regeln abwechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *cah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch 5 immer so, daſs eine dieser Sylben die übrigen ausschlieſst, woraus schon für sich hervorgeht, daſs alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so daſs eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird bloſs beim intransitiven Ver- 10 bum, und auch bei ihm nicht im Präsens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht, *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transitiven Verben, *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich bloſs in einer angeblich anomalen Conjugation. Unter- 15 sucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die Form er-

hält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Ver-
20 wandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun des wahren Verbum *sein*, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muſs ich noch, daſs in dieser Vorstellungsweise der
25 Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand auſser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische *οἰκοδομέω*, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

30 Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, daſs die beiden
270 Unterarten der ersten Pronominalgattung sich bloſs durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, daſs es den Wurzellaut eines
5 Verbum ausmacht, so daſs, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum *sein*, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Daſs *ten* und die übrigen
10 von ihm abhängigen Formen wirklich auch als bloſse selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser [1]. In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbum, sondern des Pronomen selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist
15 nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular für beide, das Verbum *sein* ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbum, so lieſse sich

[1] Adelung's Mithridates. Th. III. Abth. 3. S. 20., wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

---

23. *oben]* Vgl. 262, 22 ff.
10. *bloſse]* A; *bloſs* D.

dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, daſs die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *lai* aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomen durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz in den beiden ersten wieder, gleichsam als hieſsen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomen die gleiche Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomen ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen groſse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seins verbundenen Pronomen ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden Pronomen übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, daſs sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnommen, dem andren bloſs als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah,* ein Hülfsverbum *sein* bildet. Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, daſs die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währen-

den Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Daſs *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomen in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, daſs *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, daſs es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniſs hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars im Präsens *canan-in-cah*, dagegen dieselbe Person im Perfectum *in-canan-t-ah*. *In* ist Pron. 1. sing., das dazwischengeschobene *t* ein euphonischer Laut. *Ah* hat in der Sprache als Präfix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden sein. Da es, seinem Ursprunge nach, weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbum anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem bloſs ruhenden Begriff des Seins, und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache verschiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemäſsen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbum ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbum, und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

17.] *von dem . . . Begriff]* von Buschmann geändert aus *des . . . Begriffs* A.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Miſs- kennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letz- 30 teren ein Besitzpronomen zuzutheilen, *unser Essen* mit *wir essen* 273 zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, die sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Ab- sonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitz- 5 pronomen selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefaſst wird; und dies scheint mir hier der Fall. Fast in allen Ameri- kanischen Sprachen geht das Verständniſs ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei groſsen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das 10 Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschie- dene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem andren Redetheil. Der Unterschied beider Fälle 15 wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Uebergang in die Lautbezeichnung er- fordert. Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andere Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomen, an. In der Sprache der Betoi, die auch 20 um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomen beim Nomen verschiedene Stel- lung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbum begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute 25 besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkür- zung. So heiſst *rau tucu* mein Haus, aber *humasoi-rrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Be-

2. *die]* A; *welche* D.
7. *dies scheint mir hier]* A; *dies ist, wie ich glaube, hier* D.

deutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pro-
30 nomen findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne spe-
274 cielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird.
Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut,
und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht
in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen
5 über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe
zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden
kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen
findet sich zwar auch die Bezeichnung des Ueberganges vom Nomen
10 zum Verbum, und umgekehrt, durch den Accent, allein nicht in
symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbum, da derselbe
Accent unverändert den doppelten Uebergang ausdrückt, und nur
andeutet, daſs das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und
seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird [1].

15 Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen
mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum
unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylbe mit *ten*, führt
20 aber niemals weder *cah*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa,
entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbum ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung
25 einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurum, oder aus andren Gründen entstehen.
Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen.
Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben

[1] S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat*. S. 23.

---

19. *Zeiten.]* Hier hat Buschmann das ursprüngliche *tempora* durch *Zeiten* ersetzt, wie überall, wo jenes im Dativ hätte stehen müssen.

derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewiſsheit der Zukunft 275
nicht die Lebendigkeit eines Pronomen hervorruft, und mit der
einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function
des Verbum durch die engere Verknüpfung seiner immer wechseln- 5
den Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da
ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein
günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die
Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen be-
zwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des 10
Pronomen in die Person und somit der wahren Verbalform, in
welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die bloſse
Vorausschickung des selbstständigen Pronomen nicht erreicht wird)
der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Ver-
bum (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) 15
können auch den, mehr dem Nomen gleichenden, erst durch die
Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbum cha-
rakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, daſs in den Ma-
layischen Sprachen, in gewisser Aehnlichkeit mit dem Chinesischen
die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte 20
Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise
zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Wer-
den alle Modificationen des Verbum wirklich mit der Wurzelsylbe
verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf
der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im 25
Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder
träger als agglutinirend erweist.

16—17. *dem — Verbum]* Die in der Wurzel liegende Bedeutung. Solche Modificationen enthalten die Causativa, Intensiva, Iterativa u. s. w. Wie reich an solchen die Malayischen Sprachen auch sein mögen, so kommen sie damit nicht über das Chinesische hinaus 18—20.

gleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht
10 sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, daſs das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, den-
15 noch aber, welches dieser Casus immer sein möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefaſst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomen entsprechen können nur die
20 Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erforderniſs abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen, unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben, wo dies
25 aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und ein-
30 fache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im rela-
278 tiven aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der
5 Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offen-
10 bart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze,

daſs nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermaſsen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz, auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und 15 ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz 20 immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstratipronomen beigegeben, so daſs die Sprache sichtbar die 25 Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt, aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, wel- 30 ches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomen und des Artikels 279 vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

---

§. 21 B. a)

Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung.

Einleitung des Herausgebers.

Humboldt stellt nun die Folgen aus der synthetischen Kraft für die Entwicklungsfähigkeit der Sprachen dar. Dabei kehrt er naturgemäß zum Anfang unsres Paragraphen zurück, damit aber auch zum ersten Stück des §. 19. Wie hier 279, 23—27, so ist schon dort 186, 13—17 der Fortschritt des Gedankens mit dem der Sprache in Verbindung gebracht; eben so entsprechen sich 280, 13—17 und 186, 18—20.

Dies sieht zwar wie Anknüpfung und bloße Beziehung aus; das ist es aber nicht: es ist wirklich bloße Wiederholung, auch nicht Recapitulirung; und nur Wiederholung von früheren Sätzen ist auch alles was 281, 20—282, 23 gesagt ist — zum sichern Zeichen, dass in unsrem Paragraphen nichts neues, vorher noch nicht Erörtertes, vorgebracht ist, sondern nur ein neuer Gesichtspunkt geboten ist, unter welchem das Verbum, die Conjunction und das Pron. relat. betrachtet worden sind, die schon vorher zu betrachten gewesen wären.

Und nun kommen wir zu einem Stück 282, 24—286, 22, das sich sachlich unmittelbar an das erste Stück von §. 19 (an 186, 29) eben so sehr anschließt, wie es allerdings auch hier sachgemäß seine Stelle findet. Denn, abgesehen von §. 20, sind wir seit jenem Stück in der Sache nicht vorgerückt; wir haben nur eine Ergänzung erhalten.

H. kommt nämlich auf die höchst merkwürdige Tatsache, dass die Lautform der Sprache in der Entwicklung der letztern nicht wächst, sondern verfällt. Dies scheint dem der Sprache für die Entwicklung des Geistes zugeschriebenen Gewicht zu widersprechen. H. widerlegt dies in sehr besonnener Weise, und es ist zu bedauern, dass er nicht noch specieller auf diesen Punkt eingegangen ist.

---

279 Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue der-
5 selben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein.
10 Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältniſs setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht miſslingen, wenn sie die gröſsere Schwierigkeit der satzbildenden Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur
15 ächten Flexionssprachen, und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen sein. Sachausdruck und Be-

---

4. *ihm]* A. hat *ihr*, das aber schon von H. selbst in *ihm* verwandelt ist. Vgl. Z. 14. 281, 22. Dem synthetischen Setzen soll Ausdruck verliehen werden, nicht der Kraft. Aber die Kraft des Setzens ist auch die den Ausdruck schaffende.

6. 7. *sich — gleich bleibende]* consequente.

ziehung müssen in richtigem Verhältniſs stehenden Ausdruck finden, die Worteinheit muſs, unter dem Einfluſs des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die, seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen 20 ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedankens mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechsel- 25 weise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine, ununterbrochne Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äuſseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg, oder schleicht, ohne recht 30 vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigen- 280 thümlichen Analogien fort. Wo sie aber von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig, und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur 5 wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, auſser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zu- 10 gleich auf mannigfaltigen äuſseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache, unabhängig von solchen, sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstoſses, um das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, daſs es in ihr ein zu ganz andrem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug be- 15 sitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar

---

27—280,2. *Die Sprachen — fort]* Vgl. 86 f. 260, 19—23.

seltner auf die Weise, daſs eine Nation zwei verschiedne und
20 nicht mit einander zusammenhängende Blüthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst, die
25 Keime der kräftigen Entwicklung schon gleichsam schlummernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewiſs doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet, nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Organismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre
30 synthetische Kraft, mit Einem Worte alles das, was die Grundlage
281 und den Nerv ihres Baues ausmacht, war ihr gewiſs schon eine unbestimmbare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die entgegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze der edelsten Sprachen, ohne daſs sich, unsrer Kenntniſs nach, jemals in
5 denselben eine dem entsprechende Litteratur entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem Anstoſs oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hier bloſs an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehört, viel glücklicher, als andre ihrer Schwestern, treu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die
10 hemmenden und fördernden Einflüsse äuſsere und zufällige, oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muſs ein Funke geweckt, ein
15 Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen, geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, daſs man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

---

5. *denselben eine dem]* D; *diesen eine demselben* A. Also wäre wohl zu lesen: *in diesen* [sc. Völkern] *eine denselben* [sc. ihren Sprachen] *entsprechende*.

19.] Vgl. 33, 1—8.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Ge- 20
dankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Innren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloſs als rückwirkend be- 25
trachten, und augenblicklich vergessen, daſs, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarkeit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch bloſse Gedankenzergliederung erreichen läſst, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechsel- 30
beziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch 282
melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne, oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur 5
ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider läſst aber wieder umgekehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschlieſsen. 10
Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu sein dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äuſsert ihre gröſste Kraftanstrengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die End- 15
fäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiet tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener, und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlaſst 20
und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie läfst sich aber die hier ausgeführte Behauptung, dafs das
25 fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer
Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, dafs der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am gröfsten ist, im Laufe der Zeit aber allmählich abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, dafs gerade das einbüfsende Princip
30 das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist
283 eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn läfst sie aus verschiednen Ursachen in verschiednen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise
5 auszudrücken, als die Schuld allein und ausschliefslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewifs mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle
10 von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen
15 weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung liefse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst; und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit.
20 Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner innren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Um-
25 änderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er

---

4—6. *und — -messen.]* Vgl. 119, 1—5.
9—10. *jemehr — festsetzt.]* Vgl. 255, 28 ff.

in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectuellen Stimmung des Gemüths, durch welche die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständniß bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Ueberhaupt muß die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läßt nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst

2. *intellectuellen]* A; *intellectueller* D.
3. *welche]* A; *welchen* D.

die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen
30 Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die
285 Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren all-
5 mählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, daſs auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern
10 können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiednes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsre heutige und die Englische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung mit Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren
15 grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluſs ausübt. Daſs aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluſs der Flexionsnatur, auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege
20 Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche Gewohnheit der
25 Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des innern, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festge-
30 setzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren

---

9.] A *auf diese Weise.* Wegen der Wiederholung Z. 7 von B. geändert. Vgl. 82, 4.

Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; 286
ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das
Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen
übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge außerdem,
da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen An- 5
lagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung ver-
dankte und faßte mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache
auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äußerlich
minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es nament-
lich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte 10
Flexionen übrig geblieben sein, die den Geist an dem wahren Ur-
sprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden
ließen. Ein auf diese Weise entstehender geringerer Formen-
reichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir
eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keineswegs hoher 15
Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen
Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen
Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei
einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer
Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewiß, ohne Schuld 20
der Sprache, aus tieferen innren Ursachen.

---

§. 21 B. b)

Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen.

Einleitung des Herausgebers.

Das Sinken der Flexionen führt nun weiter zur Umformung der Sprachen in neue Sprachen. So kommt H. zum Ursprung der Romanischen Sprachen. Was er hier sagt, ist alles vortrefflich, tief und klar. So bleibt nichts zu erklären. Doch will ich mir abermals gestatten, den Leser zu bitten, besonders auf 289, 2—290, 10 zu achten, wo von analytischer Flexion und wieder vom Pronomen und der Person gesprochen wird; ferner auf das, was über das Princip gesagt wird 290, 26—30; endlich auf S. 293—296 was über *Töchtersprachen* bemerkt ist. Bei letzterm Punkte ist zu bedauren, dass H,

des Deutschen gar nicht gedacht hat. Uebrigens wissen wir, welch hohen Wert H. den Romanischen Sprachen zuschreibt, und wir können auch dies bedauren, dass er seinen Schlusssatz (296, 25 ff.) nicht selbst ausgeführt hat.

Ich muss aber eine Stelle mitteilen aus dem zweiten Kapitel des dritten Abschnitts von H³., worin ein Punkt besprochen wird, dessen in unsrem Werke gar nicht gedacht wird, und wofür ich einen eigentlichen Platz nicht finde, die aber hier nicht unpassend erscheinen wird. Sie lautet f⁰. 169 ff.:

Da Sanskrit, Griechisch, Germanisch, Slavisch sich nicht unmittelbar aus einander herleiten lassen, so werden sie gewöhnlich Schwestersprachen genannt und auf eine gemeinsame untergegangene Mutter zurückgewiesen. Es ist aber leicht zu zeigen, dafs dies ein blofses Zurückschieben ins Unbekannte, mehr ein 5 Aufgeben aller Erklärung, als eine Erklärung selbst ist.

Wir haben es hier mit Sprachen zu thun, welche einen festen, zusammenhängenden, rationellen, organischen Bau besitzen, die grammatischen Verhältnisse durch untrennbare längst verwachsne, ihrem Ursprunge nach grofsentheils gar nicht erkennbare Beugungen, durch künstlich angewandte Reduplication und 10 Ablaut bezeichnen, an denen also die Grammatik, wie es die Natur ihres Wesens erfordert, als eine Form, geschieden von der Materie, erkannt wird. Davon nun, dafs solche Sprachen aus Sprachen gleicher Beschaffenheit entsprungen wären, oder um es anders auszudrücken, dafs zwei Sprachen, wie die Sanskrita, Griechische, Gothische, in dem Verhältnisse zu einander ständen 15 wie das Lateinische und Italienische, giebt es in der Sprachenkunde, soweit ich darin nachzuforschen vermag, kein Beispiel. Wir sehen — um für Leser zu reden, die solche Ausdrücke zu wägen verstehen — aus dem Geformten nicht das Geformte hervorgehen. Die Erfahrung also verläfst uns.

Es könnte daher nicht getadelt werden, hier auch die Untersuchung zu 20 schliefsen, und sich mit der Bemerkung zu begnügen, dafs es gleichartige, auf einen gemeinsamen, aber nicht mehr auszumittelnden Ursprung hinweisende Sprachen giebt. Indefs ist es doch möglich, die Aufgabe, kann sie auch nicht eigentlich gelöst werden, wenigstens näher zu bestimmen. Die Erklärungsweise, dafs eine Sprache durch Verpflanzung oder den Lauf der Zeit sich von 25 ihrer ursprünglichen Form bis zur Entstehung neuer abbeugt, scheint mir, wenn von Einer in sich fertigen und geschlossnen die Rede sein soll, im gegenwärtigen Fall nicht anwendbar. Ich wüfste mir nicht die Beschaffenheit der Sprache zu denken, welche auf diese Weise dem Griechischen und Sanskrit zum Grunde liegen könnte. Die durch den Ablauf der Jahrhunderte umge- 30 wandelten Sprachen, die wir in den Germanischen und Slavischen verfolgen können, haben einen andren Charakter der Verschiedenheit, nämlich den des allmählich ohnmächtiger werdenden Bildungsprincips. Wenn das Spanische, wie man es in Amerika redet, auch noch so lange fort gesprochen wird, so kann zwischen demselben und dem Spanischen des ursprünglichen Mutterlandes 35 kein so grofser Unterschied, und kein solcher entstehen, als der die hier in

---

13—15. *dafs zwei — Italienische]* Der Ausdruck ist ungenau. Gemeint ist: dass das Sanskrit oder Griechisch aus einer untergegangenen Sprache, die auch schon die gleiche Beschaffenheit gehabt hätte, wie jene, entstanden sein sollte.

Rede stehenden Sprachen auszeichnet. Es tritt kein neues Bildungsprincip hinzu; mögliche Mischungen abgerechnet, entstehen nur Einzelheiten der Aussprache, der Redensarten, am seltensten gewiſs auch der Beugungen. Im Sanskrit und Griechischen findet sich ein merkwürdiges zwiefaches Verhältniſs. Auf der einen Seite waltet die Fülle des Lebensprincips in ihnen noch in reger Kraft, wenn sie auch im ersteren gleichsam noch üppiger, und bisweilen über das grammatische Bedürfniſs hinaus wuchert. Man kann daher ihren Ursprung nicht in eine Sprache setzen, in der das fortbildende Gefühl sich schon abzustumpfen und zu verschwinden beginnt. Einheit des Ursprungs aber muſs vorhanden sein, da sich sonst die Uebereinstimmung der concreten grammatischen Formen nicht erklären läſst. Auf der andren Seite enthalten aber Sanskrit und Griechisch auch nicht undeutliche Spuren älterer erloschener Formen. Jenes ist im Ganzen, dieses im Einzelnen der Fall. Sie tragen in diesen einzelnen Spuren denselben Charakter an sich, der dem Laufe der Zeit, wo die kunstvollere Grammatik untergeht, angemessen ist. Es haben sich Formen schon abgeschliffen, es hat sich Geformtes, wie verwachsenes Auxiliar angefügt. Daſs diese Sprachen mitten in einem lebensreichen, kunstvollen Bau auch Beweise verschwindender Grammatik in sich tragen, widerspricht dem Begriff keinesweges. Der Ausgang der ersten Person des Präsens im Atmanepadam, der zweiten des Singulars des Imperativs des Parasmaipadam im Sanskrit, das die Verba endende ω, λέγοιμι und das ϑ des Aoristus passivi im Griechischen können in dieser Beziehung angeführt werden. Ist dies Letztere wirklich aus der Wurzel von τίϑημι genommen, so ist ἐτέϑην gerade wie j'aurai zusammengesetzt, und in einer uns als ursprünglich geltenden, sogenannten synthetischen Sprache, wie in einer abgeleiteten, sogenannten analytischen verfahren. In einigen dieser Fälle weichen beide Sprachen von einander ab, und die abgestumpftere Form gehört nur der einen an; in andren aber, wie in wada und λέγε halten Griechisch und Sanskrit, und in einigen Personenendungen des Perf. auch das Gothische gleichen Schritt, und die vollere Form scheint also allen gemeinsam zum Grunde gelegen zu haben. Auf Sprachen, deren Charakter im Ganzen ein durchaus verschiedener ist, können im Einzelnen gleiche Ursachen eingewirkt haben, es würde sogar unrichtig sein, eine solche Einförmigkeit des Bildungsprincips in weitverbreiteten Sprachen, die nothwendig zusammengesetzter Natur sind, anzunehmen, es ist natürlich, daſs viele Gattungen der Einflüsse in Einer zusammenkommen, das Entscheidende ist nur, welche das Uebergewicht hat, oder daſs Ein bildendes Princip alle diese Einflüsse sich unterordnet. Der Charakter des Ganzen reiſst in den Sprachen allemal das Einzelne mit sich fort. Vergiſst man diesen Grundsatz in der Beurteilung der Sprachen festzuhalten, so misskennt man mit ihrer Natur selbst auch allen wahren Unterschied unter denselben. Denn so abweichend sind sie nun einmal nicht von einander, daſs auch in den verschiedensten nicht einzelnes Gleichartiges vorkommen sollte. Da die Richtung im Sanskrit und Griechischen ganz beugungsartig ist, so wirken jene abgeschliffenen Formen nicht als solche, die Endungen von wada und

---

71.] Vgl. Einl. zu §. 6,

λέγε gelten nicht als das, was sie sind, als blofse Bildungsvocale verlorener,
80 sondern, die Mannigfaltigkeit der Beugungen vermehrend, als neue Form.

Nach dem hier Vorausgeschickten glaube ich in diesen Sprachen zweierlei
zu entdecken. Auf einen früheren Zustand der Sprachen dieses Stammes ist
ein andrer gefolgt, der die Regsamkeit eines neubildenden Princips mit sich
geführt hat. Aber der Stoff, dessen es sich bedient, war von gleichartiger,
85 jedoch innerhalb allgemeinen gleichen Charakters, wieder in früherer Verzweigung
längerer oder kürzerer Dauer verschiedner Beschaffenheit. Ich halte es in der
Sprachumbildung für ein ewiges und unabänderliches Gesetz, dafs, solange eine
Sprache ruhig in sich fortbesteht, sie an demselben Ort nur die Wirkungen
der Zeit in der Schwächung des Lebensprincips, an verschiedne verpflanzt,
90 aufserdem dialektische Abbeugungen erfährt; dafs aber, soll aus ihr eine
wirklich verschiedne hervorgehn, sie durch irgend ein Ereignifs in ihrem Wesen
erschüttert werden mufs. Die Nationalität mufs verändert werden. Denn die
Sprachen erfahren nichts, was nicht vorher die Nationen empfinden. Nationen
aber können entstehen und untergehen. Das Griechische wäre nicht zu Neu-
95 griechischem, das Lateinische nicht zu Italienischem geworden, wenn nicht
mächtige Umwälzungen den politischen Zustand des Hellenischen und Römischen
Volkes zertrümmert hätten. Die Grammatik beider hätte allmählich an Kraft
und Fülle verloren, wäre aber nicht in Verwirrung gerathen, und keine von
beiden hätte sich, nach dem erlittenen Sturze elastisch wieder in erneuerter Ge-
100 stalt erhoben. Was dem Sanskrit und Griechischen das Leben gegeben, mufs
gerade entgegengesetzter Natur gewesen sein. Neue Nationen haben sich zu-
sammengeschlossen, und die Epoche ihres Werdens haben die neuen Sprachen
bezeichnet. Da sie aber das Gepräge eines mit gleich tiefem und lebendigen
Sprachsinn begabten Volkes tragen, so mufs der Stoff, aus dem sie gebildet
5 wurden, in seiner Gleichartigkeit und Verschiedenheit, deren nähere Bestimmung
wir für jetzt dahin gestellt sein lassen, einem solchen Volksstamm ange-
hört haben. [Vgl. unten Z. 220—228.]

Wenn man das Sanskrit, die Persische, Griechische, Lateinische, die Ger-
manischen und Slavischen Sprachen, sie mit einander vergleichend, betrachtet,
10 so sieht man, dafs sie nicht blofs Dialekte Einer Sprache sind, sich aber wie
Dialekte von einander unterscheiden. Sie haben, dem Begriff nach, denselben gram-
matischen Bau, ganze Formen finden sich fast unverändert in allen gemeinschaft-
lich, die Laute der blofs ähnlichen, so wie vieler Wurzeln, lassen sich, nach aufzu-
findenden Gesetzen, auf einander zurückführen. Der Charakter der Dialekte ist,
15 dafs sie in derselben Sprache durch Entfremdung, vermittelst sich absondernder
Vereinigung entstehen. Dasselbe Prinzip mufs auch der Entstehung dieser Sprachen
zum Grunde liegen. Der individuelle Unterschied beruht nur auf der Art und den
verschiednen Graden der Entfremdung. Alle hier genannten Sprachen leiten
auf die Vermuthung, dafs in jede mehrere Mundarten zusammengeflossen sind.
20 In allen hat das Pronomen mehrere Grundwörter, im Sanskrit deutet Manches,
namentlich die Vielfachheit der Personenendungen auf Verschiedenheit von
Mundarten hin. Ich denke mir daher diese Sprachen, jede aus einzelnen

---

89. *an verschiedne verpflanzt]* wenn sie an verschiedne Orte verpflanzt wird.

Mundarten, die sich, da in verschiedenen Zeiten kleinere Stämme energisch zu grösseren Nationen vereinigt wurden, zu Sprachen zusammenbildeten, hervorgegangen. Auf diese Weise läfst sich ihre Entstehung und ihre Beschaffenheit begreifen. Sie wurden zu eignen Sprachen, sie haben ihr eignes Bildungsprincip, dies lag in der Zusammenschmelzung kleinerer Stämme zu einer gröfseren Einheit, die dem Nationalgeist einen neuen Schwung gab, auch selbst vielleicht einem ihn elektrisirenden Ereignifs ihr Dasein verdankte. Es war auch neue Bildung nöthig, oder vielmehr sie entstand von selbst, da die in gemeinschaftliche Rede zusammentretenden Mundarten doch Verschiedenheiten hatten, in verschiednen Bildungsepochen stehen konnten. Hieraus erklärt sich dann natürlich das Zusammensein ursprünglicher und schon verbrauchter Formen. Es entstanden auf diesem Wege auch vermuthlich ganz neue grammatische Begriffe. War z. B. die Zahl der Tempora oder Modi in den noch grammatisch dürftigeren Mundarten geringer, allein ihre Formen in verschiednen verschieden, so konnten sie in der neuen zusammenfassenden Sprache zur Bezeichnung feinerer grammatischer Verhältnisse anfänglich durch richtig geleitetes Sprachgefühl vorbehalten, nachmals wirklich gestempelt werden....

In ein wie hohes Alterthum diese Sprachen für uns hinaufgehen, so sind sie sichtbar aus noch älteren entsprungen. Ja es ist überhaupt nicht glaublich, dafs wir eine einzige Sprache kennten, mit welcher dies nicht der Fall sein sollte. Worauf ich aber nur habe aufmerksam machen wollen, ist einmal, dafs nicht allen Eine, ja keiner von ihnen eine, die sich blofs durch die gewöhnlichen Umwandlungen der Zeit in sie verändert hätte, zum Grunde liegt, sondern dafs aus noch nicht in diesem Umfang entwickelten Sprachen durch glücklichen Anstofs wirklich neue entstanden sind.

Wenn ich die Beschaffenheit der Indo-Germanischen Sprachen richtig aufgefafst habe, so sind sie durch ein neues Bildungsprincip aus gleichartigem Stoff (gleichartig nämlich mit ihnen und unter sich) erzeugt worden; aber so, dafs das Unvollkommnere und Dürftigere zu freierer und höherer Entwicklung und gröfserem Umfange übergegangen ist. Diese letztere Annahme kann auf den ersten Anblick unerwiesen scheinen. Ich leite sie aber aus dem kraftvollen Lebensprincip dieser Sprachen ab, dessen Culminationspunkt ich für das Griechische in das Homerische Zeitalter setze. Ein solches läfst sich nur aus einer steigenden, nicht aus einer schon wieder sinkenden Kraftentwicklung erklären. Auch eine gewaltsam in ihrem Wesen erschütterte und sich nun in neuer Gestalt wieder ermannende Kraft, wie wir sie zum Theil in den lateinischen Töchtersprachen sehen, läfst sich hier nicht voraussetzen, weil in solchen Fällen die untergegangene Sprache und ihre zerschlagene Form sichtbar bleiben. Man wird daher nothwendig auf die obige Annahme geführt. Beugungssprachen scheint es natürlich aus Anfügungssprachen abzuleiten. Das Sanskrit führt sogar darauf, da es in der Wortbildung die Suffixa so deutlich und rein vom Wortstamm abscheidet. Man mufs sich indefs über einen solchen allmählichen Uebergang von Anfügungs- in Beugungssprachen nicht täuschen. Eine letztere im wahren Verstande entspringt niemals allmählich, sondern

152—161. *Diese letztere — geführt]* Dieses Stück steht am Rande und ist eingeschoben.

immer nur durch eine im Geist der Nation innerlich aufflammende und nun die Sprache umgestaltende Ansicht, wie die magnetische Kraft unter gewissen Umständen die chemische Mischung der Theile eines Körpers verändert. Wenn
170 *grofse Klarheit und lebendige Anschaulichkeit der Begriffe, Gefallen am Ton und Gefühl für Gesetzmäfsigkeit und Mannigfaltigkeit in ihm den Sprachsinn weckend ergreifen, so schmelzen die Hauptwörter mit den bedingenden zusammen, gruppiren sich, wie lebendige Individuen, und erhalten durch den umbildenden Ton ihre Gestaltung. Dafs hier Begriff und Ton zugleich, wie ein schaffender*
75 *Hauch, die in einer Sprache, wie z. B. die Tahitische, einzeln zerstreuten Elemente zu Ganzen gestaltend versammeln, beweist in den Indo-Germanischen Sprachen namentlich die innere Umwandlung der Vocale, das Guna, der Ab- und der Umlaut. Da die Laute und das Verhältnifs der Sylben verändert, gewichtiger und leichter gemacht werden, so sieht man, dafs das Wort als ein*
80 *Ganzes behandelt ist. Hiermit ist aber die Beugung in ihrem wahren Sinne gegeben. Denn sie ist nichts andres, als ein solcher Ausdruck des Begriffs in unzertrennlicher Verbindung mit seinen grammatischen Verhältnissen, dafs das Wort immer dasselbe, nur verschieden gestaltet, erscheint. Ein solcher grammatisch bildender Sinn hat sichtbar schon die Sprachen durchwaltet, welchen*
85 *auch die ältesten uns bekannten unter den Indo-Germanischen ihren Ursprung verdanken. Es beweisen dies die Mannigfaltigkeit der Formen, die nicht alle Einer Bildung, ja nicht Einer Bildungsepoche angehören, und diejenigen, welche sichtbar früher in vollständigerer Gestalt vorhanden waren.*

Die Geschichte aller Welttheile zeigt, dafs das Menschengeschlecht in
90 *vielen seiner Epochen, und vorzüglich in den früheren, in sehr kleine Völkerhaufen vertheilt gewesen ist . . . In Afrika und Amerika ist dies noch heute sichtbar, und gerade wo man die Anfänge der Indo-Germanischen Nationen sich am wahrscheinlichsten denken kann, sehen wir noch in der Zeit sichrer Geschichtskunde viele hin- und herwandernde, bald verbundne, bald geschiedene*
95 *Horden. Die Annahme der Entstehung dieser Sprachen aus einzelnen Mundarten . . . wird also auch durch die Geschichte herbeigeführt. Aus diesen konnte ein neues Bildungsprincip . . . Sprachen erzeugen, die sich als edlere und allgemeinere von den Volksmundarten abschieden. Denn nur in dem Uebergewicht der Herrschaft oder der geistigen Anlagen eines Stammes und*
200 *einer Mundart, die alsdann die übrigen mit sich fortreifst, kann ein solches Princip hier gefunden werden. So lange es an einem solchen Uebergewicht fehlt, sind alle Mundarten gleichberechtigt. Die sich auf und über ihnen erhebende Sprache hat vorher in ihrer Mitte geweilt, aber nun als äufserlich oder innerlich herrschend, als Schrift- oder Dichtersprache in ein geschichtliches*
5 *Dasein getreten, trennt sie sich weiter und weiter.*

Die Natur der Sprache führt darauf, sie uns nie anders, als in einem Volke *zu denken. Mit diesem selbst aber ist die Verschiedenheit von Mundarten gegeben. Denn die Sprache eines Volks ist, da immer Haufen von*

---

205. *weiter]* H. bemerkt hier ausdrücklich, dass er sich die Entstehung der Sprache ähnlich wie die Erhebung eines Schrift-Dialekts denke und citirt rühmend Grimm's Grammatik [2] S. XII.

Mitgliedern verbunden unter sich und getrennt von andren leben, nie genau eine und die nämliche, aber dennoch im gemeinsamen Verständnifs, bei der 210 *Gleichartigkeit der einwirkenden Ursachen und der das Ganze umschlingenden Verbindung, im Ganzen dieselbe. Ein Volk kann aber auseinander gehen; alsdann trägt jeder Theil sein gleichartig sprachbildendes Princip in sich fort; allein die Spaltung wächst bei dem nun abgerissnen lebendigen Verkehr. Immer setzt indefs dieser Procefs voraus, dafs das sprachbildende Princip noch in zeugen-* 15 *der Regsamkeit sei, was innerlich von der intellectuellen und sinnlichen Lebendigkeit der Nationen, äufserlich grofsentheils davon abhängt, dafs die Sprache sich noch nicht zu fest verkörpert habe, was vorzüglich bei Erhaltung der Schrift und auf dem Gipfel ihrer Literatur ihr Schicksal ist . . .*

fo. 188: Ich habe im Vorigen, immer der Idee getreu bleibend, dafs allein 20 *der grammatische Bau über die Einerleiheit oder Verschiedenheit der Sprachen entscheidet, einen zwiefachen Uebergang aus einer Sprache in eine andre neue in Betrachtung gezogen; zuerst einen solchen, wo aus kunstvoll organisirten, beugungsreichen Sprachen andre eines unvollkommneren grammatischen Baues und von minder kräftigem, oft auch minder consequenten Bildungsprincip* 25 *durchhaucht, entstehen; hernach aber einen solchen, wo mehrere Sprachen jenes höheren Organismus und nahe verwandter grammatischer Form aus ähnlichen, aber minder entwickelten und umfassenden zusammenfliefsen.*

fo. 192: Vorzüglich wirksam auf die Sprache, und neue Zustände theils selbst schaffend, theils bezeichnend und heftend ist die in Dichtung oder wissen- 30 *schaftlichem Streben plötzlich auflodernde intellectuelle Begeisterung. Es liefse sich wohl bezweifeln, ob das Entstehen sehr vollkommner, auf die Intellectualität wieder mächtig zurückwirkender Sprachen je anders als durch das Eintreten solcher Epochen erklärt werden kann. Ich rechne jedoch dies zu der in Erweiterung und Erhebung bestehenden Veränderung der Nationalität [= Umge-* 35 *staltung des politischen und sittlichen Zustandes], da es seiner Natur nach wirklich damit zusammenhängt.*

Durch den blofsen Verlauf der Zeit entsteht eigentlich weder eine neue Nation, noch eine neue Sprache. Die ursprüngliche Auffassung der Sprache wird nur durch die Umstände modificirt, welche die Folge der Jahrhunderte 40 *herbeiführt [wie feinere gesellige Bildung, Cultur und Wissenschaft u. s. w.] und die sich, wenn es nicht an Denkmalen fehlt, in ungetrennter Folge aus einander herleiten lassen.*

Dennoch werden die in einer langen Periode in einer Sprache auch blofs auf diese Weise, ohne Hinzukommen einer andren Ursach, entstehenden Ver- 45 *änderungen so bedeutend, dafs das Verständnifs nach und nach des Studiums bedarf. Alsdann kann und mufs man die Unterscheidung einer neuen Sprache machen, weil sie wirklich grammatikalisch und lexikalisch von der vorhergehenden und nachfolgenden abweicht. Wie aber die Gränze zwischen Mundart und Sprache immer schwankend bleibt, so ist es auch hier. Ja, wenn* 50 *man Mundart, wie man unstreitig mufs, immer nur als die dem Raume nach verschiedene Sprache nimmt, so erlaubt die Abänderung der Sprache in der Zeit noch viel weniger eine scharfe Bestimmung, da die Folge der Generationen, mehr als das Wohnen der Stämme eine in sich stätige Gröfse bildet. Indefs*

255 *lassen sich doch auch im blofsen Laufe der Zeit, vorzüglich nach einzelnen merkwürdigeren in der Sprache erscheinenden Werken Einschnitte machen, die nicht willkührlich sind, sondern in denen die Sprache in der That wesentlich als eine andre erscheint. Grimm nennt diese Epochen mit einem besonders passenden Ausdruck Niedersetzungen der Sprache* (1). *Das Alt-, Mittel- und*
60 *Neu-Hochdeutsche bilden drei sehr grofse und merkwürdige Sprachepochen dieser Art. Dagegen läfst sich das Alt- und Neu-Griechische, Alt- und Neu-Arabische hierher nicht rechnen. In beiden Fällen waren einzelne Katastrophen dazwischen getreten, und hatten das allmähliche Wirken des Verlaufs der Zeit nicht beschleunigt, sondern aufgehoben und plötzlich verändert, in Griechenland*
65 *Nation und Sprache gewaltsam zerrissen, bei den Arabern die weitverbreitete Herrschaft und das Vorwalten der wissenschaftlichen Bildung gebrochen. Auch jene Veränderungen der Deutschen Sprache kann man nicht ausschliefslich der Wirkung der Zeit beimessen, sie gehören zugleich Begebenheiten und neu entstandenen Bestrebungen an. Aber sie danken ihr Dasein dem stillen, inneren*
70 *Entwicklungsgange, den Sprache und Geist der Nation zugleich nehmen, in dem der Einflufs so gegenseitig ist, dafs er sich einzeln nicht rein abscheiden läfst, und der doch insofern der Thätigkeit der Zeit zuzuschreiben ist, da ohne äufsere plötzliche und zufällige Unterbrechung der vorhergehende Zustand darin stätig auf den nachfolgenden einwirkt. Die Sprachen hangen aber auf*
75 *eine so merkwürdige Weise von der Art der geistigen Auffassung ab, dafs dadurch der Lauf der Zeit in seinem Einflufs gewissermafsen gehemmt, oder wenigstens sichtbar verzögert wird.*

(1) Deutsche Grammatik [2] S. XI.

---

286 Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchter-
25 sprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erfordernifs zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, dafs auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge fafst,
287 kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewifs; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso
5 von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, gröfstentheils von Germa-

nischem oder den Germanen verwandten Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine große Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker 10 lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gießen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muſs man, ihren Ursachen nach, 15 schon viel früher als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Gröſse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der 20 Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die 25 gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zuließs. Die Volkseigenthümlichkeiten muſsten überwiegend werden, als die letztere sich, bei dem Verfalle des Gemeinwesens, nicht mehr durch Litteratur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte (1). Die provincielle Entartung ging 288 immer weiter, je lockrer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht 5 mehr ein bloſses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache — ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Miſsverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unter-

(1) Man vergleiche hierüber, so wie bei diesem ganzen Abschnitt, Diefenbach's höchst lesenswerthe Schrift über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen.

7. *verwandten]* A; *-m* D. 6.] *Sprache, sondern ein* . . . D.

schieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft
10 aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft.
Mitten in allen diesen Veränderungen blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniſs, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und
15 im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden.
20 In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muſs man die Erklärung der Erscheinung suchen, daſs das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz ent-
25 fernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Uebereinstimmungen überrascht. Es sanken Formen, nicht
289 aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoſs.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Präposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur
5 Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen sein, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung bloſs als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der innren Sprachansicht, welche rein und ener-
10 gisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloſs, und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letz-

---

20—26. Dass die Grammatik der romanischen Sprachen trotz ihrer räumlichen Entfernung überall dieselbe ist, wird erklärlich aus der Gleichheit, mit der das in seiner Grammatik unvermischt gebliebene Latein umgebildet ward; und diese Gleichheit entsprang aus der Natur des Sprachsinns.

tere genau und vollkommen der Fall. Die Präpositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen be- 15 zeichnete sie das Verhältniſs. Diese schöne Uebereinstimmung nahmen die, ihrem Ursprunge nach, entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präposition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutsamkeit gingen nicht mit unter; und dies ist keine bloſs willkührliche Annahme. Es ist 20 auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammutter, selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbum. Wie mangel- 25 haft seine Formen sein mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht, dem Gefühl nach, dem 30 wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die 290 Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbum und der Person 5 liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Ueberhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomen mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomen führt, so 10 wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Ueberall kehrt daher dieselbe Erscheinung zurück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedner Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips 15 ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besondres Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelheiten, welche der Gebrauch der Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch allein, dafs ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, mufs sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äufserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmählich und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt, und das keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen, hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durch-

---

17. *Behandlung des umgebildeten Stoffes]* Vgl. oben über Humboldts Styl. S. 32.

25. *einsenkt]* Vgl. 2, 14.

1. *oben]* Vgl. 193, 25—194, 15. 204, 8—206, 19.

9—16.] Vgl. Einl. zu §. 20. S. 473.

10—13. *Zusammenwirkens — Zurückstrahlen]* Vgl. 205, 16—18 *das Gemüth — entgegenstrahlt.*

12. *das]* D; A hat *die,* und ebenso 11 *welcher.* Letzteres hat Humb. selbst corrigirt: *welchem,* hat aber *die* ungeändert stehen lassen. Soll nun daraus *der* oder *das* werden? Da es Z. 13. *dieses Dranges* heißt, so sollte man wohl *der* vorziehen.

läuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der 15
Sprache zur Einheit; und wie diese sich zur Bildung der äufseren,
technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters
der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Uebergange der Römischen Sprache in die neueren,
aus ihr entstandenen, ist diese zwiefache Behandlung der Sprache 20
sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und
Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft
geworden, ohne dafs sich sagen läfst, dafs ihre technische Form
hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-
Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten, 25
und nähert sich aufserdem in der Behandlung derselben der Italie-
nischen. Der Fehler lag also hier nur an äufseren Umständen, am
Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veran-
lafsten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art über- 30
gehen, unstreitig die Ursach, dafs sich aus dem Verfall des Grie- 292
chischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende
Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen
in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese
Umbildungen grofsentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen, 5
und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter
an sich tragen, so ist diese Aehnlichkeit leicht erklärbar, macht aber
die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechen-
land, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde
Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht die blühend sich 10
emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die
Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äufserer
Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrich-
tungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem

17. *oben]* Vgl. S. 191—195.

22. *wissenschaftlichen]* kann hier nur *litterarischen* bedeuten.

28. *Schwung]* Vgl. oben Z. 9.

15 in sich zerfallenen Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, mußsten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen 20 und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluſs ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetisch schöpferische Jugend auf, und ihr Zustand hierin wurde gewissermaſsen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

25 So gewiſs man aber auch diesem äuſseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben muſs, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon 30 weiter oben (S. 288.) im Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren 293 Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher als die, welche die Griechische 5 erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken bloſs einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Ueberganges einer formenreichen 10 Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, 15 fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen lieſs,

noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in 20 diesem Punkte, als der Umstand, dafs der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romani- 25 schen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert, und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet 30 sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische 294 Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortspriefsen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall 5 und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äufserer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, läfst sich, mehr oder weniger, von jedem Ausdrucke, Wort oder Form, aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren 10 gröfstentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen

---

9. *Wort]* A; *Worte* D. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass *Wort oder Form* Apposition zu *Ausdruck* ist, also das Komma hinter Form nicht fehlen durfte.

14. *Töchtersprachen]* H[3]. f°. 220 spricht sich H. gegen die Uebertragung des Begriffs der Fortpflanzung auf die Sprachen aus: *Wenn Sprachen untergehen und in veränderter Gestalt wieder aufleben, wie es bei dem Griechischen und Lateinischen der Fall war, oder wenn sie, in andre Gegenden verpflanzt, mit andren Elementen gemischt, zu andren werden, wie man sich dies vom Sanskrit und Gothischen* [u. s. w.] *denken kann, so ist dies nur im uneigentlichsten Verstande eine Erzeugung zu nennen. Alles Entstehen der Sprachen aus einander ist nur ein Anderswerden unter andren Umständen. Die Ausdrücke Mutter-, Töchter-, Schwester-Sprachen sind daher nur ganz uneigentlich zu nehmen, und werden besser vermieden.* Vgl. die Einl.

15 sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der andren auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst
20 in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil läſst sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniſs dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache
25 der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines, dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber
30 in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man
295 vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden, und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äuſsere Einwirkung entstandene
5 Willkühr bei, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äuſseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache
10 geworden ist, gar nicht, oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben mit gewiſs wenig zahlreichen Ausnahmen, nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Alt-
15 griechische, kann auch dem Volke nicht als fremd erscheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen

---

26. *bedarf]* D; *erfordert* A.

Baues hineinzudenken vermag, so muſs es doch die Elemente zum gröſsten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewiſs bemerkenswerth. Ob er auch auf den 20 Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluſs ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, daſs jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, daſs daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein 25 organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt, und daſs jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sei, entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es läſst sich in der That 30 denken, daſs es unter den früheren, uns als Muttersprachen erschei- 296 nenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unleugbar aber liegt in dem geheimen 5 Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lau- 10 ten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Ursachen und Wirkungen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich allerdings auch hier, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine 15 Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, daſs diese Consequenz nur allmählich wieder entsteht, und daſs die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint daher

19. *erscheint]* A; *erscheint mir* D. Ursprünglich hieß es: *scheint mir.*

20 durchaus nicht als einflufslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im 25 letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einflufs ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

---

§. 22a.

Rückblick auf den bisherigen Gang der Untersuchung.

Einleitung des Herausgebers.

Ich übergehe einstweilen die ersten beiden Zeilen unseres Paragraphen, auf die ich bald zurückkommen werde. Zum zweiten mal wirft hier H. einen Rückblick auf das Vorangehende. Zum ersten mal geschah es im Anfang des §. 13; hier geschieht es vollständiger: es wird nicht nur bis in §. 9, sondern auch in die §§. 2—6 zurückgegriffen (Z. 6—22). Dann werden die beiden Principe der Sprache genannt in Anlehnung an S. 49, aber anders als dort. Der innere Sprachsinn wird zuerst aufgeführt, er ist ja das wichtigere, wahrhaft primäre und eigentlich einzige Princip. Er scheint hier sogar zu weit gefasst: denn man erwartete ihn nur als Princip der innern Form genannt. Indessen hat H. hier (297, 30) unter *Gebrauch* eben nur die innere Form verstanden, wie 49, 7, was er 298, 29 f. ausdrücklich erklärt. Immerhin muss diese zu allgemeine, zu vage Bezeichnung auffallen. Als zweites Princip ward dort die *Lautform* genannt, hier der *Laut*. Dieser Name ist nicht parallel dem Namen *innerer Sprachsinn*. Die *Lautform* wäre auch wohl ein schlechter Name für ein Princip der Sprache; aber H. denkt dort vielmehr an das Princip der Verschiedenheit der Sprachen (49, 13 f.), und dafür passt der Name. Hier, wo H. an die Sprache an sich denkt, konnte er diesen Ausdruck nicht anwenden und setzt dafür *Laut*. Es scheint, als hätte er besser gesagt: Articulations-Vermögen oder geradezu Articulationssinn. Da indessen dieses Vermögen nur secundär wirkt in Folge eines Dranges und einer Nötigung durch den innren Sprachsinn (65, 17. 19.

67, 11. 13), so kann es nicht als Princip der Sprache genannt werden; nur secundär, durch seine Rückwirkung auf den innern Sinn, und insofern er doch auch rein physiologisch bedingt und bestimmt ist, wird der *Laut* als Princip genannt. So kann der articulirte Laut um so mehr heißen, als er die Bedeutung in sich aufgenommen hat, also ein Doppelwesen bildet (298, 9), Symbol ist; so schafft er in Wirklichkeit die Sprache, eigentlich zwar nur in Abhängigkeit vom innern Sinn und unter dessen Leitung, scheinbar aber sogar selbständig (Z. 11).

Die Verschiedenheit der Sprachen (299) entsteht durch den Laut, aber auch durch die innere Form, nämlich durch die *Ansicht*, welche sich in derselben betätigt 299, 1. Vgl. §. 11 mit der Einl. dazu. Es ist nicht nötig, hier einzeln die Rückweisungen zu verfolgen, und jedem Satze die betreffende Stelle, in der er ausgeführt war, beizugeben. Jetzt aber entsteht die Frage, ob mit 300, 4 der Rückblick abschließe. Denn was unmittelbar folgt, enthält zwar immer noch nichts neues, nur Wiederholung; aber es fehlt jede Conjunction, freilich nicht bloß eine Conjunction, die das Folgende eng an das Vorangehende knüpft, jedoch auch eben so jede Andeutung, dass nun zu einem neuen Punkte übergegangen werde. Ob also letzteres der Fall ist oder nicht, muss sich aus dem Zusammenhang des Ganzen ergeben, und dies nötigt, auf die ersten beiden Zeilen unsres Paragraphen einzugehen.

Wir haben in den vorangehenden Paragraphen so viele wichtige Punkte erledigt gefunden, dass wir uns durch jene Zeilen nicht sowohl dadurch betroffen fühlen, dass wir uns nicht bewusst wären, einen Endpunkt erreicht zu haben, sondern vielmehr dadurch, dass wir so manchen Endpunkt schon erreicht zu haben glauben, und nun nicht wissen, welcher hier gemeint und so stark herausgehoben wird, dass er als ein erster Endpunkt des Ganzen gelten soll. Besinnen wir uns also. Waren uns denn mehrere Endpunkte verheißen?

Allerdings war ein vielzinkiges Ende versprochen. Der Anfang des §. 13 gibt als Zweck unsrer Schrift an: Darstellung der Sprachen in der Verschiedenartigkeit ihres Baues; denn gerade in solcher Verschiedenheit sollte die Sprache die Grundlage für die Entwicklung des menschlichen Geistes bilden. Dies ist in Uebereinstimmung mit dem Anfange des §. 8. S. 39, 15—18, wo als unser Ziel angegeben wird: die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen die Völker ihre Sprachen erzeugen.

Ist nun dieses Ende ein vielzinkiges, welche Zinke ist bis jetzt gefunden? Dies gerade spricht die Stelle 300, 5—301, 13 aus. Gefunden ist, dass die indogermanischen (das sind die sanskritischen 301, 8) Sprachen diejenigen sind, welche die an eine vollkommene Sprachform zu stellenden Forderungen am meisten erfüllen. Dies ist nicht bloß §. 21, sondern auch in allen von §. 13, ja von §. 10 an bis hierher angestellten Untersuchungen erwiesen worden. Diese Untersuchungen, welche nur zeigen sollten, welche Mannichfaltigkeit unter den Sprachen in den wichtigsten Punkten bestehen kann, und welcher Wert jeder dieser individuellen Gestaltungen beizumessen ist, sind eben von H. so concret, so in Zusammenhang mit den historischen

Tatsachen durchgeführt, dass zugleich auch schon der Beweis dafür geliefert ist, dass die indogermanische Form die vollendetste ist.

Es ist aber genau genommen schon noch mehr erwiesen, wie natürlich, nämlich dass das Semitische niedriger als das Indogermanische steht, und dass das Chinesische noch niedriger zu stellen ist, dass aber die amerikanischen Sprachen sämmtlich, die einen mehr die andren weniger, und noch mehr die malayischen weit ab vom rechten Wege geraten sind. Wir haben also das ganze vielzinkige Ende schon vor uns.

Entweder das Ganze oder auch vielleicht noch gar nichts.

Unsre Schrift ist, wie ich schon bemerkt habe, eine Einleitung; und der Inhalt der Einleitungen ist zwar durch die Tendenz derselben bestimmt; aber der Umfang der Ausführung ist nur sehr unbestimmt vorgezeichet, und wird mehr oder weniger durch außerhalb liegende Rücksichten gezogen. Hier soll eine Vorbereitung zum vergleichenden Sprachstudium in dessen höchster Bestrebung gegeben, nicht dieses Studium selbst verfolgt werden. Die Sprachverschiedenheit soll erwiesen und ergründet, nicht die verschiednen Sprachen sollen dargelegt werden. Jenes ist nicht möglich, ohne dieses wenigstens teilweise mit auszuführen; aber wie weit in letzterer Bemühung gegangen werden muss oder kann, lässt sich gar nicht sagen; wie weit es geschehen soll, hängt von individuellen Verhältnissen ab.

Unsrer Schrift dürfte nach ihrem Zwecke der ganze zweite (in meiner Disposition mit 2. bezeichnete) Teil fehlen; H. aber wollte der Deutlichkeit wegen denselben in weiten Umrissen zeichnen. Der erste Teil ist analytisch; der zweite darstellend. So konnte er die Darstellung des Sanskrit geben oder nicht geben oder mehr und weniger ausgeführt geben. Nach dem Plane des Ms. H^3. und H^4. *über die Verschiedenheiten* [sic!] *des menschlichen Sprachbaues* hätte er diese wichtigste Spracne ziemlich vollständig darstellen müssen. Hier dagegen fand er es nicht für nötig, nach den je nach Gelegenheit im ersten Teile zerstreut herbeigeführten Bemerkungen noch in irgend einem Maße auf dieselbe einzugehen. Nur die weniger bekannten Sprachen wollte er nach seiner Methode und Beurteilungsweise dem Leser vorführen.

So erklärt sich, dass wir einerseits nach §. 21 ganz zu Ende sein könnten: der Zweck der Schrift wäre erreicht. Doch H. wollte einen zweiten Teil zufügen, wollte diesem aber ein Stück, nämlich das Sanskrit, entziehen. So sah er vom zweiten Teil, als die Endpunkte des ersten Teils enthaltend, das erste Stück als gegeben, oder den ersten Endpunkt als schon erreicht an.

Dies erklärt nun auch die zwitterhafte Stellung des Absatzes von 300, 5—301, 13. Es ist beides, Recapitulation des im ersten Teil vom Sanskrit Gesagten und auch erster Abschnitt des zweiten Teils. Will man durchaus einen Einschnitt zwischen Rück- und Vorblick, so liegt derselbe 301, 11 in dem Punkt zwischen *hat* und *Wir*.

Es ist schon bemerkt, dass der zweite Teil eigentlich schon mit dem zweiten Stück des §. 19. S. 186, 30—190, 26 beginnt und durch die §§. 20. 21 unterbrochen wird. Der Inhalt jenes Stückes stimmt mit 300, 5—301, 11

vollständig überein: letzteres ist nur Wiederholung. Man vergleiche auch 188, 10—11 *den Gipfel — haben* mit 301, 4—8 *dafs — Erfahrung.*

Dem letzteren Satze gemäß werden nun in §. 19 alle Sprachen, da sie sich stufenweise als Sprachen mit mehr oder weniger gesetzmäßigem Princip ordnen, in zwei Classen geteilt — eine Teilung, die keine absolute Geltung beanspruchen könne, aber doch die Sprachen a potiori entweder auf die eine oder aber auf die andere Seite stelle. Sprachen, denen man wie dem Sanskrit und allen Sprachen indogermanischen Stammes die Vorzüge der Flexion in hohem Maße zuerkennen muss, denen man wenigstens, wie den semitischen Sprachen, die Flexion als herschendes Mittel der Formgebung nicht absprechen kann, mögen auf die eine Seite treten; die andren Sprachen, die vorwiegend der Methode der Einverleibung oder der Anfügung (Agglutination) huldigen, oder die Wörter vereinzelt lassen, stellen sich auf die andre Seite. Dieses eswas dürre Ergebnis wird durch den Gedanken befruchtet, dass ja jede Sprache sowohl Flexion als Agglutination, und manche auch noch Einverleibung zeigt, also die abstract hingestellten Methoden in den wirklichen Sprachen gemischt erscheinen. In dieser Mischung aber folgt jede einem eigentümlichen Princip, woraus sich Maß und Art der Elemente der Mischung, und daraus wieder eigne Vorzüge und Nachteile ergeben.

Diese Ansicht wird wohl gar nicht verschieden sein von derjenigen, welche in unsrem Paragraphen aufgestellt wird; letztere ist nur concreter, leichter durchführbar und enger den gegebenen Tatsachen sich anschließend, bei denselben stehn bleibend: nämlich das Sanskrit als Maßstab aller Vortrefflichkeit der Sprache anzusehen, und jede nach dem Maße ihrer Nähe zu diesem oder ihrer Ferne von diesem zu charakterisiren und zu beurteilen.

Dass diese beiden Ansichten in H.s Sinn weniger oder gar nicht der Sache nach, als vielmehr bloß der Darstellungsweise nach verschieden sind, geht wohl daraus hervor, dass beide in der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen neben einander ausgesprochen sind. Vgl. dort S. 402, 1—10, welche Stelle zugleich mit 8, 22—25 und 10, 20. 21 zusammen stimmt — zum neuen sicheren Zeichen, dass wir hiermit am Ende unsrer Untersuchung stehen, da hier erfüllt ist, was dort gefordert oder verheißen wird.

Bevor wir aber nun sehen, wie H. den zweiten Teil seines Unternehmens, die Darstellung der Verschiedenheiten (abgesehen vom Sanskrit) ausführt, zur Ergänzung und festern Begründung wesentlicher Behauptungen H.s noch einige Nachträge aus den Mss.

Erstens teile ich hier die Disposition der Arbeit *Ueber den grammatischen Bau der Sanskrita-Sprache* (H^4.) mit.

I. Betrachtung desselben aus dem Gesichtspunkte der grammatischen ***Formen:*** 1
1. Die Andeutung der Worteinheit.
2. Die Verschmelzung des Verhältnifs- und Begriffszeichens zur grammatischen Form (der in den Formen besonders der Verba auftretende Lautwandel: Guṇa, Wṛiddhi, Reduplication, Vocalverlängerung, 5
Vocalwechsel, Erweiterung der Endvocale vermittelst der ihnen ent-

sprechenden Halbvocale, Einschiebung eines Halbvocals, eines Nasals, Wirkung der besondren Natur der Buchstaben, Herstellung mangelnden oder aufgehobenen Gleichgewichts der Formenlaute.

10 *3. Die Unterscheidung der beiden hauptsächlichsten Verhältnisse des Nomen und Verbum.*

4. Der Gebrauch des Pronomen im grammatischen Formenbau.

II. Betrachtung des Baues der Sanskrita-Sprache aus dem Gesichtspunkte der grammatischen Begriffe.

15 *5. Die Bezeichnungsart der grammatischen Verhältnisse, und zwar sowohl im Nomen als*

6. im Verbum.

a. Uebersicht der durch Formen bezeichneten Verhältnisse.

b. Natur und Bedeutung der Bezeichnung.

20 *c. Aufzählung der einzelnen Bezeichnungsmittel.*

d. Anwendung derselben, Verbindung mit dem Wurzellaut und Anordnung des ganzen Systems der Verbalflexionen.

7. Die Angemessenheit der Bedeutung der Formen, insofern die grammatischen Verhältnisse durch sie mit gröſserer oder geringerer Schärfe
25 *und Vollständigkeit bezeichnet sind.*

8. Der Reichthum gleichbedeutender Formen.

9. Die, der grammatischen Forderung nach, unflectirbaren Wörter.

10. Die Benutzung der Wortbildung zum Ausdruck grammatischer Form und syntaktischer Fügung.

30 *11. Die Behandlung des einfachen Satzes.*

12. Die Verschlingung verschiedner Sätze in Einen.

13. Die Verknüpfung grammatisch getrennter Sätze.

14. Der Periodenbau.

15. Der Wohllaut, insofern er der grammatischen Bildung angehört.

Diese Ueberschriften der Paragraphen oder Kapitel sind mir nicht alle deutlich. Vielleicht gelingt es einem jungen Sanskritisten, sie zu erfassen und auszuführen.

Hier mag nun auch die Frage wieder aufgeworfen werden, ob wir annehmen dürfen, dass unsere Schrift von H. vollendet sei, oder ob er sie unvollendet zurückgelassen habe. Tatsache ist, dass das erste Buch des Werkes über die Kawi-Sprache bei seinen Lebzeiten gedruckt ist, dass aber die Einleitung erst nach seinem Tode durch Buschmann zum Druck befördert ist, und dass H., wie aus Buschmanns oben (Notiz über d. Mss. S. 10) abgedruckter Notiz hervorgeht, bis wenige Tage vor seinem Ende mit der Durchsicht des Ms.s beschäftigt war. Wer sagt uns nun, dass er nicht im Sinne hatte, noch manches hinzuzufügen, woran ihn der Tod gehindert hat? Allerdings ist die Bemerkung Alexanders v. Humboldt in seiner Vorrede zum Werke seines Bruders: *Die Arbeit erscheint zwar in einer in sich abgeschlossenen Gestalt;*

---

9. *Formenlaute]* d. h. der Teile des Wortes.

10.] Soweit ist die Disposition in dem Ms. ausgeführt. Das Folgende, also von 4 ab ist leider nicht mehr ausgearbeitet. Es fehlt also das Wesentlichste.

doch würde sie gewifs in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Ergänzung und gröfsere Vollendung erfahren haben für uns nicht beweisend; denn sie bezieht sich auf das ganze Werk *Ueber die Kawi-Sprache,* und nicht auf den Teil derselben, der unsre Schrift bildet. Wir haben indessen oben (247, 28) eine Hinweisung auf einen Gegenstand gefunden, der in der Schrift nicht erörtert ist, und werden sogleich S. 327, 20—23 abermals eine solche finden. Die Möglichkeit also, dass uns das Geschick noch einiges schuldig geblieben ist, kann nicht abgewiesen werden. Entscheidend könnte nur sein, dass die Ausführung dem ausgesprochenen Zwecke völlig genüge. Die erwähnte Hinweisung auf etwas doch nicht Gebotenes könnte bloß eine später geänderte Absicht verraten, und ist also nicht streng, nicht endgültig beweisend. Die beiden Gegenstände, auf welche verwiesen wird, bilden ja auch wesentlich nur einen, und es ist dies wohl der, welcher H¹ behandelt ist (Vgl. oben 64, 16 Anm.); und wiederum derselbe wird 105, 23 Anm. erwähnt. (Vgl. übrigens das ausführliche Citat in der Einl. zu §. 21 B. b)). Aber diese Aenderung der Absicht selbst könnte von dem Gefühl des herannahenden Endes verursacht und erst spät eingetreten sein. Nicht die geistige Kraft, die ihm vielmehr bis zur letzten Stunde blieb, aber die körperliche verließ ihn.

So muss ich allerdings, wenn ich sehe, dass H. alles Wesentliche dessen, was von seiner Arbeit über das Sanskrit (H⁴.) ausgeführt war, in §. 15 hineingearbeitet hat, auch annehmen, dass er ursprünglich wohl die Absicht hatte, das Wesentliche dessen, was er davon noch nicht ausgeführt hatte, einem der späteren Paragraphen, vielleicht dem §. 22, einzuverleiben. Statt dessen haben wir nur gelegentliche kurze Aeußerungen über einzelne dieser Gegenstände, meist an Stellen, wo er von der Ueberlegenheit des Griechischen über das Sanskrit spricht.

Abgesehen von diesen beiden Punkten wüsste ich nur noch einen, der einen Mangel an vollem Abschluss der Arbeit verrät. Davon in der Einl. zu §. 25.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist. 297

Die ganze, hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, soweit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtnifs zurückzurufen, wesentlich darauf, dafs dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der blofs physiologisch

5. *erfordert]* D; *nothwendig macht* A.
9. *Instincts]* Vgl. Ueber d. Sprst. 248, 7—36.

10 erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewufst-
seins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit
zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewufstsein und Freiheit
begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm
selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität, und aus der
15 Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt
durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in wel-
cher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm
selbst unbewufst, den treibenden Anstofs ertheilt (¹). Durch
diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so
20 wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich
den, den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte

(¹) S. oben S. 5. 6. 34. 37—39.

---

10. 11. *unmittelbaren — Spontaneität]* Ursprünglich hieß es: *Sie ist ein Act der Spontaneität und der Freiheit, theils aber eben dadurch, theils aus andren Ursachen zugleich* u. s. w. Z. 20 ff. Dies ward geändert erstlich durch Zusatz: *Sie ist ein Act nicht zwar des unmittelbaren Bewufstseins, aber doch der inneren Spontaneität* u. s. w. Dann ward *aber doch*, mit der Wendung des Satzes so geändert, und mit den Zusätzen, wie jetzt im Text. — *Unmittelbaren* will sagen, dass der Mensch von der Sprachtätigkeit als solcher, besonders von den Gesetzen der Sprache, von der Weise, wie sie als Totalität in ihm liegt u. s. w. nichts unmittelbar weiß, sondern nur wissenschaftlich Erkennntnis gewinnt. Also bedeutet hier *unmittelbar* so viel wie *klar* (Ueber d. Sprst. 247, 19). Die Sprache ist auch kein Act der *augenblicklichen*, d. h. einer in dem Augenblick der Rede vorhandenen Spontaneität; denn sie ist ihm ja vererbt, und steht ihm objectiv gegenüber.

12.] Ursprünglich: *Bewufstsein, Spontaneität und Freiheit.*

13—18. *und geht — ertheilt]* Die Sprache liegt ursprünglich ideell im Individuum, insofern dieses ein Ausfluss des Gesammt-Geistes ist; allmählich tritt sie, durch die mannichfachen geistigen Kräfte des empirischen Individuums hervorgetrieben, in die Wirklichkeit (85, 6—13). Diese individuellen geistigen Kräfte sind nichts andres als der individualisirte Gesammt-Geist. Der Gesammt-Geist aber, obwohl durch die Individualisirung in der Richtung oder Form seines Wirkens beschränkt, gewinnt dabei doch an Energie (Kraft). Nun drückt H. die Sache so aus, als ob *der Mensch*, das concrete Individuum, aus dem Gesammt-Geist seinen individuellen Geist schüfe, indem er dem Gesammt-Geist dasjenige Maß von Energie und diejenige Richtung oder Form *ertheilt*, welche denselben individuell bestimmt erscheinen lässt; oder als ob das empirische Individuum den Gesammt-Geist, den es in sich trägt, zu einer bestimmten Höhe der Energie erregen und in einer bestimmten Richtung antreiben könnte. Hierbei ist dann eben noch dies zu beachten, dass was in diesen Zeilen 14. 17 *unergründliche Tiefe seiner Individualität* und *gesammte geistige Individualität* heißt, gerade den Gesammtgeist bedeutet, insofern er im Individuum ist; dagegen bedeutet Z. 19 *individuelle Wirklichkeit* das empirische Individuum und bezieht sich auf Z. 15 *die in ihm liegenden Kräfte*. Vgl. 3, 24—26. Wenn hiermit diese Stelle richtig interpretirt ist, so liefert sie den klaren Beweis, wie gegründet Hegels Vorwurf gegen die Auffassung Gottes oder des Absoluten bei Herder (und auch bei H.) durch die Kategorie der *Kraft* ist, dass nämlich die Kraft der Excitation des Anstoßes bedürfe. Vgl. oben 207, 9. Einl. zu §. 20. S. 473.

16. *Form]* ist = Richtung. Vgl. Einl. zu §. 8. Z. 3—10.

seiner Freiheit Einfluſs ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das 25 ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, 298 insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passi- 5 ven, Form empfangenden Materie gleichen; allein vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätig- 10 keit wahrhaft und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, daſs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so 15 verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine, aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine all- 20 gemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniſs aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daſs

---

3—4. *das die Sprache — leitenden Impuls]* Statt dieser Wörter stand ursprünglich: *das in der Sprache eigentlich schaffende, überall den ersten Impuls.*

5. Ursprünglich: *der Laut gleicht der passiven.*

6—12. *allein — in der Sprache]* später eingeschaltet.

9. *Wechselwirkung]* erg. mit ihm, mit dem innern Sprachsinn.

11. *wahrhaft]* d. h. nur: wirklich.

12.] Ursprünglich: *es aber.* Das *aber* musste durch den eingeschobenen Satz ausgestoßen werden. Aber nun fehlt der Zusammenhang. Man muss *nämlich* hinzudenken.

20—24. *Da — muſs]* Vgl. 47, 17—25.

die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen muſs. Die Verschiedenheit 25 kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den bloſsen Lauten, so daſs dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprach- 30 sinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja 299 in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen bloſs formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er muſs in allen den richtigen und gesetzmäſsigen Bau verlangen, der nur Einer und eben- 5 derselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch den feinsten 10 Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedankens macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmäſsigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedankens und durch gleiches ästhetisches 15 Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt

---

30. *in Absicht der Form der Sprache]* d. h. zum Behuf der Bildung der sprachlichen Formen; oder zum Behuf der äußern Bezeichnung der innern Sprachform; also nicht zum Ausdruck der Gedanken schlechthin: denn dazu dient die ganze Sprache, das Ineinander der Lautform und innern Form.

5/6. *anders]* Vgl. 92, 25 f.

7. *in der Erscheinung]* Vgl. 297, 19—22.

8. *Energie der Kraft]* Um hierin nicht einen Pleonasmus zu sehen, muss man an 297, 16. 18 denken. Da die Kraft nicht ohne Anstoß wirkt, so wirkt sie auch nur in Gemäßheit desselben, also schlaff, wenn er schwach war; stark, wenn er energisch war.

11. *Diese Energie]* Hier ist nicht bloß wie Z. 8 die Kraft gemeint, mit der der innre Sinn auf den Lautsinn wirkt, sondern auch die, mit der er seine eignen innren Gebilde schafft. Seine Kraft überhaupt könnte sehr intensiv sein, aber mehr tötend als belebend und in falschen Richtungen treibend.

14. 15. *zur symbolischen — Gedankens]* Diese ist in mannichfacher Weise möglich; eine davon ist die Sprache. Wo überhaupt das Symbol nicht beliebt ist, da auch jene nicht.

das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Or- 20 gane ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch 25 wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er mufs sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes, oder Fremdes anschliefsen. In diesem allem zusammengenommen 30 liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des mensch- 300 lichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nämlichen an sich tragen, weil die Nationen, die sie reden, verschieden sind, und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

In der Betrachtung der Sprache an sich mufs sich eine 5 Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man mufs die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form nähern. Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, dafs diese Form nothwendig die- 10 jenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten ge-

---

19/20. *vermehrende]* also nicht *schaffende*, gegen 86, 2. *wahrhaft* heißt nur: sehr.

21. *welche — bildet]* Den aufkeimenden Verdacht, als wäre hier *bilden* zu lesen, muss der wahre Sinn der Stelle unterdrücken. In *Alphabet* liegt implicite die Verschiedenheit des Alphabets, und diese hängt von der eigentümlichen Beschaffenheit und den Neigungen der Organe ab. Das eigentümliche Alphabet bildet die Grundlage der allemal eigentümlichen Sprache. Vgl. 298, 2.

5—301, 18.] Hier wird der Gesichtspunkt festgehalten, der in der Abh. Ueber das *Entst. d. gr. F.* S. 402, 1—10 bestimmt ist. Namentlich stimmt Z. 5 *einen festen Punkt* mit 301, 12.

regelte Thätigkeit befördert, und das verhältnifsmäfsige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht blofs erleichtert, sondern
15 durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht blofs den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äufseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzuführen, und von diesem Standpunkte aus
20 wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich unverkennbar gezeigt, dafs diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen, und ich habe
25 versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschliefst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden
30 Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe
301 ihrer Würdigung, zugleich nach ihren inneren und äufseren Zwecken hin, darzubieten. Von diesem Verfahren liefs sich aber zugleich auf

---

15—17. *Die geistige — Erhöhung]* in Kraft, Klarheit und Tiefe. Vgl. 281, 27—30.

18. *zu dem äufseren]* sc. Zweck, Z. 16. Ein äußerer heißt dieser Zweck der Weltauffassung, insofern er gegenüber der intensiven *Erhöhung* (16) eine *Erweiterung* (21) enthält. Vgl. Einl. zu §. 1, S. 161. Z. 349 f. und 1, 14—16.

20. *Auch dies — gezogen]* wo? Ich kann hier nur an 282, 16—23 denken. Nur ist zu beachten, dass was hier *Erweiterung des Gesichtskreises* heißt, die zu einer allseitigen *Weltauffassung* führt (Z. 22. 19), verschieden ist von der dortigen *Mannigfaltigkeit der Richtungen* (Z. 21), mit denen verschiedene Volks-Charaktere gemeint sind, welche §. 20 betrachtet waren. Indessen scheint doch auch hier §. 20 gemeint, wo doch von allen Richtungen der Poesie und der Prosa die Rede ist, welche nur den bestorganisirten Sprachen möglich sind. Dies scheint nämlich daraus hervorzugehen, dass Z. 24 *daher* an 17—23 anknüpft und mit 24 ff. der §. 21 gemeint ist. Also *daher* Z. 24: *Auch* Z. 20 = §. 21 : 20. Ferner wird 301, 1 gesagt, dass durch den §. 21 die entscheidende Kraft der Sprache für die *inneren und die äufseren Zwecke* betrachtet werde, und doch ist dort nur von der Entfaltung eines Stammes in verschiedenen Sprach-Charakteren die Rede, welche also der äußere Zweck sein muss. Demnach scheint es mir gewiss, dass H. unter *Erweiterung* sowohl an die Mannichfaltigkeit der Richtungen innerhalb desselben erkennenden, bildenden und schaffenden, eine Welt umfassenden Geistes, als auch an die Mannichfaltigkeit der individuellen Volksgeister gedacht hat, deren jeder eine besondere Richtung, ein besondres Princip der Auffassung vertritt.

die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Dafs ein vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit 5 der vollkommenen Sprachform übereinstimme, läfst sich nicht erwarten und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der 10 Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

---

§. 22b. — §. 24.

Von der rein gesetzmäfsigen Form abweichende Sprachen
oder:
Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommnen Sprachbaues.

Einleitung des Herausgebers.

Humb. setzt zunächst die durch §. 20. 21 abgebrochene Untersuchung fort und knüpft deutlich an S. 189 f. an. Die schon dort begründete, hier ausgeführte Unterscheidung zwischen abstracten Form-Principien und concreten Sprachen zeigt aufs entschiedenste und klarste, wie wenig H. die Einteilung der Sprachen in flectirende und agglutinirende billigen konnte. Das hätte für ihn nur das ganz verwerfliche Streben bedeutet, die reiche concrete Wirklichkeit nach dürftigen abstracten Principien zu construiren.

Die hier gegebene Ausführung (301, 14—307, 23) bietet aber kaum etwas Neues; sie mag immer noch als Rückblick auf §. 19 gelten. Vgl. z. B. 303, 28—304, 3 mit 189, 23—28. Bemerkenswert ist auch, dass darauf 304, 9—13 nicht zu 301, 11—13 stimmt, sondern zu 187, 4—6, ein neuer Beweis, dass in H.s Sinn letztere beide Stellen sich nicht widersprechen (s. Einl. zu 22a. S. 601).

Ich fasse hier drei Paragraphen zusammen, da sie offenbar zusammengehören, und die Einteilung in Paragraphen hier ganz ohne Autorität ist. Buschmann hat sie gemacht.

Hier lasse ich nun zunächst eine Aeußerung H.s aus H[s]. f[o]. 42 hinsichtlich des Sinnes der Abh. Ueber gr. F. folgen, welche zeigt, wie diejenigen irrten, welche meinten, H. habe dort den Ursprung der flectirenden

Sprachen aus monosyllabischen erweisen wollen. (s. Einl. zu §. 21 B. b) S. 585, 164—176.)

1 f°. 41: *Bei der Beschäftigung mit den Amerikanischen Sprachen mufste es mir auffallend werden, wie dasjenige, was wir in den Sanskritischen Sprachen grammatische Form nennen, in diesen so ganz anders gebildet erscheint, wie es in verschiedenen Graden der Festigkeit von fast blofs habitueller Redensart*
5 *zu der Annäherung an wirkliche Form stoffartig zusammengerinnt, wie man glaubt es in seiner werdenden Gestaltung zu erblicken. Ich legte meine ersten Erfahrungen und Ansichten hierüber in einer akademischen Abhandlung (Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einflufs auf die Ideenentwicklung) nieder. Ich habe in dieser die Verschiedenheit der gram-*
10 *matischen Formen als ein Entstehen derselben vorgestellt, allein dieser genetische Begriff, der, wenn er in die Wirklichkeit übergetragen, nicht blofs für das Erscheinen vor uns genommen wird, immer, wo es nicht die Geschichte derselben Sprache gilt, schwer durchzuführen ist, hat weder damals, noch jetzt wesentlich, auf meine Ansicht eingewirkt. Was ich gemeint habe und noch meine, ist nur*
15 *die Verschiedenheit der Gestaltung der grammatischen Form, und das Verhältnifs der verschiedenen Gestaltungen zu dem vollendeten Begriff derselben. Dies Verhältnifs drückt sich natürlich in Graden aus, in welchen sich ein stufenartiges Fortschreiten denken läfst, aber nicht nothwendig angenommen zu werden braucht.*

H. kommt in demselben Ms. H[3] später f°. 119 f. hierauf zurück: *Wenn*
20 *aber die Sprachen von einem Culminationspunkt der Grammatik herabsteigen, so fragt es sich, ob es in den Phasen, die sie durchgehen, auch ein Aufsteigen zu demselben giebt und welchen Antheil, der dann nur ein bereichernder sein könnte, die Cultur an diesem nimmt? An ein solches Aufsteigen, auf das ich in der Folge noch werde öfter zurückkommen müssen, glaube ich allerdings,*
25 *nur in sehr verschiedenem Mafse und in sehr verschiedener Art nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der Sprachen. Von diesem Aufsteigen zur Grammatik handelt meine Abh. über das Entstehen der grammatischen Formen, in welcher ich die Hauptideen noch jetzt für richtig halte, obgleich ich schon, als ich sie niederschrieb, fühlte, wieviel mir nicht blofs zur lichtvollen Auseinander-*
30 *setzung, sondern auch zur nothwendigen Begränzung der Behauptungen noch durch Nachdenken und Studium zu thun übrig blieb, und obgleich ich sie, ohne den akademischen Beruf, damals nicht herausgegeben haben würde. Wenn es (S. 418) in dieser Abh. heifst: Jemehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie unter übrigens gleichen Umständen, an Form,*
35 *so kann nun, um die Ansicht zu vervollständigen, hinzugesetzt werden: Je mehr sich eine Sprache von dem Culminationspunkt ihrer Grammatik entfernt, desto mehr verliert sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. So wird durch diesen zweiten Satz der erste, welcher den Endpunkt des Gewinnens im Dunkel liefs, gehörig begränzt.*

Ferner aber lasse ich hier eine längere Stelle folgen aus H[4], ergänzt durch H[1], worin sich H. ausführlich über die Wichtigkeit echter gram-

---

1.] Also nicht beim Vaskischen, das er früher studirt hatte.

18.] Vgl. 10, 24 ff. 17, 1—17.

matischer Formen äußert. Sie enthält vieles, was wir an dieser Stelle schon wissen; doch kann es einerseits als Recapitulation dienen und andrerseits schien es wichtig, H.s Reflexion vollständig kennen zu lernen, um das Ergebnis, bei welchem H. endlich stehen bleibt, um so besser zu würdigen. Sie lautet:

f°. 5: *Die grammatischen Verhältnisse müssen in allen Sprachen auf irgend eine Weise erkennbar sein. Denn sie sind die Forderungen, welche der Geist an die Sprache macht, um sich ihrer, als eines Werkzeugs des Denkens und der Mittheilung, zu bedienen. Die Art aber, wie diesen Forderungen genügt wird, ist nicht in allen die nämliche. Es kommt also hierbei auf die beiden Fragen an:* 40 45

Wie eigentlich die Grammatik an den Sprachen haftet, da dies auf verschiedene Weise möglich ist, und auf verschiedene gefunden wird?

und inwiefern unter den einzelnen grammatischen Beschaffenheiten derselben Sprache eine solche Uebereinstimmung der Bildung und ein solcher organischer Zusammenhang herrscht, dafs es möglich wird, den grammatischen Charakter vermöge eines erklärenden Princips festzustellen? 50

. . . *Die erste jener beiden Fragen sieht von der besondren Verschiedenheit der einzelnen grammatischen Verhältnisse ab, und bleibt bei ihrem Wesen und ihrer Natur überhaupt stehen. Es soll da nicht erforscht werden, welche, sondern wie eine Sprache Grammatik besitzt? Der Begriff des grammatischen Verhältnisses wird in seiner Reinheit aufgefafst, nach diesem Mafsstabe die Art geprüft, wie er in einzelnen Sprachen ausgeprägt erscheint* . . . *Die zweite jener Fragen geht die besondere Natur der einzelnen Verhältnisse an, sucht aber in ihnen das Gemeinsame der Behandlung, und strebt also wieder nach der Auffassung eines Allgemeinen. Denn jede Sprache ist doch, nur mehr oder weniger sichtbar, in Einem Gusse geformt, wird von Einem Geiste durchweht. Selbst in den Umwandlungen der Zeit und bei hinzutretendem fremdartigen Stoff stellt sich die alte Einheit wieder her, oder bildet sich eine neue. Immer, wie gewaltsam die Umwälzungen sein mögen, entsteht wieder [ein] von einem beseelenden Princip durchdrungener Organismus. Aus der Aufstellung beider jener Fragen aber ergiebt sich, dafs die Untersuchung, wie wir dieselbe vorzunehmen gedenken, immer auf die Einheit der in der Sprache wirksamen geistigen Function geht, und die blofs historische Aufzählung des Einzelnen flieht. Es mufs endlich aufhören, dafs man die |Vergleichung der Sprachen vollendet zu haben glaubt, wenn man sagt, dafs sie ein Passivum, einen Dualis, so und so viel Declinationen und Conjugationen haben. Es sind nicht die Namen dieser grammatischen Verhältnisse, auf die es ankommt; ihre wahre Bedeutung in der Sprache, ihr innerer Zusammenhang, die Gestalt und die Farbe, welche sie dem Gesammtcharakter derselben geben, müssen erörtert und ergründet werden.* 55 60 65 70 75

48—51.] Diese zweite Frage bezeichnet deutlich das Wesen der Form der Sprache, obwohl dieser Terminus noch fehlt. Sie kommt aber im Folgenden noch gar nicht zur Behandlung; nur die erstere wird erörtert.

62/63. *fremdartigem]* mit *m* hat H. selbst geschrieben, aber in der Copie den letzten Strich des *m* gestrichen.

74. *derselben]* sc. der Sprache.

Die allgemeine Grammatik ist der Kanon, auf den jede einer besondren Sprache bezogen werden mufs, in Rücksicht auf den überhaupt grammatische Sprachvergleichung möglich ist. Denn sie umfafst und entwickelt, was, vermöge der Einerleiheit der Gesetze des Denkens und der wesentlichen Natur
80 *der Sprache, in allen Mundarten gemeinsames liegt. Jedes durch sie bebegründete Verhältnifs läfst sich in irgend einer Art es wiederzugeben, in jeder Sprache nachweisen, wenn es dieser gleich an einer besondren Bezeichnung desselben fehlt; der Typus wohnt, als Form des Denkens und des Ausdrucks, dem Menschen, als Menschen, mithin allen Nationen, ohne Ausnahme, bei. Die*
85 *Zusammenfügung der Wörter könnte sonst gar nicht begriffen werden. Obgleich daher die Chinesen keine grammatischen Redetheile besitzen, ihre Construction nicht auf die Unterscheidung derselben gründen, in ihrer Grammatik keinen etymologischen, sondern blofs einen syntaktischen Theil kennen, so müssen ihnen dennoch die allgemeinen grammatischen Formen auf gewisse Weise gegen-*
90 *wärtig sein, und sie müssen den Gesetzen derselben folgen, um die Rede verständlich zu verknüpfen. Aber die grammatischen Verhältnisse werden, wie die Zergliederung der einzelnen Sprachen zeigt, nicht von allen Nationen so, wie die allgemeine Grammatik sie aufstellt, sondern oft sehr verschieden genommen. In mehr als Einer Sprache kommt das Passivum immer nur als Activum,*
95 *bald mit umgestelltem, bald mit unbestimmtem Subject vor. Im Sanskrit werden Verba des Gebens, statt sie mit der Doppelbeziehung des Dativs zu verknüpfen, oft mit dem Genitiv construirt, und mithin die Handlung mit ihrer Wirkung verwechselt, da allerdings das Gegebene Besitz des Empfangenden wird. Unsre gegenwärtige Untersuchung hat es daher nicht blofs mit der Bezeichnung, der*
100 *materiellen Darstellung der grammatischen Verhältnisse, sondern ganz vorzüglich auch mit der Verschiedenheit ihrer idealen Ansicht in Vergleichung mit der Einen unwandelbaren, der allgemeinen Grammatik zu thun.*

H⁴. f⁰. 7 vgl. H¹. f⁰. 111: *Die innere Gesetzmäfsigkeit, welche die ganze Sprache beherrscht, leuchtet vorzugsweise aus dem grammatischen Baue hervor.*
5 *Es würde daher ein vergebliches Bemühen sein, die Grammatik, sei es die allgemeine, oder die einer besondren Sprache, auch aus der mühsamsten Aufsuchung aller Wortformen zusammenzutragen, wenn nicht jener allgemeine und ewige Organismus der Sprache dem Geschäfte zur Leitung diente. Auf der andren Seite aber gestaltet sich dieser, an sich dem ganzen Geschlecht gemeinsam,*
10 *doch im Einzelnen verschieden nach den Geistesfähigkeiten und Richtungen der Nationen in dem geschichtlichen Ursprunge ihrer Sprachen.* [Hier spricht sich H. gegen das „einseitige und nur halb philosophische Verfahren“ der früheren philosophischen Grammatik aus, welche „Begriffe a priori demjenigen anpasst, was man niemals a priori gefunden hätte.“] *Nur der geschichtliche Weg kann daher wesentlich zur Erkenntnis des grammatischen Organismus*

---

80. *Jedes u. s. w.]* Vgl. H¹. f⁰. 116.

93. *genommen.]* H¹. f⁰. 117 hatte noch: *Es wird sich immer in jeder ein Ausdruck dafür finden, allein vielleicht von einer ganz andren Seite, auf eine die eigentliche Bedeutung ganz vernichtende Weise genommen.* Dies hat H. wohl nicht ohne Absicht weggelassen.

96. *Doppelbeziehung]* Vgl. weiter unten Z. 176.

der Sprachen führen; allein die grammatischen Begriffe müssen philosophisch richtig bestimmt und scharf von einander gesondert, die wirklich gemeinsamen, 115 *unabänderlich waltenden Gesetze klar erkannt werden. Es ist gewifs eine sehr irrige Ansicht, wenn man es für hinlänglich hält, den grammatischen Stoff nur unter gewissen allgemeinen Rubriken, ohne strenge Bestimmung der Begriffe zusammenzustellen, wenn man die Befolgung dieser oder jener Theorie* 20 *als gleichgültig betrachtet. Die Einsicht in den organischen Zusammenhang einer einzelnen Sprache, und noch mehr die in das Verhältnifs mehrerer zu einander und in die Sprache überhaupt geht darüber unwiederbringlich verloren. Die Grundlage alles Sprachstudiums bleibt immer die philosophische Ansicht und bei jedem einzelnen Punkt, jedem noch so concreten Fall mufs man* 25 *sich immer seines Verhältnisses zu dem Allgemeinen und Nothwendigen in der Sprache bewufst sein. Man darf nur nicht die Gränzen des Gebiets der Begriffe und der Thatsachen verkennen, nicht den Resultaten unvollständiger factischer Untersuchung durch scheinbar philosophische Gründe Allgemeingültigkeit verleihen wollen.* 30

Die Grundbestimmungen der Grammatik sind schon in den allgemeinen Gesetzen des Denkens enthalten. Sie können und dürfen nicht anders, als auf dem Wege reiner Begriffsableitung aufgesucht werden. Es ist dies der blofs philosophische Theil der Sprachwissenschaft ... Es kann auch nur Eine wahre Herleitung derselben geben. . . . In diesem Theile fällt die allgemeine Gram- 35 *matik mit der Logik gewissermafsen zusammen; aber beide Lehren müssen, auch in dem Umfange, in dem sie sich wirklich berühren, sorgfältig jede in ihren eigenthümlichen Gränzen gehalten werden. Die allgemeine Grammatik hat schon oft, zum Nachtheil der Einsicht in die Lebendigkeit und Selbstthätigkeit der Sprache dadurch gelitten, dafs dieser Unterschied nicht einwirkend genug* 40 *aufgefafst worden war. Er äufsert sich vorzugsweise in zwei, aber wichtigen und folgereichen Punkten. Das logische Urtheil und der grammatische Satz stehen durch alle ihre Arten und Unterarten hindurch in der Verbindung und Trennung der Begriffe genau auf derselben Linie. Aber die Logik behandelt diese idealen Verhältnisse blofs an und für sich, im Gebiete der Mög-* 45 *lichkeit des absoluten Seins. Die Sprache setzt sie in einem bestimmten Moment, und stellt das Subject, als das Prädicat thätig oder leidend, an sich reifsend oder zurückstofsend dar. Dadurch wird der todte Verhältnifsbegriff, gleichsam das Verbindungszeichen der mathematischen Gleichung zu lebendiger Bewegung. Es entsteht das Verbum, der Mittelpunkt und der Keim der ganzen* 50 *Grammatik. Die Sprache richtet ferner den in Worte gefafsten Gedanken*

145—155. *blofs an und für sich — Sprache bewegt]* H[1]. f[o]. 115: *rein objectiv, im Gebiete der Möglichkeit oder vielmehr des absoluten Seins, ferner an sich und ohne Beziehung auf eine Person. Die Grammatik vermöge der Eigenthümlichkeit der Sprache, den Gedanken aus sich hinaus- und an einen Andren gerichtet sich gegenüberzustellen, bringt das existentielle Setzen, und das Darstellen des Subjects als eines Selbstthätigen, das Prädicat handelnd mit sich Verbindenden, so wie den Begriff der in Wechselwirkung stehenden Persönlichkeit, das Ich und das Du, hinzu. Das Erstere hat auf die Lehre des Verbum, das Letztere auf die des Pronomen, wie wir in der Folge sehen werden, den wichtigsten Einflufs.*

immer an einen Andren, äuſserlich wirklich vorhandenen oder im Geiste ge-
dachten. Darin und in der Natur des Verbum, das eine Person voraussetzt,
hat das Pronomen seinen Ursprung. Verbum und Pronomen sind also die
155 *Angeln, um die sich die ganze Sprache bewegt, und wenn man eine einzelne*
untersucht, findet man, daſs ihre grammatische Eigenthümlichkeit hauptsächlich
in der Behandlung dieser beiden Redetheile liegt, sie selbst aber nach der
Natur dieser Eigenthümlichkeit in Verhältniſs zu einander stehen. Je weiter
sich das Verbum von dem Begriffe der wahren grammatischen Form [Z. 147
60 Anm. 249—253] *entfernt, desto mehr muſs das Pronomen sich vordrängen und*
eine Hauptrolle in dem Sprachbaue spielen. So im Vaskischen, Koptischen und
in vielen amerikanischen Sprachen. Im entgegengesetzten Fall ist es umge-
kehrt. So in allen sanskritischen Sprachen.

In diesem, durch die Gesetze des Denkens bedingten Theile der allge-
65 *meinen Grammatik unterscheidet sich aber wieder dasjenige, was aus der bloſsen*
Zergliederung und Ableitung der idealen Verhältnisse folgt, von demjenigen,
was erst durch die Dazwischenkunft eines fremden Begriffes bedingt wird, und
in jener Ableitung daher nur als möglich und zulässig Platz findet... So
flieſsen der Nominativus, Accusativus, Instrumentalis, Genitivus und Dativus
70 *von selbst und nothwendig aus den reinen Kategorien der Begriffsverknüpfung.*
Der Nominativus erscheint in einer doppelten Gestalt, als Andeutung des Seins
und des Handelns. Das Vaskische bezeichnet ihn in dieser letzteren besonders.
In dieser flieſst er mit dem Accusativus aus der Kategorie der Causalität von
Seiten des Wirkens, mit dem Instrumentalis aus derselben von Seiten des Gewirkt-
75 *seins betrachtet. Der Genitiv entspringt aus der Beziehung der Substanz und*
der Eigenschaft. Der Dativ ist Ausdruck einer Doppelbeziehung. Daſs diese
Casus auch auf Ortsverhältnisse bezogen werden, ist nur eine bildliche Aus-
dehnung ihrer ursprünglichen Anwendung. Der so vieldeutige Ablativus da,
wo er nicht mit einem der genannten Casus im Gebrauche zusammenfällt, der
80 *Locativus des Sanskrits, der sich im Armenischen in den eigentlichen Locativus*
(Zustand in, an einem Orte) und in den Circumferentialis (Zustand um
einen Ort herum) theilt, der Narrativus dieser letzteren, den Gegenstand einer
Erzählung andeutend, und noch andre anderer Sprachen fordern zu ihrem
Verständniſs nicht in den allgemeinen Kategorien des Denkens liegende Mittel-
85 *begriffe, wie in den erwähnten Fällen die des Orts und einer Erzählung sind.*
Sie beziehen sich auf hinzugedachte Präpositionen, sind abgekürzte, an die
Stelle derselben tretende Redeformen. Denn wo die Begriffsbeziehung nicht
durch die bloſse Ableitung aus der Tafel der Kategorien deutlich ist, muſs ein
bestimmter erklärender Begriff hinzutreten, welchen anzugeben die Bestimmung
90 *der Präposition ist. Einen ähnlichen Fall bieten der Conjunctivus und*
Optativus dar. Jener ist der nothwendige Gegensatz des Indicativus, von selbst
herflieſsend aus dem directen, selbstständigen und dem indirecten, abhängigen
Setzen. Dieser schiebt den Begriff der Neigung dazwischen, und auf gleiche

---

169—170. *der Nominat. — Begriffsverknüpfung]* H[1]. f°. 115: *Die vier ersten Casus der Declination von selbst und nothwendig aus der Kategorie der Relation, und diese Ableitung lieſse noch einen fünften, den der Wechselwirkung zu.*

Weise trifft man in mehreren Sprachen noch andre Modi des Sollens, des Müssens, der Gewohnheit u. s. f. an. Die allgemeine Grammatik könnte in 195 *der hier erwähnten Abgränzung die Bestimmtheit des Umfangs finden, welche ihr jetzt oft mangelt, da man bald aus mehr, bald aus weniger Sprachen Begriffe grammatischer Formen in sie hinüberträgt. Sie gewänne durch eine solche Behandlung an Wissenschaftlichkeit, und der beurtheilenden Einsicht in die vorhandenen Sprachen wäre es förderlich, zusammengestellt zu finden,* 200 *was sich rein und ohne Vermittlung factischer Begriffe grammatisch ableiten läſst.*

H⁴. f°. 14. §. 10. *Ich kehre jetzt zur Bestimmung des Wesens der Grammatik zurück, das ich im Obigen nur erst vorläufig angedeutet habe. Sie fügt die einzelnen Wörter zu verbundener Rede zusammen, vertheilt sie zu* 5 *diesem Behuf, nach einer auf den Zweck der Verknüpfung berechneten Behandlung, in verschiedene Klassen, und setzt einen geregelten, auf Freiheit in Gesetzmäſsigkeit abzielenden Constructionstypus fest. Sie folgt hierin bestimmten Gesetzen und angenommenen Gewohnheiten und ist, abgesehen von den einzelnen Formen, die eigentliche und wahre grammatische Gestaltung der Sprache. Sie* 10 *ist daher eine Form der Fügung, verschieden von der Materie, nicht bloſs der einzelnen Wörter, sondern auch des ganzen ausgesprochenen Gedankens. Man darf ihr also nicht selbst wieder auch nur einen idealen Inhalt zuschreiben; sie ist nichts, als Gesetz, Richtung, Verfahrungsweise .....*

11. *Die Form der Grammatik ist zwar mit der Form des Denkens in* 15 *der Rede innig verbunden, da der Satz, das Element der Periode, immer die Aussage eines Gedachten ist. Dennoch ist es nothwendig, beide von einander, mithin nicht bloſs Form von Materie, sondern auch Form von Form sorgfältig zu trennen. Auch ist das Verhältniſs beider zu einander nicht immer das nämliche. Die Grammatik bezeichnet nicht immer ausdrücklich, was als* 20 *logische Form dem Inhalte des Gedankens sichtbar anhängt, und stellt dagegen Constructionen auf, welchen keine eigne logische Form entspricht. Von dem Ersteren können die Fälle zu Beispielen dienen, wo Sprachen von einander abhängende, also in bestimmte logische Form gekleidete Sätze ohne grammatische Form bloſs neben einander stellen; eine Construction der letztern Art sind* 25 *dagegen die absoluten Participien, denen, in ihrer Eigenthümlichkeit genommen, keine besondere logische Form entspricht.*

Wie die Sprache als Versinnlichung des Gedanken, auſserhalb des menschlichen Geistes, eine Welt einzelner Wörter, durch Laute gestempelter Begriffe, den Gegenständen gegenüberstellt, eben so schafft sie eine, nur aus ihr ent- 30 *springende und nur ihr angehörende Andeutung der Gedankenverknüpfungen, und diese Andeutung, in der Einheit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit aufgefaſst, ist die Form der Grammatik. Die Sprache tritt hier ganz eigentlich in ihrer, nur ihr angehörenden Wirksamkeit auf. Die des Denkens wird von ihr getrennt, und obgleich das reine Denken ohne Sprache gar keinen be-* 35

---

209. *abgesehen]* urspr.: *um es von den einzelnen Formen zu unterscheiden.* Es handelt sich also um den Unterschied zwischen der grammatischen Gestaltung einer Sprache überhaupt und einer einzelnen grammatischen Form.

stimmten Begriff giebt, und eine blofse Abstraction ist, so kann es doch als eine unmefsbare Gröfse vorausgesetzt werden, um zu einem Vergleichungspunkte des durch Sprache gefärbten Denkens und zur Bestimmung zu dienen, welchen, dem Grade nach verschiedenartigen Antheil die verschiedenen Sprachen
240 *aus ihrer besondren Natur ihm beimischen. Zu der logischen Anordnung der Begriffe tritt also das darstellende und symbolisirende Vermögen der Sprache in der auf sie gerichteten Einbildungskraft hinzu .....*

12. ... *Die grammatische Form mufs ganz für und durch die Sprache bestehen, das Verständnifs mufs blofs durch sie und an ihrer Hand geleitet,*
45 *die Einsicht in die Redefügung nicht erst aus dem Zusammenhang der Gedanken geschöpft werden, es mufs sich überhaupt nichts Fremdes aus der Wirklichkeit Entnommenes, nicht ausschliefslich auf den grammatischen Zweck Berechnetes in sie eindrängen. Einige Beispiele werden das hier Gesagte anschaulicher erläutern. Das Verbum ist das Verbindungsmittel des Satzes, der*
50 *Ausdruck für die ideale Bewegung, durch welche das Subject das Prädicat mit sich verbindet oder von sich absondert. Das Substantivum ist das Zeichen der Sprache für die Substanz, der Ursprung oder das Ziel der Bewegung, der Träger der Eigenschaften. In beiden ist dies die wahre und reine grammatische Ansicht. Allein es kann sich auch in der Sprache eine andre damit ver-*
55 *binden. Man kann auf materiellere Weise die Redetheile als Bilder der Wirklichkeit ansehen, das Verbum als Zeichen wirklicher Handlung, das Substantivum als Ausdruck eines selbstständigen Gegenstands. Diese Ansicht ist der grammatischen fremd, nicht aus der Sprache genommen, nicht auf ihre Zwecke berechnet. Wo das Verbum in einer Sprache, wo und wie*
60 *es erscheinen mag, überall eine bestimmte, es von allen andren Redetheilen absondernde Form hat, herrscht die rein grammatische Ansicht, es gilt nur als Verbindungsmittel des Satzes; ob es eine wirkliche Handlung darstellt, oder nur durch die Sprache selbst zum Verbum gestempelt ist, verschwindet in der blofs grammatischen Auffassung. In den an Grammatik dürftigen*
65 *Sprachen aber waltet dies gerade vor, und das Verbum ist im Chinesischen gewöhnlich nur an seiner Bedeutung, oder durch die Gewohnheit, mit gewissen Wörtern blofs den Verbalbegriff zu verknüpfen, oder endlich durch den Sinn der ganzen Redeverbindung erkennbar. In der Guaranischen Sprache (Arte de la lengua Guarani por el P. Antonio Ruiz, p. 2)*
70 *und in vielen andren wird der Plural nur durch eine bestimmte Zahl oder durch den Zusatz* v i e l *oder überhaupt durch den Sinn am Substantivum bezeichnet ... In allen diesen Fällen wird der Plural nur für das Bedürfnifs des Verständnisses, nur um des Gedankens willen, nicht für die Consequenz und Concinnität der Sprachform, für deren allein auf sich beruhenden Zu-*
75 *sammenhang, für die Pafslichkeit, den Laut überall, auch wo das Verständnifs dessen nicht bedarf, dem Begriff gleichzustellen, bezeichnet. Die Delawarische, Mexikanische, Totonakische Sprache und andre unterscheiden in mehreren Stücken, besonders aber bei der Pluralbezeichnung, zwischen den Wörtern für lebendige und leblose Gegenstände, und beschränken dieselbe ausschliefslich auf*

---

243. Das hier Ausgelassene wird unten Z. 316—336 nachgetragen werden.

die ersteren. Dasselbe gilt von dem Geschlecht in denjenigen Sprachen, welche 280
alle Wörter geschlechtslos behandeln, denen nicht wirklich ein Geschlecht in der
Natur zukommt. Dagegen erheben diejenigen, welche jedem Worte sein Ge-
schlecht beilegen, den Geschlechtsunterschied wahrhaft zu einem grammatischen,
der Sprache eigenthümlichen, durch und für sie gebildeten, indem sie die Natur
der Dinge zum Behuf des grammatischen Gebrauchs umändern, die Sprache, 85
wie es sein mufs, zu einer allein auf sich selbst ruhenden Welt machen. Der
Unterschied zwischen der Sprachform und der von ihr unabhängigen Natur-
ansicht wird erst da recht klar, wo in Sprachen, die der letzteren folgen, bis-
weilen ausnahmsweise Naturbeschaffenheiten auf Dinge übertragen werden,
denen sie in der Wirklichkeit nicht beiwohnen. So behandelt die Mexikanische 90
die Wörter der Sterne und Wolken in der grammatischen Formation wie die
lebendigen Wesen. Man sieht hier ein schönes, anschauliches Walten der Ein-
bildungskraft, die Sprache hinterläfst der Nation ein Denkmal dessen, was der
kindisch unentwickelte Sinn der beginnenden Menschheit als belebt in der
todten Natur ansah. Es ist dies aber nicht die oben erwähnte, aus dem Sprach- 95
sinn entspringende und allein auf die Sprachform gerichtete Wirksamkeit der
Einbildungskraft, es ist vielmehr diejenige, die, wie sonst so oft in der Wort-
bezeichnung, hier in der Grammatik bildlich verfährt. Das Wesen der Sprache
gewinnt dadurch nichts, und da Alles, was dieses angeht, ihre Wirkung auf
den Geist immer steigert, so verlischt der Eindruck der auf andre Weise in 300
die Sprache gelegten Metaphern vielmehr nach und nach, je mehr man sich
von der Zeit entfernt, wo der metaphorische Ausdruck dem Geiste seiner Er-
finder als der eigentliche erschien. Eine Metapher der Grammatik ist es auch,
wenn man im Englischen das Schiff dem weiblichen Wesen beigesellt. Es liegt
darin offenbar etwas sehr Ausdrucksvolles, das durch die Benennung man für 5
Kriegsschiff wieder eine sinnvolle Abänderung erfährt; es ist dabei schön
und aus der lebendigen Anschauung in die Form der Sprache übergetragen,
dafs das blofse Geschlecht, das weibliche oder sachliche, das Schiff als segelnd
und segelfertig oder als unthätig daliegend bezeichnet. Man vergifst darüber
leicht das Widersinnige, dafs selbst the man of war mit einem weiblichen 10
Pronomen verbunden wird. Dennoch bleibt diese abweichende Geschlechts-
bestimmung blofs eine einzelne, für das Ganze der Sprache höchst gleich-
gültige Merkwürdigkeit, deren anziehende Lebendigkeit kaum noch em-
pfunden wird, und die sich vorzüglich nur noch im Gebrauche der See-
fahrenden erhält. [Vgl. Einl. zu §. 11. S. 345 f.] 15

[Jetzt wird man das Z. 242 Ausgelassene besser würdigen:] *Wie die*
Eurythmie an einem Gebäude, die Harmonie an einem Gedicht, hängt diese
Form (die grammatische Redeform) gleich einer Idee an dem Inhalt. Sie ist
(erstlich) die Bedingung der Verständlichkeit der Rede, da sie die Anleitung
zur Verknüpfung der Wörter enthält. Sie ist aber auch (zweitens) das Organ, 20
vermittelst dessen die Sprache ihre höchsten Zwecke erreicht, nicht blofs die
Begriffe zu bezeichnen, sondern auch dem zusammenhängenden Gedanken in
seiner geflügelten Eile, in den Abwechslungen seiner Wendungen, seiner ge-

---

318.] Die Parenthesen in diesem Stück sind aus H¹. f°. 125.

gliederten Zusammenfügung, seinem Bedürfnifs verhältnifsmäfsiger Unter-
325 *ordnung der Begriffe zu folgen und ihn angemessen zu begleiten. Sie erweckt auch (drittens), wo sie lebendig aufgefafst wird, im Geist das Vermögen neuer Ideenerzeugung, wie ein Gedicht im Dichter sehr oft durch den blofsen Anklang eines Rhythmus entsteht. Sie läfst sich überhaupt mit der künstlerischen Form vergleichen (und kann von dem blofsen Gedankengerippe unterschieden*
30 *werden.) Wie der Künstler einen Typus der menschlichen Gestalt, oder auch der Architektonik der räumlichen Verhältnisse in der Mannigfaltigkeit ihrer Verschiedenheit und in ihrer idealischen Vollkommenheit in sich trägt, so lebt in dem durch Sprache Begeisterten und von ihrem Wesen Durchdrungenen ein Typus der grammatischen Redefügung, durch den, da die Sprache der Einheit*
35 *und der Mannigfaltigkeit der Gedankenfügung gleichkommen soll, auch ein Unendliches, nie ganz zu Erreichendes mit endlichen sinnlichen Mitteln erstrebt wird.*

H[4]. f[0]. 20[6]: *Es giebt aber, abgesehen von stufenartigem Unterschiede, in der Intellectualität und in der Sprache etwas Absolutes, was man gewissermafsen als einen Gipfel in der Sprach- und Bildungsgeschichte ansehen mufs.*
40 *Für die Sprache ist dies Absolute ihre Durchdringung durch den Begriff der echten grammatischen Form. Für die Intellectualität kann man es in der gleich geübten Richtung eines Volks auf Philosophie und Dichtung, welche von dem Bewufstsein der gemeinsamen Natur beider zeugt, setzen. Diese beiden Punkte nun in der Sprache und den Völkern treffen, dem natürlichen Laufe der Dinge*
45 *gemäfs, zusammen und der absolut vollkommne grammatische Bau im obigen Sinne ist zugleich Wirkung und Ursach der harmonischen Totalität des intellectuellen Strebens. Für uns erscheint ein solcher Sprachbau zuerst, und mit keinem andren vergleichbar, im Sanskrit, dann in den Sprachen des classischen Alterthums und so weiter herunter. Daher ist das Sanskrit der leuchtende und*
50 *entscheidende Punkt in der ganzen uns bekannten Sprachgeschichte.*

f[0]. 20[12]: *Ohne noch in die einzelnen Theile der Grammatik einzugehen, wird sich (nunmehr) die Untersuchung blofs darauf richten, wie die Sprache der Gedankeneinheit, welche eigentlich eine rein geistige Zusammenfassung ist, einen Ausdruck im körperlichen Laute verleiht. Die Antwort auf*
55 *diese so vereinfachte Aufgabe ist schon weiter oben angedeutet worden. Es geschieht dies nämlich durch die grammatische Form in ihrer echten und wahren Gestalt. Dies fordert aber jezt einen strengeren Beweis und eine nähere Ausführung.*

H[4]. f[0]. 25: *Alle Verknüpfung von Begriffen ist eine innerliche geistige*
60 *Handlung, und das Zusammenfassen der Rede zum Gedankenausdruck ein ebenso unerklärlicher Act der Freiheit, als das Denken selbst. Die sinnlichen und äufserlichen Mittel der Sprache können daher keine eigentliche, entsprechende Bezeichnung, sondern nur eine anregende Andeutung derselben enthalten.*

Das Zusammenfassen des Gedankens ist seine Form, trennbar in der
65 *Idee von dem Stoffe, seinem Inhalte. Form und gerade diese läfst sich aber als solche in der Sprache nicht geradezu ausdrücken, da jede positive und directe*

---

366. *geradezu]* Vgl. f[0]. 27: *gleich einem Gegenstande durch ein Zeichen, dessen Begriff wieder verknüpft werden müfste.*

Darstellung nothwendig stoffartig werden müfste. Die verknüpfende Gedankenform kann daher in der Sprache nur indirect und negativ dargestellt werden.

Indirect nun geschieht es durch die höchste, der Sprache, nach ihrer eigenthümlichen Natur beiwohnende Einheitsform, die Lauteinheit des Worts. 370
(f°. 27: *Die innere Form, das Zusammenfassen der Begriffe wird symbolisirt durch eine äufsere Form, die Zusammenfassung der Laute.)*

Die den Begriff und die grammatische Beziehung bezeichnenden Laute verschmelzen in demselben Wort, der Begriff und die Beziehung werden nicht locker an einander geknüpft, sondern der Begriff erscheint, als zu dieser Be- 75 *ziehung gestaltet, man erblickt nicht sie und ihn, sondern sie an ihm. Hier regt also sinnliche äufserliche Form die geistige innerliche an.*

Negativ geschieht die Darstellung der Gedankeneinheit in der Sprache durch die Entfernung jedes Sachbegriffs [z. B. Zeitadverbien zur Bezeichnung der Tempora, Theile des menschlichen Körpers wie Rücken, Stirn zu der der 80 *Präpositionen] aus der grammatischen Bezeichnung.*

f°. 27: *Durch ein von jedem andren Inhalt leeres Zeichen weist die grammatische Form den Geist blofs auf die Form, als innere Handlung, hin. An den Verbalformen* **asti**, *γράφει*, **amat** *sind die Personen-, Zahl-, Zeit-, Modus- und Genus-Beziehungen eben so bestimmt ausgedrückt, als dies einige Sprachen* 85 *durch einzelnes Anheften dieser Begriffe thun. Allein der Verstand wird sich dieser Beziehungen nicht einzeln bewufst, betrachtet sie nicht, als etwas erst mit dem Verbalbegriff zu Verbindendes. Die Verbindung ist schon gestiftet, liegt in der Lautform, die ohne mühevolle einzelne Aufzählung, den Sachbegriff jener Wörter im Geiste des Hörenden in die grammatische Kategorie verweist, zu welcher* 90 *diese Verbalformen gehören . . .*

f°. 29: *Die Grammatik einer Sprache hat nun in höherem Grade die geforderte Formalität, wenn eine grammatische Form nur durch ihre Stellung gegen die übrigen gleicher Art, als wenn sie durch wirkliche, vermittelst eines bezeichneten Begriffs klar werdende Andeutung ihrer Function charakterisirt* 95 *ist. Denn es ist alsdann, um sie zu erkennen, das Ganze des Typus und nichts, als dieser Typus, nothwendig.* **Amat** *enthält kein von dem der Person verschiedenes Zeichen des Singularis, des Präsens u. s. f.; es kündigt sich aber als diese bestimmte Verbalform durch seine, in der ganzen Conjugation nur für die Stelle der 3. pers. sing. praes. indic. act. gestempelte Flexion an. Wie* 400 *es daher ausgesprochen wird, führt es, und auf dem kürzesten Wege, wenn man sich dessen auch einzeln nicht bewufst ist, den scharf bestimmten grammatischen Begriff vor die Seele.*

H[4]. f°. 30: *Ich komme nun auf die Abweichungen von dieser in keiner Sprache ganz regelmäfsig befolgten Methode. Sie fallen von selbst in zwei* 5 *Hauptklassen, wenn das grammatische Verhältnifs nicht hinlänglich und wenn es nicht in reiner Formalität angedeutet ist.*

---

386. *thun]* H[1]. 131 fügt hinzu: *[und jene Formen], sowie sie sich in Einem Gufs darstellen, bedürfen nun nicht ferner einer eignen Bezeichnung des existentiellen Setzens, des wirklichen Seins, welches im Verbum liegen mufs.*

Das Erstere führt auf die Frage: in welchem Grade eine Sprache Grammatik besitzt? und auf die Unterscheidung der stillschweigenden und ausdrücklichen.

Die Rede wird nämlich in jeder Sprache, wie sie beschaffen sein möge, immer grammatisch aufgefaſst; sie kann aber die Andeutung dieser Auffassung und der Art derselben in ihre Lautbehandlung aufnehmen, oder bis auf einen, dem ersten Anblick nach unglaublich scheinenden Grad entbehren. Insofern sie das Letztere thut, muſs der Hörende im Geist den Mangel ergänzen. Dies ist möglich, weil ihm und dem Sprechenden derselbe grammatische Typus und dieselbe grammatische Sprachweise eigen ist ... aber dadurch leidet die grammatische Bestimmbarkeit, die wieder entschiedenen Einfluſs auf die Nuancirung des Gedankens hat. Die Rede kann sich der vollen Wirksamkeit des ganzen grammatischen Typus ... in seiner Vollständigkeit und in der Schärfe, in welcher eine Beziehung im Gegensatz zur andren hervortritt, nicht erfreuen.

H[1]. 131: *Jede grammatische Lautzusammensetzung, oder Lautveränderung in der Sprache thut den Unterschied zwischen der Form und der Materie, den Wörtern und ihrer Verbindung kund, und stellt im Geiste des Sprechenden beide einander gegenüber. Es liegt dies in der eignen Gestaltung der grammatischen Form, in der Abwesenheit alles Sachbegriffs oder der Wiederkehr desselben in verschiedener Gestalt. Auf diesem Wirken der Formalität im Geiste aber beruht weit mehr, als auf der Hülfe, die sie dem Verständnisse leistet, die Wichtigkeit der grammatischen Formen in der Sprache, und ihr Einfluſs auf das Denkvermögen.*

Denn als unentbehrliches Hülfsmittel zum Verständniſs, zur Erkennung der Redeverbindung, läſst sich die eigentliche grammatische Form auf mehr als Eine Weise ersetzen, vermittelst eingeführter bestimmter Stellung der Wörter, vermittelst des aus der materiellen Bedeutung hervorgehenden Zusammenhanges

---

409. 410. *stillschweigenden und ausdrücklichen]* H[1]. f°. 127: *Es muſs die als Typus im Verstande des Redenden ruhende, oder genauer die als Sprachgesetz in ihm wirkende Grammatik von der in der Sprache liegenden unterschieden werden. Es erfordert dies theils die Deutlichkeit der Begriffe, theils die Nothwendigkeit, die Sprache immer zugleich als eine innere menschliche Function und als einen sich ihm, als fremd entgegenstellenden Stoff zu betrachten.* [Vgl. in unserer Schrift S. 86, 19—28.] *Es fragt sich also, unter welchen Umständen kann man behaupten, daſs Grammatik wirklich in der Sprache* [ausdrücklich] *vorhanden ist? woran läſst sich die Gegenwart der Grammatik in der Sprache erkennen? und ist die Grammatik schon darum nothwendig in der Sprache, weil sie der Redende in sich trägt, und beruht mithin jener ganze Unterschied auf einer unnützen Spitzfindigkeit? Da die Wirksamkeit der Grammatik, als zu den Denkgesetzen selbst gehörend, im Geiste nie fehlen kann, und nothwendig auch dann in die Sprache hinübergetragen werden müſste, wenn diese keine in ihr selbst liegende besäſse, so können die obigen Fragen auch, und vielleicht deutlicher und leichter so gefaſst werden: ist es nothwendig, in den Sprachen den Unterschied zwischen einer stillschweigenden und ausdrücklichen Grammatik anzunehmen, und welches ist die Gränzlinie, welche beide von einander absondert? ... (Glaubt man, daſs z. B. Chinesisch und Griechisch, obwohl jenes fast nur stillschweigende, dieses ausdrückliche Grammatik besitzt, darum dennoch auf dem gleichen Grade grammatischer Würdigung stehen, daſs die Grammatik in beiden gleich herrschend sei), so führt dies zu einem grammatischen Indifferentismus, der in der Entscheidung jener Fragen seine Rechtfertigung oder seine Widerlegung finden muſs.*

des Sinnes, vermittelst der Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse durch Sachbegriffe, aus welchen, mit gröſserer oder geringerer Klarheit, der Redende nur den Begriff des Verhältnisses herausnimmt und mit dem Grundbegriff vereinigt. In allen diesen Fällen verfährt der Geist bei dem Auffassen und Hervorbringen der Rede nach den in ihm ruhenden Gesetzen grammatischer Formalität, aber geheftet an den einzelnen Fall, an den augenblicklichen Gebrauch, und nicht mit dem regen Erwachen der Aufmerksamkeit auf die Form an sich, nicht mit ihrer reinen und vollendeten Abscheidung vom Stoff. Diese geschieht nur durch den gleichsam elektrischen Schlag, mit dem die eigentliche und echte grammatische Form den Geist berührt. Die subjective Wichtigkeit dieser Einwirkung kann nicht leicht jemand verkennen. Die Besiegung aller Dunkelheit und Verwirrung durch die Herrschaft klar und rein ordnender Formalität ist das Ziel und der Gipfel aller geistigen Ausbildung. Es kann daher nur wohlthätig wirken, wenn eine solche Scheidung dem Geiste schon durch den sinnlichen Eindruck der Sprache zukommt, und der, wo dies nicht, oder sehr unvollkommen geschieht, unausbleiblich fühlbare Mangel muſs anderswoher ersetzt werden. In je klarerem Bewusstsein seiner Gesetze das Denken fortschreitet, desto bestimmter und fruchtbarer entwickelt es sich, und dieses Bewusstsein wächst mit der Sichtbarkeit der grammatischen Form in der Rede. Wo die Aufmerksamkeit auf die Form an sich, auf die Form geschieden vom Stoff, rege wird (und es bedarf hierzu nicht wissenschaftlicher grammatischer Bildung, es geschieht dies bewuſstlos bloſs durch die Einwirkung grammatisch gebildeter Sprachen), da erweckt eine Form die andren, mit ihr in derselben Sphäre liegenden, da kommen bald alle zur Ausbildung und modeln den Stoff. Es entsteht also nothwendig eine gröſsere Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit des Denkens dadurch. Wirklich finden wir diese in den ältesten Schriftstellern Griechenlands und Indiens reicher und schöner in dem Flusse der Rede ausgeprägt, als wir, die in der Gewandheit des Denkens auf einer höheren Stufe stehen sollten, es in unsren weniger glücklich grammatisch geformten Sprachen zu erreichen, ja nur nachzubilden vermögen. Allein auch der objective Ausdruck verliert ohne das Dasein echt grammatischer Formen in der Sprache selbst. Ich habe an einem andren Orte (Lettre sur le génie de la langue Chinoise à Mr. Abel-Rémusat. p. 26) gezeigt, daſs die ausgebildete grammatische Form den Gedanken auf mannigfaltige Weise auszudrücken vermag, wo eine Sprache, welcher sie mangelt, sich mit einer und derselben begnügen muſs. Durch jede solcher verschiedenen Wendungen erhält auch der Gedanke eine andre Modification. Er ist in einer andren nicht mehr derselbe, und seine Vollständigkeit hängt von allen den Bestimmungen ab, welche ihm die genaue grammatische Ausbildung mittheilt. In einer mit dieser nicht versehenen Sprache erhält er sie auch im Geiste nicht bis zu dem Punkte, welchen die glückliche und fruchtbare Anreihung andrer Ideen an ihn fordert. Es ist ein irriger Wahn, wenn man die dem Gedanken durch jene grammatischen Bestimmungen zugeführten Modificationen für unbedeutend hält, und ihn, auch ohne sie, vollständig wiedergeben zu können glaubt. Im Einzelnen ist dies allerdings bisweilen mit so unbedeutender Aufopferung möglich, daſs man dieselbe, gleich den unendlich kleinen Gröſsen der Mathematik, ganz übersehen kann. Allein wenn die Masse

dieser unendlich kleinen Aufopferungen sich in dem fortlaufenden unaufhörlichen Gebrauche anhäuft, so muſs der Einfluſs auf den Geist sowohl, als dessen Erzeugnisse unausbleiblich fühlbar werden.

H[1]. f⁰. 135: ... *Unläugbar ist es, daſs auch die feinsten Abstufungen* 485 *der grammatischen Formen, insofern sie sich nur auf richtigem philosophischem Wege aus den allgemeineren Gesetzen des Denkens ableiten lassen, in dem allen Menschen beiwohnenden Urtypus der Sprache liegen. Fehlen daher diese Abstufungen dem Ausdruck, und treten sie eben deshalb nun auch nicht mit gleicher Lebendigkeit in das geistige Bewuſstsein, so bleibt ein Theil des innern* 90 *Sprachvermögens unentwickelt, was nothwendig auch auf den übrigen zurückwirkt, da jedes Glied einer organischen Form wechselseitig von dem andren in seiner bestimmten Gestaltung abhängig ist.*

f⁰. 140: *Ist der Unterschied zwischen der in die Sprache gelegten und der in ihr vorhandnen Grammatik festgestellt, so kommt es darauf an, da die* 95 *Sprache doch immer zur Auffindung der Redeverbindung und mithin zur Erkennung der grammatischen Verhältnisse mithelfen muſs, inwieweit sie dies thut? Denn es hängt hiervon der Grad der Klarheit der grammatischen Verhältnisse vor dem Geiste ab, da die Art und der Grad der Andeutung dieser letzteren in dem sinnlichen Laut offenbar auch jene intellectuelle und innere* 500 *Klarheit bestimmt. Der Geist muſs mehr fremde Hülfsmittel anwenden, wo die Sprachform weniger ihre eigenthümliche hinzubringt, er kann nicht rein scheiden, wo die Sprache Formen vermischt, sein ganzes auf Form des Gedankens gerichtetes Streben muſs ermatten, wo ihm die Sprache nicht durch klar in die Augen springende Form den wahren Schwung und Antrieb dazu* 5 *ertheilt.*

141: *Die oben über die stillschweigende und ausdrückliche Grammatik in den Sprachen aufgeworfene Frage ist daher durch alles eben Ausgeführte bejahend entschieden, und der dort erwähnte grammatische Indifferentismus, wie es mir scheint, als unstatthaft erwiesen.* [Wesentlich dasselbe H[4]. f⁰. 59—64.]

10 *Allein die ganze folgende Untersuchung über die Annäherung der grammatischen Andeutung an die echt grammatische Form wird Licht über die Abgränzung dieser beiden Elemente der grammatischen Technik verbreiten.*

H[4]. f⁰. 31: *In dieser stoffartigen Bezeichnungsart giebt es verschiedene Grade, sowohl in der idealen Andeutung der Verhältnisse, als in der äuſser-* 15 *lichen Lautverbindung des grammatischen und des Begriffszeichens. Im Ganzen aber unterscheiden sich die Sprachen dieses Baues dadurch, daſs sie den einzelnen grammatischen Verhältnissen, auch wo sie an derselben Form zusammenstoſsen (wie Casus und Numerus) dennoch einzelne Bezeichnungen widmen, daſs sie in diesen Sachbegriffe auf das Verhältniſs metaphorisch beziehen, und* 20 *die gröſsere Selbstständigkeit, die ihnen dadurch zu Theil wird, auch durch Vereinzelung und leichte Erkennbarkeit in den Lauten beibehalten.*

Diese Methode giebt es auf, grammatische Verhältnisse bloſs durch den Platz (vgl. oben Z. 392—403) *anzudeuten, den sie im ganzen grammatischen Typus einnehmen . . . Indem die Sprache dem Hörenden die Verhältnisse* 25 *einzeln zuzählt, ladet sie ihm die Mühe auf, sie zu dem Begriffe der ganzen*

Form zu verbinden, wie, wenn man, statt ein Bildnifs vor Augen zu stellen, die Gesichtszüge mit Worten beschreiben wollte.

f⁰. 41: *Der allgemeine grammatische Typus verliert seine abstracte Begriffsnatur, so wie er in das gestaltenreiche Leben der Sprache eintritt. Was sich in äufserer und innerer Weltanschauung angemessen mit ihm verknüpfen kann,* 530 *verweben geistreiche mit Phantasie begabte Nationen in ihn.*

Die Grammatik gestaltet sich in der Sprache durch und mit dem Gebrauch. Der in der Seele liegende grammatische Typus schafft dieselbe nicht rein und allein aus sich, sondern wird nur Veranlassung, dafs sie einem gewissen Gleise folgt, sich aus gewissen Schranken nicht entfernt. Auf ihre positive 35 *Bildung wirkt die ganze Individualität der Redenden, die in der Sprache so schöpferisch geschäftige Einbildungskraft, ferner der Einflufs des Ueberkommenen und schon Eingeführten. Daraus geht also auch eine, wenn gleich innerhalb engerer Gränzen verschiedene individuelle Auffassung des grammatischen Typus und seiner Theile hervor.* 40

H[4]. f⁰. 43[4]: *Dieser entscheidende Punkt ist die reine Sonderung des Verbum vom Nomen . . . Denn die richtige Auffassung der Natur des Satzes, des Elements aller Grammatik, hängt von der reinen Sonderung jener beiden hauptsächlichsten Redetheile ab. — Man sollte eine Verwechslung des Verbum mit dem Nomen, aufser in den Punkten, wo sie (wie beim Infinitiv, den* 45 *Gerundien) einander sehr nahe liegen, fast für unmöglich halten. Die grammatische Redeverknüpfung kann aber bestehen, wenn das Verbum gar keinen andren, als einen Nominalausdruck hat. Mein gewesener Bau des Hauses kann gelten für ich habe das Haus gebaut.*

Ueber die Gliederung dieses Stückes endlich (§. 22b. — §. 24), da dasselbe sonst keine Schwierigkeiten enthält, die sich nicht durch Anmerkungen zu den betreffenden Stellen des Textes erledigen ließen, ist folgendes zu bemerken.

Nach dem Eingange 301, 14 — 307, 23, von dem ich schon gesprochen habe (S. 609), wird bloß als verhältnismäßig einfaches Beispiel für die Schuld der Lautform an der Mangelhaftigkeit der Sprache das Semitische und das Chinesische besprochen (307 — 326). Noch aus einem Grunde werden gerade diese beiden hervorgehoben, weil nämlich (326, 16 — 23) das Chinesische den einen Pol der Sprachbildung darstellt, wie das Sanskrit mit dem Semitischen den andren. Des Delaware, dem vorher S. 316, 6 — 322, 14 gewidmet war, wird hier (326, 16 — 23) nicht gedacht (ein neuer Beweis für meine Annahme zu 307, 21); es muss wohl von ihm, wie von allen amerikanischen Sprachen, dasselbe gelten wie vom Mexikanischen (326, 27 — 327, 1).

Hiermit ist nun H. in die Frage von der Einteilung oder Anordnung der Sprachen getreten. Die Ueberschrift über 326, 16 *Classification der Sprachen* habe ich mir erlaubt einzuschalten, während Buschmann in D an dieser Stelle gar keine hat und über 327, 7 setzt: *Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommnen Sprachbaues.* Hierbei sieht H. von der §. 19 gemachten Einteilung in Sprachen mit gesetzmäßigem Princip und Sprachen ohne solches ganz ab, und schließt sich an den 301, 11. 12 aufgestellten Gesichtspunkt, ergänzt durch das eben Bemerkte. Denn wir haben ja nun eine Sprach-

Linie, deren b e i d e Endpunkte gegeben sind: durch das Sanskrit und das Chinesische, zwischen denen *alle übrigen Sprachen* (326, 23) liegen. So ist nun die Frage gegeben, ob nicht in der Tat in den wirklichen Sprachen eine stufenartige Erhebung zu immer vollkommnerer Bildung vorliegen sollte? Historisch, antwortet H., lässt sich dies nicht erweisen; aber auch rein ideal genommen, läßt sich dieser Gesichtspunkt nicht durchführen, da je nach der gewählten Rücksicht die eine Sprache bald höher bald niedriger als die andre gesetzt werden müsste (327, 7 — 330, 13).

Und so wird eine Classification von absolutem Werte, und namentlich bei dem heutigen Stande der Sprachforschung, abgewiesen.

Ich lasse hier eine ältere Aeußerung H.s über unsre Frage folgen, die mir die Sache viel tiefer zu erfassen scheint, als es an unsrer Stelle geschehen ist:

H³. f⁰. 53: *Die Betrachtung der Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues sollte, dem ersten Anblicke nach, zu einer genauen und erschöpfenden Classification der Sprachen führen. Versteht man unter dieser ein Ordnen derselben nach ihrer Stammverwandtschaft, so hat man dies im Einzelnen oft vorgenommen; es aber durch die ganze Sprachkunde durchzuführen, möchte schwierig, und vielleicht immer unmöglich sein. Allein einer andren und solchen Classification, wo auch die gar nicht stammverwandten Sprachen nach allgemeinen Aehnlichkeiten ihres Baues zusammengestellt würden, widerstrebt, wenn man den Begriff genau nimmt und fordert, daſs die zusammengestellten wirklich als Gattungen in allen wahrhaft charakteristischen Merkmalen einander ähnlich, und von andren verschieden sein sollen, die tiefer erörterte Natur der Sprache selbst. Die einzelnen Sprachen sind nicht als Gattungen, sondern als Individuen verschieden, ihr Charakter ist kein Gattungscharakter, sondern ein individueller. Das Individuum als solches genommen, füllt aber allemal eine Classe für sich. Lieſsen sich die Sprachen auf diese Weise classificiren, so müſste dasselbe auch mit der geistigen Natur des Menschen möglich sein; nicht einmal aber die Eintheilung nach den körperlichen Merkmalen der Racen ist bisher vollkommen gelungen. Der Mensch allein ist der Gattungsbegriff, und zwischen ihm und dem Individuum giebt es keine so festbestimmten und so durchgreifenden Merkmale, daſs sich daraus neue Gattungsbegriffe bilden lieſsen. Noch vielmehr aber ist dies der Fall mit der Sprache. Es ist nur ein mehr und ein weniger, ein theilweis ähnlich und verschieden sein, was die einzelnen unterscheidet, und es sind nicht diese Eigenschaften, einzeln herausgehoben, sondern ihre Masse, ihre Verbindung, die Art dieser, worin ihr Charakter besteht, und zwar alle diese Dinge nur auf die individuelle Weise, die sich vollständig gar nicht in Begriffe fassen läſst. Denn bei allem Individuellen ist dies nur mit einem Verluste möglich, welcher gerade das Entscheidende hinwegnimmt. Aus zwei, die ganze Frage abschneidenden Gründen ist daher die so oft angeregte Eintheilung der Sprachen nach Art der Eintheilung der Naturgegenstände ein für allemal und für immer zurückzuweisen. Die Naturkunde*

---

577. *zwei — Gründen]* erstlich, weil die Sprachen Individuen sind, und das Individuelle überall sich nicht in Begriffe fassen lässt; zweitens, weil jedes Sprach-Individuum selbst schon eine Classe für sich ist.

hat es nie mit Geistigem und nie mit Individuellem zu thun, und eine Sprache 580
ist eine geistige Individualität. Im Unorganischen giebt es keine Individualität, die als für sich bestehendes Wesen betrachtet werden könnte, und im Organischen steigt die Naturkunde nicht bis zum Individuum herunter. Nur also zum Behuf der Betrachtung oder der Darstellung, nicht um über ihre wahre Natur zu entscheiden, lassen sich Classificationen der Sprachen versuchen, nur 85
in Hinsicht auf einzelne ihrer Beschaffenheiten. Auf diese Weise aber sind sie nothwendig und unschädlich, wenn man nur dabei immer die jeder wahren und constitutiven Classification widerstrebende Natur der Sprache im Auge behält.

Nach allen diesen Beschränkungen versucht nun H. endlich doch eine Einteilung der Sprachen in verschiedne *Classen* nach *Unterschieden, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung* der sie redenden Völker *zusammenhangen* (331, 16—333, 28). Als Einteilungs-Merkmal ist der Ausdruck der verbalen Function gewählt.

Es giebt

1. Partikel-Sprachen, welche zwischen Nomen und Verbum, genau genommen, gar nicht unterscheiden. Hier lassen sich zwei Unter-Classen bilden:
   a) Sprachen, welche das Verbum mit gar keinem charakterisirenden Ausdruck ausstatten (z. B. Barmanisch, Siamesisch, Mandschuisch, Mongolisch, die Sprachen der Süd-See-Inseln, und großentheils auch die übrigen Malayischen Sprachen des westlichen Archipelagus);
   b) Sprachen mit Pronominal-Affixen (die Amerikanischen Sprachen, das Aegyptische);
2. Das Chinesische mit lautloser Grammatik.
3. Die echt flectirenden Sprachen:
   a) das Semitische;
   b) das Indogermanische.

Diese fünf Sprach-Classen werden nicht als aufsteigende Sprach-Entwicklung dargestellt, und könnten es auch gar nicht.

Hiernach endlich gibt H. eine ausführliche Charakteristik der Barmanischen Sprache, als derjenigen, der am meisten die formale Bezeichnung der Verbalfunction fehlt.

Ich muss hier, wo sich in unsrer Schrift zum letztenmal dazu Gelegenheit bietet, auf die für die psychologische Interpretation H.s wichtige Frage kommen: warum spielt die innere Form bei H. eine so geringe Rolle? Hätte sie nicht in H.s Bewusstsein gelebt, so wäre der Abschnitt über das Barmanische gar nicht möglich gewesen, so wenig wie §. 21 der Abschnitt über das Verbum, und §. 17 über die Gliederung des Satzes; aber genannt wird die innere Form gerade hier nicht; und wo sie genannt wird, erscheint sie meist als ein Störefried, welcher eine bestehende Ansicht ins Schwanken bringt, deren Gleichgewicht sogleich wieder hergestellt werden muss. H. zieht sie nicht absichtlich herbei. Nur unwillkürlich wird er an sie erinnert, und er sucht dann ihr Recht so sehr wie möglich zu verkürzen.

Die Auflösung dieses Rätsels liegt gerade in dem eben Gesagten. Die innere Sprachform ist von H. zu spät zu einem festen Begriff gestaltet worden; es geschah dies erst zu einer Zeit, als eine herschende Ansicht in ihm schon festgestellt war, zu deren Schöpfung dieser Begriff unbewusst kräftigst mitgewirkt hatte, dessen consequente Durchführung aber durch seine ganze schon entwickelte Sprach-Ansicht ihm nicht mehr möglich war.

Dies musste freilich ganz unabweislich Inconsequenzen herbeiführen, die rätselhaft scheinen würden, wenn sie nicht durch Vorstehendes ihre natürliche Erklärung fänden; es musste namentlich nicht bloß die Durchführung, sondern auch die deutliche Auffassung und volle Geltung seines Inhalts verkümmern. Ich will dies nur an den Schlussbemerkungen H.s über das Barmanische erweisen (358—373).

Seine *Zergliederung* dieser Sprache ging darauf aus, *die Bahn herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt* (358, 17. 18). Ich fürchte gar nicht, in das Wort hineinzulegen, wenn ich daran erinnere, was *Bahn* bei H. bedeutet: dass es sich also hier um das individuelle Streben des Barmanischen nach Erfüllung des Ideals handelt, wobei es unerlässlich ist, seinen Bau *in seinen ersten Gründen, gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen* (307, 18 f.) Doch dies muss im Hintergrunde unsres Bewusstseins bleiben; denn wir treten in die Mitte der Tatsachen.

590

Aber welcher Kreis von Tatsachen ist es, mit denen eine Sprache gleichsam im Geiste wurzelt? Es sind die Mittel, sagt uns H. hier, wie öfter, mit denen sie den *Gedanken zusammenfafst.* Der Gedanke aber ist ja an sich eine logische Einheit; zusammenfassen kann nur dann Aufgabe sein, wenn die ihm innewohnende Einheit aufgelöst ist. Synthetisch ist nur das Analysirte zu nehmen. So wäre doch wohl die erste Frage die: wie hat eine Sprache den Gedanken analysirt? mit deren Beantwortung die andre Frage: w i e sie ihn zusammenfasst, schon gegeben sein würde, sodass also nur noch fraglich bliebe, mit welchen Mitteln sie die Synthese vollzieht. H.s Geist ist gänzlich auf die Synthese gerichtet und vergisst darüber das Prius, die A n a l y s e — d i e i n n e r e S p r a c h f o r m. Denn diese ist das Product der Analyse.

Sowohl als Logiker, wie als Aesthetiker war H. in die Frage vertieft: wie bildet sich die Synthese? und so als Sprachforscher: wie ist die Synthese des Satzes (fast hätte ich gesagt: der synthetische Satz) möglich? Die wirklichen Dinge erscheinen vereinzelt; die Wissenschaft und die Kunst fasst sie synthetisch zusammen: hierauf geht alle Erkenntnislehre und alle Aesthetik. Sprechen ist auch eine künstlerische Uebung; die Rede, und zunächst der Satz, ist eine künstlerische Gestalt. Wenn nun H. fragt, wie hat Göthe, Homer seine Synthesen vollzogen? so fragt er auch, wie die Barmanische Sprache die ihrigen vollzieht.

Die notwendig vorausgegangene Analyse, so ward stillschweigend vorausgesetzt, ist theils vom Denken, theils von den Erscheinungen selbst vollzogen. Sie hat nur zu verbinden (diese Einl. S. 615, 205 — 208). Was nun auch unmittelbar vor und nach dieser Stelle Schönes und Treffendes über die innere

Form gesagt wird, bewirkt doch nur Mäßigung in der Anerkennung der logischen Analyse für die Sprache, Modification derselben, nicht die Anerkennung einer von der Logik absolut verschiedenen grammatischen Analyse. So bemerkt H. 369, 21—23: *Das Leben jeder Sprache beruht auf der innern Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen.* Aber es ist ja 595 nicht der Gedanke nach seiner logischen Natur, der als idealer Inhalt in Laute gehüllt würde, sondern der in Vorstellungen grammatisch zerlegte Gedanke. Diese Zerlegung also hat H. übersprungen; er eilt zur Lauthülle. Nur insofern diese Lauthülle daran erinnert, dass sie nicht Hülle eines Logischen, sondern eines Grammatischen ist, wird auch H. an die grammatische Kategorie erinnert. Da er nun bloß logische oder grammatisch modificirte logische Kategorien in seiner Erkenntnis trägt, so wird er auch allemal nur an diese erinnert, und findet sie im Barmanischen *verkannt.*

Unbestreitbar hat H. an den tatsächlich vorliegenden Synthesen der Sprachen ihre verschiedenen analytischen Methoden bemerkt. Er erkannte auch, dass der Gedanke sprachlich noch weniger als die Gestalt eines Naturwesens unmittelbar nachgebildet werden könne; aber da in jeder sprachlichen Synthese die logische Synthese enthalten sein muss, (denn in jeder Rede wird gedacht): so glaubte er, dass auch in jeder grammatischen Analyse irgend wie die logische Analyse enthalten sein müsse.

Das Verbum sei also gegeben, meint H., sobald gesprochen werde; es sei ein Product der Logik in Sprache; aber das Barmanische habe das Verbum oder die Natur des Verbum *verkannt* (361, 13). Nicht: verkannt, hätte H. sagen sollen, sondern: nicht geschaffen. Denn wenn das Verbum nicht geschaffen wird, so ist es nicht da. Warum liegt denn dem Barmanischen *keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde* (365, 25)? weil sie dieselben nicht analytisch geschaffen hat.

Von *Redefügung* (361, 11. 17) sollte nicht eher die Rede sein, als bis die Elemente dargestellt sind, welche gefügt werden. Gefügt wird allemal in der Sprache; sie beruht aber, sagt H., im Barmanischen nicht auf den grammatischen Kategorien — d. h. nicht auf unsern Kategorien, aber doch auf irgend welchen grammatischen Kategorien.

Weil H. dies nicht bedacht hat, kann er S. 365, 3—5 sich wundern, warum dem Barmanischen Verbum die wahre Verbalkraft fehlen könne, da es doch durch Partikeln charakterisirt werde — aber durch Partikeln, die es eben nicht als Verbum charakterisiren! (das. 9—11).

Alle grammatische Kategorie, weil sie eben formale Kategorie und nicht ein materialer Begriff ist, verlangt in der Sprache nicht Bezeichnung, wie der Begriff, sondern Andeutung; durch die lautlich vollzogene Andeutung entsteht die grammatische Form. Wenn nun eine Sprache, statt zwei Begriffe durch eine Beziehung, also eine formale Kategorie, zu vermitteln, dieselbe durch einen dritten Begriff vermittelt, so ist keine Kategorie da, also auch keine Andeutung, keine Form. Wenn es also bei H. heißt (370, 8): *Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus:* so ist hier *müssen* mit *sollen* verwechselt. *Sollen* wäre das höchste, was

hier dem Barmanischen zugestanden werden kann. Besser sagte man vielleicht: *sollten.* Jedenfalls ist daran zu denken, dass *vermittelnde Begriffe* eben keine Ausdrücke der grammatischen Formen sind, und dass sich das *sollen* auf uns, die Forscher bezieht, aber gar nicht auf den Geist der Barmanen bezogen werden darf.

Wohin führt dies nun? Zu völliger Verkennung der Tatsachen, und, wenn daneben die richtige Erkenntnis besteht, wie bei H. der Fall ist, zu Widersprüchen und vergeblichen Versuchen, diese aufzuheben. Da H., wie wir soeben gesehen, behauptet hat, dass sich *die grammatischen Formen auch in der Sprache* (dem Barmanischen) *herausstellen:* so entsteht augenblicklich die Frage, wie sich dies nun vom Sanskritischen unterscheide. H. antwortet (das. 10), die Anschauung der grammatischen Formen im Barmanischen sei nicht so klar und bestimmt, wie im Sanskrit, *weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht,* nicht bis zur Bildung wirklicher *Worteinheit und echter Formen durchdringt.* Dabei muss man unfehlbar denken: wenn sie aber durchdränge und den Laut beherschte, so wäre alles wie im Sanskrit. Also bloß daran liegt es; und das ist wenig. In Wahrheit aber ist dieser Gedanke eine Contradictio in Adjecto. Jene vermittelnden Begriffe beherschen die Laute vollständig, und sind Wörter, nicht Suffixa, weil es Begriffe und nicht Andeutungen sind. Sie können also gerade wegen ihrer Herschaft über den Laut keine Form bilden, kein Suffix, keine Worteinheit schaffen. Das sagt H. etwas später auch selbst, in gedrängtem Widerspruch (372, 1—5): Hauptteile des Baues des Barmanischen nähern sich schon dem Sanskritischen; es fehle ihnen vorzüglich nur in dem rechten Sinn genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, *da sie nicht aus diesem Sinn entstanden ist.* Also was nicht aus dem rechten Sinn entstanden ist, soll sich doch dem nähern, was den rechten Sinn in sich trägt! Das wird *nie gelingen* (das. 10) wie H. recht wohl erkennt. Dem Barmanischen ist unvertilgbar eine vom Sanskrit *ganz verschiedne Form eigenthümlich,* und zwar eine, die von der Sanskritischen Form sich so entfernt, wie das Unrechte vom Rechten.

Hier zeigt sich auch der Uebelstand, dass H. sein Sprachprincip *Form* nennt und nicht Form-Princip oder noch besser Princip des Baues. Das würde Verwechslungen verhüten, die so leicht sind, und würde entgegengesetzte Tatsachen entschiedner bezeichnen. Dem Barmanischen, sagt H. hier, sei *eine ganz verschiedne Form eigenthümlich.* Wie sanft klingt das! Also hat doch das Barmanische Form, wenn auch nicht die Sanskritische. Dass seine Form nicht die echte und rechte ist, dass sie gar keine ist, das wird abgeschwächt. Ein Princip seines Baues hat das Barmanische; aber ein solches, das kaum schwache Analoga von solchen Formen schaffen konnte, wie das Sanskrit besitzt.

Schließlich wird dann vom Barmanischen gesagt, dass es nicht zu den agglutinirenden Sprachen zu rechnen sei, da es eben zu den einsylbigen gehöre; und es wird in Bezug auf Reinheit und Consequenz, obwohl es sich gerade dadurch von der echten Flexion um so mehr entfernt, höher gestellt, als die agglutinirenden Sprachen. Ich erwähne dies nur, um die Freunde

des Finnischen und Magyarischen zu beruhigen. Denn diese Sprachen konnte H. unter seinen agglutinirenden nicht verstehen, da er sie nicht kannte. Die malayischen Sprachen sind die einzigen von H. studirten agglutinirenden Sprachen; und dass das Barmanische höher stehe, als das Malayische, könnte wohl sein, scheint mir in mancher Hinsicht sogar gewiss. Auf H.s Begründung dieser Ansicht näher einzugehen, würde über die Absicht dieser Bemerkungen hinausgehen, die, ich wiederhole es, nur ein wahrhaftes Rätsel in Bezug auf H.s Ansicht lösen, wenigstens schwächen sollten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da 301 sie nach denselben Endpunkten als die rein gesetzmäſsigen, hin- 15 streben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung auſser der, aller grammatischen Formen entrathenden Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen 20 der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip 25 dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen von den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu 30 unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn daſs unter den 302 abstracten die flectirende die allein richtige genannt werden kann, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Maaſse

---

22—26. *Alle — ist]* Vgl. 189, 8—16.

23/24. *relativen Vorzüge]* 189, 20—190, 26.

2/3. *flectirenden ... richtigen ... kann]* A. Buschmann hat *können* corrigirt; ich habe *kann* hergestellt und das *n* der vorstehenden Wörter gestrichen. Dies ist nicht nur das sachlich richtige (denn es ist zu ergänzen: Form), sondern auch die leichtere Aenderung. Denn ein *n* zu viel oder zu wenig als Schreib- oder Hörfehler zeigt das Ms. häufig.

5 auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht ausschliefslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Besitz der 10 Kenntnifs mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die sein, dafs, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne dafs einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufge- 15 stellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstofsender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den engen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Ur- 20 theil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, dafs die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indefs doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hin- 25 neigung dieser zur Ausbildung des Gedankens durch den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Ueberall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen, 30 und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst 303 stehen geblieben. Dafs nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüglicher in der einen, als in der andren sei, im Sanskrit mehr, als im Chinesischen, im Griechischen mehr, als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie 5 man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch immer gestehen müssen, dafs ein fruchtbareres Princip der Geistesentwicklung die einen, als die an-

17. *engen]* A; *regen* D.

deren dieser Sprachen, beseelt. Nun aber müfste man alle Beziehungen des Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die 10 Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es läfst sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, dafs 15 einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und dafs die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein 20 der wahre Vorzug der Sprachen mufs doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und 25 begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, dafs die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedankens herausstellt, und die Seele, gerade weil sie alle klei- 30 nen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschliefslicher und 304 gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Ueberzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger die- 5 ser Sprache schwerlich behaupten, dafs sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, 10 kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwi-

---

10. 13.] Urspr. *auf d. Int. . . . haben und auf* d. R. d. Spr. ausd. wollte.
22. *einwirkenden]* vor *wirkenden* hat H. selbst *ein* angeschrieben. Vgl. 304, 19.

schen den Sprachen rein gesetzmäſsiger und einer von jener reinen Gesetzmäſsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach, wird dadurch bloſs eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die, einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt, man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht bloſs als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder, durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muſs, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, daſs sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, daſs jede Sprache, auſser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufzunehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit an-

1—3. *Fähigkeit — Ideen]* Vgl. 19, 19 ff. 61, 16 ff.

deren Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen läfst? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, dafs ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewifs gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Aeufserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten mufs, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden, oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente, und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese Eigenthümlichkeiten vorzüglich, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden, ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

---

23. *vorsätzlich]* D; *mit Absicht* A.

7. *endlich]* Ursprünglich *aber*. Der vorangehende Satz *Dieselbe* 4 — *erkannt* 7 ist nachträglich, wie die Tinte beweist, am Rande zugefügt. Gleichzeitig ist dann *endlich* statt *aber* gesetzt, weil nun drei Gründe angeführt werden.

8. *vorzüglich]* D; *besonders* A.

10. *vornehmlich]* A; *vorzugsweise]* D.

§. 23.

Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommnen Sprachbaues.

Die von der, durch die rein gesetzmäſsige Nothwendigkeit
15 vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es
20 aber richtig ist, daſs der naturgemäſse Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern, oder endlich
25 diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maaſsstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwicklung finden
307 lassen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemäſsen Bahn. Dieser läſst sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen; die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die
5 bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus bloſs darin liegt, daſs der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können, und daher die Formen bildende
10 Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst

---

14—19.] Vgl. 301, 14—18.

4. *Individualitäten]* d. h. hier Zufälligkeiten, die weder aus dem Wesen des Begriffs, noch aus dem des Menschen folgen.

10. *letzteren]* sc. des innern Sprachsinns. Die Worte *und daher — ermattet ist* 9—11 sind eingeschoben.

liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht blofs auf diese Weise erklären lassen. Dennoch mufs man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen, gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Der weniger vollkommne Sprachbau: Die Semitischen Sprachen.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, dafs die eigentlichste Flexion, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere Trefflichkeit ihres Baues, die erstere durch Werke des höchsten dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche, vielumfassende wissenschaftliche Litteratur, neben der poetischen. Auch an sich, blofs technisch betrachtet, steht der Organismus dieser Sprachen an Strenge der Con-

13. *solche* D; *diese* A.

16. *diesem Punkte]* sc. zu den Individualitäten. Vgl. Z. 4.

18. *Organen]* den leiblichen Sprach-Organen.

21. *zwei Beispielen]* es folgt aber nicht nur das Semitische und Delaware, sondern auch noch das Chinesische und Barmanische. Sehen wir indessen von letzterem ab, das von H. nur darum so ausführlich behandelt wird, um es als Beispiel der unvollkommensten Sprache zu charakterisiren, und um zu zeigen, wie weit die Unvollkommenheit gelegentlich gehen kann; setzen wir ferner voraus, dass H. nur für den Fall zwei Beispiele geben wollte, wo (Z. 8. 9) der innre Sprachsinn sich im Laute nicht den vollen sinnlichen Ausdruck schaffen konnte, so sind das Semitische und das Chinesische allerdings, wie gerade auch die folgenden Darstellungen dieser Sprache betonen, zwei ausgezeichnete Beispiele für diesen Fall (311, 11), obwohl auch sie *sich nicht so einfach darstellen* (Z. 13). An das Delaware hätte also H. an dieser Stelle noch nicht gedacht, wie es auch dazu gar keine Veranlassung bot, da ein Mangel der sinnlichen Lautform sich in ihm nirgends zeigt; und es scheint nur darum eingeschoben zu sein, weil es in Bezug auf Zusammensetzung einen Gegensatz zum Semitischen bildet 315, 25—316, 8).

24.] Die Ueberschrift stammt von Buschmann, wie überhaupt nicht nur die sämmtlichen folgenden Columnen-Titel, sondern auch die Einteilung in Paragraphen.

sequenz, kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem andren nach, sondern
5 übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Sprachen zwei Eigenthümlichkeiten an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten
10 in jedem Wortstamm, und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern Bedeutung und Beziehung sind ausschliefslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die
15 Freiheit andrer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man mufs also doch, meiner Ueberzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den, von der
20 angemessensten Bahn der Geistesentwicklung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den nationellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich
25 zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungsgrund der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzu-
30 deuten; und wenn man die Vocale ausschliefslich hierzu bestimmen
309 wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte er-

---

17. *Anfügung]* Da H. oft im Ms. *Anfügung* in *Anbildung* umgeändert hat, wo es sich um Flexion handelt, so wäre dies vielleicht auch hier zulässig.

19. 20. *zu den — rechnen]* D. An diesem Satze hat H. mehrfach geändert. Die exacteste Fassung scheint mir die ursprüngliche gewesen zu sein: *zu denen rechnen, welche von der der Geistesentwicklung angemessensten Bahn abweichen.*

reichen. Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die bloſsen Vocale läſst sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natürlich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschlieſsung der Vocale von derselben erklärt werden müſste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; dann aber nach der Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Aehnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiednen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden ([1]). Hieraus folgt schon von selbst, daſs sich

([1]) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Paläographie auf das klarste und befriedigendste dargestellt, und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sankritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, daſs das Zeichen, das von allen Bearbeitungen der Sprachen, welchen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort *(Nouv. Journ. Asiat.* IX. 489—494.) nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius über denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

---

3. *hier geschilderte Wechselwirkung]* passt wenig zum vorangehenden Satze; denn geschildert ist nichts hier. Es ist eben vor diesen Worten ein längeres Stück ausgefallen, an dessen Stelle von hier bis 311, 12 eingeschaltet ward. In dem Weggefallenen scheint nichts andres, aber dasselbe in andrer Weise gesagt gewesen zu sein.

10. *Die Vocale]* Von hier bis Z. 24, *verschieden* ist später eingeschaltet. Worauf bezieht sich nun *zwar?* es ist übrigens erst nachträglich eingefügt; ich finde nur 310, 10. *Indeſs*, worauf es hinweisen dürfte.

13. 14. *dann — annehmen]* Nämlich: *müssen sie betrachtet werden.* Buschmann hat dafür in D gesetzt: *weiter aber tritt uns die Verschiedenheit . . . annehmen entgegen.*

24. *Hieraus]* Da die Vocale einer- und die Consonanten andrerseits, jede für sich, unmöglich sind.

310 die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen, und, wie schon von den tiefsten Sprachforschern (¹) anerkannt worden ist, hauptsächlich zur näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch 5 in der phonetischen Natur der Vocale, dafs sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten, und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschliefsen, hinzutritt. 10 Indefs ist von diesem allen doch ihr ausschliefslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von 15 dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, dafs dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch wahrscheinlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahr- 20 scheinlich in gröfserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsylbiger zum Grunde. Vielleicht aber läfst sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Uebergange zu den zweisylbigen Formen herleiten. Diese einsylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung 25 der zweisylbigen unter einander geführt werden, hatten zwei Con- 311 sonanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte

(¹) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonanz gestaltet, der Vocal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. 1.)

10. *allen]* A; *allem* D.
18. *wahrscheinlich]* A; *vermuthlich* D. — *wirklich]* D; *wahrhaft* A.
24. 25. *auf die wir — geführt werden]* Dieser Relativsatz ist später eingeschoben, durch ein Versehen des Schreibers aber vor das Zeichen der Einschiebung hinter *zweisylbigen Formen* Z. 23 gerathen, nämlich gerade um eine Linie zu hoch, da im Ms. *einsylbigen Formen* genau unter *zweisylbigen Formen* steht. Hiernach ist die Stelle in D falsch eingeschoben. Meine Correctur ist unzweifelhaft.

Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm deshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief 5 erst vielleicht jene Entwicklung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen gröfseren Spielraum zu geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber mufs doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffen- 10 heit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwicklung ist es, dafs es dem inne- 15 ren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so dafs dadurch selbst die Reinheit der Unterschei- 20 dung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr läuft. Zuerst mufs ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vocale von der materiellen 25 Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel, streng genommen, vocallos, d. h. blofs von dem zu ihrer Herausstofsung erforderlichen Laute begleitet sein. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht meh- 30 rere, unmittelbar auf einander folgende, mit blofsem Schwa ver- 312 bundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus, und hören auf, beziehungslose Wurzeln zu sein. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer 5 eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil

zur Vollendung ihrer Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen andern Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel,
10 frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der ursprüngliche Wurzellaut nicht neben den flectirten dem
15 Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger, und die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung passender, als in ir-
20 gend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist gröſser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständig-
25 keit geschieden werden können; und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den
30 Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht ihr eine ganze Classe
313 von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, daſs für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbegriffe
5 eigne Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum

9. *welchen dieser Begriff]* D., ist in A. von H. gestrichen, und für *hat* D hieß es in A: *mit sich führt,* was auch gestrichen.

30.] Gemeint sind mit Präpositionen zusammengesetzte Verba.

5. *Wörter]* A ist unklar; ursprünglich *Stämme;* dieses, ausgestrichen und mit *Wörter* überschrieben, scheint durch Zeichen wieder hergestellt sein zu sollen, sodass man an *Wortstämme* denken möchte.

für den Nachtheil zu entschädigen, daſs, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unver- 10 sucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomen, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht bloſs durch die Stellung unter- 15 schieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbum durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner, allgemein anwendbarer Verhältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, 20 und zwar solcher Buchstaben oder Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern verbindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer 25 Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in reinem Vocalwechsel, oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den 30 mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandt- 314 schaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermaſsen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm *groſs* gerade durch eine solche Form das Verbum *erziehen* hervorgebracht wird. Ursprünglich und 5 hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomen und Verbum, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die

14. *Andeutung der]* von B. eingeschoben.

Aenderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stäm-
10 men abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser
Formen selbst, ohne dafs darin eine Vermischung des Beziehungs-
und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die
gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein der
ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der
15 Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbal-
flexionen) und ihre verschiedne Bezeichnung ist in sich selbst auf-
fallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit
der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Aenderung
erleidet, wird die Beziehung nur äufserlich, dagegen innerlich, am
20 Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich
blofs auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt.
Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher mo-
dificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der
That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art, und können,
25 wenn wir beim Verbum stehen bleiben, schon auf die blofsen Parti-
cipien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzu-
gehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies in der That,
und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschrei-
ben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeich-
30 nungsart. Denn wirklich lassen sich alle Fälle derselben auf etwas
315 den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von
der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht
syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie blofs
die Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende
5 Ungewifsheit. Dagegen erscheint es sonderbar, dafs gerade die-
jenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur
in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen,
die am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen,
weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff

27. *in der That]* A; *wirklich* D.
30. *wirklich]* A; *in der That* D.
8. *die am]* A; *welche am* D.

der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Be- 10
griff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinns der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung fliefsenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung gram- 15
matischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmäfsig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermafsen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend er- 20
scheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, die in der Sprache überhaupt die naturgemäfseste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen 25
gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so mufsten sie 30
doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng 316
gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lieber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte. 5

Der weniger vollkommne Sprachbau: Delaware-Sprache.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Com-

---

24. *die]* A; *welche* D.

posita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern
10 es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in
die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau ([1]) gegebenen Beispiel muſs man sogar schlieſsen, daſs es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern
gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter
15 zusammenzufügen. Aus *ki,* du, *wulit,* gut, schön, niedlich, *wichgat,* Pfote, und *schis,* einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, als Anrede an eine kleine Katze, *k-uligat-schis,* deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise
gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollständig
20 conjugirt. *Nad-hol-ineen,* von *naten,* holen, *amochol,* Boot, und
dem schlieſsenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals,
heiſst: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Fluſs. Man
sieht schon aus diesen Beispielen, daſs die Veränderungen der diese
Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus
25 *wulit* in dem obigen Beispiel *uli,* in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul,* allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola* ([2]). Auch die Abkürzungen sind bis-
317 weilen sehr gewaltsam. Von *awesis,* Thier, wird, um das Wort
Pferd zu bilden, bloſs die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun
in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen
5 vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben
erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es,* liegt, auſser der Endung *es,* nur *nayundam,* eine Last auf dem Rücken tragen, zum
Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch
die Verdopplung der ersten Sylbe nur auf das Compositum ange-
10 wandt. Ein bloſses Anfangs-*m* von *machit,* schlecht, oder von
medhick, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen

([1]) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia. 1827. 4. S. 20.)

([2]) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society.* Philadelphia. 1819. Vol. 1. S. 405. u. flgd.

---

17. *als]* A; *in der* D.

Sinn (¹). Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit sehr hart getadelt. Man müſste aber eine tiefere Kenntniſs der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abge- 15 kürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Daſs dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Haupstammes der Dela- 20 waren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem gro- 318 ſsen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weiſsen Menschen Gekommenen. *Ape* heiſst aufrecht gehen (²). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden 5 Eingebornen enthalten. Daſs hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, 10 welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter groſsentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen 15

(¹) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, daſs *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den groſsen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen sein. Ueber den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht bloſs zufällig, ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 75.)

(²) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions*. I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* bloſs Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüſsige Thiere.

Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntniſs der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, daſs der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, daſs das 20 modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten 25 läſst. Es hängt genau mit der, oben schon als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum 319 und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die gram-5 matischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu ver-10 knüpfen, verrathen. Die letztere flieſst natürlich schon aus dem oben (§. 17.) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Aengstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die den Satz ausmachenden Theile für das Verständniſs recht enge zusammenzufassen.

15 Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung läſst sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Ge-

---

26. *auszeichnend angeführten]* so hat Buschmann mit Recht das von A gegebene *auszeichnenden* ergänzt.

13. 14. *die — Theile]* A; *die Theile des Satzes* D.

17—20. *Es — legen]* So D offenbar richtig, während in A von H. selbst das erste Komma hinter *Seele* gesetzt ist und es Z. 18 *hinzu-* heißt.

danken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zu- 20 sammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heifst *wu-nach-quim,* die Nufs der Blatt-Hand (von *wumpach,* Blatt, *nach,* Hand, und *quim,* die Nufs), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit 25 einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von grofser Wichtig- 30 keit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschliefst, statt sich der 320 Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei läfst. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewifs zu ihren gröfsten 5 Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschliefsen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, 10 die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dafs es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervor- 15 rufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der, Bilder an einander reihenden Einbil- 20 dungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit.

Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedankens, dessen Theile sie mehr gleich-
25 zeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung haben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguſs der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Frei-
30 heit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Me-
321 thode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, daſs diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerika-
5 nischen Sprache angehört, ohne daſs ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müſste. Gewiſs aber ist es, daſs wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-
10 Amerikanischen Stämme eine gröſsere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das, den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit
15 sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die groſsen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwicklung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluſs aus, da jene Jägerstämme, wenig-
20 stens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden

22. *Auch im Sanskrit]* Vgl. 179, 23 f.
14. *welches]* D; *das* A.

Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter 25 Weise ihres Eigenthums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren. 30

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher 322 Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, dafs wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin 5 der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, dafs die Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der 10 Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutungen der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

---

§. 24.

Der weniger vollkommne Sprachbau: Chinesische Sprache.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen 15 bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der 20

---

29. *fremd waren]* von Buschmann hinzugefügt. Es fehlt hier offenbar in A ein Ausdruck.

7. *die Zusammensetzung]* A; *diese Zusammensetzung* D.

Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne durch 25 Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter, und den Zusammenhang des Sinnes an, also bloſs durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht 323 bloſs den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältniſs zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemäſsen Forderung der Sprache 5 am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Treff-

---

28—323, 2.] *Das Sanskrit — Bedeutung]* Diese Andeutung ist leider kurz und dunkel. Ein Unterschied zwischen *Sinn* und *geistiger Gestalt* wird sonst, meines Wissens, von H. nirgends gemacht. Der hier ausgesprochene Vorwurf scheint Licht zu gewinnen durch die Stellen in der Einl. zu §. 22 b) — §. 24. S. 616, 243—248. 620, 434—442; aber danach erschiene er schwerwiegend und hart und scheint sich mit der sonst von H. anerkannten Vortrefflichkeit des Chinesischen nicht zu vertragen. Indessen wird doch von der Vortrefflichkeit des Chinesischen immer nicht absolut und nicht in Verhältnis zum Sanskrit, sondern nur in Vergleich mit den vorherschend agglutinirenden und einverleibenden Sprachen geredet. Letztere verdunkeln den grammatischen Sinn und schläfern ihn ein (324, 30 f.); das Chinesische durch seine Mittel befriedigt ihn für jeden einzelnen Fall und zwingt durch dieselben, den wahren Sinn der echten grammatischen Form in den Worten zu *entdecken* (324, 22); aber indem es dies doch nur durch lautlose, außerhalb der Sprache liegende Mittel (denn die Stellung ist Sache der Zeit, um nicht zu sagen auch des Ortes, und der Gebrauch ist Convention) erreicht, so bleibt der Geist an den jedesmaligen *einzelnen Fall geheftet* (Einl. Z. 440) und die Form tritt nicht *an sich* und in ihrer Allgemeinheit hervor (das. Z. 442). Letzteres kann nur durch echte volle grammatische Form geschehen, wie im Sanskrit, wo nicht nur der grammatische Sinn der Form an dieser einzelnen Stelle, sondern an dieser als eine allgemeine geistige im Laute plastisch hingestellte Gestalt hervortritt. Nur dadurch, dass der grammatische Sinn der Form nicht bloß als etwas in dieser gegenwärtigen Wortverbindung vorliegendes, sondern als eine allgemeine Gestaltung, eine bestimmte Classe von Denk- und Redeverhältnissen Beherschendes auftritt, kann die Wirkung erfolgen, die Z. 457—459 beschrieben wird. Dies scheint mir der Sinn unsrer schwierigen Stelle. H. bemerkt ja selbst die scheinbare Härte dieses Vorwurfs (323, 3—5) und sucht sie im Folgenden (323, 6—325, 2) zu mildern, aber nicht in Vergleich zum Sanskrit, für welche der ausgesprochene Tadel bestehen bleibt, sondern nur hinsichtlich der agglutinirenden und einverleibenden Sprachen. Wie wichtig aber dieser Vorzug vor den letzteren Sprachen ist, und wie sehr dadurch das Chinesische dem Sanskrit und dem Semitischen an die Seite tritt und von den unvollkommneren Sprachen wirklich abgelöst wird, geht aus 365, 11—19. 370, 1—2 hervor.

lichkeit, und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bear- 10 beitung und reichen Litteratur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die grofse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so grofses 15 Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläfst, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständnifs alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterstützung bedeut- 20 samer Laute, darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten, und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, blofs die materiell be- 25 deutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältnifs, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Uebereinkunft aller 30 Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zuläfst, von allen 324 andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer gröfsten Kenner, Abel-Rémusat, eine vollständige Chinesische Declination aufgestellt hat ([1]). Sehr be- 5

([1]) Fundgruben des Orients. III. 288.

30—324, 1.] *soweit — zuläfst]* Wenn es sich hier nur um einen Unterschied zwischen lautlicher und lautloser Bezeichnung handelte, welche Beschränkung könnte dann durch die innere Form veranlasst werden? Was könnte sie in Bezug auf den Laut zulassen oder verbieten? H. meint aber, dass die überall notwendig vorhandene Eine innere Form die Flexion principiell fordere, die Agglutination und die Einverleibung tatsächlich zulasse, eine absolut lautlose Bezeichnung aber nicht gestatte. Vgl. 328, 23 Anm. Z. 7 f.

greiflicher Weise muſs es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomen geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durch-
10 aus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des
15 Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muſs zugleich, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn
20 zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, daſs im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes,
25 den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch
325 Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.

Dieser eigenthümliche Chinesische Bau rührt wohl unstreitig von der Lauteigenthümlichkeit des Volkes in den frü-
5 hesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache auseinander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit muſs, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde

2.] Hier stand noch: *Das Mandschuische, dessen Vergleichung mit dem Chinesischen sich so natürlich darbietet, liefert hiervon ein einleuchtendes Beispiel.* Dies ist gestrichen.

gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volks- 10
sprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und
erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und
vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und
wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur
den, sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg neh- 15
men, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes
bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unter-
scheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblöſst von der,
dem Verständniſs zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde,
zur lichtvollen Darstellung des Gedankens erfordert wurde. Daſs 20
aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschicht-
lich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber
geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen
Schrift.

Es läſst sich wohl allgemein behaupten, daſs, wenn der Geist 25
anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine
solche Richtung in die Bearbeitung der Sprache kommt, über-
haupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chi-
nesen muſs dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alpha-
betische Schrift würden sie, wie alle andre Völker, durch die 30
Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. 326
Es ist aber erklärlich, daſs die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg
nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander
verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert.
Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen 5
Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift ab-
gehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein
kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne
Zusammenhang der einzelnen untereinander, aber immer nur in
einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn da die Ver- 10
standesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation
und der Sprache vorherrschte, so wurden diese Zeichen mehr An-

10. *da]* A; *weil* D.

deutungen von Begriffen, als von Lauten, nur daſs jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Classification der Sprachen.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblöſsung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschlieſsung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden, oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein, und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts

16—20.] Vgl. 130, 8—11. 322, 15—323, 2.
23—27.] Vgl. 130, 11—16.

nur succesive Sprachbildungen verschiedener, einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbe- 15 wahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, daſs die vollkommnere, die Frage bloſs aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu sein braucht. Historisch läſst sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte 20 dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen, bloſs ihrem Baue nach, zu einander wie 25 solche stufenartige Erhebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maaſsstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber 30 diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch 328 Lautveränderungen verschlingt, dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu 5 stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, daſs jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der 10 Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher

---

16. *oben]* Die Frage ist schon S. 11 gestellt und S. 7, 14—17, 1—16 negativ beantwortet. Vgl. auch Abh. Ueber d. gr. Fr. 401, 18—402, 10.

20. *folgenden Abschnitte]* wo? In §. 25, wo allein noch gesucht werden könnte, ist es nicht geschehen, obwohl sich annehmen lässt, dass es dort hätte geschehen sollen.

1. *Hauptwörtern]* den Wörtern, deren grammatische Beziehungen auszudrücken sind.

beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf andrem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

15 Man sieht also, dafs es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmäfsige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, dafs durch ein glückliches Zu-20 sammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen 25 Intuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft gesetzmäfsige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmählich ein-30 wirkenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen aber auch nicht 329 überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige, Naturgemäfse und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von

---

23. *Ein]* Das folgende bis *dennoch* 331, 16. lautete ursprünglich anders. Diese erste Fassung ist nur zum Teil erhalten, woraus ich folgendes ausziehe: *Dies setzt aber eine innere richtige und energische Intuition des Verhältnisses der Sprachen zum Denken und ihrer* [der Sprachen] *verschiedenen Theile zu einander voraus ... Da allen Menschen die gleiche Anlage zur Sprache vermöge der ihr Wesen charakterisirenden Intellectualität bei-5 wohnt, so mufs jedoch die Intuition, wo sie ganz in Wirksamkeit tritt, überall dieselbe sein, und kann sich nicht ursprünglich qualitativ unterscheiden. Kein Volk kann die Forderungen der Sprache nur zur Hälfte oder zu irgend einem Theil erfüllen, keine z. B. blofs die materielle Bedeutung bezeichnen, die formale ausschliefslich hinzudenken wollen. Nur insofern jene Intuition nicht gehörig geweckt oder ihre Wirksamkeit erschwert und ge-10 hemmt wird, entstehen unvollkommne oder falsche sich von dem vollendeten Baue entfernende Sprachbildungen. Es ist hier immer ein Kampf zwischen der innern Kraft und dem äufsern Widerstande, wo der Sieg verloren geht, wenn das allgemeine geistige Vermögen nicht die gehörige Lebendigkeit und Stärke besitzt. Die Sprachen, von welchen wir hier reden, haben daher nicht eigentlich ein von dem der vollendeten verschiedenes Princip ...*

selbst und ohne ihr Zuthun, und es ist nicht denkbar, dafs eine 5
Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indefs die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervor- 10
gehenden, Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit 15
aber, demungeachtet immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen, und enthält, insofern sie vom gesetzmäfsigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen 20
negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zweck zuführenden Theil. In dem negativen liefse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive 25
aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäfsigen Baue zugleich vorhanden ist, mufs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vor- 30
züge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck er- 330
laubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner

12. *in welchen]* soll wohl *unter welchen* heißen. Die Sprache, als individuelle Kraft im Reiche des Absoluten, ist ohne Schranke; solche aber findet sie in die Erscheinung übergehend.

16. *aber, demungeachtet immer]* A ohne Komma; D *aber demungeachtet, immer.*

17. *treibt]* D; offenbar richtig; A hat *schreibt,* was H. selbst fälschlich in *strebt* geändert hatte. 18. *concrete]* Vgl. 301, 25 ff. 22. *Zweck]* A; *Zwecke* D.

5 Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmäſsige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergieſsen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein
10 gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da doch auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen muſs.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit
15 eines, sie von innen aus gleichmäſsig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, daſs jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne
20 Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar; und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem inneren und äuſseren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach, macht sie ein zusammenhängendes Gewebe
25 von Analogieen aus, in dem sie das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen zugleich an der
30 Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen ver-
331 zweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde

---

9. 10.] Vgl. 301, 16 17.

12. *doch]* A; fehlt in D.

14—26.] Hier wird eine schon öfter gemachte Bemerkung (z. B. 189, 16) noch einmal eingeprägt.

25. 26.] Vgl. 21, 10 f. *sie,* statt *sich* A. D., nach Vermutung.

29. *zugleich]* A; *folglich* D.

30. *der Sprachen]* D; *derselben* A. Nach H.s Styl könnte *der Sprachen* aus Spracherzeugung verstanden werden.

annimmt, ausführbar, verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammen- 5 hang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmög- 10 lich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müfste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind. 15

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21.) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, 20 seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Sprachen, welche sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, dafs die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die gram- 25 matischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe 30 und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonde- 332 rung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, dafs jedes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zugleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich 5 dennoch wieder dadurch, dafs die einen das Verbum mit gar keinem,

seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die andren dies wenigstens durch die, ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschuische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln, und großentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupttheile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, daß man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbum *sein* andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe bloß hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heißt, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbum, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbum ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das

letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen muſs. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmäſsiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne groſse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen muſs, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbum leiden, der Nachtheil dadurch verringert, daſs bei einem groſsen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen hinzu, daſs Wörter, welche beide Functionen, des Nomen und des Verbum, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder daſs sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Der weniger vollkommne Sprachbau: Barmanische Sprache.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der Barmanischen ([1]). Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik, daſs in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen, gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff

([1]) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ. Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben und Byammâ ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heiſst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben. dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus. Asia. Gotha. 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat. res.* X. 232.)

anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab (2). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz verständlich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird; und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte, oder der Wiederholung des nämlichen, der Uebergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen (1) werden *k, t* (sowohl das linguale, als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g, d* und *b*. Der Unterschied ist nur, dafs im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonanten schliefst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die gröfsere Einheit des Wortes durch die gröfsere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten (2).

(2) *A grammar of the Burman language*. Serampore. 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William Carey, des Lehrers mehrerer Indischer Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

(1) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

(2) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, dafs die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen häufig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500.) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, dafs die Beibehaltung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, dafs die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, dafs man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Worts kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Be-

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substanstivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *ê*, kühl sein, erkalten, *kû*, umgeben, verbinden, helfen, *mâ*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yê* (1)), das Wasser,

wohnern von Aracan (bei Judson: Rariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dafs es nicht füglich anders damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von Herrn Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, dafs nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, dafs die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Dafs im Barmanischen die Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, dafs die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, dafs die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thang* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nämlich so, dafs *ee* für ein langes *i* gilt, Tabelle nach S. 20.), bald *thee* (S. 36. §. 105.), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14.) lautet, so dafs die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte läfst sich historisch beweisen, dafs die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren, bewahrt. Das Verbum sein wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi;* und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

(1) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta.* S. 369.) schreibt das Wort *ji*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so dafs man nach der,

7. *lebendige, leblose]* ein *r* am Ende dieser Wörter in A ist von H. gestrichen.

337 *lû*, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besondres alphabetisches Verzeichniſs gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der
5 einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine groſse Zahl von Wörtern von ihnen abge-
10 leitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herflieſst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht und keine verschmolzenen Wort-
15 ganze bildet, ebendarum auch nicht bloſse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt, und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus gröſse-
20 ren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern bloſse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum gröſsten Theil nichts, was sie von
338 ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen

337 im Anfange dieser Schrift gegebenen Erläuterung über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurück-
25 übertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, daſs Hough die Aussprache so angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375. für Junge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, das letztere in
30 der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

9—11. *Es wird — herflieſst]* Vgl. 338, 1.

23. *im Anfange]* in D und in dem gedankenlos gemachten Abdruck in den Ges. WW. heißt es *am Ende*. Buschmann wollte, daſs die *Methode* (oben S. VII—IX) dieser Schrift hinten angehängt werde, während sie in dem großen Werke über die Kawi-Sprache vorangedruckt werden sollte. Sie ist aber beidemal vorgesetzt.

27. *so]* A; fehlt D.

ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln. Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivum, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heifst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nê* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauṅ,* zur Verstärkung hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Dafs blofs die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva, gebildet: *a-châ* Speise, Nahrungsmittel, von *châ* essen; *a-myak* (*amyet* H.) Aerger, von *myak* ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:* ein abmattendes Geschäft, von *pan:* mit Mühe athmen; *chang* (*chî*) in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang* Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewifs keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Aenderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauṅ,* Lende, auch bisweilen *apauṅ.* Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

---

2. *Im Sanskrit ist wenigstens]* A D. Besser wäre es wohl, wenn es hieße: *wenigstens ist.* Denn *wenigstens* bezieht sich auf *Sanskrit.* Vgl. 341, 26.

5 In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines Modus des Verbum, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit 10 wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln, bloſs zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung läſst sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heiſsen *pan*, 15 *pan-krâ*: und *pan-kwâ* Erlaubniſs fordern, bitten; *krâ*: (*kyâ*:) heiſst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher; so heiſst *prach-hmâ*: gegen etwas sündigen, 20 übertreten, und *prach* (*prîch*) allein: nach etwas hinwerfen, *hmâ*: irren, auf falschem Wege sein, daher auch für sich allein: sündigen: Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Aehnliche Fälle finden sich häufiger, und zeigen deutlich, daſs die Sprache die Eigen- 25 thümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, daſs die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder bloſs auf 30 etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach 340 wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt ([1]).

([1]) Carey's Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint Judson auf diese Gattung der Zusammen- 5 setzung hinzudeuten, wenn er *v. pañ* bemerkt, daſs dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen.

chî: und *chî:-nañ*:, auf etwas reiten oder fahren, *nañ*: (*neñ*: H.) für sich: auf etwas treten;

---

24. *sich häufiger — Sprache]* A; *sich in der Sprache häufiger* ... *daſs dieselbe* D.

Ich werde auf diese für den Sprachbau überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden, auch wenn sie erste Glieder eines Compositum sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tuṅ·*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositum, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tuṅ·*, allein in verstärktem Sinn: auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, daſs nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, daſs der Ueberrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weiſs sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort

tup (tôk. Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kwa*, knieen, *kwa* für sich: niedrig sein;
nâ und *nâ-hkaṅ (nâ-gaṅ)*, horchen, aufmerken. *hkaṅ* für sich: nehmen, empfangen;
pañ (peñ H.) und *pañ-pan:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *pañ-hrâ:; hrâ: (shâ:)* für sich heiſst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;
rang (yî), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pê:* dasselbe als das Vorige, *pê:* für sich: geben;
hrâ (shâ), suchen, nach etwas sehen, *hrâ-kraṅ (shâ-gyaṅ)* dasselbe, *kraṅ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;
kan und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak (kwet)* für sich: in einen Kreis einschlieſsen, Gränzen festsetzen;
chaṅg (chî) und *chang-kâ:*, zahlreich, in Ueberfluſs vorhanden sein, *kâ:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;
ram: (ran, der Vocal wie im Englischen *pan)* und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Taû* heiſst auch für sich, und mit *hcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht;
pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

---

35. *auch würde sich bisweilen]* D.

wirkt, sieht man endlich auch daraus, daſs Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, daſs dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat,* in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharma-wid,* eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch bloſs die Wurzel im Sinne eines Adjectivum genommen, und dann entsteht nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwâ:-kauñ,* Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu,* Menschenmenge, von *lû,* Mensch, und *chu,* sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, daſs es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama,* Weib, Mutter (¹), mit Wegwerfung des *a,* zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositum die Bedeutung des Groſsen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak ma,* das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der

(¹) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama.* Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami.*

---

16. *oben]* 340 Anm. Z. 18.
26. *auch bloſs die Wurzel]* sollte wohl heiſsen: *die Wurzel auch bloſs.* Vgl. 338, 2.

Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, daſs das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall entstehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, daſs das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, daſs es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende muſs sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied muſs man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann, überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht, und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefaſst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, daſs der be-

18. *oben]* S. 338, 20 ff.
12. *übergeht]* D; *über* A.

ständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für
25 sich anzugebende Bedeutung, oder in ihrer Selbstsändigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden läfst. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen läfst, kommen
30 in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs
344 sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung oder Affigirung beweist sich auch dadurch, dafs, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals aufser dem Zustande der
5 Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird, ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbum, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:* (1). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes,
10 welchen das Verbum enthält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chê,* senden, *chê-hkyañ:* (*chê-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heifst *hkyañ*: bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen
15 concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivum ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die
20 Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das Adjectivum nichts, als

(1) Carey. S. 144. §. 8. schreibt *hkrañ,* und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

---

2. *oder] der* D. die Schrift in A ist hier zweifelhaft.

die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt es erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substan- 25 tivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, muſs sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschlieſsen. Den Grund 345 dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser muſs das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen gröſseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivum mit einem Substantivum 5 hat aber jenes den gröſseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heiſst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann: als 10 ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur daſs im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lû* der gute Mensch heiſst, so würden, für sich stehend, 15 die beiden ersten Elemente des Compositum er ist gut heiſsen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, daſs man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines bloſsen Adjectivum, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende 20 Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte 25 Nomina bildet.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher be-

greiflich, dafs diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indefs ist dies nicht einmal immer der Fall, und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch den Indicativ des Verbum. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñâ-thang pru-thang,* dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und wir werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchauk-thang-im,* das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte blofs der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die grofse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomen ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, dafs Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache

fremd, die bloſs in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomen, die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. 5 Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Uebrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie 10 vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere, so wie alle Casuszeichen, dient auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und stöſst dadurch sichtbar das na- 15 türliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen läſst sich indeſs nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tô.* (*do* H.) nur dann, wenn 20 man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tô:,* vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständiger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das bloſse Stammwort betrachtet, 25 allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, daſs es nicht zur Form des Verbum gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbal- 30 formen besitzt, beruht ausschlieſslich auf den letzteren, welche 348 den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Per-

2. 3. *der Partikeln]* fehlte ursprünglich in A, ist indessen von H. selbst nachgetragen. Was aber *Laut des Nomen* bedeutet, ergiebt sich aus Z. 14—18.

sonen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbum oder vielmehr
5 der Satzbildung ist daher die, daſs das Stammwort mit seiner
Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von
ihm unabhängig stehenden Subject durch ein hinzugedachtes Verbum
sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache
ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhn-
10 lichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich
der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den
Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen
wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Er-
15 kennungsmittel des Verbum, daſs das Pluralzeichen der Conjugation
gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals
fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich
nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*,
völlig, vollständig ([1]), unmittelbar nach sich; und die Sprache be-
20 weist auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische
Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser
den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch
durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier
der nicht unmerkwürdige Fall ein, daſs einem mit verloren ge-
25 gangener ursprünglichen Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte
eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist,
349 gröſstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung
mit den concreten. Auf diese Weise sich bloſs nach der
materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen
Umfang dieser Verbalform hinaus und ihre Zahl wird ge-
5 wissermaſsen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis
auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Ver-

([1]) Hough schreibt *a-kun:*. Die Bedeutung dieses Worts kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

---

11. *Kehren wir ... zurück]* ist mir unverständlich: in dem unmittelbar Vorangehenden ist ja eben von der Verbalform die Rede. Ist hier etwas ausgefallen?

13.] Vgl. 349, 7—22.

17. *Pluralzeichen]* sc. des Verbum. Das der Nomina ist 347, 20 genannt.

bum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen 10 wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, daſs die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleich- 15 sam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden, und Verba, deren Bedeu- 20 tung andere Sprachen durch untrennbare Präpositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritum, und zwei ausschlieſslich dem letzteren angehörend, dann einige des Futurum auf. Er nennt die 25 damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbum, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Daſs jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Aeuſserung, daſs zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von 30 einander abweichen. Von *thê*: merkt Judson an, daſs es anzeigt, 350 daſs die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Auſser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen in- 5 sofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln bloſs euphonische, oder 10

ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht, oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man muſs die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, daſs in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *prî:* in der Angabe der Aussprache *byî:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbigen Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chê* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *aṅ·* des Futurum werden zu *chim·* (¹). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurum *lim·-mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lê* mit *aṅ·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurum, *mang,* hinzugesetzt wird. Aehnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müſste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen decliniren, dergestalt, daſs das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel, oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, daſs die

(¹) Carey. S. 116. §. 112. Judson. *v. chim·*

---

27. *einsylbigen]* A; *einsylbiger* D.
12. *unten]* 357, 15 — 358, 15.

Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora 15 mufs man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einflufs ausübt, aber auch dem Nomen angehört und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, dafs ich hier das, als Nominativzeichen weiter. oben erwähnte *thang* 20 meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang* als die erste der Präsensformen des Verbum bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modi- 25 fication hinzu ([2]), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich; es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem 352 es sich anschliefst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den, bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständnifs 5 leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen 10 kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, dafs, bei der Declination des Nomen, *thang* blofs das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participium (denn für ein solches kann man doch hier nur das 15 Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, dafs seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zu-

([2]) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 96. §. 34. S. 110. §. 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besäfse gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

---

20. *oben]* S. 346.

sammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participalform anzuzeigen. Seinen regelmäfsigen Gebrauch
20 findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus; und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey, dient es, die Participalformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, dafs es eine Ab-
25 gränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, dafs dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern dafs man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ur-
30 sprünglichen Bedeutung zurückgehen mufs. In dieser drückt es nun
353 den Begriff: dieses, also, aus, und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet
5 es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso sein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichnifs
10 aufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung (¹). In demselben Sinne scheint es mir nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, läfst er auf
15 sie: dies! also! folgen und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die vollendete Rede zu beschliefsen. Auf diesen Fall pafst Carey's Erklärung von *thang*, als einer, Vorhergehendes und Nachfolgen-
20 des mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag

(¹) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

seine Aeufserung kommen, dafs die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbum hat, wenn sie sich am Schlufs eines Satzes befindet ([2]). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schlufs eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch am Schlufs eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Aehnlichkeit eines Participium modificirte. Die eigentliche Verbalkraft mufs in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbum grofse Aehnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschliefsen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *êng* (*î* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Mifsverständnifs vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schlufs gebracht; *pru-êng* heifst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-prî:-êng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigentliche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey, noch Judson, an. Der Letztere sagt blofs, dafs dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, dafs es zur Conjugation dieses Verbum selbst gebraucht wird ([1]). Nach Carey und Hough ist es

([2]) S. 96. §. 34.

([1]) So im Evangelium Johannis. 21, 2. *hri-kra-êng* (*shi-gya-î*), sie sind oder waren.

---

17. Das *bin* scheint mir beidemal irrtümlich, und *pru-èng* heißt wirklich auch nur (bin, bist, ist) tuend, *pru-pri:-eng* (bin, bist, ist) tuend gewesen, in Gegensatz zu den Formen mit *thang:* indem (ich, du, er) tuend (= indem ich tue, tat), indem ich tuend gewesen (= als ich getan hatte).

auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng,* des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht ([2]). Dieses Schlufszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Uebersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die Sätze der Rede an einander zu hängen und dem regelmäſsigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrits erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Uebersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, dass die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen läſst.([1]) Die Barmanischen Uebersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Aequivalent dieses Hülfsverbum suchen, und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Uebertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, daſs dieses Schluſswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurum gebraucht werden kann. Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurum liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participalformen und des flectirten Verbum wendet, bemerkt, daſs die befehlende und fragende Form des Verbum die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben([2]). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, daſs die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden kön-

([2]) Carey. S. 79, §. 1. S. 96. §. 87. S. 44. 46. Hough. S. 14. Judson. *v. êng.*

([1]) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali.* S. 136. 137.

([2]) S. 109. §. 88.

---

1. *hängen]* Vgl. 356, 19—357, 1. 15—25.

nen, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schliefsen die Form, und das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen. 356

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau.* Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so 5 übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinn etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Ge- 10 legenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, dafs zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach, er mir gab. 15 Die Stelle des Verbum in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, dafs das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schlufssatz erwartet, und auch eine 20 Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, dafs die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einan- 25 der verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und

---

26. *ihnen]* Den befehlenden und fragenden Verbalformen.

1. *bei — Verben]* eingeschoben.

1/2. *denselben* sc. Partikeln. *sie selbst]* sc. die Partikeln. Die Stellung ist also die: Verbum thang Fragepartikel, worauf kein Casuszeichen folgen kann.

20. *später]* D; *in der Folge* A.

25/26. *in einander verweben]* sollte heißen: *an einander binden,* nach der Formel: ... *gegangen seiend,* ... *gesehen habend,* ... *gegeben habend,* u. s. w. u. s. w. (habe) *gemacht.* Jedes Glied durch nachgesetztes *thang* vom andren getrennt, und am Schlusse *êng.*

setzt hinzu, dass dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schlufsstein eines ganzen, in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger mufs die Sprache sein, die einzelnen Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschliefsen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und läfst immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reifs mit Butter gekocht, sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reifs gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmäfsig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Uebersetzungen aus anderen Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis 21, 2. heifst: *and Nathanael of Cana in Galilee,* so dreht die Barmanische Uebersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositum, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Function betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschliefst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen

1. *untergeordneten Endwort]* Endwort eines untergeordneten Satzes, eines Teiles der ganzen Satzkette.

4—6. Diese Beispiele belegen das Verfahren, die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen zu lassen, aber nicht, die Bildung an einander gebundener Sätze.

ab. Die Regelmäſsigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten muſs. 30 Nur beim Hören muss die Aufmerksamkeit schwierig angespannt 358 werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, 5 die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, daſs der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen muſs. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina be- 10 handelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, daſs du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, läſst in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbum verkaufen folgen, und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schlieſst. 15

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, daſs sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die 20 Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern in der That in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört. 25 Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, dass jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern

21. 22. *in der That]* A; *wahrhaft* D.

30 die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung
359 festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstoſsen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues
5 eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden (¹), haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstoſsen. Diese Eigenschaft also muſs man als die charakteristische Eigenthümlichkeit
10 dieser Sprachen, so wie der Chinesischen, ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden, die Vermannigfaltigung und Ver-
15 mehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache besitzen eine so groſse Menge derselben, daſs es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die
20 Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter (²). Die Accente geben zugleich zu noch gröſseren und zahlreicheren Dialektverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben, Veranlassung; und man versichert, daſs in Anam jede irgend bedeu-
25 tende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und daſs benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen (³). Die Barmanische Sprache besitzt
360 zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten

(¹) *Asiat. res.* X. 222.
(²) *A Grammar of the Thai or Siamese Language.* S. 12—19.
(³) *Asiat. res.* X. 270.

25. *eignen Dialekt hat]* D; *eignen besitzt* A.

langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochenen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so läfst sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô,* aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô*:, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pô·,* tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas geworfen werden; *ñâ,* ich, *ñâ:,* fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, dafs sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhängen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schliefsen läfst, dafs die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfnifs der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, dafs diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen, dafs, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und dafs eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Unter-

suchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten (¹). Von der Barmanischen Sprache mufs man zuerst zugestehen, dafs sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen 10 modificirt, und die grammatischen Kategorien nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, dafs sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbum verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim 15 Nomen gebraucht, dafs nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schliefsen läfst, welche beider Kategorieen gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen über- 20 ein (²). Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zweck trennende und verbindende; denn 362 die Aehnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchî* in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als dafs sie verkannt werden könnte (³). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, 5 in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich, die es sehr wesentlich ist sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen 10 Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort mufs qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andren abhängig, oder selbst andre leitend,

(¹) Ueber die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch ungleich belehrender werden, wenn man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210. vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln bloß Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Ueber die Anamitische Sprache habe ich bloß Leyden's schätzbare aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158.) vor mir.

(²) Mein Brief an Abel-Rémusat. S. 31.

(³) *l. c.* S. 31—34.

12. *andren . . . andre]* so lese ich A; *andrem . . . andres* D.

begränzt werden ([2]). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie läſst das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier läſst sich nicht eigentlich sagen, daſs das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite läſst sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermaſsen ein dem im Vorigen entgegengesetzes Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende und müſste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei groſsen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbum auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren

([2]) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivum, und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältniſs beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

363,13.] Der vorstehende Satz *und thut* 9—12 ist eingeschoben. *Das erstere* sc. Gesetz das des Regierens (362, 15—22), *das letztere* das der Vervollständigung (362, 22—363, 5).

31. *bei ihnen]* bei jedem von ihnen an sich. Indem die Worte zusammentreten, wird von allen Beziehungen, in denen jedes zu unzähligen andren Worten stehen kann, nur die eine zu diesem Worte herausgehoben.

27—28. *und wird—beschränkt.]* A. D. Wie dies zu denken ist, geht aus 367, 13—15. 24 hervor.

durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, daſs ihr keine klare 25 Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern daſs sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr an-30 gebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies 366 springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen Grunde dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, daſs sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der 5 darin geschäftigen Kraft des Verbum durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, 10 wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen läſst, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen 15 an einander gereiht, welche, wie unser *und*, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, 20 es immer zugleich zum Verständniſs des zunächst Folgenden anwendet. Daſs hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher

---

1. *dem zweiten]* Der erste Grund ist, dass dem Verbum sowohl das Subject als auch das Object vorangestellt wird, wodurch es als durch diese beiden bestimmt, nicht aber als letzteres regierend erscheint; der zweite ist, dass in der Satzkette immer ein Verbum, mit allen ihm vorangeschickten Bestimmungen zusammengenommen, wieder zur Bestimmung eines folgenden, eben so bestimmmten Verbum dient, und dabei letzteres an das vorangehende bestimmende gehängt wird (356, 13—357, 14. 358, 5—15.

21. *welcher]* D; *der* A.

außerdem ermüdende Gleichfömigkeit unvermeidlich scheint, entstehen muß, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen darin überein, dass sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine große Anzahl die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständniß hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, daß die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies muß man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, daß Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten muß. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, läßt die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine große Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in anderen Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine *verfertigen*, das, als zweites Glied, hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet, bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer andern Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivum

---

25. *darin — daß]* A; *insofern — als* D.
2. *Indem]* D; *Da* A.

dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische
25 Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort,
dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine, an sich allerdings
wenig natürliche Weise das Verbum *sehen* zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivum gebraucht wird, so geht es dem
30 Hauptbegriffe vorauf: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so
368 viele Dinge gesehen werden können, so müfste eigentlich tödten
vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, dafs hier *sehen*
als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand
des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf
5 den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine
Weise das grammatische Verhältnifs angedeutet. Auf ähnliche Art
werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Uebereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische
und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung
10 durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, dafs
sie einige dieser Partikeln dergestalt blofs zur Andeutung der Construction bestimmen, dafs dieselben der materiellen Bedeutung nichts
hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt,
in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen
15 verläfst, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung,
in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll,
durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser
Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings
nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt
20 aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in gröfsere Nähe mit dem
Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen.
Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden.
Wir haben aber doch gesehen, dafs in einigen Fällen die Einwirkung
25 eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran

24.] Das Adj. specificirt den Gattungsbegriff des Substantivs, zu dem es gehört.

gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schliefsen die endenden Partikeln *thang* und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dar- 30 gestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa 369 liegt auch darin, dafs selbst diejenigen unter diesen Partikeln, die als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Plural- 5 partikeln, bald die eine, bald die andre Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig sein, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der 10 Unterschied liegt hierbei nicht blofs in der mehr oder weniger engen Anschliefsung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings 15 meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind gröfstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Ueberhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Uebergangspunkt von der einen 20 zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute

---

29.] Vgl. 350. 27 — 351, 7.

30. *phonetisch, also fremdartig]* Verstehe ich nicht.

1 — 5. *Ein Gefühl — nachfolgen]* Diese Partikeln könnten ja als Adjectiva dem Substantivum vorausgehen, indem man sie durch zwischengestelltes *thang* mit einander verbände. Dies geschieht nie. Aber dafs darin ein *Gefühl der wahren Natur der Suffixa* liege, sehe ich nicht. Es wird auch manch andres Adj. dem Subst. nicht vorausgehen können, und diejenigen, welche es können, werden solche Stellung nicht überall zulassen.

14. *Jene — bedeutsame]* d. h. die Barmanischen Partikeln sind materiell oder objectiv bedeutsam.

17. *Diese]* die indischen Suffixa. *subjective]* Vgl. 114.

zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Par-
25 tikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere dieser Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren
30 Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die
370 Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch gröfserer Festigkeit an der ihrer Vortellungs-
5 weise gemäfsen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in
10 der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute
15 der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem
20 Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen fliefst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben
25 sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden

---

5. *neue]* sc. Begriffe, in Gegensatz zu bloßer Beziehung und deren Andeutung.

Völker beigesellt; und es ist anziehend zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion und der Wissenschaft als von politischen und Lebensverhältnissen ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der 30 Formen gekommene Flexionssprache, zu Sprachen hinzugetreten, die 371 in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen, gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am gröfsten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, dafs die Barmanische 5 Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben; und ebenso gehört ihr allein der sich den 10 Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äufserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen *Karmadhâraya* gleichstellen, ist gänzlich davon ver- 15 schieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, dafs durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und 20 insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert sein kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung 25 der Form sehr zugänglich und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertraulichkeit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und

27. *der Wissenschaft]* in D fehlt *der*. 28. *Vertraulichkeit]* A. D.

erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmählich die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, daſs der Sprache doch eine ganz verschiedne Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, daſs der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weiſs ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die groſse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Sprachen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tô·* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchî* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*)

---

30. *sie — verstattet]* die Sprache sich durch den Gebrauch umgestalten lässt.

ist das Verbum *sein*, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi*. Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she*. Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so dafs seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte *Stück* ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko* (1). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch grofs und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, dafs sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

(1) S. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

---

§. 25.

Ein- und mehrsylbige Sprachen.

So ist der Titel dieses Paragraphen in A angegeben. In D lautet er: *Ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei?*

Dieser Paragraph als Schluss unserer Schrift erinnert mich an große Ströme, die sich im Sande verlieren. Er könnte fehlen: wir würden ihn nicht vermissen. Das Werk schließt mit 333, 28 ab. Die 297, 1. 2 angedeuteten Endpunkte sind völlig erreicht, und damit ist das Thema in der gestellten Beschränkung erschöpft. Das eine Ende bildet das Sanskrit, das andre die übrigen Sprachen je nach ihrer Nähe oder Ferne zu oder von demselben (301, 12), und in der Classification (331, 16 ff.) Die wesentlichsten der letzteren Sprachen haben wir kennen gelernt (§. 23); schließlich sogar hat uns H. eine sehr ausführliche Zugabe durch die Darstellung des Barmanischen geschenkt (§. 24), wofür wir ihm besonders danken wollen. Der nun noch folgende §. 25 aber stellt ein Problem, das für uns an dieser Stelle gar keins mehr ist, da es schon die Antwort gefunden hat, die möglich ist (327, 7 ff.), schließt

ab ohne Antwort (414, 17—20), und hat dazu das wahre Problem verschoben; denn die Untersuchung über die Möglichkeit zusammengetzter Wurzeln ist eine ganz specielle Frage, die nicht hierher gehört, die mit allem, was in diesem Paragraph behandelt ist, allenfalls den früheren Paragraphen über die Wurzel und über die Wortbildung hätte einverleibt werden können. Er scheint zu verraten, dass H. wohl noch manches, was uns mehr interessirt hätte, hinzuzufügen die ursprüngliche Absicht hatte, und dass ihm diese auszuführen nicht mehr die Lebenszeit oder Kraft vergönnt ward. (Vgl. Einl. zu §. 22a) Schluss). So hat er auch hinter 116, 14 eigenhändig hinzugefügt: (*S. unten*).

Diese Vermutung wird verstärkt, wenn wir einen Blick auf die Mss. werfen. Wenn auch H. gleich bei Beginn unsres Werkes davon absah, dasselbe so vollständig auszuführen, wie es in H⁴ beabsichtigt war, da es zu einer bloßen Einleitung herabgesetzt ward, so kann doch nicht bezweifelt werden, dass der Inhalt von H¹, des Einganges zu H⁴ (f⁰. 1—70) und des zweiten und dritten Abschnittes von H³ für unser Werk in Aussicht genommen war. Die oben in der Einl. zu 22a) am Schlusse citirten zwei Stellen 247, 28. 327, 20—23, zu denen ich hier noch 47, 8 *(im Voraus)* hinzufüge, mit allem was bis zu Ende des §. 8 gesagt ist, deuten auf Punkte, welche im zweiten Kapitel des dritten Abschnittes wirklich besprochen, in unsrem Werke aber zum Teil gar nicht berührt sind. Entschieden also hatte ursprünglich der Plan obgewaltet, dieselben Punkte in gleicher Ausführlichkeit zu bearbeiten. Dass dieser nicht ausgeführt ist, hat nur der Tod bewirkt. Buschmann, der doch wohl um die Absichten H.s wusste, scheint daran gedacht zu haben, den dritten Abschnitt von H³ in Anschluss oder Fortsetzung unsres Werkes zu veröffentlichen: dies verraten Spuren, welche das Ms. von seiner Hand trägt. Er musste notwendig davon abstehen. Durch die veränderte Disposition nämlich war so vieles aus H³ schon im Laufe unsres Werkes vorweg genommen, dass dieses Ms. nur in einer Ueberarbeitung durch H. sich hätte anschließen können.

So, meine ich, wissen wir ganz bestimmt, was unsrem Werke fehlt. Den §. 25 aber lasse ich als einen nicht hierher gehörigen Ueberschuss völlig weg.

Addenda.

S. 517 (H. 227, 14) liest A *Ziel.* 556 (H. 260, 22) *angefangner,* 556 (H. 261, 8) *Geist.*
- 537 (H[1] f°. 84. Z. 30): *strebt nach seiner Unendlichkeit]* vgl. S. 618, Z. 35 f.
- 588 (H. 286, 28) *Organismus]* = Flexion.
- 593 (H. 291, 22) vgl. 325, 13. 14, erklärt durch Z. 26 f.
- 640 (H. 312, 28) *die Sprache]* Damit sind die semitischen Sprachen gemeint. Dass H. die besondre Sprache, von der er gerade redet, kurzweg *die Sprache* nennt, zeigt auch 349, 24, wo das Barmanische gemeint ist. Jene ganze Stelle 312, 28 ff. ist nicht glücklich ausgedrückt. Bei *Wörtern* 313, 5 dachte H. wohl zugleich an die Variationen des Stammes, wie Piel, Hifil, Nifal u. s. w. Dies, und dass 312. 10 unter *untrennbare Präpositionen* die mit Präpositionen (vielmehr Adverbien) zusammengesetzen Verba zu verstehen sind, geht aus 349, 21 hervor.
- 660 (H. 332, 19) zu *concret* vgl. 165, 7—12, zu *abstract* 166, 2—6.

Corrigenda.

S. 125 (H. 307, 22) statt *diesem* lies *diesen.*
- 132 Anm. 4. statt 11, 32 lies 313, 1.
- 136 (H. 316, 22) statt *der er sich* lies *der es sich.*
- 513 (H. 223, 25) } statt *wechselweise* lies *wechselsweise.*
- 575 (H. 279, 25) }
- 552 (H. 256, 4) statt *hauptsächlichsten* lies *hauptsächlichen.*

Druck von L. Reiter, Herzogl. Hofbuchdrucker in Dessau.

12/-

B

Famsh

Die

sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt.

HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT

VON

DR. **H. STEINTHAL**

PROFESSOR FÜR ALLGEM. SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN,
CORRESP. MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU UPSALA.

ZWEITE HÄLFTE (SCHLUSS.)

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1884.